

88
132

Nachgelassene
belletristische und vermischte
Schriften

in zwei Bänden

von

Luise Büchner,

Verfasserin von „Die Hugen und ihr Verul“, „Erzählungen aus Heimath und Fremde“,
„Trauerberg“, „Beiwandlungsmärchen“, „Dichtestimmen für Frauen und Jungfrauen“, „Deutsche
Geschichte von 1815--1870“, etc. etc.

Mit Bildniß und Biografie der Verfasserin.

Erster Band:

Dramatisches, Erzählendes und Lyrisches.



Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1878.

12 W 376

Anfang nächsten Jahres wird erscheinen:

Georg Büchner's
S ä m m t l i c h e W e r k e
und handschriftlicher Nachlaß.

Erste kritische Gesamt-Ausgabe
eingeleitet und herausgegeben

von

Karl Emil Franzes.

Mit Portrait und Ansicht des Züricher Grabsteines.

Ein Band in 8^o. von circa 42 Bogen.

Preis circa M. 8.

Inhalt:

Georg Büchner von Karl Emil Franzes.

- I. Dichtungen: Dantons Tod. Ein Drama. — Leonce und Lena. Ein Lustspiel. — Woyzeck. Ein Trauerspiel-Fragment. — Lenz. Ein Novellen-Fragment.
- II. Aus den Uebersetzungen: Aus Maria Luder von Victor Hugo. Aus Lucretia Borgia, von demselben.
- III. Vermischte Schriften: Der heßische Landbote. — Aus den anatomischen Schriften. — Aus den philosophischen Schriften.
- IV. Briefe: An die Familie. — An die Braut. — An Karl Gupflew. — Anmerkung des Herausgebers.
- V. Anhang: Jugendverse. — Cato Uticensis. — Büchner als Agitator. — Büchner's letzte Tage. — Nekrolog. — Poetische Stimmen. — Gupflew über Dantons Tod. — Das Büchner-Denkmal. — Die Familie Büchner.



Luise Büchner's
Nachgelassene Schriften.

I.



Miss Dwyer,

'22,3345
Nachgelassene

J. D. Sauerländer's Verlag.
1878.



122,3345

Nachgelassene

belletristische und vermischte
Schriften

in zwei Bänden

von

Luise Büchner,

Verfasserin von „Die Frauen und ihr Beruf“, „Erzählungen aus Heimath und Fremde“,
„Frauenberg“, „Weihnachtsmärchen“, „Dichterkünsten für Frauen und Jungfrauen“, „Deutsche
Geschichte von 1815–1870 u. s. w.“

Mit Bildniß und Biographie der Verfasserin.

Erster Band:

Dramatisches, Erzählendes und Lyrisches.



Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1878.



Vorwort des Herausgebers.

Nach dem Tode von Luise Büchner fand sich ein ziemlich bedeutender, theils handschriftlicher, theils in einzelnen, in verschiedenen periodischen Blättern abgedruckten Aufsätzen bestehender litterarischer Nachlaß vor. Nach Ausscheiden desjenigen Theils des Nachlasses, welcher sich auf die Frauenfrage bezog, und welcher inzwischen gesammelt und geordnet bei Gessenius in Halle erschienen ist unter dem Titel: „Die Frau. Hinterlassene Aufsätze, Abhandlungen und Berichte zur Frauenfrage, von u. s. w. Mit dem Portrait der Verfasserin und einem Erinnerungsblatt an dieselbe, gewidmet Ihrer Königl. Hoheit Frau Großherzogin Ludwig von Hessen“ — blieb der eigentlich belletristische oder schönwissenschaftliche Theil zurück, welcher dem Publikum und der Oeffentlichkeit in den nachfolgenden zwei Bänden übergeben wird. Der erste Band enthält fast nur Handschriftliches; nur die beiden Erzählungen und die normännische Sage waren bereits gedruckt. Von den Gedichten wurden nur solche zum Abdruck gebracht, welche in der in der Biografie erwähnten Sammlung „Frauenherz“ nicht enthalten sind. Das Trauerspiel, sowie noch mehr das Novellen-Fragment, welche nicht mit Jahreszahlen bezeichnet waren, zählen wohl zu den früheren oder frühesten Arbeiten der Verfasserin; die beiden Lustspiele dagegen sind erst in späteren Lebensjahren entstanden. Sie wurden beide zum Zwecke häuslicher Aufführungen verfaßt; das zweite aus Anlaß und zur Feier des Geburtstages eines

Bruders der Verfasserin, angeregt durch dessen kurz vorher erschienene Schrift: „Aus dem Geistesleben der Thiere“ (Berlin 1876). Die Entstehungs-Zeit der Gedichte konnte bei den meisten derselben, und zwar in chronologischer Reihenfolge, angegeben werden. — Der zweite Band enthält eine Reihe von Aufsätzen, welche alle, mit Ausnahme von Nr. 13, 15 und 16, bereits in Zeitschriften erschienen waren, aber durch Form oder Inhalt oder durch beides zugleich dem Herausgeber werth erschienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Eine Anzahl Aufsätze dagegen von mehr vorübergehender Bedeutung wurde zurückgelegt. Wo es möglich war, wurde auch hier, wie bei den Gedichten, die Jahreszahl der Entstehung angegeben. Feine Bildung, scharfe Beurtheilungsgabe neben tiefer Empfindung und redliche, auf Freiheit und Vaterlandsliebe gerichtete Gesinnung neben entschiedenem Formtalent wird auch der strengste Beurtheiler allen diesen poetischen wie nichtpoetischen Arbeiten kaum absprechen können, und es bleibt nur zu bedauern, daß die geist- und kenntnißvolle Verfasserin in den letzten zehn Jahren ihres Lebens durch ihre Bemühungen um die Förderung der Frauenfrage ihrem poetischen und schönwissenschaftlichen Gestaltungstalent nur noch vereinzelte Früchte abzurufen im Stande gewesen ist.

Biografie.

Am 28. Nov. 1877, Abends 7 Uhr, verschied sanft nach kurzem Krankenlager im 56. Lebensjahr, umgeben von Verwandten und Freunden, Fräulein Luise Büchner, welche theils durch ihre Thätigkeit als Schriftstellerin, namentlich durch ihr weitverbreitetes Buch „Die Frauen und ihr Beruf“, theils durch ihre rastlose Thätigkeit im Interesse der Frauenfrage und der Verbesserung des Looses der Frauen einen weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinausreichenden Namen hinterlassen hat. Geboren in Darmstadt am 12. Juni 1821, entwickelte sie bei zarter Gesundheit schon in früher Jugend hervorragende geistige Anlagen und eignete sich nach und nach einen seltenen Schatz von Kenntnissen in Sprachen, Literatur und Geschichte an. Ihr dichterisches Talent entwickelte sich schon mit dreizehn Jahren in einem solchen Grade, daß man sie scherzweise den „Hauspoeten“ nannte, und daß sie bei jeder festlichen Gelegenheit in der Familie nicht blos, sondern auch in Freundeskreisen die poetische Ader fließen lassen mußte. Leider warfen das traurige Schicksal und der jähe Tod ihres ältesten Bruders Georg, des genialen Dichters und radikalen Politikers, an dem sie als Kind mit innigster Liebe hing, die trübsten und durch Nichts ganz zu zerstreuenenden Schatten in ihr erstes Jugendalter und damit auch zum Theil in ihr ganzes späteres Leben — obgleich andererseits die Entfaltung und der Ausbau ihres reichen geistigen Innern in jenem Umstand und

in der durch denselben veranlaßten Zurückgezogenheit der Familie Unterstützung fand.

Einigen Ersatz für ihren schweren Verlust fand sie in einer innigen Freundschaft mit der lebenswürdigen Amalie Gutzkow, der ersten Frau des berühmten Dichters, welche die jüngere Freundin mit liebevoller Wärme an sich heranzog, und in deren Haus in Frankfurt sie gar manche schöne Stunden und Wochen verlebte. An ein Herausstreten in die Oeffentlichkeit dachte übrigens die zukünftige Schriftstellerin nicht eher, als bis der unternehmende Verleger Karl Meißner in Frankfurt a. M., mit dem sie in freundlichen Beziehungen stand, sie zum Niederschreiben ihrer Gedanken über weibliche Erziehung und Bildung veranlaßte. Die Arbeit erschien zuerst anonym unter dem Titel „Die Frauen und ihr Beruf“ (1855) und hatte einen solchen Erfolg, daß jetzt bereits die vierte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage vorliegt, und daß zahlreiche ähnliche Schriften durch dieselbe veranlaßt wurden. Gleichzeitig hatte sich Luise B. in der Novellistik versucht und dem „Morgenblatt“ eine Novelle: „Die kleine Hand“, eingesandt, über welche sich der alte Herr von Cotta in einem Briefe an die Verfasserin so außerordentlich beifällig geäußert hatte, daß dieselbe dadurch den Muth fand, auch auf diesem Felde weiter zu arbeiten. Sie blieb von da an mit dem Morgenblatt in fortgesetzter Beziehung bis zu dessen Aufhören und schrieb außer einigen literarischen Arbeiten, z. B. einem Essay über Charlotte Corday, eine Reihe von Novellen für dasselbe, welche später gesammelt erschienen unter dem Titel: „Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimath und Fremde“, (Leipzig, Thomas, 1861) und von der Kritik sehr beifällig aufgenommen wurden. Namentlich fand die reizende, dem holländischen Leben entnommene Erzählung „Der lederne Bräutigam“, zu der sich die Verfasserin den Stoff aus einem

Aufenthalt bei Verwandten in Holland geholt hatte, großen und einstimmigen Beifall. Drei Jahre nach dieser Veröffentlichung erschien in gleichem Verlage ein einbändiger Roman: „Das Schloß zu Wimmis“, zu welchem der Verfasserin Stoff und Anregung durch eine Schweizer Reise geliefert worden waren, nachdem sie bereits 1860 eine, inzwischen in zweiter Auflage erschienene, viel Schwermüthiges enthaltende Gedichtesammlung unter dem Titel „Frauenherz“ veröffentlicht hatte. Weiter gab sie in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Alexander (jetzt Professor der auswärtigen Literatur zu Caen in Frankreich) eine Anthologie „Dichterstimmen aus Heimath und Fremde für Frauen und Jungfrauen“ heraus, welche vor Kurzem in einer fünften Auflage und in einer besonderen Prachtausgabe (Halle, Wesenius) erschienen ist. 1865 erschienen bei Flemming in Hologau die lebenswürdigen „Weihnachts-Märchen“, entstanden aus winterabendlichen Erzählungen, mit denen die Verfasserin die beiden ältesten Kinder ihres Bruders Ludwig, Mathilde und Georg, denen auch das Büchlein gewidmet ist, zu unterhalten pflegte. Dasselbe reiht in einer sehr glücklichen Weise den heidnischen, aus Naturdienst entstandenen Ursprung des Weihnachtsfestes an dessen gegenwärtige christliche Bedeutung an und hat vielen Kinderseelen große Freude gemacht. Von 1860—1870 veranstaltete die fleißige Schriftstellerin überdem in ihrem Hause einen alljährlich wiederkehrenden Vorlesungs-Cyklus über Weltgeschichte für Damen, welche sie von durchaus freisinnigem Standpunkte aus behandelte, indem sie den Hauptwerth auf das Kulturhistorische legte, aber auch Literatur und Kunstgeschichte mit hinein verflocht. Sie beendigte ihre Vorlesungen im Jahre 1870 mit der Geschichte der Gegenwart. Den Sommer 1864 verbrachte Luise V. bei ihrem Bruder Alexander in der Normandie und sammelte dort und bei längerem Aufenthalte

in Paris mannigfaltige Eindrücke zu neuem geistigem Schaffen. Das Jahr 1866 brachte den Krieg und für Luise B. Gelegenheit, ihre theoretischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenfrage auch praktisch zu betheiligen. Im Februar 1867 zog die in Darmstadt residirende Prinzessin Ludwig von Hessen (Alice; Tochter der Königin von England, jetzt regierende Großherzogin) Luise B. zu sich, um ihr bei der Bildung eines gemeinnützigen Frauenvereins behülflich zu sein. So entstand der seitdem zu großer Blüthe gelangte „Alice-Verein für Frauenbildung und Erwerb“, welchem Luise B. als Vice-Präsidentin und Stellvertreterin der hohen Präsidentin bis zu ihrem Tode vorstand. In dieser Stellung entfaltete sie im Laufe der letzten zehn Jahre ihres Lebens eine so reiche, sowohl theoretische, wie praktische Thätigkeit im Interesse ihres Geschlechts und zur Verbesserung des gesellschaftlichen Looses der Frau, daß sie nach und nach zu einer Art von Mittelpunkt für die sämtlichen Bestrebungen auf diesem Gebiete für ganz Deutschland wurde und auf den Frauen-Verbandstagen in Berlin, Hamburg und Darmstadt vielfache, ehrlich verdiente Auszeichnungen genoß.

In dem von ihr gegründeten Alice-Lyceum in Darmstadt, einer geistigen Bildungsanstalt für Damen, hielt Luise B. im Laufe dreier Winter Vorträge über deutsche Geschichte, deren letzter Abschnitt im Jahre 1875 bei Thomas in Leipzig im Druck erschien unter dem Titel „Deutsche Geschichte von 1815—1870“ und von der Kritik mit großem und fast einstimmigem Lobe aufgenommen wurde. Allgemein äußerte sich das Erstaunen darüber, daß ein weiblicher Verstand den riesigen Stoff in dieser Weise hatte bewältigen können.

Schriftstellerische Früchte ihrer rastlosen Thätigkeit im Interesse der Frauenfrage waren: „Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage“ (Berlin, Otto Nauke),

Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Ludwig von Hessen gewidmet. Ferner „Ueber weibliche Berufsarten“ (Darmstadt, Köhler, 1872); weiter „Ueber Verkauf- und Vermittlungsstellen für weibliche Handarbeit, insbesondere den Darmstädter Alice-Bazar“ (Leipzig, Thomas, 1873); endlich zahlreiche Artikel in der von Luise W. mitbegründeten, in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Der Frauen-Anwalt“, sowie in der von Schornstein begründeten „Zeitschrift für höhere weibliche Bildung“. Auch in der „Kölnischen Zeitung“, der „A. Allgemeinen Zeitung“, der „Berliner Nationalzeitung“, der „Darmstädter Zeitung“, der „Diasfalia“ und in anderen angesehenen Blättern kämpfte die Verstorbene in verschiedenen vortrefflichen Aufsätzen für ihre Ideen zur Hebung und Verbesserung des Frauenlooses, ohne jedoch dabei ihres dichterischen Berufes zu vergessen. Im Jahre 1873 erschien bei Thomas in Leipzig ein erzählendes Gedicht „Klara Dettin“, welches in schwungvoller, dichterischer Sprache das tragische Geschick der Geliebten Friedrich's des Siegreichen von der Pfalz (1449 bis 1484) unter Beifügung historischer Anmerkungen behandelt. Auch diese Arbeit ist Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Ludwig von Hessen, nebst einem besonderen, an ein tragisches Geschick der hohen Frau erinnerndes Widmungs-gedicht zugeeignet. In den allerletzten Jahren, als ihre Kräfte nachzulassen begannen, hat sich die geistige Production der fleißigen Schriftstellerin nur auf kleinere Aufsätze und Arbeiten beschränkt. Noch mag erwähnt werden, daß sie im Sommer 1873 während eines Badeaufenthaltes auf der Insel Rôhr das Glück hatte, beinahe täglichen Verkehr mit Ihrer Königlichen Hoheit der deutschen Kronprinzessin und deren hohem Gemahl, welchen Beiden sie schon am Darmstädter Hofe vorgestellt worden war, zu unterhalten. Die Reichen der Theilnahme von Seiten der hohen Frau, noch mehr aber

die von wahrer, innigster und durch langjährigen persönlichen Umgang gezeitigter Freundschaft zeugenden Zeichen der Theilnahme von Seiten Ihrer königlichen Hoheit der Frau Großherzogin selbst während ihres kurzen Krankenlagers verschönten die letzten Lebenstage der Sterbenden. Noch drei Tage vor ihrem Tode, am 26. November, als dem 10jährigen Stiftungstage des Alice-Vereins, empfing sie von dessen hoher Präsidentin ein von einem werthvollen Geschenk begleitetes huldvolles Handschreiben. Gleicherweise gratulirte der Vorstand des Vereins durch Ueberreichung eines Blumenkorbs; doch war das Bewußtsein der dem Tode Geweihten schon zu sehr getrübt, als daß sie eine volle Empfindung der ihr damit gewordenen Anerkennung hätte haben können. — (Nach der Darmstädter Zeitung vom 1. Dezember 1877.)

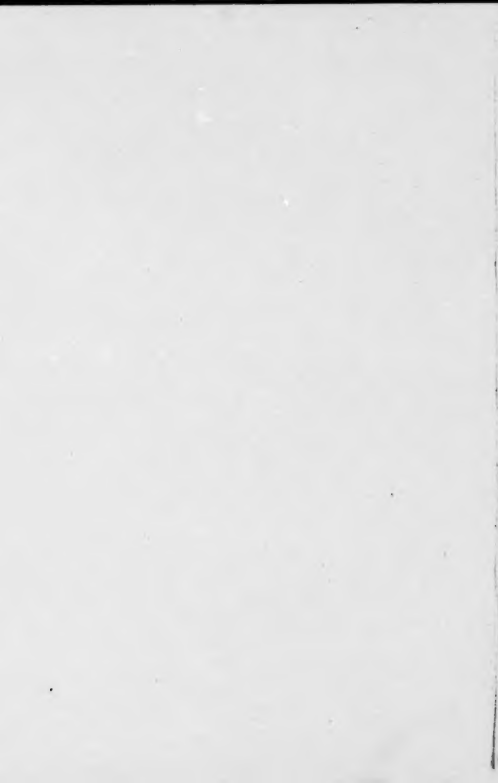
Inhalt.

1) Vorwort des Herausgebers	Seite.
2) Biografie	V
3) Banina. Historisches Trauerspiel	VII
4) Nur berühmt. Einaktiges Lustspiel	I
5) Jungfer Bienenchen oder: Aus dem Geistesleben der Thiere. Dramatisches Märchen in einem Akt	110
6) Ein Dichter. Novellen-Fragment	155
7) Der Ratose von Alabama. Erzählung	170
8) Der kleine Bagabund. Erzählung	263
9) Die Fee von Argones. Normännische Sage	287
10) Gedichte	323
Poesie	333
O höre, Himmel	335
In der Neujahrsnacht	336
Klage	336
Ein Held	337
Zum Lutherlage	338
1870	340
Gros	342
Es steht der Baum	343
Gelegenheits-Gedichte:	344
Zur Genesung eines Bruders von schwerer Krankheit	346
Wunschzettel zu Weihnachten	347
Bei einer mythologischen Aufführung	350
An Theres	356
Bei der Geburt des Söhnchens einer Freundin	357

	Seite.
In Bruder Ludwigs Album	358
Widmung zu Amaliens Album	359
Widmung zu Jeanettens Album	360
An Herrn von G.	360
Bei Uebereichung dreier Honigsuchen-Perzen	362
Bei der Gründung einer gesellschaftlichen Vereinigung	363
In Bertha G. Album	364
Für S. L.—n mit der Freitagsfage	364
Beim Lesen von Kinkels Gedichten	365
Herrn Heinrich Weidinger	365
Zum 9. Februar	366
In das Album von M. G.	370
Zur silbernen Hochzeit von Ousel K.	370
Zur goldenen Hochzeit des Generals von G.	372
Erinnerung an Rödelheim	373
Motto zu der Novelle: Unter der Tanne	374
Der improvisirte Geburtstag	374
Erinnerung an Trevelin	375
Leni M. bei ihrer Verheirathung	375
Zum Abschied für Prediger Hieronymi	376
Die Darmstädter Hofbibliothek	377
Zur Hochzeit von K. . . . M. . . . und L. . . . G.	378
Bei der Verheirathung einer Cousine nach Frankreich	380
Prolog am 21. August 1869.	383
Widmung in das Album der Frau Wüstenfeld	387
Zum Geburtstag des Herrn Lehrers Reined.	388
Prolog zu einem Concert für die Oesterbeschiedigten	389
Prolog bei der Christbescheerung 2c. im Kriegsjahr 1870	390
Step	391

Erster Band:

Dramatisches, Erzählendes und Lyrisches.



Vanina.

Historisches Trauerspiel.

Zeit: 1662.

(Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.)

Personen.

Sampiero, General der Corsen.

Antonfrancesco, sein 11jähriger Sohn.

Antonio San Firenze, sein Freund.

Nicolo Orneo,

Francesco Orneo, { Betlern der Vanina.

Pietro Calvi,

Angelo Ombrone, Priester.

Agostino Bazzicalupo, ein genuesischer Unterhändler.

Niettro,

Bernardo, { corsische Soldaten.

Silippo,

Battista, ein alter Diener Sampiero's.

Vanina Orneo, Gattin Sampiero's.

Marietta, ihr Mädchen.

Corsische Edelkute, Matrosen, Soldaten, genuesische Matrosen.

Ort der Handlung: Abwechselnd Marseille, Alg., die afrikanische und die französische Küste.

Erster Akt.

Der Schauplay ist in einer StraÙe von Marseille. Im Hintergrunde sieht man das Meer und Schiffe.

I. Scene.

Agostino Bazzicalupo, er geht auf und nieder und sieht sich aufmerksam um, wenn Leute vorüberkommen.

Agostino, Ich will nicht hoffen, daß Ombrone mich
Betrog, als er versprach hierher zu kommen.
Gewiß, ich hab' in ihm den Mann gefunden,
Den ich gebrauchen kann — sein reger Geist,
Nicht unterstützt von des Charakters Stärke,
Ist Jedem unterthan, der überlegen
Durch Gründe der Vernunft ihn weiß zu gängeln.
Ich muß ihn dahin bringen, daß er mir
Baninen's Pforte öffnet, und wenn ich
So weit erst bin, soll mir nicht bange sein,
Ein Weib und einen Priester zu bethören.
Für Weide hab' ich Röder schon genug. —
Doch warum thu' ich's, ich, dem 's völlig gleich,
Ob Krieg, ob Friede diese Welt bewegt?
Dem 's einerlei, ob Genua Gersika
Beherrscht, ob dort Sampiero, Genua's Feind,
Sein eigen Volk mit eignen Händen knechtet?

Je nun, ich thu's, weil diese kleine Erde
Raum größer mir erscheint, als ein Schachbrett,
Und auch nicht wichtiger; ein Jeder zieht,
Wie's ihm gefällt und sucht zuletzt doch nichts
Dabei, als sein Vergnügen, die Befried'gung
Des eignen Ich. Nun, mir behagt die Welt
Insofern nur, als sie mich unterhält,
Als in des Schachspiels wohlterwognen Zügen
Ich Wiß und Schlaueit und Verstand kann nützen.
Drum wag' allein ich diesen Meisterzug —
Und wenn's gelingt, dann, Genua, darf ich prahlen,
Und theuer kannst du diesen Dienst mir zahlen!

II. Scene.

Angelo Ombrone. Agostino.

Agostino. Ombrone kommt! ein gutes Zeichen; Junge,
Thu' deine Dienste nun! Willkommen Freund!
Schon dachte ich, Du würdest nicht erscheinen.

(*Er schüttelt sich die Hände.*)

Ombrone. Fast dacht' ich selbst so! Deinet' wider Willen
Trägt mich hierher der Fuß, allein es ist
So süß, in fremdem Lande einmal sich
Mit einem Jugendfreunde zu besprechen.

Agostino. Du redest wahr, und warum kannst nur schwer
Du Dich darin dem eignen Willen fügen?

Ombrone. Weil's Unrecht ist, daß ich mit Euch verlehre.
Du bist ein Genuese, ich der Freund
Sampiero's und der Lehrer seiner Söhne.

Agostino. O, laß' die Grillen! darum brauchst Du nicht
In deinem Busen ew'gen Haß zu schüren;
Darfst Du doch still in Deinem Herzen Dich
Als Unterthan von Genua bekennen.

Ombrone. Als Unterthan? so nenne ich mich nicht!

Agostino. (die Wälfen zudeckend.) Und bist's am Ende doch und wirst
im Leben

Nichts Andres sein. Das ist der Fluch, Ombrone,
Des Flüchtlings, des Verbannten, daß er stets
In dem Gedankenkreise sich bewegt,
Mit welchem er die Heimath einst verlassen.
Die fremde Erde senget ihm den Fuß,
Er sitzt und brüdet über Weg und Mittel,
Wie heim er lehre und damit zugleich
Gewalt und Herrschaft sich auf's neu erobre.
Indessen schreitet fort die Welt, es ändern
Die Menschen sich und Dinge, und selbst wenn
Auf einen Augenblick ihm dann gelänge,
Nach Haus' zu lehren, würde er dort kaum
Den Platz noch finden, den er einst besessen,
Weil ihn schon längst ein Anderer eingenommen,
Der nicht dran denkt freiwillig ihn zu räumen.
So lebet Ihr in Hirngespinnsten fort
Und merket Eure Thorheit erst zu spät!

Ombrone.

(seufzend.) Du malest schwarz, doch wahr!

Agostino.

(eifrig.)

Run, sieh, Ombrone,

Wir wollen drum nicht streiten, ob mit Recht,
Mit Unrecht einst erworben Genua
Die Oberhoheit über Corsika;
Jahrhunderte besteht sie, und wie oft
Der Corse sich auch schon empört, wie oft
Sich fremde Hand hineingemengt, doch immer
Hat ihre Herrschaft wieder neu bewährt
Die Republik und hält die Insel fest
Nach der Verjährung Recht, und auch nach dem
Des Stärkeren.

Ombrone.

Ein traurig Bild entrollst

Du meinem Blick.

Agostino.

Und da nun Eure Sache
Verzweifelt steht, wär 's besser, unsre Herrschaft
Anzuerkennen; denn was thut Ihr machen,
Ihr kleines Inselvolk? von allen Seiten
Streckt Habsucht ihre Arme Euch entgegen,
Weil jede Flotte den willkommenen Hafen
An Eurer Küste sucht; und eben darum
Kann Genua Euch nicht entbehren, darum schützt
Euch Frankreich, welches doch den eignen Vortheil
Nur dabei sucht. Doch Genua ist zu mächtig —
Bis zum Eurinus schickt es seine Schiffe
Und nennet manche weit entlegene Küste
Und Insel sein; es kann für kurze Zeit
Von Euch geschlagen werden. Doch wenn ernstlich
Es wieder streckt die Hand nach Eurer Insel,
Kann sie nicht widerstehen, wie der Fisch
Dem sichern Netz des Fischers nicht entgeht.
Ihr müßt dies einseh'n, müßt vernünftig werden,
In's Unvermeidliche Euch fügen lernen.

Ombrone.

Verrath und fremde Hülfe stühten Euch
Dabei zu est.

Agostino.

Schon recht, ich bin gewiß
Der Letzte, zu behaupten, daß die Hände
Der Politik stets rein sind. Doch dagegen
Gesteh' nun auch Du, daß längst schon Friede
Die beiden Stämme würde schön vereinen,
Wenn ein Ehrgeiz'ger nach dem Andern nicht
Bei Eurem Volke neuen Kampf entfachte.

Ombrone.

Sie waren Helden, Vaterlandsvertheid'ger,
Die Corsika der Knechtschaft zu entreißen
Mit stolzem Muthe sielen.

Agostino.

Meinethalben,
Du magst sie so benennen, aber sprich,

Ob sie nicht mehr verdarben, als sie nährten?
 Sie konnten's doch nicht ändern, daß im Lauf
 Der Zeit trotz allem Daß die beiden Völker
 Sich näher kamen. Sieh und beide nur,
 Du bist ein Corse, Genuese ich,
 Nun, nennen wir nicht Freunde uns, sind wir
 Nicht einst gewesen auf der hohen Schule
 Zu Salvi, ich wie Du, der Corsenstadt,
 Die schon seit lange fast nur Genuesen
 Bewohnen? Hat nicht Franz Orneo und
 Sein Kind, so viele andre Edle noch
 Von Corsika in Genua oft geweiht.

Ombrone. (stehend.) Nun wohl, es war einmal ein kurzer Traum
 Des faulen Friedens, wo es schien, als ob
 Die Feindeselemente sich vertrügen;
 Doch ach! zu bald nur ist des Hasses Gluth
 In neuem, blut'gem Kampf emporgelebert.
 Dies kannst Du doch nicht leugnen, daß, statt milde
 Mein wildes Volk zu lenken, wie das Roß
 Das muthige, auch nur den Zügel duldet,
 Den kaum es fühlt, daß Frevel Ihr auf Frevel
 Gehäuft, daß Ihr's bedrückt, verrathen, daß
 Ihr wie ein Stiefkind es behandelt, nicht
 Wie Eures Hauses eingebornen Sohn!
 Nicht fremder Sahrung beugt sich der Corse,
 Das alte Recht, das von den Vätern er
 Erbt, will er mit eigener starker Hand
 Verwalten, und ein fremd Gesetz und Recht
 Drängt Ihr ihm auf.

Agostino. Man machte Fehler, wir
 Gesieh'n es zu; doch was am meisten stets
 Zum Kampf Euch hegte, war des Fremden Einfluß.
 Ihr hängt an Frankreich, wollt ihm angehören,

Und doch verräth es Euch, so oft 's ihm paßt.
Glaubst Du denn wirklich, daß zu Eurem Heil
Es diesen letzten Krieg geführt?

Ombrone.

O nein!

Den deutschen Kaiser wollte Heinrich treffen,
Der Genua unterstützte, wollte tiefer nur
Die italienischen Handel noch verwickeln,
Neapels wegen und — auch ist vielleicht
Im Herz des Medicäers aufgewallt
Ein alt Gefühl für Freiheit und Verwundrung
Für den Sampiero, welcher ganz allein
Durch seine Tapferkeit und heiße Liebe
Zum Vaterland sich Sympathie und Freundschaft
Im fremden Land erwarb. — Doch außerdem —
Was kümmert's den Ertrinkenden, der krampfhast
Nach Rettung sucht, aus welchem Holze sei
Das Brett, an das er sich im Sinken klammert.

Agostino.

Es mag so sein — doch muß trotz alledem
Ich an das Schlimmste Dich erinnern noch.
Das Kriegsglück ist Euch günstig, fast befreit
Die Insel von der Fremden Joch, denn Wunder
Von Tapferkeit vollbringt der Corsenoberst
Sampiero, und sechs volle Jahre wüthet
Der Krieg, bis Frankreich einen Vicelönig schickt
Und feierlich vor aller Welt erklärt,
Daß unzertrennlich nun für alle Zeiten
Verbunden bleiben Corsika und Frankreich!
Raum ist ein halbes Jahr darnach vergangen,
Schließt man den Frieden von Chateau-Cambresis,
Und Euer Blut — es ist umsonst gestossen.
Der Corsen Freiheit wird auf's Neu' verhandelt
Mit Feder und Papier, die Insel wird zurück
In Genuas Hand gegeben. — Kann's der Corse

Verhindern? Nein, er muß es dulden, wie
Des Knaben Ball, zu fliegen ohne Willen
Von einer Hand zur andern. Sieh, mein Freund,
Das ist französ'sche Treu!

Ombrone.

O, es war hart.

So nah' am Ziel zu sein und wieder dann
Zurückgeschleudert werden in die Knechtschaft!
Doch Frankreich war bedrängt von allen Seiten,
Und Franz der Zweite schäht noch heut' Sampiero
So hoch, wie 's einst sein Vater Heinrich that.

Agostino.

Soldaten wären dem Sampiero lieber
Als Hochachtung. Doch, Priester, launst Du dies
Auch bil'den, daß Dein Freund nun immer wieder
Den Kampf auf's Neue schürt, daß er von einem
Hof zu dem andern reist, um Hülff zu werben?
Erschöpft liegt Corsica, entblößt von Allem,
Um Krieg zu führen; Niemand darf ihm helfen.
Mit Brief und Siegel aller großen Mächte
Ist's wieder aus an Genua geliefert.
Allein er hält nicht Ruhe, will die Insel
Auf eigne Hand zurückerobern, sprich, ob es
Nicht Wahnsinn ist?

Ombrone.

Schilt mir ihn nicht,
Vor solcher Thatkraft beuge sich im Staube
Ein Jeder, der es ihm nicht gleich kann thun.

Agostino.

Ich schalt ihn nicht, er ist ein edler Geist,
Sich selbst vergessend für den höh'ren Zweck,
Nach dem er strebt — allein, kann nicht ein Mensch
Das Große wollen und auf falschem Pfad
Es dennoch suchen? Ist er nicht ein Freund
Und Feind zugleich des Vaterlands? Er will
Es retten und vernichtet es! er ist

Kathol'scher Christ und suchet Hülfe bei
Dem Muselman.

Ombrone.

(aufstehend.)

Schweig mir davon, ich mag

Nichts davon hören.

Agostino.

(für sich.)

Ah, das hat getroffen!

(laut.) Es ist die Wahrheit doch; in Algier weilt
Er jezo bei dem Renegaten, bei
Dem Barbarossa, um ihn aufzustacheln,
Dag er auf's Neu' den Frieden unterbreche
Und ihm Soldaten leihe für den neuen
Kriegszug.

Ombrone.

Wie willst Du's wissen?

Agostino.

(heimlich.)

Wie? Glaubst Du

Denn etwa, Genua liege seinen Feind,
Den schlimmsten, den es je besessen, so
Aus seinen Augen? Freund Ombrone,
Wir wissen mehr noch!

Ombrone.

(ängstlich.)

End'ge dies Gespräch!

Agostino.

Was hilfst's, der Wahrheit seige zu entfliehn?
Man muß sie doch erkennen. Seliman,
Den Großsultan, den geht er an um Hülfe.

Ombrone.

O, schweige, laß' es mich nicht hören, was
Mich in der tiefsten Seele kränkt.

Agostino.

Mein Gott,

Wie kann Dich's kränken, es geschieht ja nur
Für Eure Freiheit, welche allerdings
Dein Freund seltsam versteht. Dem Herzog
Von Parma schrieb er kürzlich: „Wir wollen
Der hohen Pforte lieber zinebar werden,
Es soll der Türke lieber uns beherrschen,
Als wie der Genuese, und wenn auch
Die Fürsten wir der ganzen Christenheit
Damit beleid'gen.“ Wie gefällt Dir dies?

Ombrone. (bei Celso.) Es tödtet mich! Es darf dies nicht gescheh'n!

Agostino. (immer freudlich.) Recht lustig wird es dann auf Celsa's.

Es schmückt der Halbmond Eure Kirchen statt
Des Kreuzes, und Du kannst Dir einen Harem
Erbauen, statt den Priesterrock zu tragen.

Ombrone. Versucher, spare Deiner Zunge Gift!

Agostino. Was zürnst Du mir? unschuldig wie ein Kind
Bin ich dabei. Euch zürne, die Ihr's duldet!

Ombrone. Was kann ich thun?

Agostino. Viel! Dir zu eigenem Nutzen,
Zu dem des Volkes und für sie, die schöne
Gefeierte Vanina. Armes Weib,

Das nun in der Verbannung schwachtet und
Auch noch des Vaters Erbe wird verlieren,
Die stattlichen Palläste, welche Franz
Orneno dort in Genua besaß. Es wird der Staat
Sie demnächst an sich nehmen, weil sie eines
Rebellen Eigenthum, er kann nicht anders!

Ombrone. So höre, Agostin': Du weißt so vieles
Und scheinst noch mehr zu wissen, daß mir ahnt,
Es führte nicht allein der Zufall, sondern
Dich Absicht her — sprich offen, was Du willst.

Agostino. Ei, ei, wie grade steuerst Du auf's Ziel!
Doch sieh, das was man will, gestaltet oft
Sich nur durch eines Augenblickes Gunst
Zum fert'gen Wunsch. Zum Beispiel, möchtest Du
In Salvi Bischof sein? Du suchst verächtlich
Die Schultern, und doch wär es möglich,
Du wünschtest nun, woran Du nie zuvor
Gedacht.

Ombrone. O doch, wie lang schon wünsch' ich Selches,

- Mein wildes Volk zu mildern Sitten zu
Befehren durch des Priesters frommes Wort.
- Agostino. Du weißt, es gibt der Gorse wenig nur
Auf Kirch' und Pfaffen, mag sie Beide nicht.
- Ombrone. Drum sollte dort ein kräft'ger Bischof sein,
Der unermüdl'ich wirkte für die Kirche,
Und dem das Volk vertraut, weil er ein Gorse.
- Agostino. (ihm auf die Schulter schlagend.) Und Du getrauest Dir,
dies auszuführen?
- Ombrone. O, Gott! wie könnt' ich solche hohe Stelle
Jemals erlangen denn?
- Agostino. Durch Rom, das Alles kann,
Durch Genua, dem solche Kleinigkeit
Der heil'ge Vater gern gewähren wird.
- Ombrone. Nein, laß' mich, Du wirst allzu großen Dienst
Von mir dafür verlangen.
- Agostino. Nichts, als daß
Du mir Baninen's Haus erschließest.
- Ombrone. Nein,
Ich darf es nicht, gewiß mit böser Absicht
Dringst Du zu ihr.
- Agostino. Die Absicht, welche eines
Bischofses Sieh Dir dafür stellt in Aussicht,
Kann schlecht unmöglich sein; vorausgesetzt,
Daß nicht, sofern er siegt, in kurzer Frist
Der Islam statt des Kreuzes bei Euch herrsche.
- Ombrone. (184.) Das ist zu viel, dies kann Campiero ich
Niemals verzeih'n. (1841.) Wohl an denn, Agostino,
Erwarte mich vor Sonnenuntergang
An diesem Platz, ich will versuchen, Dich
Hineinzuführen, aber jetzt, leb' wohl! —
- Agostino. Leb' wohl.

(Ombrone ab.)

III. Scene.

Agostino allein.

Agostino. (vergnügt.) Dies ist gelungen, sie wird hoffentlich
 Mir den Empfang nicht weigern. Weiß ich doch,
 Die Einsamkeit verzehret ihre Seele.
 Es haben mir die Schiffer oft erzählt,
 Wie sie am Ufer sitzt, hinaus den Blick
 Auf's Meer gewandt, wo ihre Heimath liegt.
 Ich kenne sie, das schöne, stolze Weib,
 Sie braucht Bewegung, braucht des Lebens Bühne,
 Des Lebens Wechsel, um sich zu erhalten.
 Wie glänzte ihre Stirn, wenn in Ajaccio
 Sie mit den Wallern ging und jedes Auge
 Den schlanken Wuchs, den zücht'gen Gang verfolgte.
 Sie ist zu stolz, um niederer Eitelkeit
 Zu tröthnen, wie den meisten Frauen es
 Genügt, allein ihr rasches Blut, ihr heit'rer Sinn,
 Der Herrschaft süße Angewöhnung, sie
 Verlangen Anseh'n, Huldigung der Welt.
 Wie eine Rose, von der Sonne Licht
 Geschieden, siedet langsam sie dahin
 In der Verbannung, in der Einsamkeit,
 Wo nicht einmal des Vatten theurer Blick
 Auf sie und auf ihr Thun kann huld'gend schauen.
 Bin ich erst bei ihr — heißen, Dank dafür
 Dir, cor'sischer Brutus, den ich gut gefaßt
 Am Gipfel der Coutane — will ihr Ohr
 So süße Schmeichelei ich trinken lassen,
 Will ich die Welt ihr so verlockend schildern,
 Die sie verlor, daß gleich der Taube auf
 Des Taubers Ruf, sie folgen wird. Dann mag
 Sampiero wüthen und mag Truppen werben,

Wenn mit Geschick und Kühnheit wir geraubt
Ihm Weib und Sohn, ist todt sein Arm und Haupt!

(ab.)

IV. Scene.

Ein reich geschmücktes Zimmer in Vaninen's Landhaus; eine Veranda öffnet sich nach der einen Seite. Statuetten und Blumen sind überall angebracht, dazwischen Ruheplätze. Das Ganze muß den Eindruck der Eleganz und Behaglichkeit wachrufen.

(Vanina tritt rasch auf, Francesco Orseno folgt ihr.)

Vanina. Orseno.

Vanina. Ich bill' Dich, Franz, zeig mir nicht diese Miene,
Dies finstre Antlitz, das mich grausam quälet,
Erinn're mich nicht jeden Augenblick
Daran, daß Gatte mir und Heimath fehlen.

(Sie setzt sich nieder, Orseno wirft sich auf einen Schemel zu ihren Füßen.)

Orseno. (Sie betrachtend.) Wärs't Du mein Weib, ich schweifte
draußen nicht,

Zu Deinen Füßen lägen meine Reiche,
In Deinen Armen wär' mein Vaterland!

Vanina. So freie Neben wagst Du gegen mich,
Weil ich allein ein schupflos Weib hier steh
Wär Er bei mir, vor dessen Geiste Ihr
Sinkt Alle in den Staub, Du würdest Dich
Besinnen, ehe Du sein Weib beleidigst.

Orseno. Beleidigst? Ha, Vanina, kränkt es Dich,
Daß Einer Alles, Alles von sich wirft,
Den Dienst des Ruhmes und des Vaterlands,
Den Glanz der Höfe und die Gunst der Frauen,
Um nur allein in Deinem Blick zu leben?

Vanina. O, wärs't Du anders, könntest Deine Brust
Die wilde Gluth der Leidenschaft beherrschen,
Die ich Unselige darin entflammt.

Orseno. Du nennst es Leidenschaft, ich nenn's mein Leben!

Vanina.

Du weisst, der Erste, der Sampiero's Weib,
Der Dir sich nahen wollte ungeziemt,
Ziel' meinem Dolch und müßt' ich's selber sein!
Und doch mit dunklem Feuer ruht Dein Blick
Auf mir, daß ich davor das Aug' muß senken.
Und jede Worte tönen an mein Ohr,
Die ich fürwahr von keinem Andern trüge!

Orsino.

(weich.) Vanina, schilt mich nicht, ich habe einen,
Wenn auch geringen Anspruch auf Geduld.
Du weisst, wie von dem Tage der Geburt
Wir jedes Spiel getheilt und jedes Leid,
Daran die Kindheit oftmals reicher ist,
Als Viele denken. So ward ich vom Knaben
Zum Jüngling, meine Brüder nahmen Dienste
In Frankreichs Heer, wie Viele unsrer Oden.
Doch ich, in Deines Vaters Hause groß
Geworden, blieb bei Dir und ihm. Wir führten
Ein glücklich, harmlos Leben, treu den Sitten
Den einfach-reinen unsrer Heimathinseln,
Die nie im Leben wir zu fliehen dachten.
Da, ehe noch das ahnungslose Herz,
Das stillbeglückte, nur den Raum für Wünsche
In seines blinden Friedens Ruhe fand,
Da kam Er, dem wir All' entgegenblickten
Mit athemloser Spannung des Gefühls —
Und, eh' ich hoffte, hatt' ich schon verloren!
Die Blüthe, die in meinem Herzen sproßte,
Sie mußte sich entfalten unausbleiblich.
Doch als sie kam, begrüßte sie die Nacht
Des Todes, statt des hellen Licht's der Freude!

(er verdrückt sein Gesicht.)

Vanina.

(Vor sich hinschauend, erst leise, dann immer erregter.)

So war es, ja, er kam, der starke Held,

Dem ich schon liebte, eh' das Aug' ihn schaute,
 Weil ich das Vaterland in ihm geliebt!
 Er trat in meines Vaterhauses Zelle,
 Der ernste Mann, mit Narben reich geschmückt,
 Die alle er im Dienst des Ruhmes fand.
 Der große Bayard, Frankreichs erster Krieger,
 Er nennt ihn Freund, und Karl von Bourbon sprach:
 „Hab ich den Corsenoberst in der Schlacht,
 Ist er mir mehr als Zehntausend werth.“
 Fast zählt er doppelt meine Jahre, doch
 In meinem Auge war er schöner, als
 Des Landes ganze Jugend, die zusammen
 Sich schaart' im Vaterhause um den Helden.
 Er las es wohl aus meines Auges Strahl,
 Aus meiner Wange Gluth, wie ich ihn ehrte
 Und — liebte, als nach manchem schönen Tag,
 Wo lauschend ich zu seinen Füßen saß,
 Und er erzählte, wie er zu befrei'n
 Von fremdem Joch Corsica gedachte,
 Er dann die Hand mir reichte und mir sagte,
 Wie stets sein Herz, wenn an Kathrinens Hof
 Ihm Frauengunst genah, sich nur gesehnet
 Nach einer Corsentochter starkem Herz
 Und einem Sitz an seiner Heimath Heerd.
 Da strömt verrätherisch von meiner Wange
 Der Thräne helles Raß, und er erröthet.
 Daß dies ersehnte Herz der Corsentochter
 Im Busen von Orneo's Kinde schlage.

Orneo: (flüster.) Der Himmel schloß sich auf Dir, mir
 die Hölle!

Die Rache, selbst der Reid blieb mir versagt.
 Es kann der Stern an Glanz mit Andern eisern.
 Doch vor der Sonne sind sie alle gleich.

Vanina: So ist's Francesco, und Du weißt, daß stets
Ich Dir gehalten, was ich Dir geschworen
Am Tage, da ich ward Sampiero's Weib,
Daß Du nach ihm der Erste solltest sein
In meinem Herzen, daß wie eine Schwester
Ich stets Dich lieben werde, aber Du
Vergiffest, daß Du mir nur Bruder bist.
Du hättest längst ein ander Herz gefunden,
Das Dich beglückt, doch eigenwillig fliehst
Vor jeder Frau Du scheu zurück.

Orneno: Weil ich
Ein Kind der Freiheit, der Natur, weil ich
Nicht wie ein Hösling kann mein Herz zerblättern,
Gleich einer Zwiebel, der man zwanzig Schalen
Abziehen kann, und immer bleibt sie ganz.
Es gleicht dem Baum, der einmal nur im Leben
Bringt goldne Frucht.

Vanina: (schmerzlich.) Du jammerst mich in tiefster
Seele, Franz, doch keine Hülfe kann ich Dir ge-
währen.

Orneno: Ich will auch keine, wolltest pflichtvergessen
Du selber brechen Deinen Eattenschwur.
Ich rächte Dich zuerst an ihm.

Vanina: O warum
Verfolgst Du mich?

Orneno: Weil ich getrennt von Dir
Noch bitterer leide, als wenn ich Dich sehe,
Darum verfolg' ich Dich, wie Du es nennst.
Und darum auch, weil mich's in's Innerste
Betrübt, allein Dich hier zu wissen, fremd,
So freudlos, ohne Schutz.

Vanina: Das bin ich nicht,
Zu hoch geht'st ist mein Gemahl in Frankreich!

Orneno. Man duldet Dich! Seit jenem Friedensklug,
 In welchem Frankreich uns die Treue brach,
 Ist Alles möglich. O, Vanina, wenn
 Ich dran gedenke, wie Du einst gelebt
 In Deines Vaters Haus, der Sonne gleich,
 Um deren Mittelpunkt sich Alles dreht,
 Wie Du, als Königin des alten Hauses,
 Geherrscht, uns Alle überragend, stolz,
 Wie sich ein Thurm erhebt, den grünen Hügel
 Bekrönend, ein Symbol, ein stolzes Zeichen,
 Wie dort der alte Stamm des Franz Orneno
 Die andren Gensstämme überragt
 An Ruhm und Geiste. Rings umher erstreckt
 Der Wiesen üpp'ge Hülle sich, bedeckt
 Von Euren Heerden, und die grüne Fläche
 Den Blick entzündend, wird nur unterbrochen
 Vom dunklen Schatten der Olivenhaine,
 Zerstreuet hier und dort. Wenn dann am Abend
 Die Sonne sank, mit ihrem rothen Strahl
 Die Häupter unsrer Felsgebirge malend,
 In deren Klüften stillverborgenem Schoos
 So mancher Tapfer seine Stätte findet,
 Der sich der Rache heil'gem Ruf geopfert —
 Dann sahen hoch wir auf des Thurmes Zinnen,
 Bewundernd unsres Eilands Herrlichkeit,
 Dieweil sich drunten sammelte das Volk
 Zum Abendimbis, und heraus erscholl
 Der Klang des Tamburinos — aber wenn
 Die Nacht sich niedersenkte, ward es stiller,
 Und leise murmelnd bald, bald laut und hell
 Erhob sich des Vecero Trauersang,
 Und von Erzählerlippen tönte herrlich,

Wie ruhmvoll stets des Rächers blut'ge That
Erfüllet wird an dem, der ihn beleidigt!

Vanina. (betztes.) O, welche Qual weckt er in meiner Brust!

Ornens. Dies all' entbehrest Du, doch wär' ich ruh'ger,
Wüßt ich Dich glücklich — könnte geh'n vielleicht
Und mich in einem unnahbaren Thal
Von Corsik' verbergen, dort zu denken
Der holden Zeit; so aber trägt der Fuß
Mich hundertmal zurück, ob hundertmal
Er Euch gefloh'n.

Vanina. (erschlossen.) Francecco, höre mich,
Du reißest tiefe Wunden auf in Deiner
Und meiner Brust, die lange heilen sollten.
Wie Dich unsel'ge Leidenschaft verzehrt,
So ängstet mich das Heimweh nach dem Lande,
Das Du mir jetzt so zauberhaft geschildert.
Du darfst es nicht mehr thun, verlasse mich,
Nur in der Trennung können wir gefunden.
Mein Antlitz bringt Dir stündlich neues Leid,
Auf Deinem Ies' ich stündlich Corsika.
Geh' zu Sampiero, bring' mir frohe Kunde!
Nein, nein, am liebsten bring' ihn selbst hierher!

Ornens. (tröpf.) Nein!

Vanina. Warum nicht?

Ornens. Weil ich ihn hasse!

Vanina. O, Francecco!

Ornens. Ja, hasse mit des Hasses vollster Gluth.
Er raubt das Liebste mir und läßt es leiden,
Er streckt die Hand nach meiner Perle aus,
Und da sie sein, läßt er sie achlos liegen!

Vanina. Das ist nicht wahr, Sampiero liebt mich wie
Am ersten Tage; aber, ach! es ist

- Ornano.** Das Loos des Weibes, daß sein stillcs Glück
Dem höh'ren Zweck des Manns geopfert werde!
(Wundersam lachend.) Der Liebe höchster Zweck ist der Besitz!
Auf unserem Eiland nur die kleinste Hütte
Im Schatten der Kastanie wär' mir mehr
Mit Dir, als Ruhm und Kampf für's Vaterland.
Wer nach dem Lorbeer seine Hände streckt,
Soll ungepflückt die zarte Myrthe lassen!
- Vanina.** (strenge.) Du lästerst, Franz, ich will in meinem Haus
Nie mehr so feste Sprache hören. Geh',
Lass' mich allein, daß ich mich wieder fasse!
- Ornano.** (bitter.) Ich gehe schon, doch kommen wird die Zeit,
Wo Du Dich sehnest nach dem treuen Hund,
Der sich zum Schutz auf Deine Schwelle legte,
Und den hinweg Du jag'st wie einen Hund!
- Vanina.** (leise.) Es muß ein Ende nehmen, lebe wohl!
Du mußt es lernen, ohne mich zu leben!
- Ornano.** (verzweiflungsvoll.) Ist das Dein letztes Wort?
- Vanina.** Ja!
- Ornano.** So lebe wohl!
Der Himmel sei Dir gnäd'ger, als Du mir!
(Er schreut hinaus.)

V. Scene.

Vanina, allein.

(Sie tritt in Hühner aus, nach einer Pause.)

- Vanina.** O, wär es wahr, was unsre Dichter singen
Dem süßen Zug der Seelen, der eh' Worte
Geheimnißvoll die weit'ste Fern' durchdringt
Und so mit Sehnsucht dort die Brust erfüllt,
Daß sie nicht mehr der Trennung Leid erträgt
Und folgen muß dem Strahl, der ausgegangen
Von des verwandten Herzens heißem Dangen!

Es ist nicht Wahrheit, nur ein schöner Traum,
Denn gäb' es wirklich Sympathie auf Erden,
Dann müßt' ich hier so lang nicht einsam trauern.
Längst hätt' Sampiero ich zu mir gezogen,
So wie der Mond des Meeres ferne Wegen.
O, wie bedarf ich seines starken Arms,
Zu stützen mich in meines Herzens Angst!
Den wilden Vetter halt' ich kaum in Banden;
Wie ein Vulkan muß er von Zeit zu Zeit
Entladen sich der innern Gluth, mir strömt
Die Lava seiner Leidenschaft zu Füßen,
Und mich versengt ihr brennend heißer Hauch.
Noch mehr weckt sie die Sehnsucht nach dem Vatten?
Wenn dann auch noch das Bild er mir entrollt
Von meinem Vaterlande, meinem Volke,
Dann ist's, als müßt' ich stürzen nach dem Strand,
Mit eignen Hand des Schiffers Warke lösen
Und steuern nach dem theuren Inselfand,
Zu dem mich's zieht mit tausend Liebesarmen!

(nach einer kleinen Pause läßt sie ruhiger fort.)

Doch, wie noch weit des grünen Berges Spitze
Der ew'ge Schnee der Alpe überragt,
So übergipfelt zehnmal dieses Leid
Des Mutterherzens bange, trübe Sorge.
Werd' je ich meinen Söhnen sagen können:
Hier steht das Haus, das Euch gehört, hier wohnt
Und herrscht Ihr auf dem Erbe Eurer Väter?
Werd' je das Bild beglückter Häuslichkeit
Ich ihnen zeigen? darf ich Ihnen sagen:
„Kommt Kinder, euer Vater ist zu Haus,
Er sitzt am Herde, froh euch zu empfangen,
Es wird euch seine kluge Rede lehren,
Manch weises, gutes Wort, und morgen

Zieht er hinaus mit euch zu froher Jagd
 Und lehret euch des Berges Wölfe jagen
 Und manche andere kühne That?
 Nein, draußen auf dem Meere schweift Sampiero,
 Zu werben tüd'scher Fürsten tüd'sche Hülfe,
 Die doch nur ihn und Corsika verrathen.
 Vier lange Jahre bin ich hier allein,
 Auf Tage nur schenkt er uns seine Nähe,
 Dann geht es wieder fort; indessen weil'
 Ich hier geduldet nur, ohn' Rang und Anseh'n.
 Kaum gibt mir einen Gruß des Schiffers Kind,
 Achtes und kalt geht man an mir vorüber,
 Wenn ich zur Kirche schreite. Niemand weiß,
 Es ist Ormeno's Tochter, die hier wohnt,
 Sampiero's Weib — zwei Titel, welche nur
 Dürft' eine Fürstin reiden! und mein Knabe,
 Mein Sohn Alonso, der kaum fünfzehn Lenze
 Erblickt, selbst von ihm bin ich getrennt.
 Am Hofe Katharinens muß er leben,
 Daß unser Anseh'n dort nicht ganz erlischt,
 Am Hof der üpp'gen Medicäerin,
 Wo seiner Jugend Blüthe wird verderben,
 Eh' sie sich noch entwickelt, wo der schlichte
 Einfache Sinn des Corsen wird erstickt
 Durch Höflingekünste und durch Schmeichelei. —
 Wie schwer ertrag' ich dieses Schicksals Last!
 O, unrecht handelst du an uns, Sampiero!
 Kaum kann ich mehr den Voten noch erwarten,
 Den ich nach Afrika zu ihm geschickt.
 Ich hab' ihm treu geschildert meine Noth,
 Und hoffe, Lind'ung bringt mir sein Gebet!

(Sie hält den Key in die Hand und steht nachdenkend da.)

VI. Scene.

Vanina. Marietta.

Mariella. Verzeiht es mir, Madonna, wenn ich störe!
Vanina. (aufsehend.) Was bringst Du? Dein Gesicht zeigt freche
 Währ'?

Mariella. Die hab' ich auch. Battista ist zurück,
 Den an den edlen Gatten Ihr gesendet.
 Er bringt ein Schreiben Euch von ihm.

Vanina. (aufliegend.) O, endlich! führ' ihn zu mir her, doch
 nein,
 Erst will den Brief ich lesen, schnell, Marietta!

(Marietta ab.)

Ich will allein sein, wenn Campiero's Gruß
 Und Botschaft ich empfang', schwer ist mir
 Vor fremdem Aug' Beherrschung. O, mein Gott,
 Laß' diese Nachricht ein gute sein!

(Marietta bringt das Schreiben, Vanina lehntel ihr zu geben, liest den
 Brief und sinkt dann weinend auf ihren Sitz zurück.)

Auch diese letzte, letzte Hoffnung eitel!
 Grausamer Mann, zieht Dich denn gar nichts mehr
 Zurück in meine Arme? immer weiter
 Von uns entfernt Dich Deiner Pläne Ziel.

(Sie verbirgt ihr Gesicht in den Händen.)

VII. Scene.

Vanina. Ombrone.

Ombrone. (für sich.) Vanina scheint betrübt. Gewiß, es brachte
 Battista den Campiero schlimme Kunde.

(Vanina tritt auf.)

Gott grüß' Euch, edle Frau! und wie? es scheint,
 Als ob ein Gottesgruß Euch dienen könne.
 Ihr seht betrübt — der Bote, den nach Algier

Ihr jüngst geschickt, er ist zurück, darf ich
Nicht wissen, was Euch drückt?

Vanina.

Wem sollt' ich's sagen,

Ombrore, wenn nicht Euch? dem Freunde des
Gemahls, dem Lehrer meiner theuren Söhne.
Vattista ist zurück, allein Sampiero —

Er schreibt mir, daß ihm Barbarossa zwar
Will Hülfe spenden, doch noch viel zu klein
Ist seine Macht; statt nach Marseille, richtet
Er seine Segel nach Konstantinopel,
Auch Seliman um Beistand anzugeh'n.

Ombrore.

(*ad seile.*) So ist es wahr, was Agostino sagte.

Vanina.

Ihr seht, Ombrore, Monde können schwinden
Und Jahre, bis ich wieder mit dem Gatten
Bereinigt bin.

Ombrore.

Ihr jammert mich, Vanina.

Doch als Sampiero Ihr zum Gatten wähltet,
Da wußtet Ihr, daß Euer Lebensschiff
Nicht über glatte Wogen steuern würde,
Daß Sturm ihm drehte; nicht gemeines Loos
Habt Ihr gewählt an eines Gatten Seite,
Der dem gemeinen Gang der Dinge nicht
Sich stille fügt; wer Großes will, der muß
Auch Großes opfern.

Vanina.

O, thut' ich mit ihm

Zusammen kämpfen, niemals sollte er
Mich feige finden; doch in träger Ruhe
Mein Leben hinzuschleppen — sage selbst,
Ob dies wohl Dasein für Vanina ist,
In der der Thatkraft vollster Pulschlag geht?

Ombrore.

(*ad se.*) Nicht frei von Ehrgeiz ist dies Frauenherz
Und höh'ern Zwecke nahbar. (*laut.*) Edle Frau,
Es kennet keinen heif'ren Wunsch mein Herz.

Als Euch beglückt in Versita zu seh'n
An Eures Gatten Seite — fasset Muth!
Oft schneller, als man denkt, kann sich das Schicksal
Zum Bess'ren wenden. Unterdessen müßt
Ihr Euch zerstreuen; laßt mich einen Freund
Zu Euch geleiten, dessen ernst Gespräch
Euch unterhalten kann. Ihr kanntet ihn
In San Maria schon, 's ist Agostino
Bazzicalupo.

Danina. (aufmerksam.) Ein Genuese? nicht?

Ombrone. Ja wohl.

Danina. (erkant.) Und diesen führst Du zu mir?

Ombrone. (wacht.) Laßt Euch nicht bange sein darum, Madonna,
In vielen Ländern hat er schon gewohnt,
So viele Städte und Meere schon bereist,
Daß man ihn eh'r Bewohner von Europa,
Als Genua nennen darf; ihm ist die Heimath
Da, wo es ihm gefällt. Von seinen Sitten
Ist er und weiß zu reden, sicher wird
Er Unterhaltung Euch gewähren.

Danina. Sei es drum,

Daß meinen Träumereien ich entsiehe.
In Genua war ich viel als Kind, o Gott,
In einer schönen, bess'ren Zeit fürwahr.
Bringt ihn hierher, bald bin ich wieder da!

(ab.)

VIII. Scene.

Ombrone (ruft hinaus).

Filippo!

(ein Diener erscheint.)

Filippo. Ehrwürd'ger Herr, was steht zu Eurem Dienst?

Ombrone. Im Garten drunten, wo zur Laube sich
 Lorbeer und Oleander dicht verschlingen, lieh
 Ich einen Fremden, führ' ihn her.

Filippo. Wie ihr
 Befohlen, eile ich zu thun. (er geht ab.)

Ombrone. (auf- und wiedergehend. So kann's
 Nicht bleiben, etwas muß gesch'h'n. Sie zehrt
 Sich auf an diesem Ort — Sampiero muß
 Mit Genua Frieden schließen, und ich darf's
 Nicht dulden als kathol'scher Priester, daß
 Die Insel fällt in der Ungläub'gen Hand.
 Sind sie erst da, dann haufen sie bei uns,
 Wie 's ihnen wohlgefällt; Sampiero geht
 Zu weit in seinem Haß, man muß die Hand
 Ihm binden und, wenn wirklich dann zum Bischof
 Die Kirche mich erhebt, o, Angelo,
 Dann hast auch Du Dein höchstes Ziel erreicht.

IX. Scene.

(Der Diener führt Agostino ein und zieht sich dann zurück.)

Agostino. Ombrone.

Agostino. Da bin ich wirklich. Nun, Ombrone, wo
 Ist Deine schöne Freundin? wird sie kommen?

Ombrone. Willkommen hier, sie wird sogleich erscheinen.

Agostino. Und hast Du Dir noch einmal überlegt,
 Was ich Dir unten sagte, kann ich zählen
 Auf Deinen Beistand?

Ombrone. Ja, Du kannst es — einmal
 Im Leben will ich auch des eignen Vorteils
 Gedenken; wenig Freude ist beschieden
 Dem Priester, und des Lehrers Dasein ist

Noch dürst'ger saß. Was diese Kinder wurden
 An Geist und Seele, dessen bin ich Vater.
 Die Saaten streut' ich, doch die goldne Frucht
 Gehört nicht mir, ich darf sie nicht verwenden
 Nach eignen Wunsch und Zweck; so ist Alonso,
 Der zarte Knabe, jetzt mir schon entrissen,
 Nachdem mit jahrelanger Mühe ich
 Die junge Pflanze hegte — und wie lange
 Wird es noch währen, bin ich kinderlos,
 Der ich so lange Zeit ein Vaterherz
 In mir genährt, um recht die Pflicht zu üben,
 Die ich gewählt — so baut des Priesters Hand
 Stets Andre's Glück, doch nie das seine auf.
 Das Einz'ge, das uns liebend hält und trägt,
 Das ist die Kirche — ihr zu dienen stets,
 Von ihr befehlt und anerkannt zu werden,
 Ist Alles, was von dieser Erde Glück
 Der Priester kann erwarten. Darum will
 Ich heute ihrem Ruf mich nicht verschließen,
 Will Deine Pläne fördern, wenn's auch scheint,
 Als ob ich Corsika und meinen Freund
 Verrieth.

Agostino.

Brav, Angelo! Friedlich wär',
 Wenn's viele so verständ'ge Leute gäbe,
 Wie Du, die Welt. Doch still, Vanina kommt.

X. Scene.

Vanina (mit etwas verändertem Fuß), die Vorigen.

Ombrone.

Erlaubt mir, edle Frau, daß Agostino
 Bazzicalupo ich hier vor Euch führe.

(Agostino verbeugt sich tief.)

Vanina.

Seid mir willkommen! selten tritt ein Fremdling
 In unsres Hauses stillen Umkreis ein;

- Es soll mich freuen, wenn Ihr von der Welt
Mir Etwas wißt zu sagen, das befriedigt.
- Agostino.** Laßt mich zuvor erinnern, edle Frau —
Wir seh'n uns heute nicht zum erstenmal,
Auch Euren theuren Vater kannt' ich wohl.
- Vanina.** (freudig.) In San Marie d'Ortano ist's gewesen,
Wo wir dereinst als unsern Gast Euch grüßten —
O, schöne Zeit, wohin ist sie geflohn!
Doch laßt Euch nieder, Herr, und Ihr, Angelo,
Laßt unsrem Gaste, wie es cors'scher Brauch,
Zum Willkommenruß 'nen Becher Weins kredenzen.
- Ombrone.** Ich gehe, edle Frau! (ab.)
(Während sich Vanina setzt, nähert sich ihr Agostino rasch.)
- Agostino.** Geheime Botschaft
Hab' ich an Euch; kann ungeschont ich reden
Vor Angelo?
- Vanina.** (erschrocken.) Botschaft an mich? Ist's möglich?
- Agostino.** (andruckvoll.) Ja, edle Frau, von Genua!
- Vanina.** (sch rasch erhehend.) Von Genua?
An mich, Sampiero's Gattin?
- Agostino.** Ja, an eine
Mutter zweier Söhne, auch an eine
Tochter ihres Vaterlands, an eine Frau,
Von seltnem Geist, der höh're Politik
Zu unterscheiden weiß von niedrigem Thun.
- Vanina.** Erklärt Euch näher, ich versteh' Euch nicht.
Was macht sich Genua mit mir zu schaffen?
Wir haben nichts gemein, als unsren Haß.
- Agostino.** O, mehr noch, edle Frau. — Doch noch einmal,
Kann ich vor Angelo Ombrone reden?
- Vanina.** (für sich.) Was kann er wollen? besser wär's, ich hieße
Den Fremden wieder geh'n.

Agostino.

Nun, edle Frau?

Vanina.

(für sich.) Ombrene kommt zurück. (laut.) Ja, Ihr
dürft' reden

Vor ihm, seit Jahren nenne ich ihn Freund
Und thue nichts ohn' seinen weisen Rath,
Da ich allein.

Agostino.

(für sich.)

Vortrefflich!

Vanina.

Aber spricht!

XI. Scene.

Ombrene. Silippo (der einen Becher Wein trägt). Die Vorigen.

(Silippo überreicht den Becher Vaninen und entfernt sich wieder. Sie kredenzt Agostino
den Becher und setzt sich dann.)

Agostino.

(er trinkt, den Becher erhebend.) Auf Euer Wohlergehen,
edle Frau,

Und Eures Hauses! denkt, daß Genua
Durch meinen Mund Euch diesen Trinkspruch bringt.
(er neigt sich gegen Vanina, setzt dann den Becher und setzt sich nieder,
Ombrene gleichfalls.)

Vanina.

(unruhig für sich.) Was soll der freche Gruß? o, unbedacht
Ließ ich ihn ein; wär' er jetzt nicht mein Gast
Geworden, und geheiligt nicht das Gastrecht,
Ich hätte ihn zu geh'n. (laut.) Es scheint, Ombrene,
Der Freund, wie Ihr ihn nennt, kommt zu uns her
In schlimmer Absicht; Genua hat verbittert
Mein ganzes Leben, muß noch bis hierher
Es mich verfolgen denn?

Agostino.

(bei Seite.) Sie ist erzürnt.

(laut.) O, edle Denna, schenkt nur zwei Minuten
Gehör mir.

Vanina.

(bescheidend.) Sagt Euch kurz, ich muß hinweg.

Agostino.

Ihr sagtet eben, edle Frau, daß Genua Euch
Verfolge — nein, es folgt Euch nur voll Trauer,
Voll Mitleid an den Verbannungsort.

Vanina. (zusammenfahrend.) Verbannt, bin ich verbannt?
Agostino. (lebt.) Seid Ihr es nicht?
 Dürft' Ihr es wagen, Corsika zu nah'n,
 Von Euren Gütern dort Besitz zu nehmen?
 Gehört die Insel nicht der Republik,
 Und seid Ihr nicht Sampiero's Weib, der endlos
 Den Aufruhr schürt und fremde Heere wirbt,
 Sie ihr auf's Neue zu entreißen?

Vanina. Wehl,
 Was kümmert's Genua, wo Vanina lebt?

Agostino. O, edle Frau, gebt nicht der Bitterkeit
 In Eurem Herzen Raum! man ehrt und liebet
 In Genua Euch, dort leben viele Edle,
 Die sich erinnern, wie Eu'r edler Vater
 Beim Sturm auf Calvi ihrer sich erbarmt,
 Wie man sie schützte vor Sampiero's Schaaren,
 Die Sieger blieben, eingedenk des Gastrechts,
 Des heil'gen, das am Feinde selbst man übt
 In Corsika.

Vanina. (betts.) Demselben Gastrecht danket,
 Daß Eurem Wort ich nicht mein Ohr verschließe,
 Daß Ihr dieselbe Lust noch mit mir athmet.

(Agostino wendet sich fragend zu Ombrone.)

Ombrone. (laust.) Vanina, höret, was er sagen will,
 Gesprochenes Wort ist Lust und kann Euch nicht
 Beleid'gen.

Vanina. (verwund.) Um mich nur zu unterhalten,
 Kommt Ihr hierher, fahrt fort, in Gottes Namen!

Agostino. O, es ist hart für mich, nur zu erscheinen
 Vor Euch als läß'ger Schwäher, aber seht,
 Oft glaubt der Mensch von Feinden sich umringt,
 Und gerade unter diesen schlagen warm
 Ihm Freundesherzen — so ist es mit mir.

Und Genua, wenn Ihr es nur glauben wolltet.
Die Republik, des langen Streites müde,
Schlöss' gerne Friede mit Sampiero, ließe
Ihm gerne Eure Güter, die in Genua
Und Corsika Euch eigen sind, um ungestört
Zu leben dort, wenn er dagegen sich
Verpflichten will, sich als den Unterthan
Von Genua zu erkennen.

Vanina.

(Weint.)

Genua fordert

Viel!

Agostino.

Und doch nicht mehr, als was vernünftig ist.
Wie ungleich, edle Frau, ist dieser Kampf!
Nicht gerne möcht' ich Euer corsisch Herz
Beleid'gen, aber Ihr müßt selbst gesteh'n,
Daß wohl zweihundertjäh'ger Streit genug
Beweist, wer hier der Stärk're ist.

Vanina.

O, traurig Recht, das nur auf Macht sich stützt!

Agostino.

Aus dieser Antwort les' ich Eure Meinung —
Die Macht gesteht Ihr zu, und wer sich ihr
Nicht beugt, den bricht sie. Aber mit Sampiero
Zu unterhandeln ist unmöglich.

Vanina.

Ihr

Habt Furcht vor ihm, wie vor dem Löwen sich
Das Mäuslein fürchtet, drum mit List kommt Ihr
Zu seinem Weib.

Agostino.

Ja, edle Frau, doch nicht
An jedes Weib hält' Genua solche Velt'schaft
Jemals geschickt, von Euch nur, von Vanina
Verlangt man, was ich bringe.

Vanina.

(Weint.)

Nun, so kommt

Zur Sache endlich.

Agostino.

Genua bietet Euch

Und Euren Söhnen sichern Zufluchtsort

In seinen Mauern; die Palläste Beide,
 Die Euer edler Vater dort besaß,
 Sie steh'n Euch zur Verfügung, aber Ihr
 Müßt' sie bewohnen, dadurch Euer Recht
 Als Bürgerin von Genua bewahren.
 Die Republik wird als ihr liebstes Kind
 Euch schützen und verehren, denn Genua
 Und Corsika sind Eins, sobald Er will,
 Der jetzt allein noch schürt des Haders Flammen.
 Und er wird wollen, wenn er hört und sieht,
 Wie man sein Weib und seine Kinder ehret.
 Mit Worten und Verhandlungen gewinnt
 Man diesen Geist nicht, aber wohl mit Thaten.
 Er wird Euch folgen, wird als Euer Gatte
 Von Genua mit gleicher Gunst geehrt,
 Und schnelle knüpft sich so ein Friedensband,
 Nach welchem jedes biedre Herz verlangt.
 Mit ihm und Euren Kindern lehrt Ihr dann
 Zurück nach Corsika, ein friedlich Leben
 Zu kosten nach so langem, hartem Sturm!

Vanina.

(Nach erhebend.) Kaum weiß ich, was ich hörte, denn
 Entrüstung

Und Eham belämpfen wechselnd meine Brust.
 Ich ließ Euch reden, weil die Lippe mir
 Versagte; könnt' Ihr wirklich glauben,
 Daß je Sampiero Genua betritt?
 Habt Ihr vergessen, wie man ihn in Ketten
 Ließ werfen treulos und verrätherisch,
 Als Friede zwischen beiden Völkern war?
 Wie meines Vaters lauter Drohungsruf
 Allein befreite ihn aus Euren Händen?
 Soll sich dieselbe Nothheit wiederholen?

Agostino. (neu.) Vanina, edel hat man Euch gekannt
Von jeher, könnet meine Botschaft Ihr
Mit Absicht mißverstehen, edle Frau?
Die Friedenspalme bring' ich Euch entgegen,
Und Ihr antwortet mir mit Haß.

Vanina. O, Gott!

Ist dies ein guter oder böser Geist,
Der zu mir spricht?

Ombrone. Der Geist des Friedens ist
Ein guter stets!

Agostino. Und nur ein Werk des Friedens
Sollt Ihr vollbringen, wo so lange nur
Des blinden Hasses Scepter hat regiert.

Vanina. Nein, nein, unmöglich! All' mein corsisch Mut
Strömt mir zum Herzen, wenn ich nur dran denke,
Dem Todfeind meines Vaters mich zu nah'n!

Agostino. O, edle Frau, laßt diese Vorstellung
Von Feinden fahren, nur erzeuge in
Der Einsamkeit und Stille dieses Hauses.
Es haben viele Dinge sich verändert
Da draußen, aber nur geringe Kunde
Dringt bis zu Euch; es möchte Genua gern
Durch Milde herrschen, nicht wie ehemals
Durch Strenge, ebnet ihm den Weg dazu!
Es würde Euer Beispiel schnell belehren
Die Edlen Eures Landes, ohne Schwertschlag
Könnt' Glück und Ruh' Ihr Corsica erringen.

Vanina. (inner.) Warum, wenn Genua so friedlich denkt,
Läßt es uns nicht in Ruh'? Was wollen wir
Denn anders, als in Frieden selber uns
Regieren? denn wir brauchen keine Fremden
Zu unsren Herrschern!

Agostino. Sind wir nicht Itali-
Bücher, 9. 1.

So gut wie Ihr? eint nicht dieselbe Sprache
 Und Sitte uns, daß wir ein einzig Volk
 Wohl könnten sein? Es kann nicht jeder Stamm
 Sich selbst vertreten; einem großen Ganzen
 Anzugehören, ist ein edler Loos,
 Als heute diesem, morgen jenem Mächt'gen
 Zur Beute fallen. War denn Corsika
 Ein freies Land, als wir es den Sinesen
 Einst abgelaufen? Ist's frei, wenn Frankreichs
 König

Darüber herrscht? Nein, edle Frau, Ihr seht,
 Versöhnung ist das Wort, das heilige,
 Das Eure Insel braucht, sich zu erheben.
 Doch seht Ihr selbst, so lange Euer Gatte
 Von einem Fürsten zu dem andern eilt,
 Soldaten gegen Genua zu werben,
 So lange er und seiner Freunde Schaar
 Des Aufruhrs Bluth zu neuer Flamme schürt,
 So lang kann Genua nicht milde sein!

Danina.

(Im bestigsten Kampfe.) Warum kommt Ihr zu mir, zu
 einem Weib?

Geht zu den Männern, ihnen ziemt der Rath.
 Zu meinen Brüdern geht und meinen Vettern!

Agostino.

(Schmeichelt.) O, edle Frau, Ihr fraget noch warum?
 Seht, der unsel'ge Zwist von Corsika
 Und Genua, er ist nur zu vergleichen
 Mit jenem gord'schen Knoten — so verschlungen,
 Verwirret ist des Hasses dichter Knäuel,
 Daß, wo sich Männer gegenüber stehen,
 Ihn nur das Schwert kann lösen, — aber sagt,
 Wenn einst statt Alexander eine Frau
 Davor gestanden, hält' auch sie durchschnitten
 Den Räthselsknoten? Nein, mit weicher Hand,

Mit seinem Finger hätte sie die Fäden
Entwirret, sie gelöst voll Geduld.

Wär' minder groß denn ihre That gewesen,
Als dessen, der mit sieggewohnter Kraft,
Doch roh und blind, zerhackte, statt zu lösen?
Ihr solltet meine Seele! Wahr und Falsches
Bermischt in Eurer Rede sich. Ich will
Den Frieden, doch zu hoch ist dieser Preis!

Vanina.

Ombrone.

Vanina, er spricht wahrhaft, leider ist's
So, wie er sagt, verwerfet nicht zu schnell.

Vanina.

(für sich.) Auch er, auch Angelo stimmt mit ihm ein!

Agosfino.

(fortfahrend.) So könnet jetzt auch Ihr mit seinem
Finger

Verworr'nes lösen, Ungestüm und Haß
Durch eine milde Frauenthat versöhnen.
Wie? waren es nicht Frauen, die den Frieden
Von Cambray schlossen, als ein blut'ger Zwist
So lange Zeit zwei edle Häupter trennte.
Den Damenfrieden nennt ihn ehrenvoll
Die Weltgeschichte; gleichen Ruhmes Bier
Wird Euch zu Theil denn.

Vanina.

(aufstehend.)

Herrlich ist das Ziel,
Das Ihr mir zeigt, allein es wäre
Verrath an meinem Gatten!

Agosfino.

Nimmermehr!

Besinnet Euch, Vanina, der Verrath
Kann nur verderben, und Ihr sollt den Gatten
Und Euch retten, wenn Ihr dies vollbringt.
Kommt mit mir, glaubet einem wahren Freund,
Der Euch das Beste anrät!

Vanina.

(außer sich.)

Nein, o, nein!
Unmögliches verlangt Ihr von mir!

Agosfino.

Unmögliches? Kann Eure sanfte Brust,

Wie, kann sie wirklich solcher Haß entflammen,
 Der in der Männer Busen furchtbar droht.
 O, armes Corsika! dann fahre wohl!
 Wenn selbst das Herz der Frauen dein vergift,
 Dann laß' geduldig dich zur Wüste stampfen,
 Laß' deine Hütten niederbrennen, deine
 Bewohner morden; denn der Kampf, der jetzt
 Entbrennt, wird dich vernichten. Doria,
 Der seine Schwüre hält, er hat geschworen,
 Daß dieser Kampf, wenn er auf's Neu entfacht,
 Der letzte müsse sein; er hat erklärt,
 Wenn alle Welt auch rufe, daß es sei
 Verletzung jeden Völkerrechts und jeder
 Humanität, ihm gält' es gleich, wenn nur
 Die Corsen Genua fürchten gleich dem Teufel.
 „Die „Rachwelt“ ist ein leeres Wort,“ rief er,
 „Und hemmt nur Seelen, schwach und unentschlossen.
 „Zwei einz'ge Wege gibt es, Corsika
 „Auf immer zu erobern; ihre Ernten
 „Und Dörfer muß das Feuer fressen, ihre
 „Castelle, hinter die sie sich verschanzen,
 „Wir müssen sie zerstören, daß kein Mann
 „Sich mehr dahinter bergen kann zum Kämpfen!“
 Vanina, seht, so wird der Krieg geführt,
 Den wieder Euer Gatte jetzt entzündet!
 Es hat die Hölle Euch zu mir gesandt,
 Die Seele mit sich selber zu entzwei'n.
 Ihr redet Wahrheit, und es ruft mein Geist
 Mich unerbittlich auf zu kühner That,
 Allein das Herz warnt mich sie auszuführen.

Vanina.

Agostino.

(bei Seite.) Sie wankt, noch einen Zug — und ich
 gewinne!

(cont.) Und grab' zu Eurem Herzen, edle Frau,

Muß ich noch reden; habt Ihr nicht zwei Söhne,
Seid Ihr nicht Mutter, habt Ihr nicht das Recht,
Ja die Verpflichtung, Eures Vaters Erbe
Den Kindern zu erhalten?

Vanina. (Die Hand auf's Herz legend.) Wund'sten Fleck
In meiner Brust berührt noch zulezt
Mit hartem Finger Ihr.

Agostino. Ich muß es thun,
Daß Euer Geist die volle Wahrheit fasse;
Bedenkt Euch wohl, ob Ihr nicht Euren Kindern
Es schuldet, selbst der Abneigung Gefühl
Zu überwinden. Sie, die herrschen könnten
In stolzen Häusern, gehen fast wie Bettler
Durch's Leben jetzt schon, werden ganz es sein,
Wenn Genua Eure Güter an sich nimmt,
Wie es Euch androht — überlegt es wohl!

Vanina. (In höchster Aufregung sich an Ombrone wendend.)
Ombrone, Priester, Freund des Vatten und
Der meine auch, ich flehe zu Euch, sprecht
Ob dem Entschlusse, der sich in mir regt,
Ich folgen darf, laut ruft's in meiner Brust,
Es sei die Pflicht der Mutter eine größ're,
Als die der Gattin!

Ombrone. (Ihre Hand ergreifend.) Ruhe jetzt, Vanina!
Es bleibt Euch ja Zeit zum Ueberlegen,
Ihr könnet beide Pflichten leicht vereinen,
Daß einem Jeden Heil daraus erwächst.

Vanina. Wie, glaubst Du wirklich, hoffst Du, daß Sampiero
Sich je versöhnen könnte solchem Schritt?

Ombrone. Wenn Ihr vorher ihn fragen wolltet, nein!
Jedoch gesch'eh'n, wird er vielleicht ihn bill'gen.
Ein Mann wie er, thut zur Versöhnung nie
Den ersten Schritt, doch kann's ihn frenen, wenn

Ein Andre'r ihm zuvorkommt, ihm den Pfad
Erst ebnet, daß er nicht zu tief muß beugen
Den strengen, herben Sinn, so daß es scheint,
Als ob verantwortlich der Andre wär'
Für seines Willens Aendrung.

Vanina.

Wenn ich recht

Verstehe Eure Meinung, denkt Ihr wirklich,
Es dürfe möglich sein, daß ich Sampiero
Zum Frieden könnt' bewegen, wenn mein Kind
Ich an der Hand mich unter Genua's Obhut
Jetzt stellte, wie's die Republik verlangt?
Daß Kampf und Streit er dann bei Seite ließe,
Mir folgte mit Alonso, und wir froh
Bereint dann in der Heimath wohnen könnten?

Ombrone.

(zögernd.) Vanina, fest versprechen kann ich nichts;
Es ist gewagt, ist eine kühne That,
Die der Erfolg mit stolzem Lorbeer krönt
Und Mißgeschick erniedrigt; doch, Ihr fählt
Ja selbst, daß Ihr nicht Gattin nur allein,
Auch Mutter seid; ein Opfer müßt' Ihr bringen.

Vanina.

Doch wenn's mißlingt, wenn mir Sampiero dann
Auf ewig zürnte, mich von sich verstieße?

Ombrone.

Dann findet eine Mutter immer Raum
Zum Trost in ihrem treuen Mutterherzen.

Vanina.

O, wie der Mensch sich oft nach Thaten sehnt!
Im Einerlei des engbegrenzten Lebens
Scheint es ihm nur ein Kinderspiel, das schwerste
Werk zu vollbringen, wenn Gelegenheit
Und Raum ihm dazu würde; aber wenn
Ihn der Moment nun vor die Schranke führt,
Des Herolds lauter Ruf sein Ohr erreicht,
Sich mitzutummeln auf des Lebens Kampfsplatz,
Wie bebt die Seele dann voll Schen zurück,

In welche Pein stürzt sie das Muth der Wahl,
Zu handeln oder mit Geduld zu tragen
Die Bürde, die das Schicksal auf sie legt,
Und Andrer Thun demüthig sich zu fügen!
So ist's mit mir, doch ach! zu laut nur ruft
Das Herz mir zu, daß es schon längst die Grenze
Geduld'gen Hartens in sich überschritten.

Agostino. (begrüßet.) O, edle Frau, jetzt kenn' ich ganz Euch
wieder,

Wie ich Euch einst in schön'rer Zeit gefunden.
Das ist die edle Sprache, ist der Blick,
Der selbst den Schwächsten hat zu kühnem Muth
Befeuert, wenn Ihr Euer schönes Auge
Ihm zugewandt.

Vanina. O, rebei davon nicht!

Wenn ich nach Genua gehe, ist's zumciß
Um meiner Söhne willen, ihnen
Des Vaters Erbe zu erhalten, sie
Vor Noth und vor Entbehrung einst zu schützen.
Und kann dabei ich noch dem Mutterlande
Den Frieder schenken, wird für dieses Opfer
Das schwer ich bringe, doppelt reich beglückt
Mein Herz. Wofür Campiero mit dem Schwerte
Sich müht, dafür in Geltednamen will ich
Mit Weibedrossen kämpfen, mit dem Willen
Zur Eintracht und Versöhnung. Aber wer
Verbürgt mir, daß ich Alles finde se,
Wie Ihr gesagt?

Agostino. In wenig Tagen schon,
Bring' den Geleitsbrief ich von Genua Euch,
Reißt einem Schreiben Devia's; laden wird
Er Euch als Gast in seine eigne Wohnung.

Vanina. Nein, denn im eignen Hause will ich wohnen

Als freie Bürgerin der Republik.

O, mein Alonso, könnt'st Du mit mir ziehn!

Ombrone.

Soll ich den Knaben holen von Paris?

Agostino.

(Englisch.) Nein, nein, dies könnte Aufsehn machen und Zerstören unsren Plan.

Vanina.

Ihr habet Recht,

Mit meinem Anton muß allein ich kommen,

Wenn es geschieht; noch bin ich nicht entschlossen,

Mit meinem Geiste muß ich noch allein

Erst Zwiesprach' halten, drum für heute, Freunde,

Entlass' ich Euch, denn ich bin müde, müde

Zum Sterben fast! (Sie legt sich nieder.)

Agostino.

Lebt wohl denn, edle Frau,

Die That ist groß, und Euer großer Geist

Wird sie vollbringen können. Bald bin ich

Mit Genua's Geleitsbrief hier zurück!

(Er bengt sich tief vor Vanina, im Abgehen zu Ombrone.)

Run Priester, thue Deine Schuldigkeit! (ab.)

X. Scene.

Vanina. Ombrone.

Vanina.

(auf Ombrone zuwendend.)

O, Angelo, ich will es thun, was er

Mir vorschlägt, aber ist's auch recht, ist's kein

Verrath an ihm, den ich als Gatten liebe?

Ombrone.

(Hörst.) Die Kirche spricht, und Wahrheit ist ihr

Wort:

Der hohe Zweck, er heiligt das Mittel!

Liebt Ihr den Zweck, dann scheut das Mittel nicht!

Vanina.

Ich liebe ihn, ich will auf Corsika

Mit meinen Kindern frei und glücklich wohnen!

Will der Onneno altes Erbe ihnen

Erhalten, will's Kraft meines Rechts als Mutter,
Als des Ormeno's Tochter und nicht wen'ger
Als des Sampiero Weib; wenn ich nicht wäre
Vanina, hätt' er niemals mich zur Gattin
Gewählt, und weil ich seine Gattin bin,
Ziemt meiner Seele eine lähne That.
Verschlossen ist's, Ombrone, mit der Luft
Des Handelns hebt auf's Neu sich meine Brust!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Die Küste von Afrika; Zelte stehen zerstreut, ein größeres Zelt im
Vordergrund, corsische Soldaten sind umhergelagert. Am Strande sieht
man einige Barken u. s. w.

I. Scene.

Neben dem großen Zelte sitzen Bernardo, Matteo und Filippo mit
einigen Andern.

Man hört Trommeln in der Ferne und Geschrei:

„Sampiero hoch! Sampiero hoch!“

Bernardo. (lauschend.) Schon wieder! hört nur, Brüder, wie sie
rufen,

Wie sie Sampiero ehren!

Matteo.

Das ist sein Recht!

Wo auf der weiten Erde gibt's denn auch
Noch solchen General, noch solchen Mann?
Der Feldherr ist er vor der Schlacht und dann
Soldat mit uns im dicht'sten Kampfgewühl!

Filippo.

Sald geht's zurück mit ihm nach Corsika,
Da wollen wir die Genuesen jagen
Gleich Hunden, wie den Schurken es gebührt.

Matteo. Sie werden zittern, wenn nur seinen Namen
Sie hören; war ich doch dabei, als auf
Dem Golosfeld er sie zusammenschlug,
Es flog wie Eichen vor'm Wind' ihr großer
Feldherr,

Der Spinola, auf Nimmerwiederkehr.

Bernardo. So soll es wieder werden; Jene dort
Sie fürchten den Sampiero gleich dem Teufel.

Matteo. Ja, ja, die wissen's wohl, warum sie ihn
So fürchtbar hassen; für die Republik
Gäb's kaum ein größ'res Glück, als wenn sie hörten:
Sampiero, euer schlimmster Feind, ist todt!

Filippo. Die heil'ge Mutter Gottes schütze ihn!

Matteo. So flich' auch ich! (geheimlich vor.) Denn sie bedräuen ihn
Mit Gift und Dolch, und oft sind die Verräther
Hier mitten unter uns.

Bernardo. (aufmerksam.) Wo sind sie? Daß
Ich ihnen meines Dolches gute Spitze
Zu kosten gebe!

Matteo. Sei nur still, Bernardo,
Sampiero schüht vor ihnen schon sich selbst.
Vergangne Woche, als ich in der Nacht
Hier lag vor seinem Zelt, dieweil er noch
Mit Barbareffa und mit San Firenze
Des Rathes pfleg, da schien es mir, als sah'
Ich einen Schatten auf des Ufers Sand,
Wo noch zuvor das Mondlicht helle lag.
Ich ging d'rauf los, doch war es weggeschwunden
Mit einemmale, und ich dachte schon,
Daß nur ein Traumbild mich geneckt — da treten
Sie aus dem Zelte, gute Nacht! sich bietend.
Antonio ging hinweg mit Barbareffa,
Er blieb allein, und nach dem Ufer lenkt'

Er seinen Schritt; auf jenem Felsen dort
 Ließ er sich nieder, und es flog voll Sehnsucht
 Sein Blick hinaus auf's Meer; ich wußte wohl,
 Wohin er schaute, denn nach Frankreichs Küste
 Sah ich ihn oft so blicken; dorten weilen
 Sein Weib und seine Kinder, die der Held
 Mit heißer Lieb' umfängt. Ihn zieht nicht bloß
 Des Löwen Tapferkeit und Großmuth, auch
 Des Löwen Herz hat er für seine Jungen.
 Doch hört — als er dort saß und ich von Ferne
 So nach ihm schaute, hob's gleich einer Schlange
 Sich hinter ihm, und wie der Blitz erglänzte
 Im Mondenstrahl ein Delsch — die Breite kaum
 Der Hand war er entfernt von seinem Nacken,
 Ich stand erstarrt und athemlos, da wandte
 Sampiero sich, es suchte schen zurück
 Des Mörders feige Hand vor seinem Mord.
 Kaum eines Athemzuges Dauer schwand,
 Da würgt' ihn schon mit nerv'gem Arm Sampiero,
 Schleppt' ihn hinauf den Fels und ohne Wort,
 Ohn' einen einz'gen Laut, stürzt er hinab
 Ihn in das Meer, — bis ich nur hin zu ihm
 Konnt' kommen, war's vorbei. „Geh' nur, Matteo“,
 Sprach er, „der letzte Bursche kommt nicht wieder!“
 Und wieder mit verschränkten Armen saß
 Er ruhig dort, als wäre nichts gescheh'n.
 Mir stockt der Athem, da ich es nur höre!
 Verdammter Schurke! hält' ich dich noch einmal!
 Ja, seht, so ist er. Furchtlos zwar sind Alle,
 Die Corsen heißen, doch so unerschrocken,
 Wie ihn, sah ich noch Keinen.

Überall

Ist er dafür gekannt. Es wollte einß

Filippo.

Bernardo.

Matteo.

Bernardo.

Ihn prüfen Seliman, der Türkensultan,
Und als bei Tische sie zusammen saßen,
Ließ er im Augenblick, da unser Feldherr
Den Becher hoch erhob, um einen Trinkspruch
Zu bringen, neben seinen Füßen dicht
Die Pärkanone lösen, welche man
Zuvor verbergen hatte unter'm Tisch.
Es wußten's Alle, nur Sampiero nicht;
Sie dachten, hofften auch vielleicht, er würde
Erbleichen, zittern, aber nein! er hielt
Den Becher fest mit unbewegter Hand,
Kein Tropfen ward verschüttet, kaum nur wandte
Er seinen Kopf und sprach so ruhig weiter,
Als wie zuvor.

Matteo.

Ja, einen solchen Helden
Sieht est die Erde nicht, und daß ihn zeugten
Die wilden Berge unsrer Insel, ist
Ein Stolz für alle Corsen.

Filippo.

Seht, da kommt
Er selbst, Antonio ist mit ihm, sein Freund
Und Kampfgenosse.

(Alle erheben sich und rufen:)

Sampiero hoch! Sampiero Corso hoch!

II. Scene.

Sampiero und Antonio treten auf mit einem kleinen Gefolge.

Sampiero. (geht auf die Gruppe vor seinem Zelte zu und schüttelt Einigen die Hände.)
Ich dank' Euch, Freunde, höher ehrt' mich nichts,
Als wenn Ihr mich Sampiero Corso nennt.
Ja, anders nichts als Corse will ich sein,
Das Urbild meines Stamms und Vaterlands,
Für das wir bald auf's Neue kämpfen werden!

Malteo. Recht so, wir sind bereit zu jeder Stunde.

(Stimmen durcheinander:)

Wir Alle sind es, süß! uns nur zum Sieg!

Dampiero. So rüflet Euch zur Fahrt nach der Türkei,
Konstantinopel ist das nächste Ziel!

Dreht ab die Zelte, bringt sie auf die Schiffe,

Der Wind wird gut, wir gehen unter Segel

Noch heute Nacht und, will es die Madonna,

Sind wir mit Tagesanbruch weit von hier.

Nacht hurtig, Purschen, unsre Zeit ist kurz!

(Die Soldaten ziehen sich zurück und hängen an die Zelte abzubrechen.

Dampiero und Antonio bleiben im Vordergrund, der Cäsare läßt sich auf
einen Felsstuhl nieder.)

Dampiero. Auch dieses ist vollbracht, mein Freund Antonio,
Nach mendenlanger Mühe und Geduld;
Jetzt noch zu Seliman und dann, mein theures,
Geliebtes Vaterland, zu dir zurück!

Antonio. Sie hoffen dort auf uns, wie auf den Heiland.
Seit jenem Friedensschlusse von Cambresis,
Der schmachvoll Alles dessen uns geraubt,
Was vor vier Jahren siegreich wir erkämpft,
Seit jenem schmähtlich hündischen Vertrag,
Der uns zurückgeschleudert unter die
Verhaftete Knechtschaft, treiben sie es dort,
So schlimm sie können; kein Gesetz, kein Anseh'n,
Verhindert sie an ihrer feigen Rache.

Dampiero. (Die Faust ballend.) Ha, büßen sollen sie dafür, so lange
Mein Arm mein gutes Schwert kann halten und
Ein Tropfen Blut in diesen Adern rollt!
Tod, Tod und ew'ge Feindschaft Genna,
Ruft jede Stunde mir des Lebens zu!

Antonio. (ruft.) Und wenn die Fürsten wieder uns verrathen,
Wenn wieder gennesisches Geld beflucht
Die Türkenfeldherrn, wenn sie wiederum,

Nachdem wir unser Blut vergossen, ein
Papier bekränzen und darin verkünden,
Das Land, das zehnfach wir gedüngt mit Leichen,
Das uns gehöret nach des Himmels Satzung,
Sei Genua auf's Neue unterthan?

Sampiero. So wird es nicht mehr geh'n, nur Seliman
Soll mir noch Beistand leihen, daß zum Landen
Mir wird ein kleines Heer, bis unser Volk
Das schwerbedrückte, schwerbewachte sich
Kann unter Waffen stellen — dann, sobald
Die Insel wieder sich erheben, fahre
Des Fremden Hülfe hin! Dann weicht mein Fuß
Von ihrem Boden nicht mehr. Jene's Spanier,
Der seine Schiffe hinter sich verbrannt,
Thu' ich es gleich und bohre die Galeeren,
Die uns hinüber trugen, in den Grund.
Frei will ich leben dort, wo meine Wiege
Einst stand, ein freies Volk an meiner Seite,
Wo nicht — im letzten Kampfe blutend fallen,
Und meinen Söhnen kannst das Racheschwert
Du dann in meinem Namen anvertrauen.

Antonio. O, schütze uns der Himmel, daß gelingt
Dein kühnes Unternehmen.

Sampiero. Zweifle nicht!

Sieh auf die Helden, die noch kühner wagten.
Der große Giampolo, er landete
Mit zehen Mann, und Alles lief ihm zu,
Sein war die Insel, wenn nicht Genua
Den größ'ten Corsen listig ihm gegenüber
Gestellt — aber dieser freute nicht
Sich seines Siegs. Renuccio della Rocca
Erkannte, wenn auch spät, wie er gefehlt.
Mit achtzehn Männern unternimmt allein

Des Vaterlands Vertheilung er, geschlagen,
Rehrt er mit zwanzig wieder. Doria selbst,
Der große Doge tritt ihm gegenüber.
Zulezt muß er der Uebermacht erliegen,
Doch ungebrochen bleibt sein Muth, mit acht
Getreuen kehrt nach vielen Jahren er
Zurück, erneut den Kampf und fällt allein
Durch türkischen Verrath — vor solchem Beispiel
Verschwindet Alles, was ich je gethan.

Antonio.

Sie kämpften tapfer, aber siegten nicht!

Sampiero.

O, grübelnder Verstandesmensch, berechne
Doch nicht so kalt! Mit andern Mitteln kommen
Wir diesmal — die Kämpfer dort, sie kämpften
Zugleich für ihre eig'ne Macht, ich aber
Will nur mein Volk befrei'n, daß es sich selbst
Regiere, wie es unsere Ahnen thaten;
Ein freier Bürger will ich bei ihm wohnen,
Nicht mehr als Alle, meiner Wünsche Ziel
Ist nur, des Vaterlandes Vater einst
Genannt zu werden.

Antonio.

(Seine Hand ergreift.) Edler Freund, wenn hohe
Gesinnung zum Erfolg berechtigt, wirst
Du Sieger bleiben. Aber noch einmal —
Nach Warscill' hättest Du vorher Dein Segel
Noch wenden sollen, Weib und Kind noch einmal
Zu sehen, eh' so blutiges Geschäft
Du unternimmst.

Sampiero.

Antonio, nein, Dir darf
Gestehen ich, was keinem Andern je
Ich anvertraute. Mir bedrückt das Herz
Baninen's Anblick, denn ich liebe sie,
Mein schönes, stolzes Weib, und ging ich jetzt
Zu ihr, so würden ihre sanften Witten

Vielleicht die beste Zeit mich ungenüßt
Versäumen lassen: immer schwerer wird
Es mir, mich ihr und meiner Kinder Armen
Auf's Neue zu entreißen.

Antonio.

Aber Du

Scheinst zu vergessen, daß das schwächre Herz
Des Weibs zuweilen des Geliebten Anblick
Bedarf, sein Liebeswort und seinen Kuß,
Damit es neu die neue Trennung trage.

Sampiero.

Nein, nein, Du irrst, Vanina nicht, sie ist
Ein starkes Weib, ein selbstbewußtes Herz,
Sie wird die Sehnsucht in sich nieder kämpfen,
Wie ich es thue, wenn sie mich beschleicht.
Für sie ja streit ich auch und ihre Kinder,
Für ihres Vaters Habe — doch, es ängstet
Mich fast, daß noch Battista nicht zurück,
Den ich zu ihr gesendet mit der Botschaft
Von meinem Zug zu Soliman.

Antonio.

Verzeihe,

Im Eifer des Gesprächs vergaß ich ganz,
Es Dir zu sagen, daß er angekommen.
Als wir zum Abschiedstrunke gingen, kam
Er grade an, ich hieß ihn warten dort
In deinem Zelt. (bei Seite.) Er ahnet nicht, daß in
Marseill' vielleicht der Satan treibt sein Spiel.

Sampiero.

Schnell führ' ihn her! Wie frischer Wind die Segel
Der Schiffe lustig bläht, soll diese Nachricht
Mein Herz erfrischen auf der weiten Reise.

(Antonio geht nach dem Hintergrund, öffnet das Zelt und ruft:)

Antonio.

Battista, Alter, komm' heraus, Dein Herr
Erwartet Dich!

III. Scene.

Die Vorigen. Battista.

Battista. *(Herantrittend.)* Nun endlich, Ihr habt mich
Ja lange warten lassen!

Antonio. Drumme nicht

Und mache schnell!

Battista. *(Nach Sampiero ehrerbietig nahnend.)* Willkommen, edler Herr,
Und Gott zum Gruß! da bin ich wieder.

Sampiero. *(Geht freudig auf ihn zu und laßt ihn an den Schultern.)*

Ja,

Du bliebest lange, Alter, sprich, wie steht's
In meinem Hause, treiben sie es gut?
Vanina und mein Knabe? ist er brav
Gewachsen? sieht er mir noch ähnlich? sprich,
Durch Deine Augen laß' mich alles seh'n!
O, edler Herr, sie sind gesund und grüßen!
Noch mehr könn't Ihr aus diesem Schreiben seh'n.

(Er übergibt ihm einen Brief.)

Sampiero. Gib her! doch nein, was ist ein Brief mir im
Vergleich zu dem lebend'gen Wort? Du sahst
Sie Beide ja, laß' erst aus Deinem Mund
Das Kleinste mich vernehmen. Welchen Schmutz
Trug sie, was sprach sie, was hat sie gethan,
So lange Du im Hause weiltest?

Battista. *(Verstört.)* Herr,

Ihr fraget viel auf einmal; sie erschien
Gesund mir, aber ihr Gesicht ist bleich,
Als ob ein Gram an ihrem Herzen nage!
Oft sitzt in Thränen sie, dann wieder glüht
Sie auf wie einer Flamme Schein, und spricht
Sie wolle ganz allein die Heimath bald
Zurückgewinnen!

Antonio.

Hm! hm!

Sampiero.

Wie weißt Du das?

Battista.

Marietta hat's erzählt.

Sampiero.

Na, Frau'ngeschwäh!

Es wird in diesem Briefe davon nichts stehn.

(Er eckelt das Blatt und liest lächelnd [sic] sch.)

Erst Liebeschwüre, ganz nach Frauenart —

Anton ist gut und brav, und von Alonso

Hört sie das Beste nur, doch, sonderbar,

Was soll der Schluß? (laut lesend.)

„Was auch geschehen möge,

„Für Dich und unsre Kinder ist bereit

„Zu jedem Opfer Deine treue Gattin!“

(Antonio und Battista haben heimlich geredet.)

Antonio.

Höchst sonderbar!

Sampiero.

(den Kopf schüttelnd.) Was ist? spricht frei heraus?

Battista — nein, Antonio, Dein Gesicht

Wetteifert mit der Wolke dort an Schwärze!

Antonio.

Sieh nicht auf mein Gesicht, Battista's Worte

Sind schwärzer noch; er sagt — doch nein, es ist

Ein Wahnsinn, nur ein Solches auszudenken!

Sampiero.

(ungetröstet mit dem Kopfe stampfend.)

So rede doch, nichts ist verhasster mir

Als solches Ueberlegen.

Antonio.

(ärgert.)

Run, er sagt,

Dag sich seit Wochen viele Genuesen

Aufhalten in Marseille.

Sampiero.

(lachend.)

Nichts weiter? sind

Sie denn nicht überall, wo es etwas

Zu schachern gibt.

Antonio.

Schon recht, doch sind es meistens

Nobili, und — Battista sagt — man sähe

Sie häufig mit Ombrone gehn und reden.

Ja, Einer soll in Eurem Hause selbst
Gewesen sein.

Sampiero.

Es ist unglaublich, unter
Dem Schutze Frankreichs steh't sie, Niemand wagt
Ihr dort ein Haar zu krümmen!

Antonio.

(ängstlich.)

Das ist's nicht!

Ein anderes meint Battista!

Sampiero.

(aufstehend.)

Wie, was kann

Er meinen? Kränket nicht mein Weib!

Antonio.

Die heil'ge

Madonna strafe mich, wenn ich von ihr
Das kleinste Ueble denke. Doch Ombrenen
Kann ich nicht trau'n.

Sampiero.

Die alte Eifersucht!

Antonio.

Er ist ein Vfsaffe!

Sampiero.

Nein, Du gehst zu weit!

Es war der Gorse nie ein Freund der Priester,
Und Du bist's weniger, als Alle — aber
Ombrene ist der Lehrer meiner Söhne,
Und schon seit Jahren nenne ich ihn Freund.
Battista komm' hierher, erzähle selbst.

Battista.

Herr, es ist grad nicht Vieles zu erzählen,
So wenig, als vor dem Gewitter Einer
Kann sagen, dort in jenem Thale wird
Es sich entladen, wird der Blitz entzündet;
Allein auf Allen in dem Hause liegt's
Gewitterschwül, es geht d'rin etwas vor,
Doch was es ist, dies kann ich Euch nicht sagen.

Sampiero.

(mit.) Wo ist Orsino, Franz Orsino mein' ich?

Battista.

Der? ist in Marseille', wie immer; wenn hinab
In's Meer die Sonne sank, dann kommt er her,
Setzt sich dem Hause gegenüber, starrt
Empor zum Fenster, und so sah ich oftmals

Ihn sehen bis zum Morgengrau'n. Er ist
Verzweiflungsvoll, weil unsre schöne Herrin
Ihn hat aus ihrer Gegenwart verwiesen.

Sampiero. Wie weisst Du dieses wieder?

Vallista. Ben Marietta.

Er tränkte sie, indem er Tag für Tag
Ihr nur von Corsika erzählte, und
Es zehrt an ihr die Sehnsucht nach Daheim.

Sampiero. Genug, genug, bald soll es besser werden;
Ich nehme sie mit mir nach Corsika
Hinüber, sie ist stark genug, den Kampf
Mit mir zu theilen ohne Furcht und Zagen.

Antonio. Du bist beruhigt, fürchtest weiter nichts?

Sampiero. (Mit.) Zum Teufel! nein! wer wollte sie bedrän'n?
Vor Genua ist sie sicher, wo sie ist!

Antonio. Vor seinen Räulen auch?

Sampiero. Noch einmal, sag' ich,

Belcid'ge nicht mein Weib; vor diesen ist
Sie sicher schon als des Sampiero Gattin!

Antonio. (Mit 24.) Trotz dieser Zuversicht will ich doch wachen.
Ein Thor, wer Weibern traut!

(Am Hintergrund entsteht unter den Götzen eine lebhafteste Bewegung. Wie
sehen nach dem Meer, wo eine kleine Barke erscheint, ein Mann darin.)

Bernardo. Der Telleys, seht!

Er will hier landen, wie es scheint.

Sampiero. Wahrhaftig,

Er steuert hierher, — muthig, jeder Dursche,
Der Wind weht gut und jagt dich fast allein
Hin an das Land. Zum Strande springt, helst ihm
Ein Schiff herbeizieh'n, ein französisch Fahrzeug
Ist es, ein Fährschiff. Der hatte Eile,
Der sich darinnen über's Meer gewagt.

Antonio. Täuscht mich mein Augt nicht, so ist's Ormeno!

Sampiero. Nicht möglich! Doch wahrhaftig, ja, er ist's.
Was kann der wollen? wenn uns nicht die Schlacht
Vereinigt, geht er stets mit aus dem Weg
So weit als möglich!

Matteo. (Hört J. Orsino, der interren gelandet, nach vorn.)

Hei, da bring' ich ihn,
Den lähnen Schiffer. Einer ist's der Musien,
Gewiß will er den Zug in die Türkei
Noch mit uns machen!

IV. Scene.

Franz Orsino, die Vorigen.

Orsino. (erschrocken.) Geht mit einen Sitz
Und einen Becher Wein, beher ich rede.

(Man bringt einen Stuhl und Wein herbei. Antonio und Sampiero
sehen sich an, ihn beobachtend, Orsino trinkt.)

Antonio. (für sich.) Ein Unheil ist im Anzug, dieser bringt
Es mit in seinem Rahn.

Sampiero. (Orsino die Hand reichend.) Gruß Dir, Orsino,
Ich dachte es immer doch, es würde Einer
Von Euch noch kommen, mich zu Seliman
Hinzubegleiten. Je mehr große Namen
Ich bringe mit an seinen Hof, je besser
Für unsre Sache; darum sage freundlich
Ich dank dir, daß du kommst. Du wildest Vogel,
Der nur nach eigner Laune seine Wege
Sich aufsucht.

Orsino. (den Kopf schüttelnd.) Hien' Dich nicht zu sehr, Sampiero,
Ich bin ein Vogel heut', der Sturm Dir kündet!

(er steht sich auf, die Hände schüttelnd.)

Allein, zuerst gelobt sei die Madonna,
Daß glücklich sie mich hergeführt, und daß
Ich Dich noch finde.

Sampiero. Was ist denn gesch'h'n?

Ich bitte, sag's auf einmal, nicht in Fetzen!

Ornens. Schiel' diese fort, nicht Jeder braucht's zu wissen!

Sampiero. Geht an die Arbeit, Freunde, daß wir zieh'n
So bald als möglich! (Die Entrasten gehen sich prüfend.)

Ornens. Ja, so bald als möglich!

Doch nicht nach der Türkei lent' Deinen Kiel,
Denn wisse nun, es wehnt in Deinem Hause
Der schändlichste Verrath! Der schlaue Priester,
Ombrene, steht mit Genna im Bunde.
Dein Weib, Vanina, haben sie berebet,
Zu stieh'n mit ihrem Sohn, sich in die Arme
Von Genna zu werfen! (er verhält sein Gesicht.)

Antonio. Ha, entsetzlich!

Sampiero. (sieht wie erschrocken, dann suchend aufbrechend.)

Es ist nicht wahr, Du lügst! Nein, Mensch, Du
rahest!

Ornens. (wider sagend.) Ja, ja, ich ras' aus Schmerz und Wuth!
Vanina,

O, o, Vanina!

Sampiero. (sich gewaltthum fassend.) Siehe Freund, es kann
Ja gar nicht sein, unmöglich ist's! Wezu
Denn kennt man eine Menschenseele, liebt
Sie, wie die eig'ne, wenn man nicht kann messen
An ihrem Werth, was sie im Stande ist,
Zu thun und was zu lassen — d'rum, noch einmal
Ruf' ich Dir zu, es ist nicht wahr, falls Du
Von meinem Weibe sprichst!

Ornens. Sampiero, laß!

Die Aeden jezt, auch wir ist es gewesen,
Als ob die Welt aus ihren Fugen ginge,
Da ich dies hörte!

Sampiero. (Stift wie vernichtet auf Ornuo's Einst.) O, Antonio,
Bist Du es? scheint die Sonne? ist dies dort
Das Meer?

Antonio. Ich bitte Dich, Sampiero, bleibe
Jetzt ruhig noch, laß' erst uns hören, was
Francesco weiter weiß.

Sampiero. (müll.)

Erzähl!

Ornuo.

Wenn Du

Wir glauben willst!

(Sampiero nickt schweigend.)

Ornuo.

Seit Wochen sah ich einen
Genuesen, Agesto Bazzicalupo, streifen durch
Marseill', ich kannte ihn, sah ihn vor Jahren
Ehen in Ajaccio, auch in San Maria.
Im Hause Eures Schwiegervaters war
Zu Gast er manchmal, nicht bekümmerte
Ich mich um ihn; er ist ein Mensch, der heute
Hier lebt und morgen dort, ein schlauer Vursche
Von glatter Zunge, höfischen Manieren,
Der oft sich rühmte, daß er keinem Herrn
Zu Diensten, als sich selbst; und diesem Menschen
Bin ich begegnet vor zwei Wochen, als
Aus Eurem Haus' ich trat mit schwerem Herzen.
Angelo war bei ihm, ein trauliches
Gespräch schien sie zu unterhalten. Ich,
Betreffen, daß Vanina einen Fremden
Bei sich empfing, war so erschüttert doch
Von Schmerz, daß ich in wenigen Minuten
Nicht mehr dron dachte.

Sampiero. (ungehört.)

Weiter! weiter! schnell!

Ornuo.

Am andern Tag sah ich ihn wieder, und,
Als ich Vanina fragte, was er wolle,
Ward klug und reth sie, wies mit scharfem Wort

Auf immer mich hinweg von ihrer Schwelle.
 Ich wußt' es kaum zu fassen, aber als
 Zwei Tage später ich im Abenddunkel
 Vor ihrem Fenster stand, da sah ich, wie
 Man allerlei Geräth aus ihrem Hause
 Hin nach dem Strande schaffte, wo schon lange
 Ein genuesisch Schiff im Hafen lag.
 Da, wie der Blitz das dichteste Gewölk
 Zerreißet im Moment, schoß eine Ahnung
 Mir durch die Seele — eine Ahnung doch,
 So fürchterlich, daß ich davor die Augen
 Verschloß, als ob es eine Ausgeburt
 Des Wahnsinns wär'!

Sampiero. *(erschrocken schreit, faßt Orsino an den Schultern und schüttelt ihn.)*

Du ahntest es, und flohst
 Zum Handeln nicht? Du hieltest sie nicht fest
 Mit eignen Händen? Ha, daran erkenn'
 Ich Dich, unklarer Träumer!

Antonio. *Sampiero!*

Bedenke, was Du thust, Du bist von Sinnen!

Sampiero. *(Orsino festhält.)* Ja, ja, ich bin's, und seid

Ihr es denn nicht?

(Ich schreit.) Verzeih', Orsino, laßt sie fort zu reden!

Orsino. *(zitternd.)* Daß Du mich wieder, wie der

wilde Tiger

Als Deine Beute würgt, statt daß Du selbst
 Zum Handeln kommst.

Antonio. *(beingehend.)* Franzesco, nimm'ge Dich

Und laßt sie fort.

Orsino. *(Orsino.)* Nun denn, so hört den Träumer:

Obgleich verwiesen aus Saninen's Nähe,
 Stürzt' ich zu ihr, warf' mich zu ihren Füßen,
 Beshwer beim Heile ihrer Seele sie,

Mir mitzutheilen, was sich hier begeben.
 Sie wich mir aus und pries das Glück des Friedens
 Und der Versöhnung mit den Feinden, sprach
 Von höh'ern Mutterpflichten; aber als
 Noch mehr ich hören wollte, trat Angelo,
 Der Schurke, ein, mit jenem Agostino.
 Mich übernahm der Zorn, ich nannte sie
 Betrüger, die ein schwaches Weib verrathen!
 Da hob Vanina sich gebieterisch
 Und stolz, sie sagte, Niemand sei im Stande,
 Zu lenken sie, als nur der eigne Wille;
 Wenn einen Schritt sie thue, welcher wohl
 Für viele unerhört erscheine, sei
 Es nur für ihre Kinder und den Gatten,
 Und große Danksart würde sie begreifen!
 Ich stand vernichtet, ach! ich wußte nicht,
 Daß Ehrgeiz auch in dieser Seele haust.

Sampiero. (trumpf.) Das wußt' ich längst, doch glaubt ich ihn
 befriedigt,

Weil sie Gemahlin des Sampiero ist.
 Doch weiter sprich!

Orsino.

Ich kenne sie, wie war
 Bewußt, daß Alles nun vergeblich sei.
 Ich rief ihr zu, sie sei verflucht auf ewig
 Von allen Verrätherinnen, wenn die Heimath
 Und ihren Gatten sie verrathe — da,
 Glitt aus ihr Fuß, Angelo fing sie auf
 In seinen Armen, und der Andre rief
 Mir höh'end zu: Entfernt Euch, eder als
 Gefangener geht Ihr mit nach Genua!
 Voll Wuth riß ich mein Schwert heraus, da drang
 Ein Schwarm von Genuesen streich herein.
 Sie warfen sich auf mich, allein ich schlug

Hinaus in's Freie mich, zum Hafen schnell
 Trug mich der Fuß; da sah ich jenes Schiff.
 Den dem ich sprach, zur Abfahrt ganz gerüstet
 Und essbar nur günst'gen Wind erwartend.
 Nun galt kein Säumen, in das nächste Boot
 Das ich am Ufer fand, sprang ich sofort.
 Was lag am Leben mir nach diesem Schlag!
 Doch waren Wind und Welle mir gewogen,
 Noch schneller als die Räder flog mein Kahn
 Nach Africas Gestade — und hier bin ich!
 Die leidensvolle Pflicht hab' ich vollbracht,
 Mein Theuerstes auf Erden zu verlagern
 Vor ihrem Gatten und ihn aufzurufen
 Die Wahnsinnthat zu hindern.

Sampiero. (zu Antonio.) Schrecklich ist,
 Was Du mir kündeß, wie versteinert fühlte
 Das Herz ich in der Brust, und die Gedanken
 Dreh'n wild im Kreise sich!

Antonio. Wer konnte dieses
 So schöne, edle Herz so weit vom Pfad
 Der Pflicht verleben!

Oruono. (wilt antworten.) Ihr — Ihr thatet es,
 Vergehen lieh't Ihr sie in Einsamkeit
 Und Ungebild, ich weiß es, was sie litt! —

Sampiero. Dank' Dir, Oruono, daß Du diese Nachricht,
 Wie schrecklich sie auch ist, so schnell mir brachtest;
 Verzeih' von verhin meinen Ungehör!

(er sieht ihm die Hand, Oruono wehrt ab.)

Oruono. Laß nur — wenn Du in Deinem Zorne mich
 Gewürgt, es wär' so schnell kein Anderer mehr
 Gekommen über's Meer, um Dich zu warnen.

Sampiero. Nicht wußt' ich, was ich that, ich war wie sinnlos
 Vor Wuth und Schmerz.

Orsino. (Hörst.) Genug laß' jetzt die Worte
 Nun sein, daß Du nicht selber wie ein Träumer
 Zu spät erst handelst. Es thut Eile Noth.
 Wenn ihr sie noch in Marseill' treffen wollt,
 Wo nicht, sie mindestens noch einzuholen.

Jampirro. (Auf und abgehend.)
 O, solche Schmach kauft eine freie Tochter
 Aus unsren Bergen auf des Gatten Haupt!
 Sie geht zum Feinde über, unterhandelt
 Mit ihm, führt ihre eignen Kinder in
 Des Velfes Nachen! Hat sie denn vergessen,
 Wie tückisch dieses Genua von je
 An uns gehandelt? wie man einst die Eöhne
 Remiccio's della Rocca, die in Genua
 Bei ihren Vettern wohnten, ließ ergreifen,
 Nach Corsika sie schleppte und sie dort
 Ermordete vor ihres Vaters Augen?
 So wird man sie und meine Eöhne auch
 Hinwürgen, wenn mein Angriff mir gelingt.
 So lähmt man meinen Arm, und sie, ach sie!
 Die ich geliebt, wie laun ich dachte, daß
 Ein Kriegermann lieben könne, gibt den Feinden,
 Die uns bedroh'n, die Waffen in die Hand.
 Nein, nein, Antonio, noch kann ich's nicht glauben!
 Du zweifelst immer noch?

Antonio.

Jampirro. Ja, ja, ich zweifle;

Nicht daran, daß sie einen Augenblick
 Es wollte, einen schrecklichen Moment
 Sich von dem Pfad der Pflicht hinweg verirre,
 Doch daran, daß sie's ausgeführt. Sie wird,
 Sie muß sich noch bekennen haben!

Orsino.

Ja,
 Dies hoff' auch ich, daß mindestens sie schwankt

Und so verzögert ihre Abfahrt — doch,
Run säumt nicht länger!

Antonio. Zu den Schiffen geh' ich
Zu seh'n, ob Alles fertig. Ja, Sampiero,
Wir müssen fort.

Sampiero. Geh', geh', mein Freund, auch Du,
Ornena, mich verlangt allein zu sein!

Ornena. Ich bin zum Tod erschöpft, in Eurem Bette,
Lass' eine Stunde mich der Ruhe pflegen!

Sampiero. Ja, geh' mein Sohn, Antonio, sieh' nach Allem.
(Ornena ab.)

V. Scene.

Sampiero allein, auf- und abgehend.

Sampiero. So tief erschüttert fühl' ich mich noch nie
In meinem Leben — so entschlich ist
Der Denker nicht der Schlacht, nicht eitle Hoffnung,
Die Thräne nicht, die man den Todten zellt,
Selbst des Verbannten Seelenummer nicht,
Der seine Heimath muß von fremden Händen
Zu Grunde richten seh'n — als wenn das Herz
Verlernen soll zu glauben an den Werth
Der Seele, welche es andächtig frey
Verachtet, wie das unwandelbare Licht
Der ew'gen Eterne. Jene edlen Jügte,
Die einst mein Weib geschmückt, sie wären jetzt
Verzerrt in ihr Gegentheil, nun wäre
Wahrhaftigkeit, Verrath und ihre Treue
Nur schändliche Tüde! — —
Des Herzens schöne Wärme, welche stets
Das Rechte längst erkannt, eh' der Verstand
Es ausgegrübelt, wär' in ihm erstickt!
Es wäre feile Feltitz, Verrechnung

Getreten an die Stelle der Empfindung,
 Was sie sich selbst und ihrem Gatten schuldet —
 Nein, nein, noch einmal rufe ich es an,
 Es kann nicht sein! Francesco übertreibt,
 Sein eifersücht'ger Hohn hat oftmals schon
 Ihm Schreckensbilder ohne Grund gezeigt.
 So grenzenlos soll mein Vertrauen sein,
 Als grenzenlos gen mich und unsre Heimath
 Wär' dieser Hochverrath; in kleinen Dingen
 An Jene glauben, die wir lieben, ist
 Gering Verdienst — so tief erschüttert sein,
 Wie ich es bin, und doch des Glaubens Anker
 Den in Dein Herz ich, o, Vanina, warf,
 Nicht fahren lassen, nichts Gemeines Dir
 Zutraun'n, das bin ich Dir und mir jetzt schuldig!
 Drum setz, mein Herz, nicht richte, ehe Du
 Das Ganze weißt, doch wenn das Schicksal wirklich
 Dir solchen schweren Kummer aufgespart,
 Dann zittere auch nicht, wo du strafen mußt! —

VI. Scene.

Sampiero. Antonio.

Antonio. Es springt ein günst'ger Wind vom Lande auf.
 Das Schiff ist fertig — wenn Du willst, Sampiero,
 Geh'n wir an Bord, in wenig Tagen sind
 Wir in Marseille.

Sampiero. (aus diesem Zimmer tretend.) In Marseille sagst Du?

Antonio. Wo sonst? willst Du es dulden, daß das treue,
 Gemeine Krämervolk in Wirklichkeit
 Entführe Dir die Gattin und den Sohn?

Sampiero. (wählg.) So meinst Du auch, man könne sie vielleicht
 Entführen gegen ihren Willen? ja, gewiß.
 So ist's, es kann nicht anders sein!

Antonio. (erschauet.)

Sampiero,

Raum kenne ich Dich mehr, Du, der Du immer
Der Mann der That, bei dem Entschluß und Schlag
Nie sind getrennt, du grübelst nach und zauberst?
Sei nun Vanina schuldig oder nicht,
Soviel bleibt sicher, daß sie Beistand braucht
Gegen fremde Feinde oder die der eignen
Verhärten Brust, nicht einen Augenblick
Darf mehr gezaubert werden.

Sampiero.

Du hast Recht,

Antonio, doch bei Seliman bin ich
Erwartet; wenn ich nicht persönlich schmeide
Das Eisen, weil es glüht, kann Alles wieder
Verloren geh'n.

Antonio.

Es wolltest nach dem Bodpor'

Du segeln, nicht nach Haus?

Sampiero.

Ich muß dorthin!

Ich darf nicht zaubern, einen Augenblick
Nur konnt ich schwanken, eine größ're Pflicht
Muß ich erfüllen. Dort, ich weiß es, steht
Jetzt Alles auf dem Spiel, was ich an Glück
Noch kann für dieses Daseins Spanne hoffen,
Doch lauter tönt des Vaterlandes Ruf!
Auf Corsika ist Alles vorbereitet;
Wenn ich zur rechten Zeit nicht dort erscheine
Mit der versprochenen Hülfe, bluten wieder
Wehl Hunderte umsonst, verklagen mich
Der Wittwen Thränen und der Waisen Klagen,
Daß ich zuerst an mich gedacht und dann
Erst an des Vaterlandes Noth, dem ich
Als Ketter und als Rächer lange schon
Mein Leben zugeschworen, eh' ich Weib

Und Kind besaß. Erst nach dem Vaterlande
Kommt die Familie bei dem ächten Mann.

Antonio. Der Deiner Heldengröße beug' ich mich,
Wie schon so oft, jezt wieder in den Staub.

Sampirro. Doch wär' es Wahnsinn, wollte ich derweil
Vergessen ganz mein Haus, darum, Antonio,
Den ich als meinen Treusten lieb' und schätze,
Geh' nach Marseille Du, in Deine Hand,
Leg' ich Baninens Schicksal und das meine,
Bis selbst ich komme. Findest Du sie nicht
In unsrem Hause mehr, so seh' ihr nach,
Thu Alles, was Du kannst, todt oder lebend
Sie diesen Genuesen zu entreißen.

Antonio. Und — wenn ich sie zu Hause nicht mehr finde,
Sie nicht erreichen kann?

Sampirro. Dann kommt der Tag,

An dem ich rechne mit den Krämerhunden,
Dann — aber, nein, laß' uns zuviel auf einmal
Jetzt nicht bedenken, Sorge bringt genug
Der jezt'ge Augenblick — Du nimmst das Klein're
Und schnell're Schiff, suchst von den Leuten Dir
Heraus, wer Dir am besten scheint, erst dranßen
Sag' ihnen, wo es hingehet, und wemöglich
Gib Nachricht mir, wie Alles Du gefunden.
Sobald beendet mein Geschäft, eit' selber
Ich nach Marseille, bis dahin, handte Du!
Orneno, he, wir sind bereit, mit wem
Von Beiden willst Du geh'n?

VII. Scene.

Die Vorigen. Orneno.

(Er erscheint am Eingang des Actes.)

Orneno. Ich möchte lieber
Hier bei dem Schakal und dem Tiger bleiben,

Als daß ich Dein verrätherisches Antlitz,
Vanina, wiebersähe!

Sampiero.

Nun so gehst

Zu Seliman Du mit mir.

Ornens.

Wie? zu Seliman?

Du gehst nicht nach Marseill'?

Sampiero.

Antonio send' ich —

Nich ruft im Augenblick die größ're Pflicht.

Ornens.

(~~mit ihm~~) Ha, groß und kalt wie immer!

Sampiero.

Knabe schweig'!

Geh' mit Antonio, reizen würde nur

Dein Anblick mich, noch glaubet nicht mein Herz
An meiner Gattin Schuld.

Ornens.

Ha! ha! ha!

Antonio.

Komm',

Komm' Francesco, du bist übermüdet

Und überreizt, Du brauchstest Ruh' und sindest

Sie auf dem Schiff, Du wirst mir nützlich sein,

Da Du Agesto kennst.

Ornens.

(~~nicht~~)

Ich nützte Euch

Genug — mehr, scheint mir, als Euch lieb ist.

Ich kam allein und werde so auch gehen,

Das Brett das mich herübertrug, ist stark

Genug noch einmal diesen Dienst zu leisten,

Wo nicht, so fürcht' ich nicht ein nasses Grab!

Sampiero.

Thu' was Du willst, mein Dank geleitet Dich!

Und nun hinweg, hinweg zu frischer That!

Auf's Neu', mein Vaterland, für Dich zu ringen,

Dir jezt das größte Opfer darzubringen.

(Sie werden sich zum Gehen, der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Die französische Küste. Man sieht im Hintergrund das Meer, ein Vorsprung verbirgt das Schiff, auf welchem Danina gelandet, und die freie Aussicht nach links, darüber hinans sieht man die Beste ragen.

1. Scene.

(Danina tritt auf und kommt rasch und ängstlich nach dem Vorderrunde; ihr folgen Ombrone und Agostino. Noch und noch während der Handlung im Vorderrunde treten auch Marietta auf und Antoinette, nebst verschiedenen Genossen und coisichen Dienern Danina's; sie bleiben Alle im Hintergrund.)

Danina. Dank der Madonna, daß ich festen Grund
Auf's Neue unter meinem Fuße spüre,
Daß ich entronnen jenem dunklen Schiff,
Auf dem die Angst der Hölle mich erfaßte,
Auf dem mir war, als ob zum tiefsten Abgrund
Mich führe jeder neuen Woge Schlag.
Es rührt das Herz sich leichter in der Brust,
Seit wieder Frankreichs Boden ich betrete;
Noch einmal will in Freiheit ich bedenken,
Was ich zu thun so fest entschlossen war,
Und was mich nun wie ein Verbrechen ängstet!

(Sie stellt erschöpft auf ein Felsstück.)

(Ombrone und Agostino haben inessen leise gelauscht und nach dem Meere gesehen.)

Ombrone. (zu Agostino.) Nein, nein, das duld' ich nicht,
Ihr dürft gewaltiam
Sie nicht entführen.

Agostino. Na, so nah' am Ziel,
So fast des Sieges gewiß, schlüpfst uns der Anschlag
Auf's Neue aus den Händen. Frisch nur hätten
Wir weiter segeln sollen, die Verfolger,
Wenn's wirklich solche sind, sie hätten auch
Vielleicht uns nicht erreicht, doch Du mit Deiner

Armſel'gen Schwäche, Du zerſtöreſt wieder
Das Werk, noch eh' es reiſt iſt.

Ombrone.

Agosſino,

Ich konnte ſie nicht länger leiden ſeh'n.
Ihr wißt, wie ſeit Orueno's Fluche ſie
Erſchüttelt iſt, mit welcher Mühe ich
Sie wiederum beruhigt. Es gelang.
Doch ſeit des Schiſſes Rand ſie überſchritten,
Quält ſie die fürchterlichſte Angſt; dreimal
Berlangte in der Nacht ſie mich zu ſeh'n,
Damit des Prieſters Segen lindernd ihr
Die heiße Stirne kühle! Auf das Segel,
Das uns verſelgt, ſtarrt' ſie mit Geiſterblick,
Und hat die coſ'iſche Flagge längſt erkannt,
Eh noch das ſchärſte Auge des Matroſen
So viel vermedt'.

Agosſino.

Sie ſah es, weil ſie es

Zu ſehen fürchtete. Denn dies war klar,
Daß neues Schwanfen ſie ergreifen mußte,
Sobald das erſte Feuer des Entſchlusses
Verſlogen war — o, hält' ich, zu geſällig,
Doch ihrer Weibersfurcht und Deiner Predigt
Gehör verſagt. — Der Pinſel, der Orueno,
Er hat gewiß den ſchnellen Segler dort
Und auf den Hals gehetzt.

Ombrone.

Das fürcht' ich auch.

Agosſino.

(zu Vanina treteud.)

Wie iſt Euch, edle Frau, fühlt Ihr Euch beſſer?
Vald ſind wieder wir, hoff' ich, unter Segel.

Vanina.

(ſchauend.) Wie, Agosſino, ſoll ich dies verhaßte,
Dies fürchterliche Schiff auf's Neu' betreten?

Agosſino.

(betrußend.) Nicht wüßt' ich, edle Frau, wie anders Ihr

Könnst Genua erreichen, denn zu Fuß
Die Wasserwüste zu durchkreuzen, ist
Nur einst dem Herrn gelungen, und noch scheint
Es mir der Wunder Größtes.

Vanina.

(*Innerlich ausstehend.*)

Genua?

Ja, führt mich hin, doch eine Leiche bringt
Ihr wehl an's Ufer dort — die Seelenqual,
Die ich auf jenem Schiff litt, wird mich
Getödtet haben, eh' ich die Palläste
Von Genua, eh' ich des Vaters Haus
Erblide.

Ombrone.

Ein Räthsel seid Ihr mir, Vanina!

In Eurem Geist erwegt Ihr diesen Plan
Und führtet ihr so klar und sicher an,
So überzeugt, daß Ihr die Pflicht der Mutter
Damit erfüllt; selbst des Orsinos Droh'n
Erschreckte Euch nur einen Augenblick!

Vanina.

(*Wie vor.*) O, fürchtbar tönt sein Fluch in meinem Ohr!
(*Innerlich.*) Ein Räthsel bin ich selbst mir, die Vernunft
Treibt noch mich vorwärts, doch mein armes Herz,
Es flattert wild und ängstlich in der Brust,
Wie ein gefangner Vogel in dem Käfig.

Ombrone.

Ihr müßt Euch lassen, nur das Ungewohnte,
Das Neue ist es, was Euch so beklemmt.

Agostino.

(*Der heimlich aus dem Hintergrund nach dem Hintergrund gesehen, nun weiter
näher tretend.*)

Ombrone spricht ein kluges Wort, Vanina,
Ich weiß es auch, was Reisen heißt, ich habe
Es oft an mir erfahren, wie die Sorge
Uns unterwegs bedrückt, ob glücklich wir
Das Ziel erreichen werden, ob der Gastfreund
Uns so empfängt, wie's ihm und uns geziemt.
Man läßt die Stätte, die uns lieb geworden,

Und weiß nicht, ob man dort das Neue findet,
 Wie man sich's oft in Träumen ausgedacht.
 Doch Solches braucht Euch diesmal nicht zu schrecken.
 Wir wissen ja im Voraus, wie beglückt
 Und stolz Euch Genua empfangen wird.
 Wenn dann, nach süßer Ruh', am nächsten Tage
 Ihr steht am Eifer, seht den Morgenstrahl,
 Den goldnen, auf den hellen Marmormänden
 Sich wiegen, welche die Balläste schmücken
 Der Meerestön'gin, seht ein emsig Volk
 Zu Euren Füßen rastlos sich bewegen
 Im Weltverkehr, dann wird das schöne Bild
 Das Herz Euch so erfreu'n, daß lächerlich
 Die jeß'ge Furcht Euch scheint.

Danina.

Es mag so sein,

Zum Wind'sten will ich denken, daß es sei,
 Die Stimme des Gewissens zu bethören,
 Die leise, leise, unaufhörlich fragt,
 Ob ich auch recht gethan. Sobald zum Schlase
 Mein müdes Aug' sich schließt, steht vor mir
 Sampiero's Bild — nicht liebevoll wie sonst,
 Nein, finst'er mir und wild erregt dräunend!

(Sie verbißt ihr Gesicht in die Hände.)

Ombrose.

Und wär' es Neue, kommt sie doch zu spät!

Danina.

Nein, nicht zu spät, wenn Ihr barmherzig seid;
 Ich bitt' Euch, Agostino, gebt Befehl,
 Daß wieder rückwärts nach Marseill' wir steuern.

Ombrose.

(zuckend.) Seid Ihr von Einnen? Hier gibt's
 kein Zurück.

Dort würde Eure Furcht das wirklich finden,
 Was jezt Euch ängstigt; dorten hat Orneso
 Indessen Lärm gemacht; wie eine Diebin
 Wird man Euch dort bewachen, kehrt Ihr wieder!

Die halbe That ist schlecht, die ganze nur
Rechtfertigt sich durch ihre kühne Größe!

Agollino. (zu Ondrea leise.) Brave, das war gesprochen, wie's
dem künft'gen
Bischof geziemt.

Danina. (sich erhebt.) O, leider hast Du recht;
Was ich begonnen, muß ich auch vollenden,
Es treibt mich mein Verhängniß rastlos fort!
Noch einmal will ich mich der weib'schen Furcht
Entschlagen, noch einmal am heil'gen Strahl
Der Mutterliebe und der Mutterforge
Den schwachen Muth auf's Neue mir entflammen.
Anton, mein süßer Knabe, komm zu mir,
Daß mir Dein Anblick Muth und Stärke spende!

(Marietta kommt mit dem Knaben, Danina schließt ihn in ihre Arme.)

Antonfrancesco. Mama, ist's wahr, was die Matresen sagen,
Daß nicht nach Corsica wir fliehen, nein,
Zu unsren Feinden, zu den Genuesen?

Marietta. Jesus Maria! spricht das Kind von Feinden,
Als ob er jeden Abend im Gebet
Nicht müßt' Vergebung für den Feind erstehen!

Danina. Ja, Anton, zu den Feinden gehen wir,
Damit die Feindschaft ende; daß den Vater
Und Deinen Bruder bald wir wiederseh'n.

Antonfr. Ich möchte lieber nicht nach Genua.

Agollino. Warum, mein süßer Junge? dort ist's schön,
Weit schöner als in Frankreich; Du wirst seh'n,
Wie wohl Dir's dort gefällt.

Antonfr. (bestimmt.) Das glaub' ich nicht.
Den Vater hab' ich lange nicht geseh'n,
Doch weiß ich noch, daß Abends er auf's Knie
Nicht nahm, ich muß' mit lauter Stimme

- Rachrufen seinem Munde: „Eu'gen Fluch
Dir Genua und Heil dem Vaterland!“
- Agosfino.** (bei Seite.) Vermess'ner Junge, hab' ich Dich erst dort,
Will ich Dich andre Flüche hören lassen!
- Ombrone.** O, psui, Francesco, psui, laß' niemals mehr
Des Lehrers Ohr solch' hartes Wort vernehmen!
- Vanina.** (ängstlich.) Der Vater scherzte nur mit Dir, mein Kind!
- Antonfr.** (eifrig.) Nein, Mutter, nein, er scherzte nicht, denn Heil
Dem Vaterlande! ist kein Scherz, das ist
Ein schönes Wort. Ich sehe noch das Auge
Des Vaters glänzen, wenn er's zu mir sprach,
Die Stimme hör' ich noch, mit der er rief:
„Heil unsrem Heimathlande Corsika!“

(Von dem Ister her, hinter dem Fenster schallt es als Antwort:)

„Heil unsrem Heimathlande Corsika!“

(Bewegung. Agosfino's Leute drängen sich nach vorn, er und Ombrone
eilen nach hinten, wohin Mte sehen. Vanina umschlingt trauerselig den
Knaben; eine Barke wird sichtbar, Antonio mit einigen Begleitern landet
und steigt aus. Er grüßt leicht und wendet sich zu Vanina, die ihn
erkennend, auf ihren Eig. stößt mit dem Ausruf:)

- Vanina.** O, meine Ahnung hat mich nicht betrogen,
Antonio San Firenze!

II. Scene.

Die Vorigen. Antonio.

- Ombrone.** (steht zu Agosfino.) Wir sind entdeckt, Antonio San
Firenze

Ist dieser hier!

- Agosfino.** (dramatisch.) Verwünscht, so nah am Ziel!

- Antonio.** (hebt sich, schaut sich um und wiederholt mit harter Stimme.)

Heil, heil dem Heimathlande Corsika!

Noch einmal wiederhol' ich diesen Ruf,
Nicht cessend, daß mich solch' ein schönes Wort
Zur Stelle führen würde, die ich suchte.

Agostino. *(stehend.)* Heda, Ihr Leute, bringet Wein herbei,
Zu einem Vivat ziemt der volle Becher;
Und weil's auf einmal hier so lustig wird
Mit Jubelrufen, bring' ich auch ein Heil
Der Vaterstadt, dem stolzen Genua!

Antonio. Thut es, Signor, allein vergeßet nicht,
Daß Ihr auch Genua's Künste leben laßt,
Von denen einer, wie mir scheint, sehr stirbt.

Agostino. Wer Genua beleidigt, der hat es
Mit mir zu thun.

Antonio. Daß Euer Schwert nicht reße,
Dafür wird bald Sampiero Sorge tragen,
Bis dahin laßt es ruhig in der Scheide,
Wir treffen uns wohl noch ein andermal.
Hier habe ich ein wichtiger Geschäft,

Agostino. Als Handel suchen. *(Er wendet sich zu Bonina.)*
(vertritt ihm den Weg.) Und doch sucht Ihr sie.
Was stört Ihr uns und jene edle Dame
In unsrer Ruhe, was vertretet Ihr
Wir hier den Weg?

Antonio. Ihr seid's, der ihn vertritt,
Mit jener Dame habe ich zu reden,
Es lautet nur an sie allein mein Auftrag.

Antonfr. *(Ich von Marietta schreiend.)*
Gott grüße Euch, Antonio, kommt der Vater
Jetzt auch hierher?

Antonio. *(den Knaben umarmend.)*
Mein wackrer Junge, Deine Stimme war's,
Die mir den Weg hierher gezeigt; wie wird
Sich freu'n, Dein Vater, wenn ich's ihm erzähle!

(zu Ombrene, der sich halt abgewendet.)

Doch diesen kenn ich — Ihr habt Recht, Ombrene,
Daß Euer Antlitz Ihr vor mir verbergt,

Da noch ein Rest von Scham die Stirne färbt,
In der sich der Gedanke bergen konnte,
Verrath an Freund und Vaterland zu üben.

Ombrone. (aufstehend.) Wer sagt Euch, daß ich dieses je gethan?

Antonio. Wollt Ihr's noch läugnen? wo denn find' ich Euch?
Leer steht das Haus, darinnen Dir Sampiero
Den höchsten Schatz des Herzens anvertraut.
Auf falscher Flucht mit Denen bist du hier,
Für deren Wohlfahrt Du versprachst zu sorgen.

Ombrone. Lehr' selbst Dich Deine Pflicht, eh' Du die meine
Mir vorhältst. Ja, dort steht Sampiero's Weib,
Dem weder Du noch ich gebieten können;
Was sie aus freien Stücken hat gewählt,
Wird Dir gegenüber sie so frei vollbringen,
Als fern von mir es war, ihr Zwang zu thun.

Antonio. (ansprechend.) Ha, falscher Priester! wasche nur,
wie aller

Verräther Vorbild, wie Pilatus, jezt
In Unschuld Deine schuldbeladenen Hände!
Nie durfst Du ein Solches dulden, selbst
Wenn sie gebieterisch es so verlangt.

Ombrone. Warum denn laßet Ihr, ein röm'scher Christ,
Es ruhig geh'n, daß wiederum Sampiero
Der Heiden Schwert für seine Dienste wirbt?

Antonio. Wie, Pflaffe? willst Du damit Dich entschuld'gen?

Ombrone. Ja, ehe der verfluchte Türke wieder
Den Fuß auf uns're Insel setzt, soll
Ein edel Weib das Werk des Friedens zu
Vollbringen suchen durch Vertran'n und Milde,
Das Ihr nur könnt' mit Blut und Leiden fördern!

Antonio. O, Schmach es solchen Blödsinns Ausgeburt!

Danina.

(Sich mit mühsam stetger Fassung erhebend.)

Antonio San Firenze, ich begrüß' Euch
Und bill' Euch, jeden Streit zu unterlassen!

(Antonio wendet sich zu ihr, beugt das Knie und küßt ihre Hand.)

Antonio.

Heil Euch und Gruß, wehlebte Frau! ich bringe
Euch Botschaft von dem Gatten, aber seltsam
Will mir's erscheinen, daß an diesem Ort
Ich sie bestellen muß, wo nimmermehr
Ich je zu finden Euch gedacht.

Danina.

(weggehend.)

Ein Anfall,

Ein felt'ner ist es — so auf weiter Reise
Eich zu begegnen — doch ich bill' Euch, spricht,
Wir halten hier uns schon zu lange auf.

Antonio.

(nachdenklich.) Euch ganz zu halten, bin ich her-
gekommen!

Danina.

(bei Seite.) O, meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

(Antonio tritt näher zu ihr und redet leise mit ihr.)

Agostino.

(er zurückgesetzt, zu Ombrone.)

Das Schiff und Alles ist bereit, ich führe
Im schlimmsten Fall sie mit Gewalt hinweg.

Ombrone.

Dies wage nicht, noch schützt sie Frankreichs Beden,
Und ich versprach Dir, ihren Willen nur
Zu lenken; Zwang darfst Du ihr nimmer thun.

Agostino.

Dich werd' ich drum nicht um Erlaubniß fragen!
Mit meinen Leuten muß ich mich besprechen,
Ob stärker wir als sie, ob wenigstens
Mich Dreh'n nicht lächerlich erscheinen läßt.
Du, gehe hin zu ihr, stüh' ihren Muth,
Denn ihre Wangen flammt, ihr Auge blüht,
Antonio's Widerstand reizt ihre Kraft.
So sind die Weiber, erst in der Gefahr,
Im Widerspruche finden Stärke sie.

(Agostino ab.)

III. Scene.

(Die Verlagen, ohne Agostino.)

(Vanina und Antonio in den Vordergrund tretend.)

Vanina. (aufgeregt.) Wie? so hat wirklich Franz Ornenso mich
Verrathen? mich verflagt bei Sampiero?
O, niemals soll er's wagen, noch einmal
Vor meinem Angesichte zu erscheinen!

Ombrone. Ich sagl' es Euch ja immer, daß er falsch.

Antonio. Ich dachte wohl, von fremder Falschheit dürrtet
Ihr schweigen. Aber Ihr, Vanina! ist
Des Herzens grader Sinn in Eurem Busen
Ganz hingestorben, seid Ihr so verwirrt,
Daß Ihr Ornenso einer That beschuldigt,
Die selber Ihr vollführt? Ist's nicht Verrath,
Der Euch so weit vom Pfad der Pflicht verlockt?

Vanina. Antonio, nicht dieß fürchterliche Wort!
Auf Lücke hat mein Busen nie gesonnen,
Es wehnt Verrath nicht in Vaninen's Brust.

Antonio. Wie nennt Ihr's denn, was Euch vermochte, heimlich
Zu fliehen von der Stätte, wo der Gatte
Euch sicher glaubte, Euch und Euer Kind
Dem Feinde auszuliefern?

Vanina. O, Antonio,
Nur Liebe zu dem Kinde, zu dem Gatten
Sie trieben mich so weit. Du bist ein Mann
Antonio, sieh, Du weißt nicht, wie's am Herzen
Der Mutter nagt, wenn sie die theuren Kinder
Verbannt und flüchtig sieht auf fremder Erde. —
Sie, die auf eignem Erbe herrschen sollten,
Die einst ein ander Wiegenlied gehört,
Sie müssen Bettlern gleich von einer Stadt,
Von einem Hofe zu dem Andern zieh'n.

Für sie zu retten, was zu retten ist,
That ich den Schritt, den Ihr so schwer begreift.

Antonio. Und glaubt in Eurem Wahn, daß wirklich Ihr
Damit zurückerkauft, was Ihr verloren?

Vanina. Ja, Genua wünscht den Frieden mit Sampiero
Um jeden Preis; verbrieft und anerkannt
Ist mir mein Anrecht auf des Vaters Güter,
Auf die Palläste, die er dort besitz.

Nur sollt' ich selber kommen, kurze Zeit
Dort wohnen und damit belhätigen
Mein Recht als Bürgerin der Stadt, wo nicht,
So drohte man dem Staat sie heimzugeben.

O, seht, Antonio, was mein Vater baute,
Wo er gewohnt in bess'rer Zeit, als Friede
Auf zwei Minuten beide Völker band,
Dies wollte meinen Söhnen ich erhalten.

Es muß ja einmal doch die Stunde kommen,
Wo auch Sampiero sich beruhigt, wo
Wir wieder sind vereinigt, wo der Friede,
Des Himmels liebstes Kind, uns endlich lächelt.

Fast gilt es gleich, ob ich bis dahin mit
Dem Sohne mich verzehre in Marseille
In Sehnsucht nach dem Gatten und Alfonso,
Ob ich in Genuas Mauern selbst vertrete
Das Recht der Kinder und es ihnen wahre
Mit einem großen, großen Opfer wohl,
Das darzubringen mir die Mutterliebe
Im Innersten der bangen Brust gebet.

Antonio. Vanina, täuschet nicht das eigne Herz,
Wie Ihr mit glatter Sprache, schönen Gründen,
Jetzt mich zu täuschen suchet. Nimmermehr
Darf eine Mutter, nur den ähnlren Glanz
Des Lebens ihren Söhnen zu erhalten,

Sie und sich selbst erniedern. Besser wär'
Es ihnen, Bettlern gleich, ein ganzes Leben
Umherzuirren, als daß ich Euch hier
Auf so gewagten Bahnen wiederfinde.

Vanina. Noch einmal sag' ich Dir, Du bist ein Mann,
Du kannst nicht fühlen, wie das Mutterherz
Die Dinge dieser Erde anders sieht.

Antonio. Es gibt nur eine Treu', nur eine Wahrheit,
Nur eine Pflicht, wo Menschen miteinander
In gleicher Sphäre athmen und empfinden.
Hast wirklich Du als Mutter so gehandelt,
So bist Du eine schlechte nur gewesen.

Vanina. (anz.) Du wagest viel!

Antonio. Ich wage, was ich muß.
Um schnellig das Verderben aufzuhalten,
Dem ihr entgegen eilt. So will als Mann
Ich Euch denn sagen, daß der Mutter Pflicht
Das Höchste ist, uns Bürger zu erziehen,
Die keine größ'ren, schön'ren Werte kennen,
Als Freiheit, Vaterland und Mannesehre!
Nur solche Mütter sind der Söhne werth,
Die nie um eines äußren Vortheils willen
Der Kinder Herz zu nied'rem Treiben lenken.
Glaubt Ihr, Vanina, daß Euch Eure Kinder
Einst danken, was Ihr hier für sie gethan?
Glaubt Ihr, daß der verrätherischen Gattin,
Sie je verzeih'n, wenn sie als Männer einst
Ihr gegenüber steh'n?

Vanina. (sch. verächtl.) O, Gott, so fragte
Die leise, leise Stimme in der Brust,
Die ich verlacht als thörichtes Gefühl!

Antonio. (Ihr Hand fassend.) Ihr jammert mich Vanina,
denn ich weiß,

Es wehnt ein edler Sinn in Eurer Brust.
Der Ehrgeiz ist's allein, der Euch verlockt;
Er hat Euch vergespiegelt, daß Ihr auch
Am Ruhme dieser Welt könnt' Antheil nehmen,
Drum waget ihr den Kampf und habt dafür
Das beß're Selbst beihört. Die Pflicht der Mutter
War der beihörten Brust der Schlafesfang,
Mit der sie das Gewissen eingelullt.

Vanina. Antonie, grausam zerstückst Du
Mit herbem Wort das Herz mir in der Brust.
Ein hebes Spiel hab ich gespielt, ich wußt' es,
Mein ganzes Glück setz' ich zum Pfand, ein größ'res
Mir einzutauschen. Meinem Gatten wollte
Ich beisteh'n in dem Werk, das er erstrebt.
Nicht gegen ihn, für ihn und Corsika
Hab ich gehandelt, — ist es denn so strafbar.
Daß ich dies Ziel auf eigne[m] Weg gesucht?

Antonio. Seht Ihr, so spricht der Ehrgeiz, nicht das Herz
Der Frau, die sich dem Willen ihres Gatten
Demüthig unterwirft. Vanina, o,
Ihr treibet Politik mit Eurem Kopf,
Wie nie dem Weib sie ziemt, weil ihr der Blick,
Der tiefere gebricht, das Truggewebe
Der Menschen zu durchschauen. Wie ein Kind
Habt Ihr's gewagt, in's Schicksal Eures Gatten
Red einzugreifen, seine Pläne zu
Durchkreuzen — und wozu? um Genna
Die Geißeln zuzuführen, die es braucht,
Sampiero's Schwert und seinen Arm zu lähmen.

Vanina. Nach Friede und Versöhnung seufzt mein Herz,
Ich wollte ihm das Schwert entwenden, wollte
Den Gatten mir, den Kindern ihren Vater

- Antonio.** Zurükerobern — ja, ich sag' es laut,
Dieß war der Bruch geheimster, tiefster Zweck!
Und wollt dafür das Vaterland verrathen,
Wollt es des lehten, einz'gen Freunds berauben,
Der seiner Noth sich noch erbarmt! Vanina,
Dem Ehrgeiz folgtet Ihr, der Eigensucht,
Und wo das Herz der freien Bürgerin
Euch warnen sollte, da habt Ihr gesehlt.
- Vanina.** (steht ihr Kind in die Arme und birgt das Haupt an seiner Brust.)
O, mein Francesco, hätte uns das Meer
Hinabgeschlungen, eh' das Schicksal uns
An diese Küste warf.
- Ombrone.** Warum auch, edle Fran,
Mögt Ihr mit ihm nur streiten, seine Rede,
Die led Euch meistert, hören und erniedern?
Kommt, kommt zu Schiffe! Agostino seid,
Ihr auch bereit?

IV. Scene.

Die Verigen. Agostino.

- Agostino.** Wir sind bereit. Geruhet, edle Fran,
Daß sicher Euch mein Arm an Bord geleite!
- (Vanina steht unbeweglich.)
- Antonfr.** (der aufmerksam auf Alles gehört.)
Nein, Mutter folg' ihm nicht, geh' mit Antonio!
Nach Genua will ich nicht, viel lieber springe
Ich hier in's Meer! Antonio, nimm mich mit
Hin zu dem Vater, lasse mich nicht hier!
- Vanina.** (ausset.) Des eignen Kindes Wort verurtheilt mich!
- Antonio.** Sei ruhig, Kind, noch einen Augenblick;
Es wird sich Deine Mutter schon besinnen.

Wird sich besinnen, ob sie Deinen Vater,
Den größten Mann, den seine Zeit gezeugt,
Noch ferner will verrathen. Sklavenseelen,
Hört, welchen Helden Ihr so tief beleidigt:
Als an sein Ohr die Schreckensstunde schlug,
Es sei sein Weib entflohn zu seinen Feinden,
Da bebt' er gleich der hundertjäh'gen Eiche,
Wenn prasselnd ihr in's Mark der Blüßstrahl sähit;
Im nächsten Augenblicke stand er wieder
Fest wie die Eiche, die auch wieder grünet,
Wenn ihr das Mark im Innern ist zerschmettert.
Dem Vaterland gehöre ich zuerst —
So rief er, — geh' mein Freund, führ' sie zurück
Zu ihrer Pflicht, wenn man die Wahrheit jeht
Mir hat verkündet, wenn Vanina wirklich
So weit sich irren und vergessen konnte.
Noch glaube ich an sie, will an sie glauben,
Bis ich des Mannes größ're Pflicht erfüllt!
Erst dann, wenn sie gethan, darf ich mein Haus
Bedenken, darf der Flamme wehren, die
Es zu verzehren droht. Sieh, Genuße,
Die Selbstverläugnung seines eignen Ich,
Das ist der Zauber, der Euch den Campiero
So fürchtbar macht! Vanina, sieh' voll Scham,
Das ist der Mann, den Du nach Deinem Willen
Zu lenken Dich vermessen.

Vanina.

(in Thränen aufbrechend, die Arme nach Antonio ausstreckend.)

O, mein Freund,
Die Maske meines Stolzes bricht in Stücke!
Lang eh' Du kamst, nagte tief die Reue
Mir in der Brust. Als ich Dein Angesicht
Erblickte, hörte Deiner Stimme Ton,
Erschienst Du meiner Seele als der Retter

Von Diesen, die mich in's Verderben zogen.

(Sie deutet auf Agostino und Onofrio.)

Noch einmal regte sich der böse Geist,
Noch einmal suchte ich vor Dir und mir
Dein Handeln zu beschön'gen mit den Gründen,
Die in Marseill' mir mit Sirenenfang
Den Geist bethörten und mein Herz berückten.
Ich rette mich an Deine treue Brust,
Was Du beschließt, wird Vanina thun!

(Sie stellt sich dicht in Antonio's Arm.)

Antonio. (zu Euse.) Sie jammert mich in meiner tiefsten Seele!

(laut.) Vanina, schwer habt Ihr gefehlt, allein
Antonio's Hand, sie soll Euch nicht verderben.
Zwar hat Sampiero mir befohlen, Euch
Tobt oder lebend ihm zurückzuführen.
Doch ich vermag's nicht, folgt jenem Priester,
Der Euch betrog, und jenem schlaunen Burschen,
Der Euch so listig in das Garn geleckt.
So wie die Sachen stehen, seid Ihr sicher
In Genua jezt, als irgend anderswo,
Den Knaben aber nehme ich mit mir!

Vanina. (aufschreitend.) Das letzte Kind noch wollt Ihr mir
entreißen?

Antonio. Ich darf nicht anders, o, mit jeder Stunde
Wird Eure Seele jezt erkennen lernen,
Wie bitter und wie hart das Schicksal Dessen,
Dem das Vertrauen fehlt. Wie viel ich wage,
Euch selbst dem Zorn des Vaters zu entzieh'n,
Ist Euch bekannt — den Knaben darf ich Euch
In keinem Falle überlassen länger.

Agostino. (schweigend.) Nun kommt und säumt nicht länger,
Genua

Wird unsren Feinden, die auch Eure sind,

Antonio. Von dieser Stunde, glänzend es bewiesen,
Wie die es ehret, welche ihm vertrauen.
Kommt, kommt, zur Abfahrt ist das Schiff bereit.
Ja, geht, Vanina, zeigt Euch nun offen
Als Genuesin, wie Ihr doch im Herzen
Es seid gewesen eine kurze Zeit!

Vanina. (im heftigsten Kampfe.)

Ich Genuesin? Ha! beschimpfst mich nicht!
Nie soll mein Auge jenes Ufer sehen,
Mein Fuß es nie betreten! O, ich habe
Mich schwer versündigt, daß des Herzens Sprache
Ich so verlernt zu folgen, daß mich Klugheit,
Die feile Schwächerin, betrügerisch
Zum Pfade der Gemeinheit hingelenkt!
Antonio, seid barmherzig, nehmt mich mit;
Führt mich wohin Ihr wollt, nur trennt mich nicht
Von meinem Sehn!

Agostino. Verflucht, dreimal verflucht,
Wer Weibern einmal traut! Hellah, Ombrone,
Was stehst Du wie ein Nod? nun komm' und zeige,
Daß einst Du Deinen Cicero studirst
Nicht ganz umsonst.

Ombrone. Sie ist von Sinnen! ich
Verschwöre Euch, Vanina, gebt Euch nicht
Campiero's Rache ohne Weitreß preis!

Vanina. Nun redest Du von Rache, während dort
Du mir des Vaters einst'gen Dank geschildest.

Ombrone. Ich hab' Euch nie verschwiegen, daß ein Wagniß,
Ein großes, Ihr zu unternehmen habt.

Vanina. Ja, und damit den ruhmbedürft'gen Geist
Geleckt, mich zu der Sünde hingetrieben.
Ich bin erwacht, Ombrone, werde nicht

- Noch einmal mich bethören lassen. Geht,
 Bringt Euch in Sicherheit, ich folg' Euch nicht.
- Ombrone.** Schlagt Ihr so niedrig an des Lebens Werth?
 Wißt Ihr es nicht, Sampiero ist der Mann,
 Mit kaltem Blut Euch hinzumorden? O,
 Laßt nicht mein Flehen ungehört verhallen.
- Vanina.** (Daz.) Sampiero ist mein Gatte und gerecht!
 Geh', falscher Freund, und laß' mich meinem
 Schicksal.
- Hab' ich gefehlt, kann ich die Strafe auch
 Mit festem Muth'e dulden!
- Ombrone.** Und ist dies
 In Wahrheit Euer letztes Wort?
- Vanina.** Das Letzte,
 Das ich in diesem Leben noch mit Euch
 Zu wechseln hoffe.
- Ombrone.** O, Verzweiflung wählt
 In meiner Brust. Auf meinen Knie'n beschwöre
 Ich Dich, Vanina, folge uns, Dein Leben
 Laß' mich erretten, denn mir bangt dafür.
 (er kniet vor ihr.)
- Vanina.** Nein! nein! nicht fluchet Dir mein Mund; es hätte
 Die Schlange Eva nie bethört, wenn nicht
 Die eigne Brust zur Sünde sie getrieben.
 Steh' auf, geh' Deinen Weg, ich geh' den meinen!
 (Sie wendet sich hinweg, Ombrone steht sich voll Trauer.)
- Agostino.** (bei Seite.) Wir sind geschlagen, doch bevor wir geh'n,
 Muß wenigstens mit einem Wortgesecht
 Ich Genuas Ehre retten. Einen Kampf
 Verbeut des Feindes überlegne Zahl.
 (laut.) Ihr scheint entschlossen, edle Frau, allein
 So schnell gibt Agostino niemals auf,
 Was er befehlen. In dem Augenblick,

- Da Ihr ein genuessisch Schiff betreten,
Gabt Ihr in Genuas Hände Euch und auch
Zugleich in seinen Schutz. Ihr folget mir!
Vanina. O, schühet mich, Antonio; habt Ihr nicht
Versprochen, mich lebendig oder todt
Dem Vatten auszuliefern? Stehet lieber
Den Delsch mir in die Brust, als daß Ihr mich
Als Genuas Gefangne laßt entführen!
Antonio. Seid ruhig, laßt ihn reden, wie er will!
Ihr steht so frei, so sicher immer noch
Auf Frankreichs Boden, als in Eurem Hause.
Er wird sich hüten, einer Schutzbefehlenn
Von Franz ein Haar zu krümmen, selbst wenn ich
Zu Eurem Schutz nicht berufen wäre.
Agostino. Ihr könntet Euch doch irren, kluger Herrse!
Was kümmern unsre stolze Republik
Die Kön'ge alle dieser Welt, sie wird
Franz zu begegnen wissen, wenn er dräu't.
Allein was fragt noch Frankreich nach Sampiero,
Seit es mit uns den Frieden abgeschlossen?
Antonio. Du frecher Schwäher, zieh' Dein Schwert, soll ich
Es auch noch dulden, daß Du meinen Freund
Beleidigst?
Agostino. (trollend.) Ei, schämt Ihr Euch nicht, hier auf
Neutralem Boden Euer Schwert zu zieh'n?
Vanina. Ich bitt', Antonio, Euch, laßt jeden Streit,
Laßt hier um mich kein kostbar Blut vergießen!
Ich bin die Eure! — Agostino, geht,
Sagt Genua, daß Vanina leider, ach!
Auf eine Stunde sich verirren konnte,
Doch daß sie wieder jeht, was sie gewesen,
Die starke Tochter ihres starken Volkes!
Ombrone. Noch einmal hört mich — was wir auch gethan,

Die Kirche kann dafür uns reichlich lehren,
Kann uns vergeben und erlösen, wenn
Wir wirklich sündten; wollt Ihr nicht nach Genua,
So kommt nach Rom, es schützt des Papstes Macht
Euch gegen einen Größ'ren, als Sampiero.

Vanina. (verächtlich.) Schützt Euch nur selbst, mich laßt in
Frieden zieh'n!

Antonio. (flüsternd.) So kommt, damit ich nicht den Burschen dort
Noch niederschlage!

Agostino. Ei, schlägt Kinder todt,
Wenn Ihr so hitzig seid; für meinen Kopf
Voll Geist und Wiß ist nicht das plumbe Schwert
Geschmiedet; zieht in Frieden meinethalß,
Wohin Ihr wollt, wozu denn sollt' ich kämpfen?
Was Genua gewollt, ist ja gesch'eh'n,
Wenn ich mit leerer Hand von dieser Küste
Auch heimwärts lehre. Sie, sein stolzes Weib,
Hat ihn verrathen, hat sein Herz zertreten,
Auf alle Zeit beschimpfet seinen Namen.
Was braucht's noch mehr? Es ist gesch'eh'n, un-
lengbar!

Wohl mag sie steh'n noch, Eure stolze Eiche,
Doch tief in's Mark hat der geschickte Pfeil
Des Feindes sie getroffen! Scheint es auch
Als ob Ihr mich besiegt, der ächte Sieger
Bin ich allein doch — und so fahrt wohl
Mit diesem Segensspruch!

(Er wendet sich zum Gehen.)

Ombrose. (Noch einmal die Hände nach Vanina ausstreckend.)

Leb' wohl, Vanina!

(Er folgt den Andern langsam.)

V. Scene.

Die Vorigen, ohne Agostino, Ombrone und deren Leute.

Danina. (Die Hände vor die Stirne schlagend.)

O, er hat Recht! gemordet sind wir Beide,
Und ich Unselige hab' es gethan!

Antonio. Begreift Ihr nun, wie Genua es gemeint?
(Ihre Hand nehmend.)

Ich weiß Euch keinen Trost, kann nur versuchen,
Zu schützen Euch vor Eures Vatters Grimm,
Bis sich der erste Ausruhr der Empfindung
In ihm beruhigt. Seid ein starkes Weib,
Ich führe Euch nach Antibes, dort laget
Das provencal'sche Parlament; in dessen
Obhut will ich Euch geben, bis Sampiero
Zurückgekehrt, dann wird nach seinem Willen
Er Euer Leid verwehren oder stillen!

(Sie wenden sich zum Gehen, der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

I. Scene.

Der Hafen von Marseille.

Sampiero, ungeduldig auf- und abgehend.

Sampiero. Wo bleibt Antonio? Raum ertrag' ich mehr
Die Ungebuld, mit der ich ihn erwarte.
Er wußte doch, daß heut' ich landen würde,
Und welche Sorge mir die Brust bewegt.

(Er reißt sein Kleid auf, tief Athem schöpfend.)

Auf Wochen hab' ich tief hinab gepreßt,
Das Leid, das mich ergriff, wie keines noch.
So drängt der Herbst zurück des Winters Schaner

Mit flücht'gem Lächeln eines Sonnenstrahls.
 Doch nur minutenlang betrüget er
 Die bald dem Tod verfallene Natur
 Mit eitler Hoffnung nicht'gem Kinderspiel
 So lang die Pflicht mir höh'res Thun gebot,
 Hab' ich auch mir das Herz so hingebalten
 Mit manchem: „Sieh', es kann ja gar nicht sein?
 „Es ist ein Wahn! man täuschte Dich und sie!
 „Vielleicht ist längst sie wieder schon zu Haus
 „Und harret dort des Gatten! Was geschah,
 „War nur ein Spiel, Orneo zu entfernen,
 „Der sie gequält mit seiner Leidenschaft!“
 So suche ich mich selbst zu überreden,
 Und dennoch wagt es nicht der scheue Fuß
 Den Schritt zu meinem Hause hinzulenken.
 Ha! wenn es öde liegt, wenn wirklich sie,
 Wenn meinen Knaben ich dort nicht mehr finde?
 Still, still, Campiero, halte fest den Muth,
 Den einz'gen Halt, der Deinem Geist geblieben.
 Antonio muß ja kommen, noch zur Stunde!
 Wo bleibst du Freund? Weist du es nicht, es ist
 Den schlimmer Zeit der schlimmste Augenblick,
 Der noch zuletzt in der Entscheidungstunde
 Sich zwischen Ohr und Lippe drängt,
 Die hören wollen und zu hören fürchten —
 Die reden müssen und die Sprache schen'n!

(Nach einigen Nachdenken.)

Wie glücklich könnt' ich sein, wie von Erfolg
 Gefrönt ist mein Bemüh'n! der große Sultan
 Hat mir, gleich Barbareffa, die Soldaten
 Versprochen, die ich von den Christensfürsten
 Umsonst erstleht! Es ist auf Corsika
 Nun Alles zu dem Aufstand vorbereitet,

Es fehlt nur die Hand, das Schwert zu zieh'n,
 Doch diese Hand muß jetzt erst prüfen, ob
 Sich wirklich der Verrath im eignen Hause
 Hat eingenistet; Genua, Dein Plan
 Ist teuflisch ausgesonnen! hilf, Madenna,
 Daß er Dir nicht gelungen, daß, Vanina
 Mein treues Weib geblieben, alles Andre
 Ist nur ein Kinderspiel dann für Sampiero!

II. Scene.

Pietro di Calvi, Nicolo Orsino nebst anderen Gefolgs, Sampiero.
 (Alle strecken ihm die Hände entgegen.)

Nicolo. Willkomm' Sampiero, endlich sehen wir
 Den Langersehnten wieder und, wie immer,
 Wo Du gehandelt, von Erfolg gekrönt.
 Auf Deine Botschaft eilten von Paris
 Wir her, mit Dir, mein Freund, auf's Neu' zu
 Kämpfen.

Sampiero. (nachdem er Allen die Hände geschüttelt, hastig.)
 Ich dank' Euch, Freunde, dank' Euch sehr, allein
 Wo ist Firenze, kommt er nicht her mit Euch?
 Habt Ihr ihn nicht geseh'n?

(Alle setzen sich erschrocken an.)

Nicolo. (stehend.) Antonio San Firenze?
 Wißt Ihr denn nicht? er kam nicht her mit uns,
 Ihr habt ihn selber ja hinweggeschickt,
 Vanina einzuholen.

Sampiero. (ihn an den Schultern fassend.) Ha, Du weißt
 Etwas? so rede, sprich, was ist gesch'eh'n?
 Sind' ich zu Haus' sie nicht?

Nicolo. (antwiegend.) Wenn Du dies glaubtest,
 Dann ständest Du nicht hier.

Sampiero.

O, Du sprichst wahr!

Zum erstenmal in seinem Leben ist
Sampiero feig, flieht vor der Wahrheit Licht.
Doch laßt mich länger nicht in dieser Qual,
Sagt was Ihr wisset.

Nicolo.

Nun, Dein Weib entfloß

Nach Genua, dies ist Dir wohl bekannt.

Sampiero.

(außer sich.) Nicht fleh, man schleppte sie gewaltsam
fort,
Man brach das Völkerecht, es kann nicht anders
Gewesen sein!

Nicolo.

(bei Seite.) Er rast! Ich fürchte mich
Ihm mehr zu sagen. (laut.) Pietro Calvi, komm',
Sprich Du, Du weißt das Nähere, warst ja hier,
Als es geschah.

Pietro.

(geschwätzt.) Beruh'ge Dich, Sampiero,
Du mußt die Wahrheit wissen; freien Willens
Ging sie hinweg mit diesem Agostino,
Wir hätten sie geschützt, rief sie uns auf.

Sampiero.

Beweise mir's!

Pietro.

Was brauch ich viel Beweise?
Du kennst ja der Genuesen List und Schlaubeit.
Sie hätten's nie gewagt, mit offenkund'ger
Gewalt sie Frankreichs Schutze zu entzieh'n.
Man hat beschwacht sie listig und bethört,
Klar liegt es auf der Hand, am Ende ist
Sie auch ein Weib, wie alle Weiber sind.

Sampiero.

(im höchsten Schmerz.) Er spricht verächtlich schon von
meinem Weib!

Pietro.

Ja, es ist hart, allein gezwungen ward
Vanina nicht, es war ja ganz bekannt,
Daß nächtlich Alles sie aus ihrem Hause
Lieg schaffen auf des Genuesen Schiff.

Sampiero. (aufschreiend.) Es war bekannt, man wußte es
verher?

Pietro. (erschrocken) Nun ja, man munkelte so was davon,
Wer wird gleich Alles glauben, was man hört?

Sampiero. Man munkelte davon, Du wußtest es?

(Er dringt während auf ihn ein.)

Pietro. (zurückweichend.) Ich war allein, ich konnte sie nicht
halten!

Sampiero. Du rühmst Dich Deiner Wissenschaft und liegest
Es ruhig geh'n? Da, nimm' den schuld'gen Lohn
Für Deine Treue!

(er wirft den Dolch nach ihm, Pietro sinkt getroffen nieder.)

Nicolo. **Sampiero, was**

hast Du gethan?

Sampiero. (im höchsten Affect.) Was ihm nach Recht gebührt,
Das gab ich ihm. Er sieht des Nachbarn Haus
In Flammen stehen und eilt es nicht zu löschen!
Nichts haß' ich bitterer, als diese Trägheit
Des Herzens, der Gesinnung, die bequem
Das Aug' nur schliefet, wo's zu handeln gilt
Um nicht zu seh'n, weil man zu seh'n sich scheut.
Verbrecherisch ist sie wie eine Muthat,
Und drum wie ein Verbrechen straft' ich sie!

Nicolo. Du warst zu rasch, wie immer! armer Vetter,
Das erste Opfer fällst Du seiner Wuth.

Sampiero. Noch einmal sag' ich Euch, ihm ward sein Recht,
So werd' ich sie auch strafen, die am Heiligsten
Sich hat verhehlet. Bringt ihn fort, dort kommt
Mein Freund Antonio, Klarheit will ich jetzt!

(Er eilt auf Antonio zu; Einige nehmen Pietro auf, um ihn wegzuführen, die Andern folgen.)

III. Scene.

Antonio. (voll Befürzung.) Was ist gescheh'n? in seinem Blut
liegt Pietro,

Sampiero. Die Andern murren, und Du scheinst zu rasen!
So laß' sie schrei'n! was kümmert's mich? ich wollte,
Der alte Erdball fiel in tausend Trümmer,
Und wir erstickten unter seinen Scherben.
Antonio, kannst Du mir's nicht nachempfinden,
Wie wüthend mir im Busen nagt der Schmerz,
Als ob ein Geier mir die Leber fräße?

Antonio. (ihn umarmend.) O, Freund, auch meine Brust ist
schmerzgerissen,

Alein ich seh', Du weißt das Meiste, weißt
Das Schlimmste sehen.

Sampiero. Ich weiß nur, daß verrätherisch
Sie floh!

Antonio. Nun wohl, so höre, als ich kam
Hierher, da war kaum einen halben Tag
Sie mir voraus, ich säumte nicht und eilte
Den Flücht'gen nach, auf's neu bewährte sich
Mein wackerer Segler, bald am Horizont
Entdeckten wir den Fled, der immer wachsend
Dem Neumond gleich, uns ihre Härte zeigte.
Zwei Tag und eine Nacht wählet' unsre Jagd.
Sie hatten ihrerseits es längst bemerkt,
Daß man verfolgte ihre Spur, und als
Die Strecke, die uns trennte, immer kleiner
Und kleiner ward, verschwanden sie mit einmal.
Es dächte ihnen sicher, sich zu bergen
Am Ufer, bis wir wohl vorbei gefegelt.
Doch schau' späht' ich umher, und hinter'm Vorsprung
Von einer Felsenwand entdeckt' ich bald

Den genues'schen Raft. Wir waren auf
Der Höh' von Antibes, ich ließ den Anker
Auswerfen und in Eil' ein Boot bemannen.
Ich werfe mich hinein, wir steuern rasch
Dem Ufer zu, da schallt es laut und deutlich
An unser Ohr: Heil, Heil dem Vaterlande!
Heil Corsika! die Stimme Deines Sohnes,
Sampiero, war's — sie zeigte uns das Ziel.

Sampiero. O, dank Dir Gott auf meines Jammers Gluth
Für diesen einen Tropfen der Erquickung!

Antonio. Am Strande fand ich Alle dort zusammen,
Vanina, Agostino und Ombrene!

Sampiero. Was that Vanina, als sie Dich erblickte?

Antonio. Erst bebte sie, dann rafft ihr Stolz sich auf,
Gewaltfam zu behaupten, daß die Pflicht
Der Mutter ihr den argen Schritt gebot.
Doch tief in ihrem Busen nagte schon
Der Neue Schmerz, mit einem Strom von Thränen
Bekannte sie an meiner Brust, wie sehr
Sie sich verfehlt. — Ich darf Dir nichts ver-
schweigen,

Sampiero, so bewegte mich das Mitleid
Mit ihrem Schmerz, daß selber ich ihr anbot,
Zu geh'n nach Genua mit den beiden Schurken,
Die sie verlockt.

Sampiero. (aufstehend.) Wie durdest Du dies wagen?
Hab' ich Dir nicht befohlen, sie zurück
Zu bringen lebend oder todt?

Antonio. So ist's,
Doch besser wäre es vielleicht für Dich
Und sie, wenn so auf ewig ihr getrennt.
Mit Abscheu aber wies sie jeden Vorschlag
Zurück, der sie von ihrem Sohne schied,

Ombrene flehte, Agestino bräute,
Doch sie blieb unerschütteret, o, mein Freund,
Sie hat gesündigt — doch Du kannst verzeih'n,
Das edelste Gemüth kann einmal sich
Verirren.

Sampiero.

Weiter!

Antonio.

Mit den Andern war

Ich bald zu Ende, Agestino that,
Als ob er Widerstand mir leisten wolle.
Doch wußt' er nur zu gut, daß Frankreichs Boden
So mich wie ihn beschützte, und wie thöricht
Es von ihm sei, im jezt'gen Augenblick
In Händel sich mit Frankreich zu verflechten.
Mit frechem Hohne nahm er Abschied, ja,
Mit Worten, die allein genügend sind,
Baninen bis in's Innerste zu strafen.

Sampiero.

Glaubst Du, daß die Verachtung, die ihr wird,
Geeignet sei, mein Herz ihr zu versöhnen?

Antonio.

Laß' dies bei Seite nun und höre weiter!
Mit ihren Leuten und dem Knaben bracht'
Ich sie nach Antibes, dort laget jezt
Das provengal'sche Parlament, in dessen
Sankt hab' die Unglückliche ich gegeben.

Sampiero.

Vor wem sie zu behüten, Freund Antonio?

Antonio.

Vor Dir Sampiero, vor des Borne's Muth,
Den nie Du meistern konntest, und der jezt
Mit furchtbarer Gewalt Dein Herz erfüllt —
Bis Deine große Seele sich gesammelt, bis
Du wieder Muth' gefunden, ihr zu nah'n.

Sampiero.

Sie ist mein Weib, mein Eigenthum, ein Theil
Von meinem Selbst, und Keiner soll es wagen
Sie ihrem Gatten zu entzieh'n!

Antonio.

Run sieh,

Sampiero, so auch sprach Vanina. Sie
Schlug schnell den Schutz des Parlamentes aus:
„Nein, sprach sie, gegen meinen Gatten soll
Mich kein Gesetz, nicht fremde Hand beschützen.
Ihm nur gehöre ich, ihm hing ich an
Mit treuer Seele, wenn es auch geschienen
Als ob ich ihn verrathen!“

Sampiero.

Ist es wirklich

So wie Du sagst?

Antonio.

Wie ich Dir sage, Freund.

Ganz ist sie wieder, was sie einst gewesen,
Ein edelherzig Weib! Ich war der Letzte
Ihr Widerstand zu leisten; von Antibes
Führt' ich sie weg, wie sie gewollt, und brachte
Sie dann nach Mir in's wohlbeschwülte Haus
Des würd'gen Bischofs, der mit frommem Wort
Die Jüngende beruhigt und erhebt.

Sampiero.

Für Lücke hat die Kirche Valsam stets.
Und Du, wo bliebest Du mit meinem Knaben?
Warum hast Niemand Du zu mir geschickt?

Antonio.

Es schien mir besser, mit Dir selbst zu reden.
Auch wollt' ich keinen Brief mit solcher Botschaft
In eines Andern Hände niederlegen.
Anton ist bei der Mutter, doch begreiflich
Wollt ich ihn dort allein nicht lassen, blieb
Darum die ganze Zeit an seiner Seite.

Sampiero.

Du thatest Aug, allein weßhalb Antonio?

Antonio.

(verlegen.) Gefast ist zwar Vanina jedenfalls
Ihr Leed aus Deinen Händen zu empfangen,
Jedoch man kann nicht wissen, einmal schon
Hat sie sich schwach gezeigt — Ombrene soll
Noch in der Nähe sein — genug — ich dachte,

Versicht sei nöthig, und so bin ich wachsam
In Deider Nähe dort in Mir geblieben,
Bis mir die Nachricht ward, daß heute Morgen
Du landen würdest, durch den sichern Freund
Den ich zu diesem Zweck in Marseill' ließ.
In guter Obhut ließ ich den Francesco
Und eilte zu Dir; bald, in kurzer Zeit
Wirst Du ihn selber sehen und bestimmen
Nach Deinem Wunsch, was mit ihm werden soll.

Dampiero. (stacc.) Sieh'st Du, Antonio, wie ein ächter Freund
Bemühest Du Dich, meinen Gram zu lindern,
Sie zu entschuld'gen, doch schon in dem nächsten
Momente fühlst Du selbst, wie das Vertrau'n,
Des Herzens schönstes Kind, Vanina hat
In Tod gekränkt.

Antonio. Ich will sie nicht entschuld'gen,
Da auch der Edle sich verirren kann.

Dampiero. Ja wohl, auf einen Punkt von dem die Rückkehr
Zum Herzen des Gekränkten wird unmöglich.
Dem glaub' ich niemals mehr, der einmal mich
Verrathen konnte seig. Die Wunde, welche
Die Falschheit schlägt, kann niemals wieder heilen,
Sie gleicht nicht dem Schnitt des scharfen Messers,
Das Blut und Schmerzen nur uns abzwingt, nein,
Sie ist der Schlange Biß allein verwandt;
Das Gift, das dieser in die Wunde träufelt,
Schwemmt nicht des Oceans volle Fluth hinweg,
In's Herzblut dringt es ein, und dieses treibt
Des Todes Saft durch alle unsre Adern.
O, Fluch der Falschheit, deren tückisch Lächeln
Ein edles Herz so mit sich selbst entzweit,
Daß die gesunde Kraft der Seele sich
In Krankheit wandelt, daß der Mensch nicht wagt,

Zu einem andrem Menschenauge wieder
Mit gläubigem Gefühl den Blick zu heben. —
Seit dem Du mir bestätigst, daß Vanina
Freiwillig wegsieh, ist die blüh'nde Erde
Mir wie mit einem Leichentuch verhängt.
Sampiero kennt sein eigen Selbst nicht mehr!
So schmerzgebeugt, so trostlos, so zerrissen
Und so voll Grimm fühl' ich die starke Brust,
Die viel gelernt zu tragen, nie erfüllt.

Antonio.

Nur Eines muß ich noch von Dir ersieh'n,
Verdamme nicht, eh' du gehört, sei streng.
Doch nicht unmenschlich — reiche mir die Hand
Darauf, Sampiero, zeige Deine Größe.

Sampiero.

O, armer Freund, nach Größe strebt' ich nie!
Stets that ich, was das Innerste gebiet'isch
Mir anbefahl; schien es Euch groß, schien's Klein —
Ich weiß es kaum, nicht kennst' ich anders handeln.
So werde ich auch jetzt der eignen Stimme
Des Busens nur gehorchen. Hören will ich
Vaninen, denn sich zu vertheid'gen hat
Ein Recht der Mörder selbst — dann werd' ich
richten!

Jetzt saßt mein Hirn noch kaum das Ungeheure,
Es jagen die Gedanken sich im Sturm,
Und meine Brust verzehrt des Fiebers Gluth.
Fort, fort nach Mir, wozu noch länger zaudern?
Soll ich Dich nicht begleiten?

Antonio.

Sampiero.

Wie Du willst!

Doch wisse, wenn ich auf des Pferdes Rücken
Mich endlich fühle, stürm' ich fort und fort,
Als müßt' ich mit dem Erdball Wette reiten!
Leb' wohl also und halte mich nicht länger!

(ab.)

VI. Scene.

Antonio, allein.

Antonio. Soll geh'n ich, oder bleiben? Was ich auch
Beginne, schwerer Kummer drückt mein Herz.
Vielleicht ist's besser, wenn Vaninen er
Allein begegnet; eines Weibes Thränen
Vermögen viel, wenn ohne läst'ge Zeugen
Sie sieht der Gatte weinen — sie erweichen
Vielleicht sein Herz, es löschet vielleicht ihr Raß
Des Jähzorns Bluth, die ihn so furchtbar macht.
Denn wie den Pietro er ermordet, kann
Er auch, Vanina, dich — nein, nein, Antonio,
Das Schlimmste denke nicht, er wird's nicht thun!
Still will ich hier erwarten, was geschieht.
Ich that für dich, Vanina, was ich konnte,
Es steht dein Schicksal jezt in höh'rer Hand.
Des Freundes Gattin bist du mir zugleich,
Ja auch die Tochter eines andern Freundes.
O, Franz Ornese, glücklich preiß' ich dich,
Daß du nicht lebstest, diesen Tag zu seh'n!

(ab)

Verwandlung.

VII. Scene.

Das Haus des Bischofs von Siz mit malerischer Umgebung von Baumgruppen und Gartenanlagen. Eine offene, erhöhte Veranda zeigt sich dem Zuschauer, hinter den geöffneten Thüren erblickt man noch Licht, sonst Morgendämmerung. Vanina lehnt sich an einen Pfeiler, Mariella steht vor ihr.

Mariella. Ich bitt' Euch, Herrin, wollt Ihr Euch noch nicht
Zur Ruhe legen? von dem Meere her
Weht schon des Morgens abgekühlte Luft.
Die ganze Nacht habt Ihr geweint, geschrieben,

Ihr müßt zum Tode müd sein, kommt, es bricht
Mir fast das Herz, so traurig Euch zu seh'n!

(Sie legt vor ihr nieder und läßt ihre Hand.)

Vanina.

(ihre Wangen streichend.)

Wein gutes Kind, die einz'ge Seele, die
Mir treu geblieben, alle Andern seh'n
Mit scheuem Blick des Mißtrau'ns nur auf mich.
O, wie bin ich gestraft für meine Schuld!

(Marietta wendet den Kopf zur Seite.)

Marietta.

Du schweigst Marietta, Du verdammt mich auch!

O, nein, Gebieterin, ich liebe Euch
Noch mehr als sonst; allein, Ihr wißt es ja,
Wir Corsen ehren Euren Vatten fast
Wie unsren Heiland, gleich nach der Madonna
Steht uns sein Name, und mein Vetter
Vernardo, der mit San Firenze kam,
Von Afrika uns einzuholen, hat
Erzählt auf dem Schiff, daß nie Campiero
So bleich aussah, fast zitternd wie ein Kind,
Als damals wo Francesco, Euer Vetter,
Die schlimme Kunde ihm gebracht; ich mußte
Laut weinen, als ich's hörte. Wenn er leidet,
Sind alle Corsen krank, wie Kinder, die
Den theuren Vater auf dem Sockbett seh'n.

Vanina.

(bei Seite.) O, jedes Wort ist meiner Brust ein Dolch.

Marietta.

O, theure Herrin, wären wir doch still
In unsrem schönen Hause dort geblieben.

Vanina.

(laut.) So sind die Menschen! als ich mich
entschloß,

Die unglücksel'ge That zu thun, da waren
Sie Alle hülfreich beizusteh'n; nun klagen Alle,
Als ob sie gingen gegen ihren Willen.

Doch dies gilt gleich, Vanina, du hast es

Gewagt nach eignem freien Willen, diese
That zu vollbringen; und du wirst allein
Auch dafür einsteh'n! Geh' hinein, Marietta,
Die Lichter lösche, lege Dich zur Ruhe,
Ich bleibe hier und brauche Dich nicht länger!

Marietta. Wollt Ihr nicht schlafen? nein, ich gehe nicht,

Ihr müßt Euch niederlegen, edle Frau!

Vanina.

Ich werde bald zur ew'gen Ruhe wohl
Mich niederlegen, darum laß' mich wachen,
So lang mich noch der Sonne Licht umfängt.
Geh' Du hinein, ich will es Marietta!

(Diese macht noch eine flehende Gebärde, Vanina winkt ihr wiederholt zu gehen. Ersche ab, die Lichter löschen aus, Goldbunzel.)

Vanina.

O, wird der Tag, der jetzt zum Himmel steigt,
Mir die Erfüllung meines Schicksals bringen?
Wie das vom Sturm umhergeworf'ne Schiff
Sich nach dem Hafen sehnt und doch ihn fürchtet,
Weil ihm des Lotsen sichere Führung fehlt,
So sehnet sich mein Herz nach dir, Sampiero,
Und so auch fürchtet es vor dir zu steh'n!
Und dennoch, wenn in ewig langen Nächten —
Wo mich die Ruhe fleh, wo selbst der Schlaf
Mit meinen Feinden sich verschwor — ich Alles
Noch einmal überlegte, Alles mir
Vor Augen führte, was mich angetrieben
Zu dieser Handlung, und ich dann dagegen
Mir vorgestellt, wie Alle mich verdammen,
Wie selbst das eigne Kind mir nicht verhehlt
Den Abscheu, zu dem Erbfeind zu entflieh'n,
Wenn dann ich als die größte Sünderin
Mich vor mir selbst verklage und nicht fasse,
Wie ich so ganz verblendet konnte sein,
Dann steht vor meinem tiefgebeugtem Geist

Als einz'ger Tröster, Helfer, Richter stets
Des Gatten Bild. Er, welchen scheinbar ich
Am furchtbarsten gekränkt, beleidigt, ist
Der Einz'ge doch, der meine Schuld versteht,
Der mit gerechtem Maß sie messen wird,
Der mich vernichtet oder mir verzeiht.
Und darum mag ich keines Fremden Hülfe,
Mag keine Hand berühren, die auf ewig
Mich von ihm trennt; indem sie mich entzieht
Selbst seiner schlimmsten Rache, löst' sie auch
Das Band auf immer, welches uns umschlingt.
Er soll mich strafen, aber nicht verachten!

(Sie legt einen Brief aus ihrem Kleid.)

Noch einmal leckt Ombrene mich, der Feind,
Der böse, der das schwache Herz gestülzt,
Als es sich eingeredet, es vermöchte
Ein Größ'res zu vollbringen, als das Schwert
Bis jetzt gethan, das sich geschmeichelt Feuer
Und Wasser miteinander auszusöhnen
Und hohen, ew'gen Ruhm dafür zu ächten.
Ombrene, heute leckst du mich nicht mehr!
Du bietest nochmals mir des Papstes Schutz
Und seinen Segen, wenn ich mit dir fliehe;
Doch ach! es kann die heilige Verührung
Das Feuer niemals tilgen, das verzehrend
Darinnen brennt; er möge dir verzeih'n!
Für mich gib's eine einz'ge Rettung nur:
Versöhnung mit Sampiero oder Tod
Von seiner Hand. Bald werd' ich vor ihm steh'n,
Mein Schicksal bald erfahren; was noch feige
Jetzt in mir zittert, ist des Körpers Schwäche
Allein; auf's Allerschlimmste selbst gerüstet
Die starke Seele ist; von meinen Söhnen

Hab' ich in Briefen Abschied schon genommen?
O, armes Herz, für deine eitle Schwäche
Hast du entsehrlich schon gebüßt!

(Sie verhüllt ihr Gesicht.)

(aus der Ferne Ruf der Ruf:)

Vanina?

(Sie schreiet hergehend auf, noch einmal ruft es etwas näher:)

Vanina!

Vanina.

(In die Kule stürzend.)

Das ist Sampiero's Stimme!

(Sampiero erscheint im Hintergrund in einem Mantel gehüllt.)

VIII. Scene.

Es ist inzwischen heller geworden, Morgentöthe.

Vanina. Sampiero.

Sampiero. Dies ist das Haus, in dem sie weilen soll.
Noch einmal, gleich des Weltgerichtes Ton,
Schlag' an ihr Ohr des Gatten lauter Ruf.
Vanina! hörest du? dein Richter naht!

Vanina.

(erhebt sich und tritt an den Rand des Balkons.)

Ich höre, Dich, Sampiero, bin Dir nahe!

Sampiero.

(emporgehend.) Ha, bist Du's wirklich, oder ist es nur
Ein Bild der aufgeregten Phantasie?

Bleich stehst Du vor mir, wie ein nächt'ger Schatten,
Und starren Auges blickst Du mich an.
Was thust Du hier zu dieser frühen Stunde?

Vanina.

Ich wache, weil der Schlaf mein Auge flieht,
Und weil ich stündlich Deines Kommens harre.

Sampiero.

O, besser wäre Dir, wenn Du verborgen
Im Schooß der Erde lägest, als zu steh'n
Vor meinem Angesicht!

Vanina.

(sanft.)

Doch, siehst Du wohl,
Sampiero, mir, Vaninen, dünkt es besser,
Vor Dir zu steh'n, als irgend anderswo!

Sampiero. Mit Schmeicheltreden willst Du mich entwasinnen.
Allein umsonst — warum verließest Du
Das Haus, wo ich Dich mit dem Sohn gelassen,
Wo ich nach schwerer Jahre Drangsal hoffte,
Mich auszuruhen bei der treuen Gattin,
Bis mich das Schicksal ruft zu neuer Arbeit!
Elende, sprich, was thatest Du mir an?

Vanina. Du hast mich schon verurtheilt, eh' ich rede!

Sampiero. (na lassend.) Nein, nein, ich schwer es mir mit
heil'gem Eid,

Dich anzuhören. Wehnet noch in Dir
Ein Funke von dem königlichen Weib,
Wie ich es einst geliebt, so komm' herab,
So wag' es in das Auge mir zu seh'n,
So wage es, so nahe mir zu treten,
Daß Dich die Hand erreicht — Vanina, dann
Antworte Deinem tiefgestränkten Gatten!

Vanina. Sampiero, zweifelst Du an meinem Muth,
So wisse, daß nicht Feigheit mich so weit
Geführt; der Muth allein ist's, den ich falsch
Genußt. Zum Dulden sollt' ich ihn gebrauchen
Und that's zum Handeln; dies ist mein Vergeh'n!
Ich komme zu Dir!

Sampiero. Halt, bedenke noch Eins!
Vergiß nicht, wenn Du dieses Hauses Schwelle
Verlassen, bist Du jedes Schutzes baar,
Stehst unter diesem stillen Morgenhimmel
Du ganz allein in meiner Hand; es schützt
Dich jetzt noch das Asyl des frommen Bischofs.
Du weißt, ich bin gefährlich, wenn der Zorn
Mich übermannt; den Pietro Galesi hab' ich
Mit eigner Hand ermerdet in Marseille,

Weil er gereuht, Du würdest flieh'n, und weil
Er's nicht gehindert.

Vanina.

Ha, das thatest Du?

Sampiero.

Du schauerst? e, die Hälfte dieses Worts
Fällt auf Dein Haupt — und sieh, nun jagst
Du auch!

Vanina.

Nein, nein, ich zage nicht, und ging's zum Tode!

(Sie verläßt den Vollen.)

Sampiero.

O, wäre sie so standhaft doch gewesen,
Als die Versuchung zu ihr trat und ihr
Den Sinn berückte. Haß und Mitleid kämpfen
In meiner Brust, und Keins vermag das Andere
Ganz auszutilgen. Ihr demüth'ger Stolz
Entwaffnet meinen Grimm, und doch — sie kann
Nicht meine Gattin bleiben, die das Vaterland
Und mich verrieth. Sie kommt, nun halte fest,
Wein bebend Herz.

(Die Thüre öffnet sich, Vanina wankt herank und stürzt Sampiero zu Füßen.)

Sampiero.

(wankt.)

O, welch' ein Wiederseh'n!

Vanina.

Im Staube liege ich vor Dir, mein Gatte!
Lass' Deine Hand mich lassen, der in Demuth
Sich beugt Dein Weib, was ihr auch wird verhängt.

Sampiero.

(die Hand zuckzuckend, schwermüthig.)

O, wärest lieber Du vor mir gestoh'n,
Als daß Du mich noch Gatten nennst, als daß
Du meine Hand noch zu berühren wagst!

Vanina.

(außerathend.) So furchtbar hassest Du, Sampiero, mich?

Sampiero.

O, hättest meiner Seele Du gespart
Das schreckliche Gerwürfniß, ob ich strafen,
Ob ich vergeben soll; entfernt von mir,
Hätt' ich verflucht auf ewig Dein Gedächtniß!
Der Schande, der Verachtung aller Corsen

Hätt' ich Dich überlassen, o, ich Thor,
Dag ich Dich aufgesucht!

Vanina.

Entschlicher

Strasst Du, als wenn Du Deines Dolches Spitze
In meinen Busen senkst! Sampiero, möchte
Ich wohl noch leben, wie Du von mir sagst,
Mit der Verachtung aller Welt bedeckt?
Ich konnte flieh'n, des Papstes Hoheit bet
Mir ein Asyl in Rom, allein Vanina,
Sie windet lieber sich vor Dir im Staube,
Sie schähet mehr den Tod von Deiner Hand,
Als dag sie wie ein losgerissenes Blatt,
Vom Sturme hin- und hergeweht, verbannt
Von Dir und ihren Kindern leben möchte.
Nicht aller Glanz der Welt kann mich entschäd'gen
Dafür, wenn der Veringste unsres Volks
In unsrer Heimath mit Verachtung redet
Von Deinem Weib, von Franz Ormeno's Tochter!
Der einz'ge Altar, wo ich Eühnung suche,
Ist hier an Deinem Herzen; o, Sampiero,
Kannst Du das Weib, das einstens Du geliebt,
Kannst Du die Mutter Deiner Kinder nicht
Entsauldigen, wie schwer sie auch gefehlt?
Wie? glaubst Du, Weib, dag ich verzeihen könne?
Du kannst's, wenn Du mit Deinem großen Sinn
Begreifen willst, warum ich's that, wenn Du
Den höh'ren Zweck erkennst, der mich geleitet!
Kannst Du das Ungeheure des Entschlusses,
Den ich gefaßt, nicht mit mir fühlen? nicht
Begreifen, welches Opfer meinem Herzen
Ich abgerungen? ich, die freie Gorfän?
Als ich des Genneseu Schiff betrat,
Glaubi' ich in einen Abgrund zu versinken!

Sampiero.

Vanina.

Sampiero. Und in den tiefsten Abgrund sielest Du!
Unglückliche, was hat Dich so verblendet?
Du schweigst, Du zitterst, schlägst die Blicke nieder —
Recht, denn Du weißt, wie man die Schlange nennt,
Die listig Dir das eitle Herz berückte!
Entsetzlich ist der Ehrgeiz in der Brust
Des Weibes, blindlings läßt er sie
Die Grenze überschreiten, welche ihrem Wirken
Gesteckt ist durch Natur und ewiges
Gefeh der Sitte; so hast Du gemordet
Des Weibes erste, höchste Herzenspflicht,
Die Pflicht der Treue gegen Dich und mich!
Dein Zweck mag gut gewesen sein, allein
Das Mittel war entsetzlich, aus der Hölle
Stieg es empor. Ich kann Dir nicht verzeih'n,
Wenn ich auch wollte, darum, noch einmal
Viel' ich Dir an zu stieh'n, jezt bin ich ruhig,
Allein vielleicht im nächsten Augenblick
• Bringt wieder mich die Wuth um das Gescheh'ne —
Denn auszulöschen ist es nie — von Sinnen!

Danina. Sampiero, nein! die ärmste Dienerin
In Deinem Hause müßte ich beneiden,
Wenn Du mich von Dir stößest. Wo als Frau
Ich einst geherrscht, will ich als Sklavin dienen,
Will mich in Demuth beugen, Jahr für Jahr,
Bis Du verzieh'n, bis Du mich wieder achtest!
Sampiero, stoße mich nicht in Verbannung!

Sampiero. (Sie aufhebend und ihre Hand schüttelnd.)
(zornig.) Wohlan, es sei! mit diesem Augenblick
Gibst Du Dich wieder ganz in meine Hand,
Du willst es so — so komm' nach Hause denn!

Danina. (erschrocken.) Wohin sagst Du?

Sampiero.

Nach Hause, sage ich.

Wohin denn sonst als nach Marseille?

Vanina.

(schüchtern.)

Nimmst Du,

Nicht unsern Knaben mit?

Sampiero.

Nein, nein, ich kann

Ihn jetzt nicht seh'n. Denn ganz allein mit Dir,

Wie ich Dich einst als meine Braut allein

Geführet in mein Haus, so will ich Dich

Die Flücht'ge, Ehrvergeß'ne, auch allein

Zurückgeleiten zu der öden Stätte!

O, daß ich dies an meinem eignen Weibe

Erleben mußte!

Vanina.

(für sich.)

Ich schaudre bis in's Mark!

Mein Aug' umnachtet sich — entsetzlich ist

Er, wenn er dräut, und noch entsetzlicher

In dieser Ruhe!

(Sie breitet die Arme nach dem Hause aus.)

(laut.)

Leb' wohl, mein süßer Knabe,

Leb' ewig wohl!

Sampiero.

(trauf.)

Du hast's gewollt, so komme!

Entscheide dort sich's, was uns Beiden fromme!

(Sie wandt, er folgt sie auf und läßt sie weg.)

Fünfter Act.

Vaninens Zimmer in Marseille, wie im ersten Act. Alles zeigt die Spuren einer hastigen Abreise; alle Möbel und Zierrathe, Blumen und Statuen sind entfernt, nur im Hintergrunde steht noch ein Ruhebett.

I. Scene.

Franz Orseno tritt auf, sich unruhig umschauend.

Orseno.

Hier bin ich wieder, immer trägt mein Fuß,

Wie unwillkürlich, mich zu dieser Stelle,

Wo ich zum letztenmale sie geseh'n!
 Die Oede, die Verwüstung, die dies Haus
 Ersüllen jeht, in dem sie einst gewallet,
 Am besten passen sie zu meiner Trauer.
 Wo weilst Du jeht, Vanina, athmest Du
 Noch Lebenslüfte, oder hat sich Dir
 Des Todes dunkle Pforte schon erschlossen?
 Der Rasende, er wird sie nicht verschonen,
 Wenn er sie trifft — und, darfst Du ihn drum
 tadeln,

Francesco, wenn er übt das Recht des Gatten,
 Des Schwergekränkten, treules Hintergangnen?
 Was thätest Du, wenn du Sampiero wärest?
 Ich sahste sie in meine Arme, eilte
 Mit ihr zum Ufer, und von hoher Klippe
 Stürzt ich hinab mich in die heil'ge Fluth,
 Daß sie der Schande Brandmal von ihr wasche!
 So rächt ich ihre Schuld und gäb' ihr doch
 Ein Grab an meiner Brust, in meinen Armen —
 Mit ihr vergehend, könnt ich ihr verzeih'n!
 So würd' ich handeln, doch Sampiero — o,
 Er hat sie nie geliebt mit solcher Gluth,
 Wie sie noch heute dieses Herz entflammt!
 Er wird sie tödten und dann weiter zieh'n,
 Als sei ihm nichts geschach'n! er kann noch leben, wenn
 Vanina stirbt; doch stille, welch Geräusch
 Vernimmt mein Ohr? es nahen Schritte, wo
 Seit Wochen Alles wüste lag. Sollt' es
 Antonio sein, der hier ist und dem gestern
 Ich kaum entschlüpfte?

(er tritt an die offene Thüre und sieht hinaus.)

Heil'ger Gott,
 Ein Mann ist's, der ein bleiches Frauenbild

Mehr trägt als führt — Sampiero und Vanina —
 Sie sind's, er führt selbst sie in sein Haus
 Zurück! Ist's möglich, ist's kein tödtlich Blendwerk
 Der müden Augen? Ha, sie kommen hierher —
 Wo kann ich mich verbergen?

(er schließt hinter einen Vorhang.)

II. Scene.

Sampiero, Vanina, Orsino.

(Sampiero zieht Vanina an der Hand hinter sich herein; unsäßig weiter
 zu geh'n, lehnt sie sich erschöpft an die Thüre.)

Sampiero. (mit harter Stimme.) Nun, wir sind
 Zu Haus!

(immer bestiger hin- und hergehend, beschuldend.)

Bist Du nicht froh, und willst Du nicht,
 Dein altes Heim begrüßend, näher kommen?
 Ha, wahrlich einen festlichen Empfang
 Hat hier die Gattin dem Gemahl bereitet,
 Der eine lange schwere Zeit hindurch
 Sich draußen in der Welt hat abgemüht,
 Dem heißen Drange seiner Mannesbrust
 Genug zu thun. Ei, festliche Musik
 Umschwirrt mein Ohr, und Blumenkranze winken
 Mir von der Wand entgegen, frohe Gäste
 Begrüßen mich, den endlich Heimgeskehrten.
 Die Tafel winkt, den Silberbecher füllt
 Des Weines rothe Fluth, und Königin
 Des Festes ist Vanina! Ha, Ha, Ha!
 So lust'gen Tag hab' ich noch nie geseh'n!

Vanina.

(sie streckt die Arme stehend nach ihm aus, mit schwacher Stimme.)

Nicht diesen Hehn, Sampiero, tödte mich,
 Gib meine Asche allen Winden preis,
 Doch setze länger nicht mein armes Herz!

Sampiero. Was bleibst Du an der Thüre stehn? graut Dir

Vor Deiner eignen Schwelle, die Du frevelnd
Leichtfert'gen Fußes jüngst verlassen! Komm',
Komm' herein doch! (Vanina tritt ängstlich näher.)
Nun, wankt Dein stolzer Muth? erschrickst
Du endlich vor Dir selbst? Ja, blicke hin
Auf diese nackten Wände, diese Säulen
Die ihres Schmucks beraubt, sich' an die Debe,
Die diesen kleinen, holden Raum entweicht,
In dem ich meines Lebens beste Schätze
So sicher glaubte — reden diese Steine
Nicht lauter, schrecklicher, als jeder Mund,
Von Deiner falschen That?

Vanina.

(Kni auf das Kuchentisch und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

Ja, Du hast Recht!

Von kalter Todesfurcht bin ich erfüllt,
An keinen schlimmern Ort konnt'st Du mich führen!

Orsino.

(hinter dem Vorhang.)

O, fürchterlichste Stunde meines Lebens!
Doch darf ich ihr nicht beisteh'n, will es nicht.
Dem Gatten nur allein gebührt das Recht
Zu strafen, wie er will!

Sampiero.

(auf- und abgehend, immer heftiger.)

O, immer klarer

Tritt das Gewisse mir der Wirklichkeit
Hier vor die Seele; dieses Raums Verfall
Bringt das Gesch'ne immer deutlicher
Zum gräßlichsten Bewußtsein. Dampf und schwer
War mir das Hirn; was ich vernahm, erlebt',
Es lag im Sinn mir wie ein wüster Traum,
Wie eine schreckliche Geschichte, die
Ich einst in einem Märchenbuch gelesen,
Und welche nur allein die Phantasie
Mit ihres Grauens düstrem Wahn erfüllt.

So zweifelt noch ein Vater an dem Tode
Des Sohnes, eh' er seine Leiche sah,
Eh' er die todt' Hand berührt, das Auge
Geschlossen sah — die Zeugen des Verfalls!
Dies Haus ist meines Glückes Leiche; bis ich
Es leer und öd' erblickte, hab' ich noch
Gezweifelt wie ein Thor! bei seinem Anblick
Erlenn' ich meines Jammers ganze Größe!
Mit Wuth erfüllt mich der Zerstörung Hauch,
Der mir entgegen weht von jedem Fleckchen,
Das ich für sie geschmückt; der Adler selbst —
Mit Lieb und Sorgfalt bauet er das Nest
Für Weib und Kind; so that Sampiero auch,
Und so muß er die Stätte wiederfinden!

(Er schlägt sich vor die Ellen und reißt den Tsch heraus.)

Nein, nein, sie darf und soll nicht länger leben,
Denn nur ihr strömend Herzblut kann entschühnen
Die Frevelthat! Weib, mache Dich bereit
Zum Sterben! bete, daß der Himmel Dir
Verzeihe, unsres Glückes Mörderin!

(Anton kniet von ihrem Tische auf die Knie.)

Danina.

Der Tod ist mir willkommen! Eius nur fleh' ich,
Sampiero, gib ihn mir mit eigener Hand!
Von Deinen Dienern laß' mich nicht ermorden!
Die Kluft, die uns entzweit, sie überbrückt
Der Todesengel nun mit sanfter Hand!
Ich mag nicht leben ohne Dich, Du kannst
Mich nicht mehr Gattin nennen auf der Erde!
Erst wenn ich meine Schuld gebüßt, erst wenn
Das Grab sich über meiner armen Hülle wölbt,
Sind wir auf's Neu verbunden! meinen Kindern
Gib mein Gedächtniß rein zurück — stoß zu! —

(Sie beugt das Haupt und fällt die Kniee.)

Sampiero. (wilt um sich blickend.)

Ja, nur der Tod versöhnt uns, und mit Recht
Verdienst Du ihn. Des Herdes heilig'e Flamme,
Die Du behüten solltest, ist erloschen!
Die Mutter und die Gattin, sie entfloß
Vor ihrer heil'gsten Pflicht, um mit dem Fremden,
Dem Feinde schöne Vuhlerei zu treiben!
Im alten Rom war Die dem Tod verfallen,
Die sich dem Bestadiensie weihte und
Die Göttin schön verrieth — ihr Priester bin
Ich hier nach gleichem Recht, nach gleichem Recht
Fällst Du als Opfer Deiner eignen Schuld!

(er sßt sie in die Arme und sieht ihr den Dolch in die Brust.)

Vanina.

(umfinkend.) Nun bin ich wieder Dein, Sampiero, nur
Ein Wort, nur einen Blick, der mir verzeiht!

(Sampiero sieht einen Moment in seltsamer Stellung, den Dolch über
ihrem Kopf erhebend, dann schleudert er ihn weg, hebt Vanina auf, legt
sie auf das Ruhebett und spricht leise, indem er sie lößt:)

Sampiero.

Vanina, ich verzeihe!

(Vanina macht eine leiste Bewegung, Sampiero legt sein Haupt an ihrer
Brust; Pause; nach einer Weile wankt Orneo hervor und kniet neben
Sampiero nieder.)

Sampiero.

(sich nach einer Weile aufrichtend, mit dumpfer Stimme.)

Es ist gesch'eh'n, nicht konnt es anders sein!

(er erblickt den Orneo, zuckend.)

Du hier Orneo? sprich, seit wann bist Du
An diesem Ort?

Orneo.

(sich langsam erhebend.) Lang genug, um alle Furien
Des tiefsten Weh's in meiner Brust zu fühlen!

Ich sah sie sterben, und ich durste nicht

Nur einen Finger regen, sie zu retten!

(er ringt voll Schmerz die Hände.)

Sampiero.

(die Hand auf seine Schulter legend.)

Hast Du mich jemals ungerecht gesch'eh'n?

Wenn Du hier warst, wenn Alles Du gehört,

So sage, ob ich anders konnte handeln?

Orneno. (vor sich hinstarrend.) Du konntest nicht, Du warst in
Deinem Recht;

Doch daß ich Dich entseelt vor meinen Blicken
Muß seh'n, Vanina, dieses bricht mein Herz!

(er schluchzt laut, Sampiero wendet sich ab, nach einer Pause.)

Sampiero. Durch Deinen Mund spricht mich das eigne Volk,
Spricht mich der Gorse frei von jeder Schuld.
So wie Du denkst, denkt Jeder: d'rum, Orneno,
Beruh'ge Dich — es gleicht doch Dein Schmerz
Dem meinen gegenüber nur dem Wäsklein,
Das neben einem wilden Strom entlang
Mit sanfter Welle gleitet. Reiche mir
Die Hand, dann geh' und suche den Antonio
Mir auf, bring' ihn hierher!

(er streckt ihm die Hand hin)

Orneno. (zusichweichend.) Der Gorse spricht
Dich frei durch meinen Mund und klagt Dich an!
Ich nehme Deine Hand nicht an, es klebet
Das Blut von meiner Wase dran, Blutschuld
Steht zwischen uns, Sampiero!

Sampiero. Junger Thor!

Sie geht mich selber näher an, als Dich!

Orneno. (tröpf.) Das wird sich finden! und ich bitte Dich:
Laß' mir die ganze Größe meines Schmerzes,
Ohn' sie zu messen! Du hast Deine Sühne,
Du hast das Vaterland, Dir bleibt Dein Ehrgeiz!
Mir war sie Alles, meine Welt ist hin!
Du glaubtest eine große That zu thun,
Als Du sie Deinem Vattenrecht geopfert,
Ich that noch Größ'res — stille hielt ich, als
Der Dolch ob ihrem theuren Haupte schwebte,
Was ihr verhängt, das ließ ich ihr gescheh'n —
Sampiero, schweige Du vor meinem Leide!

(Er sinkt wieder an der Leiste nieder.)

Sampiero. Er ist von Sinnen und ich darf nicht rechnen
Mit ihm in dieser Stunde! Aber horch,
Es nahen Schritte, unsre Freunde werden
Es sein. Steh' auf, Orneso, Leute kommen!

(Er breitet seinen Mantel über die Leiche.)

Verberge Du noch einen Augenblick
Die Lösung meines traurigen Geschickes!
Ja, San Firenze und die Vettern sind's!

III. Scene.

Die Vorigen. Antonio Nicolo, Orneso und Andere.

(Completo eilt Antonio entgegen, ihn umarmend.)

Sampiero. Es ist gesch'hn, was unvermeidlich war!
Antonio. (erschrocken.) Sampiero, wäre wirklich Deine Hand
Ehen wieder der Vernunft vorausgeeilt?

Sampiero. (heft.) Ich suche weder Lob noch Tadel hier!
Ich sagte Dir, ich würde thun, was mir
Das Herz geböte.

Nicolo. (ängstlich.) Wo ist sie? Vanina,
Dein Weib und unsre theure Waise?

Sampiero. (den Mantel aufhebend.) Hier!

(Alle weichen erschrocken zurück.)

Sie brach die Treue, und ich brach ihr Leben!
Erkennt Ihr mich als Ihren Richter an,
Hab' mehr ich nicht geübet, als das Recht
Des Vaters mir gestattet! war sie nicht
Mein Weib, und hat sie nicht den Tod verdient
Durch den Verrath, den sie an mir beging?
Sprecht, wie's Euch gutdünkt, Keinem sei's verwehrt!
Nicolo. Ich tadl' Euch nicht, sie hat das ganze Volk
Der Corsen mitbeschwipst — doch ach! sie jammert
In tiefster Seele mich; welch' traurig Ende
Ward meiner armen Waise.



Antonio. (Ihre Hand an seine Lippen legend.) Lebe wohl,

Vanina, besser leidet Dich der Tod,
Als ein verachtet Leben! Lebe wohl!

Sampiero. Nun höret Freunde: Die hier ruht, sie ist
Seit ihrem letzten Athemzuge wieder
Sampiero's ebenbürtig Weib! sie selbst
Hat mich um ihren Tod, sie selbst erkannte,
Es sei die Welt zu klein für mich und sie.
Mit ihrem Blut hat sie die Schuld gesühnt,
Nun ist sie wieder, was sie war, die Mutter
Von meinen Söhnen und Sampiero's Gattin.
Es knickte sie der Tod — genug, es frage Niemand,
Wie sie so schnelle starb! Antonio, Nicolo,
Sie soll nach meinem Stand beerdigt werden
Mit allen Ehren, welche ihr gebühren,
Als Eine aus dem edelsten Geschlecht
Der Corsen. Freunde, wollt Ihr Euch bemü'h'n,
Daß morgen ihr in San Onofrio
Die Leichenseier, prächtig ausgestattet,
Vereitet werde? Alle Corsen, welche
In Marseill' sind, hoff' ich dabei zu seh'n!
Antonio. Wie immer, findest Du mich gern bereit
Dir treu zu dienen.

Nicolo. Alles soll gescheh'n

Nach Deinem Wunsch.

Antonio. Dies noch höret:

Vor einer Stunde ward die Volkschaft mir,
Daß jener falsche Priester, der Ombrone,
Der dort die Arme in's Verderben lodte,
Nah' der ital'schen Gränze ward erkannt
Von einem unsrer Leute, welcher sich
Besand auf der Fregatte, die Vanina
Zurückgeholt; es stürzt sich, ihn erkennend,

Der wadere Bernardo auf den Schurken,
Faßt an der Gurgel fest ihn und begräbt
Bis an das Hest den Dold in seinem Busen!
So ward auch diesem Feind der schuld'ge Lehn!

Orneno.

(Der bisher schreiend hellsehendes in kummern Schmerz seinen tem
Ruhebett schütz, aufstehend)

So geh' es Allen, welche sie verdarben!

Sampiero.

Es würde besser lauten, wenn Du sagst:

So fallen alle Feinde Corsikas!

Doch nun hinweg von hier! von meines Glückes
Ruine geh' ich fort, gefährlicher

Als je zuvor, du tödtlich Genua!

Ihr habt das Herz mir aus der Brust gerissen,

Nun will ich gegen Euch auch ohne Herz

Den Kampf erneu'n. Es bleibt mir nichts mehr,

Als meine Felseninsel; sie besprüh

Ein jeder Tropfen Blut aus meinen Adern!

Frei mußt du werden, eh' dies Auge bricht.

Selbst die Dreihundert, deren ew'ger Ruhm

Durch alle Zeiten rauscht, sie können nicht

Mit solchem Muthe der Verzweiflung, mit

So heißer Rachegluth gekochten haben,

Als wie ich jetzt den Kampf entzünden werde.

Es schwebet mir voran Vaninen's Haupt —

Ihr habt hinweggenommen Alles mir,

Was freut das Leben, nun soll mich erfreu'n

Auch nichts mehr, als der Tod, den meine Hand

In Eure Reihen tragen wird! Wollt Ihr

Mir folgen, Freunde? wollet Ihr mit mir

Zusammensieh'n, wie ich es hier gelobt?

Nicht für das Vaterland allein, zur Rache auch

Für sie, die hier, ein sichtbar Zeichen, liegt

Von Genuas Höllenkünsten?

(Alle heben die Hand sichtlich wie zum Schwur auf.)

Alle.

Ja, wir werden

Sampiero.

Dir folgen, wie Du uns auch führst, Sampiero!
Wohlan, sobald die letzte Pflicht wir morgen
Erfüllt, beginne unser Werk! Ich reise
Zur selben Stunde nach Paris, dem König
Erst zu erklären, was sich hier begab.
Sie werden's nicht versteh'n — doch dies gilt gleich.
Als Corse handelt' ich, nicht als Franzose!
Dann nehme meine Knaben ich mit mir,
Und so im Arm das Letzte, was mir bliebt,
Kehr' ich zum Letztenmal nach meiner Heimath!
Ob sie mich dort auch schlagen, ob sie mich
Verfolgen wie ein wildes Thier, mich hehen
Von einer Echlucht zur andern und zuletzt
Mich werden wie Cinnea, — mein Weib
Soll nichts bedecken, als ein cor'sischer Stein!

(Er beugt sich noch einmal über Boninen's Leiche.)

Nun folgt mir, Freunde, Franz Orsino, komm,
Gehst Du mit mir nach Corsika?

Orsino.

Nach Hause?

Ja, ja, sobald es Zeit ist, folg' ich Dir!

Sampiero.

(weis.) Komm' her, mein Junge, dieser Anblick tangt
Dir nichts mehr!

Orsino.

Nein, hier bleib' ich, bis die Erde,
Die Reibische, sie mir entreißt. Ich bitt' Euch,
Laßt mich die Wache bei der Leiche halten.

Sampiero.

Man muß Dir Deinen Willen lassen, kommt!

(Er geht ab, die Nebenigen folgen.)

IV. Scene.

Orneno, allein.

Orneno.

(den Deth aufraffend, welchen Sampiero weggeworfen.)

Hier hab' ich, was ich suchte, meinen Trost.
 Den Balsam, welcher meine Schmerzen heilt,
 Der Rache Instrument, für dich geschliffen,
 Sampiero! Seit du dieses Eisen hast
 In ihre zarte Brust gehohlet, bist du
 In meine Hand gelegt. Ein streng Gesetz,
 Des Landes heiligste, uralte Sitte
 Gebieten mir, an deinem Mörder dich,
 Vanina, einst zu rächen — und wie gerne
 Entledigt sich Francesco solcher Schuld!
 Der Mann, den ich mit gleicher Stärke war
 Gezwungen zu bewundern und zu hassen,
 Er hat der Wage Jünglein selbst herab
 Gedrückt mit eigner Hand — Blut rächt nur Blut!
 Ob es mit Recht, mit Unrecht sei vergossen,
 Es kümmert dies den ächten Corsen nicht,
 Er weiß nur Eins: das Recht der Blutsver-
 wandtschaft,
 Es schreit um Rache, und mein Ohr ist offen!
 Nicht retten konnt' ich dich, Geliebte, aber
 Ich kann dich rächen! und so folg' ich ihm
 Nach Corsika. Ha, sieh' dich vor, Sampiero!
 Dort lauert jene tiefe, dunkle Schlucht,
 Aus welcher kein Entrinnen möglich ist,
 Dort gähnt der Abgrund neben steiler Klippe,
 Dort sind die Pfade, die man einsam muß
 Erklimmen, Einer nach dem Andern — dort
 An einer solchen Stelle find' ich dich,
 Und mit dem Ruf: Vanina! bohr' in's Herz

Ich dir den Dolch, der ihres hat zerrissen!

(Er tritt in feindlicher Stellung neben der Leiche nieder, den Dolch er-
hebend:)

Nanina, heil'ger Schatten, höre mich!

Mit diesem Schwur weih' ich mich Deiner Rache,

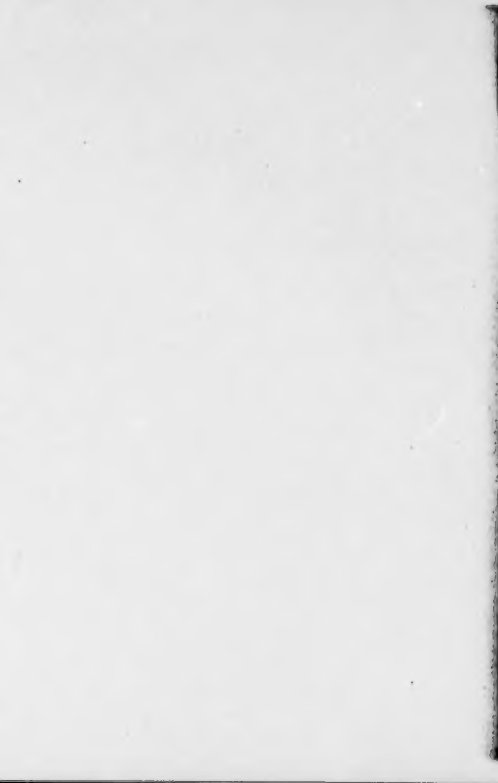
Wie sein Verhängniß folg' ich Deinem Mörder!

Als Geste strast er Dich in diesen Hallen,

Als Geste soll er büßend dafür fallen!

(Der Vorhang fällt.)

E n d e.



N u r b e r ü h m t .

Pustspiel in einem Akt.

(Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.)

Personen.

Fräulein von Windes.

Anna, ihre Diener.

Frau Emilie von Klein, deren Cousine, zu Besuch bei Fräulein von Windes.

Sanny, Kammermädchen der Frau von Klein.

Gottfried, Sanny's Bruder.

Katharina, Zimmermädchen der Fräulein von Windes.

S c e n e :

Ein elegantes Wohnzimmer; Stühle, Plüsch u. s. w.

Prolog.

Thalia.

Mit müdem Fuß, mit Augen schlummerschwer
Heut' heut' noch meine Schritte ich hierher!
Wie brauste überall des Faschings Lust,
Wie schwellte toller Frohsinn jede Brust!
Und Bruder Romus, selber doch gewandt,
Fieh' mich, Thalia, nicht mehr von der Hand.
Es schien, als gäb's kein größter Glück auf Erden,
Als Komödiant für einen Tag zu werden.
Kein Augenblick der Ruh' war mir bescheert —
Und nun — hat man auch hier mich noch begehrt.
Hier soll — o Zeus, was fällt den Teuten ein? —
In diesem Raum Thalien's Tempel sein!
Wahrhaftig! solch' bescheidne Scenerie
Zeit Shakespeare's Tagen sah mein Auge nie!
Und kleine Mädchen, alt kaum zweimal Sieben,
Sie wollen auch schon meine Künste üben!
Ich seh' im Geist sie stehn, wie angeleimt,
Ich höre, wie das Stichwort man versäumt;
O Himmel, sei mir gnädig, schenke ihnen
Beweglichkeit in Haltung, Blick und Mienen!
Ein Stück verlangen sie — ich hab' nichts mehr.
Geplündert ist mein Reich, der Schrank ist leer;
Sonst voll von Putzliß, Schweizer, Kockeue,
Fudau und Wieser — sonder Kaff und Kuh!
Von Mund zu Munde gehen deren Werke,
Spielt sie herunter jede Menschenorte!

Ja, manchmal seufz' ich wohl, ich armes Wesen:
Dies Alles ist schon öfters dagewesen!

Was Neues muß herbei — nur kann nichts tangen,
Wobei wir Gatten, Brüder, Freunde brauchen!
Sie wollen spielen, spielen ohne ihn,
Den Herrn der Welt — nun wohl, so nehmet hin
Was mir da gestern aus obscurer Hand —
Viel ist nicht dran — ward annehmbar gesandt!
Mein Fräulein-Personal muß sich bequemen,
Das Damen-Lustspiel willig anzunehmen!
So schlimm ist's immer nicht, wie jene Dramen,
Die man geschrieben einst für junge Damen,
Zu lehren sie, statt trockner Grammaire-Stunden,
Wie schön wird durch die Copula verbunden
Subject und Prädicat! — Doch — Scherz bei Seite —
Soll eine Copula verbinde heute
Das Publikum und meine kleine Schaar;
Ich hab' sie schlecht gemacht — allein fürwahr
Sie mühen sich mit Anstand und Gefühl
Und — Ihr habt Nachsicht mit der Kinder Spiel,
Und auch mit dem dramatischen Ragout.
Bedenkt — es ist kein Molière, Kekebut!
Doch ich? — dem Schicksal laß ich jetzt den Lauf,
Und zu dem Parnass schweb' ich wieder auf.
Schon rauscht die Quelle lieblich mir in's Ohr,
Schon leckt von ferne mich der Schwestern Thor,
Lebt wohl, ergötzt Euch froh an unsren Scherzen,
Die gerne lachen, sind die besten Herzen! —

I. Scene.

Anna und Frau Emilie von Klein. Letztere mit einem Buche beschäftigt, Anna am Fenster.

Emilie. Warum stehst Du nur so unverwandt zum Fenster hinaus, liebe Anna? Es gibt doch hier nicht viel Neues zu sehen?

Anna. Ach, ich glaubte dort Jemanden zu erkennen, aber ich habe mich geirrt.

Emilie. Es scheint, Dein Irrthum dauert fort, und Du zeigst den leeren Scheiben lieber Deinen Blick, als mir. Komm doch näher, Du hast mich noch kaum nach Deinem Bräutigam gefragt, und Du weißt doch, wie sehr sich mein Bruder freut, Dich bald zu sehen.

Anna. (mit steigend näher.) O, ich freue mich ja auch sehr auf ihn, ganz gewiß. Wird Dein Mann mit ihm kommen?

Emilie. Aber mein Gott, dich fragst Du mich nun heute schon zum dritten male, und immer mit einer Miene, als ob Du die Rolle der Nachtwandlerin einstudieren wolltest. Was hast Du nur?

Anna. (Sie wieder zum Fenster hinaussieht.) Ach ja, ich bin ein wenig zerstreut.

Emilie. Ein wahres und essenherziges Geständniß! Ach, ich ahne schon, was der Grund dieser Zerstreuung sein wird, habe ich ja doch erst vor einigen Monaten den „Riegler Paroxismus“ mit Euch durchgemacht. Ich dachte, Ihr wäret nun wieder einigermaßen zur Vernunft zurückgekehrt, aber erst seit

- gestern Abend bemerke ich doch schon so viel, daß eine neue Schwärmerei am Horizonte aufgetaucht ist.
- Anna.** (etwas gereizt.) Unser „Ziegler-Paroxismus!“ Es sieht Dir wieder ganz ähnlich, unsere Begeisterung für das Schöne so zu nennen! Ja, ewig klingen ihre Worte in mir nach: „Ich weiß ein Lied!“
- Emilie.** Der alte Streit! Du bist wirklich ganz verkehrt, aber ich wollte ja doch schweigen!

II. Scene.

Fräulein von Windeck stürzt eifertig herein, einen großen Korb voll Blumen und Blätterwerk vor sich haltend.

Frl. v. W. Hast Du ihn noch nicht gesehen? Ist er noch nicht vorübergekommen? (Sie stellt auf einen Stuhl am Fenster.) Ach, ich habe mich ganz außer Athem gelaufen, aus Furcht, ihn zu versäumen.

Anna. Ich sah ihn noch nicht, obgleich ich keinen Augenblick versäumt habe — aber jetzt, ach ja, das ist der graue Hut, dort Tanten, dort an der Ecke!

Frl. v. W. (mit einer großen Farnette bewaffnet.) Ja, das ist er. Sieh nur Kind, dieser königliche Anstand! Jeder Zoll ein Hiesse, ein König wollt' ich sagen. O, wie ich mich freue auf diesen Abend — Franz und Karl Meer in einer Person, es wird himmlisch werden!

Emilie. (näher tretend.) Und dafür werden Sie den Mimen, wie heißt er doch, mit doppelten Kränzen belohnen, liebe Tante? Der Verrath, welchen Sie hier mitgebracht haben, läßt wenigstens auf Großes schließen.

Frl. v. W. (sich umdrehend.) Ach, guten Morgen, liebe Emilie, entschuldige, daß ich Dich heute noch gar nicht begrüßt habe, aber Du siehst, ich habe alle Hände voll zu thun.

Emilie. (etwas vorhalt.) Ja, ja, ich verstehe — mit den Vorbereitungen für den erwarteten Besuch meines Mannes und Bruders, Anna's Bräutigam. Wären Sie nicht so gut, liebe Tante, so würde es mir leid sein, Ihnen so viel Mühe zu verursachen.

Frl. v. W. Ach nein, Kind, der erwartete Besuch macht mir keine Mühe, dafür sorgen schon meine Leute — aber es drängt sich jetzt so sehr mit fremden Gästen und Berühmtheiten. Kaum habe ich mich ein wenig von der göttlichen Klara Ziegler erholt, so erfüllt mich eine süße Schwärmerei für die himmlische Patti, und mittenhinein fällt unser herrlicher Mime, unser angebeteter Gustav Adolf Edarwenh! Wer könnte ihn genug verehren! Anna, hast Du die Billets an unsre Freunde abgeschickt? Das Haus muß heute Abend ebrödhnen von Beifallsturm!

Emilie. Sie wissen ja noch nicht, wie das gewagte Unternehmen, Karl und Franz Meer in einer Person zu spielen, ausfallen wird. Ein eigentlicher Kunstgenuß kann es keinesfalls werden, denn dieses Hinüber- und Herüberspringen in Gedanken ist jedenfalls für die Zuschauer ebenso ermüdend, als für den Schauspieler.

Frl. v. W. Liebes Kind, von diesen Dingen verstehst Du nun einmal durchaus nichts. Du weißt nicht, was Enthusiasmus ist, aber ich, o mein Gott, ich, die ich schon seit zwanzig Jahren nur von Entzückungen lebe, ich bin jetzt schon ganz hinweg, wenn ich nur an den heutigen Abend denke.

Emilie. (bei Seite.) Ein dankbares Publikum!

Anna. (welche sich bisher mit dem Ordnen der Blumen beschäftigt hat.) Du gehst doch mit in die Vorstellung, liebe Emilie?

Emilie. Ich weiß es noch nicht. Eine so kalte Zuschauerin,

wie ich bin, könnte Euch leicht in Eurem Kunstgenuß stören.

Anna. O Du wirst, Du kannst nicht gleichgültig bleiben, wenn Du ihn siehst.

Frl. v. W. (gerührt.) Ich danke Dir, mein Kind, Du verstehst mich, Du weißt, was es heißen will, mit den Besten seiner Zeit zu verkehren, Du stehst mir bei, das Genie zu belohnen, wie es sich gebührt. Aber höre auch, welche neuen Freuden Deiner warten.

Emilie. (mit Betonung.) Die größte Freude, welche unsere liebe Anna heute erwartet, ist doch wohl die Rückkehr ihres Bräutigams von seiner langen Reise, und ich hoffe, für ihn ist ein Theil dieser Blumen bestimmt.

Frl. v. W. Was Du denkst! Bitte sehr um Verzeihung, nicht ein Zweiglein können wir davon entbehren. Vier Kränze für das Parterre, welche Freund Piuscher angewandte Leute vertheilt, vier in die Logen für Anna, die beiden Frl. Hartmann und mich. Der Rest wird zu Bouquets verwendet, diese weisen wir in den Zwischenacten, die Kränze kommen erst am Schlusse.

Emilie. Wie, Anna, auch Du wirst thätigen Antheil an diesem Bombardement nehmen! Es scheint mir sonderbar, daß ein junges Mädchen einem so eillen Manne, wie dieser Scharwenkky (ein fataler Name für einen Künstler) öffentlich Blumen zuwirft.

Anna. (erschrocken.) O, das mußt Du so nicht nehmen.

Frl. v. W. (überraunt.) Das Interesse an der Kunst ziemt sich für jung und alt. Was ich thue, kann Anna auch thun, ich fühle mich in meiner künstlerischen Begeisterung noch ebenso jung und frisch als sie.

Emilie. (stark.) Dieser Thorheit gegenüber ist jedes Wort vergebens!

Frl. v. W. Aber höre, Anna, was ich Dir zu sagen habe. Neue Entzückungen stehen uns bevor. Der berühmte Wunderknabe, von dem wir schon so viel gehört und gelesen, der kleine Eugen Contarini, kommt in diesen Tagen hierher.

Anna. Wirklich! ach das freut mich unendlich!

Frl. v. W. Ja, höre, was unser Freund Pinscher mir darüber schreibt: *(Sie zieht ein Blatt hervor.)* „Gnädiges Fräulein, Unwohlsein verhindert mich, Ihnen heute selbst die Hand zu küssen und Ihnen zu sagen, daß unser Wunderkind, der allerliebste Contarini, in den ersten Tagen hier eintreffen wird. Ich werde mich beeilen, ihn gleich nach seiner Ankunft der liebenswürdigen und geistreichen Beschützerin aller Künste — das „aller“ ist unterstrichen — also „aller Künste“ vorzustellen, und hoffe, sie wird ihre Gnadensonne auch über diesem neuaufgehenden Sterne des Kunsthimmels leuchten lassen. In tiefster Ehrfurcht, gnädiges Fräulein, Ihr ergebener Pinscher.“ Nun, was sagst Du dazu, Emilie?

Emilie. Ich sage, daß Herr Pinscher sehr schöne Briefe schreibt.

Frl. v. W. Nun, endlich doch eine Anerkennung! Aber wie sich dies Alles drängt, Scharwenky, Contarini, und nächste Woche die erste Aufführung des neuen Lustspiels von Grenhardt.

Emilie. Küssen Sie dieses auch protegiren?

Frl. v. W. Natürlich! was würde aus unseren armen Bühnendichtern ohne ihre Freunde werden in dieser trocknen, begeisterungslosen Zeit?

Emilie. Ich habe immer geglaubt, das wahrhaft Schöne verfehle nie seine Wirkung.

Frl. v. W. Das denkst Du, weil Du nichts davon verstehst. Man muß dem dummen Publikum den Weg zeigen. Wenn ich anfangs zu klatschen, geht es weiter wie ein Lauffener. O, und ich werde klatschen, klatschen —

Anna. (am Fenster.) Tante, da geht er wieder, er sieht herauf; komm doch —

Frl. v. W. (aus Fenster läugend und mit den beiden Händen winkend.) Guten Tag, guten Tag! Wie freundlich er grüßt, ja er weiß, daß er hier verstanden wird. Aber schnell Anna, den Hut auf, wir müssen ihm begegnen, er geht jetzt in die Probe, wir laufen durch das Seitengäßchen und treffen ihn noch am Theater! Geschwind, geschwind!

Anna. Ja, ja, geschwind!

Frl. v. W. (zurückkehrend.) Katharina, räumen Sie das Zimmer auf, bis wir wieder zurückkommen.

(Beide ab.)

III. Scene.

Emilie allein.

Nein es ist nicht zum Aushalten, solche Thorheit mitanzusehen zu müssen. Was wird mein Bruder dazu sagen, wenn er hier ankommt und seine liebe, kleine Braut, die in ihrer Harmlosigkeit und ihrer Anhänglichkeit an die Tante nichts Arges dabei denkt, inmitten dieses Schwindels für Berühmtheiten findet! Mag die Tante die Narrin spielen, sie schadet Niemand damit als sich selber, aber es ist nicht mit anzusehen, wie sie Anna und deren junge Freundinnen in solch' unsinniges Treiben mit hinein zieht. Und wenn man noch dem wirklichen Genie in dieser auffallenden Weise huldigte!

Aber darnach fragt Niemand. „Nur berühmt“ ist das Lösungswort dieses Kreises. Heute feiern sie eine Tänzerin, morgen liegen sie vor einer Sängerin auf den Knien; übermorgen ist es ein Schauspieler, dem sie Kränze winden, andern Tages ein Schriftsteller. Ob ihre Leistungen wirklich künstlerischen oder dichterischen Werth haben, dies gilt gleich, wenn sie nur Aufsehen machen; und kommen dann noch gar die unglückseligen Wunderkinder dazu, dann ist des Entzückens und Applaudirens kein Ende. Meine arme Anna, sonst so schüchtern und bescheiden, da läuft sie nun auf der Straße herum, um einem der eitelsten und verwöhntesten Geden unsrer Zeit zu begegnen! Wären dieses wirklich Männer, denen ihre Kunst am Herzen liegt, sie müßten sich mit Ekel wegwenden von dieser übertriebenen Anerkennung, diesem unheilvollen Beifall. Aber für Anna muß dies ein Ende nehmen. Ehe mein Bruder ankommt, will ich versuchen, sie selbst von der Lächerlichkeit und Hehltheit ihres Treibens zu überzeugen. Das Wunderkind, welches die Tante erwartet, könnte mir nützlich werden, ein Plänchen kommt mir in den Sinn — (sinnt auf und abgehend.) ja, ja, es wäre nicht übel, ich muß mit Fanny darüber reden. (Katharina tritt ein mit einem langen Beilen.) Ah, Katharina, Sie wollen hier aufräumen, ich gehe. Wenn Fanny kommt, soll sie mich hier erwarten.

Katharina. Ja weht, gnädige Frau.

(Gentle ab.)

IV. Scene.

Katharina allein. (Sie stellt ihren Besen hin, legt die Blumen und Blätter zusammen in den Korb, künst an das Fenster, kehrt dann seufzend an den Tisch zurück und spricht:)

Ach, ich sehe ihn jezt nicht mehr, der ist schon längst vorbei. Nun darf ich jezt Morgens gar nicht mehr hier rein machen, weil ich auch manchmal zum Fenster hinaus gesehen, und muß hinten in der Küche beim Gemüselchen sitzen, während die Damen nach dem lieben Herrn Strawenzi oder Scharwenzi, ich weiß gar nicht recht wie er heißt, ausschauen. Gott, wie glücklich ist doch so ein Komödiant, da bekommt er nun all die theuren Blumen und Blätter vor die Füße geworfen, daß die Feten davon fliegen; wenn ich so einen Strauß hinunter werfe, da kracht's. Und erst der Johann — ach der Johann, der thut, als wär' er eifersüchtig auf den Herrn Strawenzi; nun Recht kann er schon haben, ich werde bei meinem guten Fräulein jeden Tag gebildeter, der Johann aber ist und bleibt ein Klotz. Als ich neulich die berühmte Schauspielerin sah, da die große, schwarze, es kommen so viele, da vergesse ich wieder wie sie heißen, in dem gruseligen Stück, es heißt Reh — Rehda — ja Medea, doch wie sie sich da auf der Erde herumwälger, daß es mir ganz heiß durch den Leib ging, sagte der Johann: Wie schade um die guten Kleider! — Ach wie pfeilschnel! habe ich da geantwortet; ich weiß zwar nicht recht, was das heißt, aber unser Fräulein sagt es immer von der Frau von Klein, und das ist wahr, die macht das Getöse auch nicht mit, und die Fanny meint, sie müsse es ihrer Dame nachhassen, das dumme Ding,

die versteht auch was Recht's davon! (Sie nimmt ihren Besen.) Ach du lieber Himmel, wenn ich den Besen in die Hand nehme, muß ich immer an die Jungfer von Orsewang denken, wenn sie so dasteht, (Sie stellt sich mit dem Besen in Pose.) Frommer Stab, o, hält' ich nimmer mit dem Schwerte Dich vertauscht!

(Bei diesen Worten tritt Janny ein.)

V. Scene.

Katharina, Janny.

Janny. Guten Morgen Käthchen; wie schön Sie das eben gemacht haben, bitte noch einmal!

Katharina. (voll Schrecken, läßt eilig an zu kehren.) Ach, lassen Sie mich, Sie spotten mich doch nur aus!

Janny. Gewiß nicht, ich möchte Sie eher beneiden, daß Sie hier so viel Schönes sehen können, während wir draußen auf dem Land im Winter nur die Dreschflügel hören und im Sommer den Kuhhirten.

Katharina. So, werden Sie endlich klug? aber daß ich's nicht vergesse, die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, Sie möchten Sie hier erwarten.

Janny. Schön, aber dann will ich auch nicht müßig steh'n, ich helfe Ihnen abstauben. (Sie nimmt einen kleinen Besen und plückt ab.) So, nun erzählen Sie mir aber auch noch ein wenig von dem Theater, was gefällt Ihnen denn eigentlich am Besten?

Katharina. (sich umschaut.) Nun, wenn ich das aufrichtig sagen soll, so muß ich ehrlich gestehen — das Ballet, oder wie es heißt, wissen Sie, wenn sie so tanzen.

Janny. Wie? das Ballet?

Katharina. Ja, das Ballet, wenn sie so hereingaleppirt kommen (Sie macht die Bewegungen nach) und stellen sich auf eine Fußspitze, und die andere Fußspitze steht

so hinten hinans, man weiß kaum noch wo, da geht es mir bis in die große Fußzehe.

Fanny. Das glaub' ich, die kann Einem schon weh dabei thun, aber dies ist doch kein Vergnügen.

Ratharina. Ach ja, da klatschen die Herren und die Damen, und die Sträuße fliegen — das muß also doch etwas sehr merkwürdiges sein! Ja, Fanny, so etwas brächten Sie nicht fertig, mit all ihrer Geschwindigkeit und ihrem Bücherlesen, davon steht nichts in der Gartenlaube oder im Volkskalender.

Fanny. (stört.) Lassen Sie mir meine Bücher in Ruhe, die sind mehr werth, als alle die Lustspringerei.

Ratharina. Lustspringerei! Ja, wer nur so springen könnte! Aber freilich, Sie haben keinen Umgang mit solchen Leuten, Sie wissen nicht, daß Die ganz anders werden, als andere Menschen. Ach Gott, wenn er hierher kommt, der Haupttänzer, der Signor Camilla — (bei Seite.) den Namen kann ich immer am besten behalten, weil ich dabei an Kamillenthee denke — also der Signor Camilla, der die Tänzerinnen nur so hinauf und hinunter wirft wie Wehlsäcke, wenn der hierher kommt, macht er unten an der Treppe einen Sprung, so! schwenkt den Hut und oben ist er!

Fanny. Das ist allerdings ein seltenes Kunststück!

Ratharina. (verwundert.) Noch nicht sein größtes! Wenn sie ihn neulich gesehen hätten, wie er sich immer so im Kreise drehte und dabei auf- und absprang, daß man gar keinen Menschen mehr sah, nur eine buntige Kugel, nein, da war ich ganz hinweg! Ich war mit dem Johann auf der Gallerie, wir hatten zwei Kränze zu werfen, aber ich vergaß Kranz und Alles. Johann, rief ich, Johann halten

Sie mich fest, oder ich springe hüber und —
gebe ihm einen Kuß!

Fanny.

(von Bern.) Nun, ich wollte der Johann hätte Sie
springen lassen, Sie sind doch wahrhaftig eine rechte
Gans!

Katharina.

(Ihren Besen schwingend.) Was, ich eine Gans? Sie
unverschämtes Frauenzimmer, Sie meinen wohl,
weil ich aus der Wetterau komme, wo die besten
Gänse zu Hause sind, darum dürften sie mich so
schelten?

Fanny.

Nein, darum nicht, sondern weil Sie Unsinn
schwätzen.

Katharina.

Unsinn, ich kann auch sinnreich sein, ich kann auch
so ländlich sprechen wie Sie; wissen Sie was,
Sie sind eine bürre, vertrocknete Zwetsche, ein ganz
unterirdisches Geschöpf, Sie Kunkelhübe, Sie!

(hängt an zu weinen.)

Fanny.

(Ihr mit dem Besen das Kinn streichend.) Wie? Thränen,
Dranien? (lachend.) Sehen Sie, ich unterirdisches
Gewächs kann auch sehr gebildet sprechen.

Katharina.

Lassen Sie mich in Ruhe! (Geht wüthend mit dem Besen
auf Fanny hinein. Diese verteidigt sich lachend mit dem kleinen Besen;
während sie sehten, tritt Emilie ein.)

VI. Scene.

Die Vorigen. Emilie.

Emilie.

Mein Gott, was gibt es denn da für einen Kägder-
krieg? seid Ihr toll? (Zurück geht sie zurück.) Fanny, ich habe
mit Dir zu reden. Und was Sie betrifft, Katha-
rina, so scheint es mir, als ob der Braten Ihre
Gegenwart in der Küche sehr erwünscht machte; er
schreit wie der Hirsch nach Wasser, man hört es
fast bis hierher.

Katharina.

Ich gehe, gnädige Frau. (mit einer drohenden Gebärde gegen
Fanny ab.)

VII. Scene.

Emilie. Fanny.

Fanny. Womit kann ich dienen, gnädige Frau?

Emilie. Du weißt, Fanny, wie sehr mich das Treiben in diesem Hause anekelt. Da Du mit mir in meinem elterlichen Hause erzogen, habe ich fast kein Geheimniß vor Dir, und ich möchte nun einmal mit Dir überlegen, ob wir nicht endlich ausführen wollen, was wir uns in einer lustigen Stunde ausgedacht. Der Augenblick ist günstig.

Fanny. Gottlob, gnädige Frau, daß Sie endlich Ihre Ecrupel fahren lassen und den kleinen Scherz erlauben, zu dem Sie selbst den Gedanken gegeben haben. Es ist schrecklich hier, der Bediente macht eine ungezogene Bemerkung über die andere über seine Herrschaft, von der er sich steif und fest einbildet, sie sei in alle die schönen Schauspieler und Sänger verliebt, und Katharina ist ebenso ver— ach, entschuldigen Sie —

Emilie. Nun, sage es nur heraus, ebenso verrückt wie ihre Damen.

Fanny. Ja, beinah' so; sie läuft von einem Fenster zum andern, um die berühmten Schauspieler nicht zu versäumen, und spricht von nichts Anderem, als von ihrer Angst, ob das Blumenbouquet, das sie ihm heute aus dem Parterre zuwerfen muß, auch bis auf die Bühne fliegt.

Emilie. Nun, das verwundert mich nicht, die Andern machen es ja nicht besser. Doch sage, ist Gottfried in der Nähe?

Fanny. Ja wohl, soll ich ihn rufen?

Emilie. Behüte, wir gehen selbst zu ihm.

(Pötte ab.)

VIII. Scene.

Gräulein von Windeck, allein.

Frl. v. W. Gott, wie herrlich sich das machte! es hätte nicht besser kommen können. Gerade am Portal des Theaters sind wir ihm begegnet; er trug eine Nase im Knopfloch, gewiß war es eine aus dem Bouquet, welches wir ihm gestern morgen schickten. Wo er wohl heute speisen wird, wir könnten ihm dann vielleicht noch einmal vorher begegnen, ehe er in das Theater fährt. O, nichts ist reizender als dieses Begegnen! Wie er dann so schmachkend seine Augen aufschlägt, als ob er uns eben erst erkenne, und das langsame Abziehen des Hutes, die verbindliche Neigung des Kopfs, die Grazie ist un- nachahmlich! *(Sie begleitet diese Worte mit den entsprechenden Bewegungen.)* Doch nun zu meinen Kränzen! *(Sie legt sich und fängt einen Kranz an.)* Es gibt doch auf der Welt gewiß nichts Schöneres, als dieser Umgang mit berühmten Menschen, man wird wahrhaft mit-berühmt. Wo ist denn mein Döschen? Ich kann es kaum mehr entbehren, und früher war mir das Schnupfen so sehr verhaßt; aber seitdem ich die Dose besitze, aus welcher einst Jenny Lind zum Scherz eine Prise nahm, muß ich täglich daraus schnupfen, und wenn ich mich zu Tode niesen sollte! *(Sie niest einigemal.)* Leider geht die Saison jetzt bald zu Ende, wie werde ich mich in den paar Sommermonaten langweilen! Ich muß in ein Bad gehen und vorher alle Zeitungen durchsehen, wo wohl die meisten Berühmtheiten hinkommen werden. Nun, für die nächsten drei Wochen bin ich so ziemlich versorgt. Ich werde es durchsehen, daß Schar- wenzky noch zwei weitere Gastrollen gibt, und dann

kommt ja der Wunderknabe Contarini! Er spielt Klavier, declamirt eigne Gedichte mit dem seltensten Feuer, singt — nein, ich werde außer mir sein vor Entzücken! Der Ruf, der ihm vorausgeht, ist ganz ungewöhnlich. Nach ihm wüßte ich dann freilich für dieses Frühjahr Niemand mehr; da sind ja die verschiedenen Frauen- und Alice-Vereine, die ich einmal besuchen muß. Eigentlich finde ich dies Alles sehr langweilig und abgeschmackt — Krankenpflege, Waisenlinder, Volkstüchen, Lehrerinnen, Gewerbeschulen — oh, ich habe mich früher immer zu sehr über diese emancipirten Frauenzimmer, die alle Weiblichkeit mit Füßen treten, geärgert, aber es ist doch etwas daran, man spricht und schreibt davon — ich muß sie doch jetzt kennen lernen und diese Damen müssen in mein Album schreiben, in dem ich alle berühmten Namen und Handschriften sammle. O, es ist kein Zweifel, mein Name wird in guter Gesellschaft auf die Nachwelt kommen. Aber wo steht nur Anna, sie sollte mir doch helfen. Anna! Anna!

IX. Scene.

Anna. Fräulein von Windeck.

Anna. Hier bin ich, liebe Tante, ich will sogleich anfangen. (Sie nimmt den festigen Kranz und einige Blätter.)

Frl. v. W. Du siehst mir heute so verdußt an, gewiß hat Emilie wieder an Dir herumgeschollt.

Anna. Ich habe sie noch kaum gesehen, liebe Tante, aber es will mir mitunter doch auch so erscheinen, als ob wir in unsrem Enthusiasmus etwas zu weit gingen.

Frl. v. W. (rückt ihren Kranz fallen mit schmerzlichem Ton.) Wie? Auch

Du, Brutus?! Ach! wenn ich dies nur so sagen könnte, so göttlich schön, wie unser Admuth, als er den Todesstreich empfing. Also auch Du? (Sie schüttelt das Haupt.)

Anna. Eri nicht böse, Tante, es wollte mir nur neulich so vorkommen, als ob die Herren im Parterre lachten und zischelten, als wir die Kränze auf die Bühne warfen.

Fr. v. W. Also die Menschen sind es, die Menschen, welche Dich an dem Cultus der Kunst und des Schönen irre machen können? Lasse sie lachen, es ist nur, weil sie nicht so hoch verehrt werden, wie Jene.

Anna. Ach nein, es ist nur oft ein widerstrebendes Gefühl in mir, welches mir zuflüstert, daß es doch übertrieben ist, einem oder dem andern Menschen gegenüber seine Verehrung so offen an den Tag zu legen. Wenn wir gar noch an den Bahnhof gehen, um einen berühmten Sänger oder Schauspieler ankommen zu sehen, hatte ich doch schon öfter das Gefühl (siehe vorher), als ob es sich nicht recht schicke — es sind denn doch immer Männer.

Fr. v. W. Ha, nun verstehe ich Dich! Habe ich Dir nicht schon oft gesagt, das Genie habe kein Geschlecht?

Anna. (sagt weinend.) Ja, aber wir bleiben denn doch immer Frauenzimmer.

Fr. v. W. Du bist ein albernes Ding, bringe mich nicht auf! Es ist wieder nur Emilie, die Dir diese hausbackene Weisheit eingegeben hat. Ha! sich selbst, was sich Emilie wieder für eine Lectüre mitgebracht hat, dort liegt ihr Buch, eine Geschichte der deutschen Bühne! Aus Büchern kann sie lernen, aber das Leben bleibt ihr fremd!

Anna. Das Buch ist aber recht interessant, und ich meine, wir sollten es doch auch einmal lesen.

Frl. v. W. Wozu mein Kind? wozu? wissen wir nicht auch ohne dies, was schön und geistreich und berühmt ist? Ach, ich habe Dir noch gar nicht erzählt, daß meine theure Lucinda Granda mir von Petersburg aus geschrieben, wo sie jetzt wieder neue Triumphe feiert. Steht davon vielleicht etwas in Eurem interessanten Buch?

Anna. (steiflaut) Ach nein, aber eine Ballet-Tänzerin —
(legt sich mit ihren Blumen hin.)

Frl. v. W. (ersch.) Du hast es darauf angelegt, mir einen der schönsten Tage meines Lebens zu verderben. Eine so ausgezeichnete Tänzerin ist ebenso berühmt, wie Guet Schiller und Göthe; ob die Leute nun tanzen oder singen oder dichten, das ist mir ganz einerlei, ich bin nicht so einseitig. Alles, was Aufsehen macht, wird von mir gebührend verehrt.

X. Scene.

Emilie, die bei den letzten Worten eingetreten ist; die Vorigen.

Emilie. Ganz recht, liebe Tante, ohne Auswahl! partiisch sind Sie nicht.

Frl. v. W. Endlich ein Wort der Gerechtigkeit! Aber um was ich Dich bitten wollte. Lasse Anna in Ruhe, gönne ihr die unschuldige, ungetrübte Freude, das Schöne mit mir zu genießen. Wenn sie erst verheirathet ist, wird das arme Kind dergleichen ganz entbehren müssen.

Emilie. Sie haben recht, Tantchen, ein Ehemann liebt solche süße Tändeleien in der Regel weniger. Wie weit sind Sie mit Ihren Kränzen?

Frl. v. W. Man darf es Dir kaum zumuthen, aber wenn Du

und ein wenig helfen wolltest, der Morgen ist fast herum.

Emilie. Ich habe so wenig Geschick dazu, denn ich dachte immer mit Götthe:

„Ein Kranz ist gar viel leichter winden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden!“

Doch will ich's versuchen.

Isl. v. W. Du kommst auch immer mit Deinem Götthe; für heute ist das würdige Haupt gefunden.

XI. Scene.

Anna und Fräulein von Windeck sitzen rechts vom Zuschauer;
Emilie zunächst am Tisch, Katharina stürzt herein.

Katharina. Gnädiges Fräulein, da ist, ach! —

Isl. v. W. Nun was gibt's, sprich deutlich!

Kath. Draußen ist ein junger Mensch — nein, ein junger Herr, ich weiß gar nicht recht, was er ist, ich glaube, es ist — es ist — Sie sagen das so oft, ein Kenie —

Isl. v. W. Dummes Ding, ein Kenie? — was — ein Genie wird es sein.

Kath. Ja richtig, ein Genie, es muß durchaus so etwas sein, er ist so ungenirt, so ein bißchen frech!

Isl. v. W. Anna, sieh einmal zu, was es ist.

(Anna geht ab.)

Kath. Ach, er ist zu schön! Schwarzes Haar bis auf die Schultern, und Augen so groß!

(Sie macht die Finger weit auseinander.)

Isl. v. W. Ich bin sehr neugierig; weißt Du denn gar nicht, wie er heißt?

Kath. Er sagte etwas von Herrn Pinscher und von Klavierspielen —

Isl. v. W. (Mit aller ihrer Blumen voll.) Ach, nun wird es mir klar,

das ist Er, der Wunderknabe, der herrliche Eugen Centarini, und wir lassen ihn auf dem Vorplatz warten! Geschwind, geschwind, hol' ihn herein. (Sie läuft wieder auf ihren Stuhl.) Ach! heute kommt aber auch Alles zusammen!

XII. Scene.

(Anna tritt wieder mit Gottfried ein. Derselbe ist etwas phantastisch gekleidet in eine helle Mause, an den Händen zierliche Manschetten, ein buntes Tuch nachlässig umgeschlungen, und langes, wallendes Haar. Er macht eine nachlässige Verbeugung und bleibt dann stehen, sich fest umschauend.)

Anna. (zur Tante tretend.) Der junge Mensch fragt nach Dir, liebe Tante — (seht.) ich glaube, es ist der erwartete Centarini.

Frl. v. W. (sich mit Aufstund erhebend.) Dein ahnendes Herz, mein Kind, täuscht Dich so wenig wie mich das meinige. Gewiß, es ist Eugenius Centarini, den wir hier begrüßen. Seien Sie uns willkommen!

Gottfried. Guten Tag, liebe Dame; Sie wünschten mich zu zu sehen. Herr Pinscher hat mich zu Ihnen geschickt; da bin ich!

Frl. v. W. (entsetzt.) O diese kindliche Naivität! Lieber Centarini, wollen Sie sich nicht setzen?

Gottfried. Ich heiße Gottfried, liebe Dame, nicht Centarini.

Frl. v. W. (lachend.) O, über den kleinen Schelm! Wir wissen es sehr wohl, wer Sie sind, und wie sehr Sie es lieben zu scherzen; davon habe ich schon viel in den Zeitungen gelesen.

Gottfried. (sich auf dem Absatz umschauend.) Wenn es Ihnen besser gefällt, daß ich Eugenius Centarini heiße, so soll es mir auch recht sein.

Frl. v. W. Er ist reizend! Hier, mein junger Freund, stelle

ich Ihnen meine beiden Nichten vor: Frau von Klein und meine liebe Anna, die ich wie mein eigenes Kind betrachte.

Gottfried. (sich dicht vor Anna hinsetzend.) Ah! sie ist aber bedeutend schöner, als es sie Ihr eignes Kind wäre. Nase, Mund, Alles feiner, nicht wahr, meine gute, alte Mama?

Fr. v. W. (bei Seite.) Er ist mir ein bißchen zu naïv, aber wir werden ihn noch erziehen. (laut.) Aber wir wollen uns sehen. Nehmen Sie nicht eine Erfrischung? (Sie setzt sich.)

Gottfried. Gewiß, sehr gern; ich habe immer Hunger und Durst.

Fr. v. W. Das schöne Vorrecht der Jugend! (zu Katharina, die an der Thür geklingelt ist, den Jungen anstehend.) Schnell, Katharina, bringe uns Vadelwerk und Himbeersaft.

Gottfried. (verächtlich.) Himbeersaft? das ist gut für Kinder. Ich trinke nur Wein! Wein!

Emilie. (lachend.) Ein allerliebster Junge!

Anna. (seufzend, bei Seite.) Das ist doch sonderbar!

Fr. v. W. (zu Emilie.) Nun, endlich wirst Du doch mit einem meiner Protegés zufrieden sein!

Emilie. Wer könnte auch solcher Artigkeit, solch' zierlichem Neßern widerstehen?

Gottfried. (hat sich auf einen Stuhl zu Anna's Rechten gesetzt und reicht ihr Blumen.) Hier, schönes Fräulein! was für eine liebe Nichte Sie da haben, Tantschen; Ich darf doch Tante zu Ihnen sagen? Sie sehen so recht aus wie eine Allerweltblante.

Emilie. (in die Hände klatschend.) Herrlich getroffen! Die Tante aller großen Geister und Künstler.

Fr. v. W. (einen kleinen Beifall niederzukämpfend.) Eine originelle Idee, in der That!

Gottfried. Nicht wahr? ja ich bin auch ein Original, das hat man mich von Paris bis Petersburg versichert.

Anna. Sie sollen nicht allein componiren, sondern auch dichten!

Gottfried. *(nachlässig.)* Ja, ich improvisire! Zum Schreiben fehlt es mir an Zeit; wer meine Geistesblitze dann auffängt, der mag sie behalten.

Fr. v. W. O, geben Sie uns eine Probe!

Anna. Ja, bitte.

Gottfr. *(sieht zu Anna empor.)* Wenn solche Augensterne mich begeistern, dann fließt der Strom der Poesie aus tausend Quellen. *(er läßt sich auf ein Knie nieder, läßt eine Hand voll Blumen und spricht langsam:)*

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuet hier, von Lieb' entbrannt,
Dir der Liebe, kleine Spötter
Ländelnd auf die weiße Hand!“

(er stellt sich eine Kiste vor.)

Fr. v. W. *(in die Hände klatschend.)* Charmant, ganz Charmant! ganz Göthe!

Emilie. Ja, ganz Göthe! Ein so merkwürdiges Kind sah ich noch nie!

Anna. *(bei Seite.)* Der Junge ist doch wirklich reizend! *(laut.)* Das müssen Sie mir in mein Album schreiben.

Fr. v. W. Sehr nett! ich bitte auch darum.

Gottfr. *(noch immer auf den Knien.)* Ja, himmlisches Wesen, ich werde es thun, wenn Du mich „Du“ nennen willst.

Fr. v. W. *(außer sich.)* Ja, Anna, wir wollen ihn „Du“ nennen.

Gottfr. *(außersichend.)* Von Ihnen, Tanten, bin ich lieber „Sie“ genannt; aber Gott Lob, da kommen die Erfrischungen! *(er geht an das Tischchen, das Katharina inzwischen heringebracht hat, betrachtet die Flaschen und ist etwas.)*

Emilie. Es ist ganz köstlich, wie er von einer Stimmung in die andere überspringt!

Frl. v. W. So niedlich habe ich mir ihn wirklich nicht vorgestellt; und wie ihm das Alles steht —

Emilie. (einstellend.) Was man bei Andern unausstehlich finden würde. Aber, Anna, Du sagst ja gar nichts.

Anna. (aufstehend und andere Damen holend.) Ich weiß nicht recht, was ich sagen soll, der Junge ist sehr eigenthümlich, er will mir eigentlich doch nicht gefallen. (setzt sich wieder.)

Emilie. Du bist mir ein Räthsel, dies geniale Kind gefällt Dir nicht? gerade weil ich von der Kunst so wenig verstehe, entzückt mich diese schroffe Natürlichkeit.

Frl. v. W. Nicht wahr, Emilie, endlich wirst auch Du warm? O, es geht nichts über den Umgang mit genialen, außergewöhnlichen Menschen!

(Gottfried hat sich unterdessen eingesenkt, er tritt etwas vor und spricht mit einer Neigung gegen Emilie und Anna gewendet.)

Gottfr. Auf das Wohl der Schönheit und Liebendwürdigkeit!

Emilie. Danke, junger Freund, danke — aber nun geben Sie uns auch eine Probe Ihres musikalischen Talentes.

Gottfr. Erst muß auch noch die andre Dame leben. (er giebt sich das Glas wieder vor.) Ehre dem Alter! (hört das Glas aus.)

Frl. v. W. (bei Seite.) Was er nur immer mit meinem Alter will! Wäre er nicht so berühmte, könnte es mich wohl beleidigen.

Anna. (bei Seite.) Impertinent! (laut zu Gottfried.) Das war nicht artig.

Gottfr. Ich spreche immer, was ich denke! Alt ist alt, und artig ist artig. Tanten ist alt, und Du bist artig.

Emilie. Rein, wie mich diese himmlische Unbesangenheit entzückt!

Frl. v. W. Charmant! ganz Charmant!

- Anna.** (bei Seite.) Man muß ihn nehmen, wie er ist! Ueber einen andern Jungen, der sich so frech benähme, würde ich mich ärgern, aber dieser Künstlernatur muß man etwas zu Gute halten.
- Gottfr.** (nachdem er ein drittes Glas Wein hinuntergeschützt.) So, nun bin ich in der rechten Stimmung, schöne Anna, ich werde Dir etwas vorphantasiren.
- Anna.** (steht auf und tritt an den Tisch.) Sie werden uns sehr verbinden.
- Emilie.** (zu Anna gehend.) Anna, wie bist Du so steif mit Deinem Sie, ermuntert man so zur Begeisterung?
- Gottfr.** O, diese Dame versteht mich. (sich affectirt zu den Andern wendend.) Anna, alte Tante, lernt von ihr!
- Hel. v. W.** (austrittend.) Aber — aber mein Gott, ich bin ja, ich bin ja sehr begeistert.
- Gottfr.** (vernehmend.) Aber nicht fähig, Begeisterung zu erwecken.
- Hel. v. W.** Liebster Contarini, habe ich Sie beleidigt?
- Gottfr.** Sie beleidigen mich, weil Sie mir fortgesetzt einen fremden Namen geben.
- Hel. v. W.** Wie, immer noch?
- Gottfr.** Stille seht davon, „Name ist Schall und Rauch“, die Begeisterung kommt über mich, ich werde phantasiren! (er setzt sich an das Klavier, spielt mit der rechten Hand so schnell als möglich Klänge und greift mit der linken Hand Accorde dazu. Emilie und die Tante legen sich nieder, Anna steht hinter dem Coffer. Anna und Helene von Wintod sehen einander an; Emilie macht fortwährend Zeichen der Bewunderung.)
- Emilie.** Ausgezeichnet!
- Anna.** (zornig.) Weinst Du?
- Emilie.** O, ganz himmlisch, nur etwas apart! Welche Zukunftsmusik!
- Hel. v. W.** Ja, sehr apart, die Geläufigkeit ist enorm.
- Emilie.** Recliffal! und dieser Ausdruck!

Trl. v. W. Ja, der Ausdruck! O, wenn Du selbst schwärmst, dann —

Emilie. Ja, dann müssen Sie wenigstens im siebenten Himmel sein. (Gottfried schließt mit einigen starken Accorden.)

Trl. v. W. (ganz in Verleth aufspringend.) Das bin ich auch! Komm her, junger Künstler, ich muß Dich umarmen!

Gottfr. (zuthatsahrend.) Nicht?

Trl. v. W. Maria Theresia hat auch einst den jungen Mozart umarmt, es ist erlaubt, dem Genie seine Huldigungen darzubringen.

(Anna geht nach ihrem Platz zurück.)

Gottfr. (zitternd sich.) Nein, nein, ich will nicht! Maria Theresia war noch jung und schön, als sie den Weltgang küßte, und ich bin mehr als ihr Mozart. Was will denn Der noch? Richard Wagner steht über Mozart, und ich stehe bereits thurmhoch über Richard Wagner. Einen Kuß habe ich schon verdient, aber von den Lippen der schönen Anna. (sinkt nieder vor Anna, die schnellend wegsieht.)

Trl. v. W. Unverschämter! er beleidigt mich!

Emilie. Liebe Tante, mäßigen Sie sich, Sie kommen sonst als Anekdote in das Leben berühmter Männer.

Trl. v. W. (setzt sich wieder.) Meine Unsterblichkeit wird mir wirklich heute etwas sauer.

Emilie. Sie erholen sich dafür heute Abend.

Trl. v. W. Ja, das will ich auch. Ein reises Genie ist mir doch wirklich lieber, als solch ein ungeschliffenes Talent.

Emilie. Ich bitte Sie, Tante, Sie müssen ihn humoristisch auffassen; er ist charmant in seiner Ungenirttheit, er spielt mit Anna, wie ein Kind!

Gottfr. Wenn Du mir einen Kuß verweigerst, schöne Anna, so gib mir wenigstens diesen Kranz.

Frl. v. W. (voll Schrecken.) Unmöglich!

Anna. Den Kranz kann ich nicht geben. (Anna hält den Kranz mit der Linken empor.)

Gottfr. (aufliegend.) Warum nicht? Wenn ich ihn aber doch will! Man hat mir noch nie etwas abge-
geschlagen, wenn ich freundlich bat, und ich flehe,
flehe!

Anna. (sehr bestimmt.) Es geht nicht.

Frl. v. W. (aufsitzend, nimmt den Kranz an sich.) Ihr Flehen rührt mich,
aber es kann nicht sein, lieber Contarini; diesen
Kranz brauchen wir heute Abend zu nöthig für
unseren Scharwenkly. Es sind die letzten Blumen,
die mein Gärtner aufbringen konnte, der Garten
ist förmlich gemäht.

Gottfr. Wie? Einem Andern soll dieser Kranz gehören,
den Anna gewunden? Einen armseligen Schau-
spieler wollt Ihr damit beglücken, und mir, dem
großen Künstler wird er verweigert! Der damit,
alte Tante, oder ich werde böse, und dann bin ich
fürchterlich! (er reißt Fräulein von Winckel den Kranz aus der Hand.)

Anna. { Rein, das ist zu arg!

Emilie. { alle zugleich { Himmlisches Kind!

Frl. v. W. { (wüthend.) { Ungezogener Junge!

Gottfr. (triumphirend.) Den behalte ich, und mit dem übrigen
Plunder zum Fenster hinaus! (er rauft alle Blumen zu-
sammen.)

Frl. v. W. (laut schreiend.) Um Gotteswillen — meine Blumen!
mein Scharwenkly! Katharina, Fanny, schaff mir
das Wunderkind zum Hause hinaus.

Gottfr. (nachdem er alle Blumen hinausgeworfen.) So, nun ist auf-
geräumt, hier will ich allein verehrt sein, ich dulde
keine anderen Götter neben mir!

(stellt sich mit übereinandergeschlagenen Armen vor das Fräulein.)

Emilie. Ein edler Charakter — welche plastische Stellung!

Frl. v. W. (zu Emilie.) Du machst mich noch ganz rasend.
Katharina! Johann!

Emilie. Liebe Tante, bedenken Sie, was Sie thun!

Frl. v. W. Laß mich! meine Blumen, meine Kränze! (geht mit
gezwungenen Händen auf und ab.)

XIII. Scene.

Die Vorigen. Katharina kommt. Fräulein v. Windeck und Gottfried während der ganzen Scene im Mittelpunkt, nur einen Augenblick Katharina dazwischen.

Katharina. Was befehlen das gnädige Fräulein?

Gottfr. (süßlich Katharina ansehend.) Ein nettes Kind!

Katharina. Ach Gott, ich gefalle ihm, wie herrlich!

Frl. v. W. (streng.) Schweige! führe den jungen Herrn die Treppe hinunter.

Gottfr. Danke schönstens; ich habe Lust, noch ein wenig hier zu bleiben, und brauche keinen Führer.

Frl. v. W. Sie sind uns unangenehm, Katharina führe ihn fort, wo ist Johann?

Katharina. (beßelt.) Ach gnädiges Fräulein, Sie werden mir doch nicht zumuthen, einem Kenie die Thüre zu weisen?

Emilie. Tante, denken Sie an Contarini's Biographen!

Frl. v. W. O, ich bin außer mir, ich muß wirklich meinen berühmten Umgang etwas beschränken. .

Anna. (zu Gottfr.) Bitte, gehen Sie.

Gottfr. Also auch Du schickst mich fort? (steht sich theatralisch vor
Fräulein von Windeck und spricht, während Alle stehen.)

„So leb denn wohl, Du altes Haus,
Du wirfst mich grausam hier hinaus,
Und doch mein Mund noch zu Dir spricht:
Vergiß mein nicht, Vergiß mein nicht.“

Ich werde Ihnen das auch in Ihr Album einschreiben. *(er verbringt sich Mel.)*

Emilie. Tante, sie müssen ihn zu versöhnen suchen! er denkt ja nichts Arges dabei.

Frl. v. W. Junger Mann, hier ist meine Hand. Scheiden wir versöhnt, ich gestehe mit Beschämung, daß Sie mich ein wenig verwirrt haben.

Gottfr. *(herablassend.)* Thut nichts, in Ihren Jahren versteht man nur noch die alten Genie's; für die Jugend hat man das Verständniß verloren.

Frl. v. W. O, Herr — Sie thun mir Unrecht!

Gottfr. Da, nehmen Sie Ihren Kranz zurück für Ihren alten, abgeehrten Schauspieler. Ich verlange dagegen nichts als einen Kuß von der schönen, lieben Anna.

Anna. *(schüdt sich zur Tante.)* Nein, nein, behalten Sie lieber Ihren Kranz.

Frl. v. W. Wie Anna, du weigerst Dich dem Genie's Deine Lippen zu bieten? *(sehe.)* Denke an meinen Kranz, ich bekomme keine andern Blumen mehr.

Emilie. Anna, sei kein Kind!

Anna. *(zwischen Lachen und Schmeilen.)* Meinethwegen. *(sie reicht Gottfrich ihre Wange.)*

Emilie. *(pathetisch.)* Dieser Kuß wird historisch werden!

Gottfr. *(zu Frl. v. W. von Hinten.)* Schade, daß Sie ihn nicht in Ihrem Reliquientäschchen aufbewahren können! Wollen Sie etwas Anderes dafür? Hier, nehmen Sie meinen Manschettknopf.

Frl. v. W. *(in den Stuhl fallend.)* Ach Gott, ein solches Wunderkind sah ich noch nie!

(Anna steht wieder auf der andern Seite und Gottfrich spricht ihr zu.)

Emilie. *(für sich.)* Die Sache muß nun ein Ende nehmen. *(sie geht zur Thür.)* Fanny, Fanny!

XIV. Scene.

Fanny, die Vorigen. Fanny und Gottfried stehen einen Augenblick wie betroffen, alsdann fliegen Beide einander in die Arme.

Fanny. Lieber Gottfried, bist Du endlich da?

Gottfr. Ach, liebe Fanny, ja, da bin ich, und ich habe mich bereits so gut amüßirt, daß ich noch gar nicht Zeit fand, nach Dir zu fragen.

Anna. Was soll das bedeuten?

Frl. v. W. Was ist das, Fanny, was fällt Dir ein?

Fanny. Ach, Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich habe meinen Bruder noch gar nicht gesehen, seitdem ich hier bin, die Freude riß mich fort.

Frl. v. W. Dein Bruder? Eugen Centarini Dein Bruder?

Fanny. Er heißt Gottfried, gnädiges Fräulein.

Gottfr. (mit einer Verbeugung, sehr beschweiden.) Ja, gnädiges Fräulein, ich heiße Gottfried.

Frl. v. W. (im höchsten Zorn.) Unverschämter, wie konntest Du es wagen, unter einem fremden Namen in mein Haus einzudringen?

Gottfr. Ich habe Sie verschiedene Male versichert, daß ich Gottfried heiße, aber das gnädige Fräulein wollten es nicht glauben.

Anna. Ja das that er wirklich.

Frl. v. W. Ich bin das Opfer einer Intrigue. Ungezogener Junge, schnell hinaus! (Sie fällt in ihren Sessel.)

Gottfr. Erlauben mir das gnädige Fräulein vorher, Sie um Entschuldigung zu bitten, aber Sie sagten gleich am Anfang, ich sei ein lieber, kleiner Schelm, und da habe ich denn alle meine kleinen Streiche und Nebensarten losgelassen, mit denen ich meine Kameraden zu amüsiren pflege.

- Emilie. Ein entschiedenes dramatisches Talent können Sie ihm gewiß nicht absprechen, liebe Tante.
- Fr. v. W. *(erschrocken.)* Emilie, Emilie, den Streich hast Du mir gespielt.
- Emilie. Tantchen, wie kommen Sie darauf? Sie waren ja selbst entzückt von dem Jungen!
- Fr. v. W. *(heiß weinend.)* Weil ich ihn für den berühmten Contarini hielt!
- Emilie. Und weil berühmte Leute unartig sein dürfen.
- Anna. *(stark.)* Ich möchte mich zu Tode ärgern!
- Emilie. Beruhigen Sie sich, liebe Tante, der wirkliche Contarini wird kommen und Sie trösten.
- Fr. v. W. O, ich will den Namen nicht mehr hören!
- Emilie. *(zu Janny und Gottfried.)* Geht jetzt hinaus und freut Euch Eures Wiedersehens. Gottfried, ich werde der Tante erzählen, daß Du wirklich Talent für die Bühne besitzt und, wie ich hoffe, mit Hülfe einer tüchtigen Ausbildung auch einst etwas leisten wirst. Er wird noch berühmt, liebe Tante, verlassen Sie sich darauf.
- Gottfr. *(verneigt sich feierlich gegen das Fräulein.)* Gnädiges Fräulein, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen. *(zu Anna.)* Liebes Fräulein, seien Sie mir nicht böse.
- Anna. Es ist schon gut, gehen Sie nur!
- Fr. v. W. Ja, mache daß Du ferkommst, o, meine Blumen, meine Blumen!

(Gottfried und Janny gehen ab.)

XV. Scene.

Die Vorigen.

- Emilie. Da ist ja noch ein Kranz, den werfen Sie eigenhändig ihrem Scharwenkly zu.
- Fr. v. W. Ich kann mich noch gar nicht beruhigen. Emilie

Du bist an Allem Schuld. Du hast das angerichtet.

Emilie. Aber, Tante, was wußte ich denn von einem Contarini u. dgl.? Ich weiß nicht, wie das Alles kam. Uebrigens war ja die ganze Geschichte sehr drollig.

Anna. Schön drollig; der unverschämte Junge hat mich sogar geküßt.

Emilie. Anna, Anna, wenn Dich der wirkliche Contarini geküßt hätte, dann hätte Dich der Kuß bis in die innerste Seele gestreut; weil es aber nur der arme Gottfried, der Bruder meiner Fanny war, so bist Du beleidigt.

Hel. v. W. Das ist auch ganz natürlich. O, wir sind schändlich betrogen worden!

Anna. Und wie erbärmlich der Junge Klavier spielte!

Hel. v. W. Entsetzlich!

Emilie. Wie? Ihr wart ja Beide entzückt!

Hel. v. W. (ärgertlich.) Du auch!

Emilie. Ja nun, ich verstehe auch nichts davon. Sie und Anna hingegen, die Kennerinnen und Beschäferinnen der Musik — ich bin auf dem Lande bei meinen alten Göttern geblieben, aber Euch waren ja doch die Zukunftslehren schon riesig angewachsen, ganz gefährlich groß. (Sie macht mit den Händen Gesten.)

Hel. v. W. (geizt.) Laß Deinen Spott, Du bist mein Gast, und ich werde mich zu fassen suchen, aber — aber — (Er geht nach der Thüre.)

Anna. Liebste Tante!

Hel. v. W. (schleicht Anna in ihre Arme.) Laß' sie spotten, Kind, man hat uns zum Besten gehabt, aber dennoch leben und sterben wir der Kunst!

XVI. Scene.

Die Vorigen; Katharina stürzt herein, ein Billet in der Hand.

Kath. Fräulein Anna, da ist ein Billet für Sie, ich glaube ganz bestimmt, es kommt von dem berühmten Herrn Schauspieler.

Hel. v. W. (streckt die Hand aus.) Es wird für mich sein.

Kath. Nein, da steht es deutlich: Fräulein Anna von Windeck. (Sie gibt es Anna, die wieder hinaus geht.)

Hel. v. W. Geschwind, Kind, sieh, was es ist. Katharina, gehe! (Katharina ab.)

(Anna liest das Billet und läßt weinend in einen Sessel.)

Hel. v. W. { Gott, was hast Du denn?

Emilie. { Was fehlt Dir? (geht zu Anna, so daß sie in der Mitte steht.)

Anna. Das ist zu arg! (Sie reicht Emilien das Billet.)

Emilie. (liest laut:) „Angebetetes Fräulein, ich kann Sie nicht „länger schwachen lassen und muß Ihnen gestehen, „daß ich Sie verstanden habe. So wie Ihr lieblich „Bild mir leblich auf allen meinen Schritten be- „gegnet, so sehe ich es auch geistig immer vor mir „und wünsche nichts sehnlicher, als es Ihnen selbst „sagen zu dürfen, welchen tiefen Eindruck Sie auf „mich gemacht haben. Ich beschwöre Sie, begegnen „Sie mir heute Abend wie gewöhnlich vor dem „Schauspielhause, aber allein, ohne Ihre stete „Begleiterin, und gestatten Sie mir ein vertrau- „liches Wort. Die Blumen, welche Ihre schöne „Hand mir jüngst gespendet, ruhen stets auf meinem „Herzen.“

„Ihr treu ergebenster Scharwenkly.“

(Sie reicht Anna das Billet, einen Schein vertretend, bei Seite.) Der Zufall kommt mir gut zu Statten. (laut.) Nun, ich finde das ganz natürlich! .

Anna.

(immerfort weinend.) Nun siehst Du, Tante, daß ich

Recht hatte, er hat mich immer von der Bühne aus mit seinen Blicken verfolgt. Der Mensch glaubt, ich wäre verliebt in ihn, das ist schändlich!

(Die Tante liegt außer sich im Sessel und schreit sich.)

Emilie. (leise erregt.) Liebe Anna, wenn man einem eillen Manne, wie dieser Scharwenksky ist, jeden Tag absichtlich zwei bis dreimal begegnet, seine Vorstellung versäumt, ihm Blumen zuwirft, so ist diese Annahme von seiner Seite nicht unberechtigt.

Anna. Ich sah in ihm nur den Künstler.

Emilie. Aber der Künstler bleibt immer Mensch! Diese Strafe geschieht Dir schon ganz recht.

Trl. v. W. (außer sich.) Nun, auch noch eine Meralpredigt! Ich bitte Dich, schweige! Aber diesem Scharwenksky werde ich heute Abend begegnen und ihm sagen, daß er ein Unverschämter ist!

Emilie. (tauschend.) Ich möchte, Tante, wir schlugen uns Alle diese Geschichten aus dem Kopf und dächten nur noch an Anna's baldige Hochzeit und die Vorbereitungen dazu.

Trl. v. W. (hals weinend.) O, ich bin gebrochen, ich habe an nichts mehr Freude. Mein Glaube an die Kunst stand so felsenfest. (fällt wieder in den Sessel.)

Emilie. An diesem Glauben, Tantchen, wollen wir auch das ganze Leben hindurch festhalten, aber nicht immer die Kunst mit dem Künstler verwechseln und die berühmten Leute erst ein wenig genauer prüfen, ehe wir sie vergöttern.

Tr. v. W. (nicht leugend auf.) Ach ja, man wird es wohl thun müssen!

Anna. Emilie, ich sehe es jetzt ein, wir waren verblendet und thöricht mit unsrer Jagd auf Berühmtheiten.

Ich bitte Dich, sage Adolf nichts von unserem heutigen Abenteuer.

Emilie. Gewiß nicht! diese Geschichten erzählst Du ihm einmal selbst, und den guten Gottfried laden wir zur Hochzeit ein. Da soll er Euch Beethoven spielen, daß Ihr staunen werdet, und er soll auch ein hübsches Festgedicht machen, wie es ihm wohl schon öfter gelungen ist.

Frl. v. W. *(drehend, doch freundlich.)* Emilie, Emilie!

Emilie. *(die Tante und Anna umfassend.)* Seien Sie heiter, liebe Tante, heute Abend fahren wir spazieren (das Wetter ist so köstlich) und lassen Karl und Franz Moor so tief zur Hölle fahren, als es ihnen beliebt; und unser Kranz — nun, der soll auch nicht umsonst geflochten sein, reichen wir ihn dem Publikum für die Geduld, die es uns bewiesen.

Ende.

Dungser Biendchen

oder

Aus dem Geistesleben der Thiere.

Dramatisches Märchen in einem Act.

(Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.)

Personen.

Professor Dr. Käferlein.

Herr von Spinne, Reichsrath und Ordensherr.

Frau von Ameise, Wittwe.

Jungfer Bienechen, ein Landmädchen.

Sormosus, Slave der Frau von Ameise.

Schauplatz:

Ein offnes Feld, mit Steinen und Gebüsch besetzt; im Hintergrund ein Bienenkorb. Einige Steine liegen so, daß sie als Sitz und als Tisch benutzt werden können. Es ist Morgen.

I. Scene.

Herr v. Spinne lauert auf einem Stein, die Beine weit von sich gestreckt.

Spinne. Da liege ich nun wie mein berühmter Vorfahre, der Ritter Toggenburg, schon die halbe Nacht hier auf der Lauer, um die Minute nicht zu versäumen, wo mein geliebtes Biendchen ausfliegt. O, wenn ich sie doch jetzt erhaschen und entführen könnte, ehe Frau von Ameise erscheint und mich an mein Versprechen erinnert. Horch! (man hört ein leises Summen.) es regt sich im Korb. Aber ach, hier kommt Jemand; glücklicherweise ist es nur ein Mensch, der stört mich nicht in meinen Absichten! (Zieht sich ganz in sich zusammen.)

II. Scene.

Der Professor kommt ganz erschaufter, wischt sich mit der einen Hand die Stirne, mit der andern hält er seinen Hut, ein Buch unter dem Arm.

Prof. Gottlob, da finde ich für meine müden Beine doch endlich einen Ruheplatz. Die Sonne steigt kaum erst heraus, und doch bin ich schon ganz heiß und ermüdet. Das war aber auch eine Nacht. (Zieht sich gewohnt die Spinne.) Psui, häßliches Thier! (steht dem Tod darnach.) Doch nein, ich kann mich nicht entschliefen, es todzuschlagen, es sieht mich so verständig an. Fort! (Herr von Spinne geht mit wüthenden Blicken ab.)

Prof. (allein.) Ja, das war eine Nacht! Wie man sich über solches Zeug (er schlägt auf das Buch) nur so aufregen kann! Das ist mir eine schöne Bade- und Ferienreise! Hat der Arzt den verwünschten Einsall,

mich hierher in das sogenannte Madamen-Bad zu schicken, wo höchstens auf hundert Badegastinnen ein Badegast kommt, als ganz vereinzelt, sporadische Erscheinung. Da ist man nun die ganze Woche über Hahn im Korb, aber auch zugleich der geplagteste, gefragteste, geadelteste, ausgespienirteste aller Sterblichen, bis zum Samstag Mittag; da bringt die Eisenbahn Regionen sehnsüchtiger Ehegemäler, Söhne, Bräutigams u. s. w. Da fühlt sich denn ein Junggeselle, wie ich, doppelt vereinsamt, ja, er wird absichtlich vereinsamt, um ihn dann um so sicherer in's Garn zu locken. Na, lassen wir dies jezt bei Seite; denn mich beschäftigen im Augenblick nur die Thiere, nicht die Menschen. Wo lese ich sonst solche Bücher? was kümmern mich die Naturwissenschaften? In der Natur ist Alles blind, zufällig, unzwedmäßig, sie ist nur gut für die Ferienzeit zum Spaziergehen; aber ein Philosoph und Rechtsgelehrter, wie ich, der Alles haarscharf unterscheidet, der Alles den ewigen Gesetzen des Denkens unterwirft, der kann sich mit diesen naturwissenschaftlichen Träumereien nicht abgeben. Da fällt es nun meinen Damen ein, bei dem beständigen Regenwetter, nachdem sie die ganze Marlitt und Büstenbinder abgegrast haben, auf einmal ein ernsthaftes Buch zu lesen, „unterhaltend und doch belehrend“, wie meine Tischnachbarin sagt, hier ist es: „Aus dem Geistesleben der Thiere“ — und nun höre ich seit drei Tagen von nichts mehr sprechen, als von Ameisen, Spinnen, Blattläusen, Bienen u. s. w. Sie erzählen Geschichten von diesen mir vollständig gleichgültigen Geschöpfen, die wahrhaft haarsträubend sind, und ich Armerster werde

nun beständig gefragt: Ist dies und jenes auch wahr, Herr Professor? Können Sie es glauben, daß Ameisen Kriege führen und Pläne dafür entwerfen? Ach Gott, Herr Professor, wie poetisch ist doch das Leben und die Ehe der Wasserspinne! Was nützt es mir, daß ich die Fragerinnen hundertmal versichre, ich wisse es nicht, wir seien in der Schule gelehrt worden, das Thier habe Instinct, und nur der Mensch denke — es hilft nichts, sie meinen, weil ich ein Mann wäre, müsse ich dies doch besser verstehen. Ach! du lieber Gott, dieser schöne weibliche Glaube an die geistige Ueberlegenheit des Mannes! Es rühte mich zuletzt — ich will ihren Glauben nicht zu Schanden werden lassen, nehme gestern das Buch zur Hand, um mir wenigstens ein Urtheil zu bilden, lese, lese, lese, den Nachmittag, die halbe Nacht, bis es mir ganz krabbelig und kriechelig im Kopfe wurde. Sonderbare Geschichten! endlich gehe ich zu Bette, träume aber von nichts Anderem, als von Spinnen, Ameisen und Käfern, bis ich wieder aufspringe und in's Freie laufe. Die frische Morgenluft hat mir auch wirklich wohlgethan! (er athmet.) Wie still und friedlich ist es hier! (er setzt sich wieder.) Jetzt kommt mir der Schlaf, nachdem ich die Nacht so unruhig zugebracht habe. (er schläft ein.) Si nun, ich kann ja hier das Versäumte nachholen. (er schläft ein.)

III. Scene.

Der Professor. Formosus krabbelt hinter seinem Sitz hervor und hockt sich vor ihn.

Formosus. Wer kommt denn hier
In unser Revier?

Dies ist wohl solch Einer,
Ein Doktor, ein Feiner,
Der uns die Eier maust,
Daß sie sein Vogel verschmaust.
Dem reib ich gleich das Nasenbein
Mit unserem Ameisenspiritus ein.

(Er streicht ihm dreimal mit dem Finger über die Stirne, allerlei dabei murrend.)

So, nun kann er nicht mehr entscheiden,
Wer klein, wer groß ist von uns Beiden.
Im Uebrigen erfahr' er hier,
Wer klüger ist, ob Mensch, ob Thier! —

(Es ruft hinter der Scene: Hermosus! Hermosus!)

Hermosus. Aha! die gnädige Frau sind erwacht, haben sich gebügelt und geschwiegelt und werden nun ihr Frühstück einnehmen wollen.

(Es ruft nochmals in sehr ängstlichem Tone: Hermosus! Dieser geht ab. Der Professor springt auf und reißt sich die Augen.)

Prof. Wo bin ich? Mir träumte wohl nur, daß ich hier auf freiem Felde und nicht im Badehause sei. Genau in diesem Tone ruft die Baronin von Zibewitz jeden Morgen ihr Kammermädchen.

IV. Scene.

Der Professor, Frau von Ameise, Hermosus am Orte nach sich ziehend.

Frau v. A. Hierher, Schlingel, wo bleibst Du so lange, wenn ich Dir rufe?

Hermosus. Hochverehrte Gebieterin, schonen Sie meinen Kopf, an, das thut weh!

Frau v. A. (Im Zorn.) Du hast Dir gewiß wieder bei der unverschämten Diene ein Honigbröbchen gebettelt?

Formosus. Ach nein, obgleich ich wirklich sehr hungrig bin, ich habe nur nach unsren Blattläusen gesehen.

Fr. v. A. Du hast immer eine Ausrede, da laufen sie ja ganz munter auf den Zweigen herum; Sorge, daß sie abgemolken werden, und bringe mir mein Frühstück!

(Formosus verneigt sich, ab.)

V. Scene.

Der Professor, Frau von Ameise.

Fr. v. A. (Setzt sich mit schwachtender Miene.) Ach, nun bin ich so frühe aufgestanden, und doch umsonst, wie es scheint. Herr von Spinne scheint noch nicht gekommen zu sein, obgleich die Sonne, wie unsre Abrede lautet, schon den ganzen Felsen bescheint. (Sie setzt sich um.) Aber wer ist denn hier? Eine ganz fremde Erscheinung! (Der Professor hat unterdessen sein Erscheinen verächtlich laut gegeben und sitzt nun den Fuß ab.)

Prof. Guten Morgen!

Fr. v. A. (An durch die Vergelte betrachtend, für sich.) Ein Mann in den besten Jahren! Welcher Thiergattung er wohl angehören mag? (schl.) Guten Morgen, mein Herr, was führt Sie so frühe hierher?

Prof. (veräusselt.) Mein gutes Glück, gnädige Frau! Als ich hierher spazierte, hätte ich mir nicht träumen lassen, an diesem einsamen Ort so gute Gesellschaft zu finden.

Fr. v. A. Einsam? Ich wohne hier, mein nächster Nachbar ist Herr von Spinne, und dort in jenem Landhaus wohnt die Jungfer Biene. Aber sie sind wohl Herr Käferlein, der erst seit wenigen Wochen hier unter dem Felsen sein Haus eingerichtet hat?

Prof. (erregt.) Ich, in der That, ich heiße Käferlein,

aber ich wüßte doch nicht, daß ich hier unter diesem
Felsen

Fr. v. A. Nun, so habe ich mich geirrt, die Familie der Käser
ist so groß und ausgebreitet, fast so vornehm als die
meinige. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen eben-
falls vorstelle: Frau von Ameise, junge Wittwe.

Prof. (bei Seite.) Frau von Ameise, ach die verwünschte
Ähnlichkeit!

Fr. v. A. (bei Seite.) Wenn ich ihn nur fort hätte! Spinne
muß jeden Augenblick kommen. (laut.) Sie haben
sich also nur so in unsre Gegend verirrt?

Prof. Doch wohl kaum verirrt; ein Morgenspaziergang
aus dem nächsten Badeort

Fr. v. A. Also ein Tourist?

Prof. Tourist und Tourist, gnädige Frau, man schüttelt
sich ein wenig den Büchstaub aus den Gliedern
und geht auf's Land.

Fr. v. A. Ach, ein Gelehrter, ein Jurist, ein Rechespinner —
ganz meine Passion! Aber, (sie zornig werdend) wo
bleibt denn dieser faule Slave, dieser Hermosus
mit meinem Frühstück? Ich werde ohnmächtig vor
Hunger. (Sie finkt an des Freigeigers Schulter.)

Prof. (sich schüttelnd.) Ha, wie mich das krabbelt, als ob es
eine wirkliche Ameise wäre. (Sie ängstlich aufspringend.) Her-
mosus! Hermosus!

VI. Scene.

Hermosus mit einem Glase Milch und Honig auf einem Zellerchen.
Hermosus. Wer schreit denn hier so? Ich bin nicht taub,
nur meine Gebieterin darf mich anschreien.

Prof. Aber Deine Gebieterin stirbt, Du lässest sie ver-
hungern. Geschwind, geschwind — wenn ich sie
nur von der Schulter hätte!

Formosus. Ach, sie stirbt nicht so schnell, sehen Sie. (Ameise hat ihm einen lästigen Fall gegeben, kann nicht sic.)

Fr. v. A. Ach! Ach!

Prof. (Formosus ist tot, es gelingt dem Professor sich von ihr loszumachen.)
Nein, daß mir hier so etwas passieren muß! Ich
laufe aus dem Rade in die Wildniß und komme
aus dem Regen in die Traufe.

(Unterdessen hat es sich Frau von Ameise, von Formosus gesättigt,
schmecken lassen, sie schaut matt lächelnd zu dem Professor auf und reicht
ihm die Hand.)

Fr. v. A. Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre Theilnahme.

Prof. (Sich heimlich die Hand wischend.) Eine wahre Krasse! (laut.)

Aber, gnädige Frau, sie scheinen noch sehr schwach,
sie vermögen noch nicht allein zu essen.

Fr. v. A. (laut.) Allein essen! ich esse nie allein — wozu
wären denn unsre Eclaven, unsre Arbeits-Ameisen
da, als um uns zu füttern? Dieser abscheuliche
Junge aber, der's besser wissen muß, wie's in
meinem Magen aussieht, als ich, läßt mich immer
warten. Geh' mir aus den Augen, Formosus, bis
ich Dich rufe, aber zuvor bringe dem Herrn hier
auch einen Becher Blattläudemilch.

Prof. (entsetzt.) Blattläudemilch! Nein, mein Vester, bitte,
machen Sie sich keine Räbe, ich trinke niemals
Milch, am wenigsten Blattläudemilch. Psui Teufel!

Fr. v. A. (bei Seite.) Wenn ich ihn nur fort hätte! (laut.) Nun,
so lassen Sie sich wenigstens von Formosus unsre
Weideplätze zeigen, sie sind ganz hier in der Nähe,
sowie auch unsre Wohnplätze in der Ameisen-Stadt.
Weideplätze? Ich sehe nichts als ein bißchen Ge-
sträuch und einen Weg. Die Stadt liegt wohl
hinter der Hecke?

Prof.

Fr. v. A. (erschrocken.) Sie müssen sehr kurzichtig sein. Formosus,
ich sage Dir noch einmal, verschwinde!

Prof. Na, die ist grob, und was für verwirrtes Zeug sie schwätzt. Entweder bin ich verrückt oder sie.
(folgt fortwährend nach dem Hintergrund.)

VII. Scene.

Fr. v. A. Endlich bin ich allein. Schon lange scheint die Sonne auf das Plätzchen, auf dem Herr von Spinne sich niederläßt, wenn er aus seiner Felsenwohnung heraufsteigt. Heute muß es sich zwischen uns entscheiden. Aber, o wehe, schon wieder eine Störung! Nun regt es sich am Bienenhaufe, sie rüsten sich zum Ausfliegen, und dann hat man keine Minute mehr Ruhe. Wahrhaftig, da kommt schon die unaussprechliche Biene. (Sie hängt an ihrer Nage! zu sehen, ihr Haar zu sehen u. s. w.)

Prof. (erscheint wieder im Hintergrund, küsschüttelnd.) Es sind wunderbare Dinge, die ich hier erlebe. Ich muß meine Beobachtungen fortsetzen und mit dem Buche vergleichen. Es ist, als sei alles darin plötzlich lebendig geworden. (Er läßt sich im Hintergrund nieder.) Was kommt denn da für ein liebliches Wesen?

VIII. Scene.

Die Vorigen. Jungfer Bienechen kommt mit einem Körbchen, in das sie Blumen pflückt.

Bienechen. Sum, Sum, Sum,
Bienechen fliegt herum,
Fliegt beim ersten Sonnenstrahl
Ueber Berg und über Thal.
Blumentelche öffnen weit
Sich vor ihr mit Freudigkeit,
Senden süße Honigbülste
Ihr entgegen durch die Lüfte.

Trendig flieg ich drum herum,
Guten Morgen, Sum, Sum, Sum.

Prof. (bei Seite.) Das ist ja ein ganz allerliebster Kind.
Diendchen. (mit einem Läch.) Ei, sich da, gnädige Frau Nachbarin, wie frühe Sie schon bei der Hand sind!

Fr. v. A. O, Jungfer Diendchen, weil Sie so sichtbarlich und ohne Scham vor aller Welt in der Luft herumfliegen, müssen Sie nicht glauben, daß andre Leute nicht auch frühe bei der Hand sein können, wenn man sich auch nicht durch lautes Singen bemerkbar macht und seine Mitgeschöpfe im Schlafe stört. Herr von Spinne, der immer schlaflose Nächte hat, wird sich schwerlich Ihrer lauten Lustigkeit erfreuen.

Diendchen. Ach Der! der versichert mich ja immer, meine Stimme sei süß wie Honig für ihn, und was der gleichen dummes Zeug mehr ist.

Fr. v. A. (wagt.) So, sagt er das? Nun, dies geschieht doch wohl nur, um Sie in seine Netze zu locken und Sie dann unschädlich zu machen. Sehen Sie sich vor!

Diendchen. Pah! Der mag Netze stellen, so viele er will, mich fängt er nicht, der alte, widerliche Griedgram, mit seinen Glosaugen und seinen dürren Beinen.

Prof. (lächelnd.) Die Kleine ist nicht auf den Mund gefallen!

Fr. v. A. Es ist entsetzlich, Diendchen, wie man Ihnen die bäurische Abkunft anmerkt! Herr von Spinne ist ein sehr feiner und gelehrter Mann. Er hat den Verdienstorden und mehr Weisheit in seinem Kopf, als Euer ganzer Staat sammt Eurer Königin.

Diendchen. Gnädige Frau Nachbarin, Sie brauchen mich und die Meinigen nicht herunterzusehen, um ihren Herrn von Spinne desto höher zu erheben.

Prof. Bravo, Kleine! So spricht ein rechter Mensch.

Diendhen. (fährt fort.) Wir geben uns, wie wir sind, wir thun unsre Schuldigkeit und lassen die Früchte unsrer Arbeit, unsren Honig und unser Wachs Andre gerne mitgenießen. Wir scharren und kratzen nicht Alles unter der Erde zusammen, nur für uns und wieder für uns, damit wir es haben, wie gewisse andre Leute, und wir halten uns auch keine Sklaven zu unsrer Bedienung, sondern arbeiten selbst. So, ich kann auch reden, wenn es sein muß.

Fr. v. A. Unverschämte Person!

Prof. (Rascht seine in die Hände.)

Fr. v. A. Gibt es ein fleißigeres, nüchternes Geschlecht, als derer von uns zu Ameise? Aber so thöricht sind wir nicht, es für die Haullenzler aufzuspeichern, und Ihr thut es auch nur, um geliebt zu werden.

Diendhen. Ach, wie dauern Sie mich, gnädige Frau, Sie können es nicht einmal empfinden, wie schön es ist, zu schenken.

Fr. v. A. Ist auch gar nicht nöthig, und im Uebrigen herrscht bei uns ganz die richtige Ordnung. Die eine Hälfte arbeitet, damit die andre genießt. Ich gehöre zu der besseren Hälfte und genieße. Weinst Du, das sei nicht auch eine Mühe? (Er schüttelt das.)

Diendhen. (Lachend.) Ja, freilich, mir wäre es zu langweilig. (bei Seite.)

Sum, Sum, Sum,

Ist die dumm!

(Er bemerkt den Professor.) Ach, was will das Menschenkind bei uns? Ich eile, daß ich fortkomme.

Sum, Sum, Sum,

Diendhen fliegt herum,

fliegt beim ersten Sonnenstrahl

Ueber Berg und über Thal.

(ab.)

Fr. u. A. Ja, fliege nur, du kleines, giftiges Ding, ich werde mich schon an Dir rächen. Aber jetzt kann ich nicht mehr auf Spinne warten. Ich muß mich vor dem zweiten Frühstück im Hause noch ein wenig ausruhen. O, ich bin entsetzlich müde!

IX. Scene.

Professor. *(tritt hervor.)* Von was ist die Person denn müde? vom Nichtsthun? Wäre sie doch nur früher gegangen, und ich hätte das Biendchen hier behalten können! Mit ihr könnte man doch wohl ein vernünftiges Wort reden. Solche merkwürdige Dinge, wie diesen Morgen, habe ich noch niemals erlebt. Eine ganz neue Philosophie geht in meinem Bewußtsein auf, es ist ein Umsturz aller meiner bisherigen Anschauungen. Was ist groß, was ist klein? was ist Mensch, was ist Thier? wo ist die Grenzlinie zwischen beiden? Alles fließt wirr durcheinander. Bin ich am Ende selbst nur ein Insect? Aber was für eines? Vielleicht ein Fled? *(er macht einen Satz.)* Gottlieb nein, ich kann so hoch nicht springen. Vielleicht eine Wanze? Nein, mir schaudert vor Blut. Dagegen empfinde ich einen brennenden Durst nach Bier. Nun, dies tröstet mich, da werde ich doch wohl ein Mensch sein. Ich bin nur froh, daß sich diese widerwärtige Frau von Ameise entfernt hat. Es krabbeln mir immer so über den Rücken hinunter, wenn ich sie nur ansehe. *(er legt sich wieder in den Hintergrund und liegt eifrig.)*

X. Scene.

Zeit von Spinne tritt auf, ein Schmetterlingsgarn in der Hand.

Fr. u. Sp. Ist dies ein Leben, erbärmlich! Erst verjagt mich ein abscheulicher Mensch von meinem Lieblingsplatz,

und jetzt habe ich noch nicht einmal gefrühstückt. Die Geschäfte gehen zu schlecht, der Ameisenhaat da drüben reißt alles an sich; das gräbt und wuchert und schachert den ganzen Tag, alles Erdreich ist von ihnen unterwühlt. Mir bleibt kaum noch hie und da eine magerer Würde für mein Reh. Meine Nachbarn, die Vienen, die können es machen mit ihrer Fabrik, die fliegen weit in's Land hinaus. Aber ich liege hier fest in der Burg meiner Väter, wo sie sich Jahrhunderte lang ehrlich, und, wie es sich für einen Ritter geziemt, von Raub und Jagd ernährten. Längst wäre ich tot, wenn mir nicht mein Freund Hermosus, durch seine schlaue Gebieterin dazu angestellt, zuweilen ein Blattläuschen oder ein Würmlein brächte. (Er macht verschiedene Versuche, mit dem Reh etwas zu sagen.) Wicker nichts; Hermosus muß anheilsen. Hermosus! Hermosus! Ah, da kommt er ja!

XI. Scene.

Herr von Spinne. Hermosus.

Hermosus. Guten Morgen, Herr von Spinne, sind Sie endlich da! Meine Gebieterin war so früh auf und hat so lange auf Sie gewartet, daß sie sich jetzt wieder gründlich davon andrücken muß.

Spinne. So, so. Na, sie ruhe sich nur aus, ich gönne es ihr.

Hermosus. Ja, sie ist aber sehr erzürnt auf Sie.

Spinne. Ich besänftige sie wieder. Aber, was viel wichtiger ist, lieber Hermosus, hast Du nicht ein Brätlein für mich?

Hermosus. Ist die Speisekammer wieder leer? Wahrscheinlich, Sie werden auch alle Tage magerer.

- Spinne.** Infamer Junge! Das brauchst Du mir auch noch zu sagen. Schnell, was will Frau von Ameise?
- Formosus.** Sie fragen auch? Sie läßt Ihnen melden, heute sei der Tag, an dem Sie ihr zugesagt, sie in ihr Schloß zu geleiten, ihr die berühmten seidenen Tapeten und die neue Construction der Thüren zu zeigen.
- Spinne.** Ja, allerdings, ich habe so etwas versprochen. *(bei Seite.)* Verwünschte Espionin, ganz ohne Zweifel hat sie den Weg bis zu meinem Neste gefunden, und kennt sie erst das Geheimniß meiner Schlupfwinkel, dann kann der liebe Herr von Spinne gehen, kann einpacken, wenn er überhaupt noch etwas zu packen hat. *(laut.)* Nicht wahr, ihr braucht Platz da drüben, eure Speicher und Keller laufen über, in meinem Schloßchen wäre noch so hübsch Platz für euren Kammern. O, armes Ritterthum, überall sollst du dem feigen Schacher weichen. *(bei Seite.)* Aber diesmal verrechnet ihr euch. *(laut.)* Nun so sprich, ist es nicht so?
- Formosus.** Vielleicht! Aber dann ist es ein Staatsgeheimniß, und ich darf es nicht verrathen.
- Spinne.** Sage lieber, daß Du dummer Arbeitssklave nichts davon erfährst. *(er wendet sich um, heimlich tritt ihm eine Raute.)* Gehe und sage Deiner Gebieterin, daß ich sie hier erwarte, aber an der gestellten Bedingung festhalte.
- Formosus.** Zu Befehl. *(ab.)*

XII. Scene.

- Spinne.** *(allein.)* Nun werden wir sehen, wer der Klügste von uns ist. O mein Dienchen, wie glücklich werde ich sein, wenn ich dich endlich besitze, dann will

ich alle Sorgen, alle Entbehrungen vergessen. Horch!
vernehme ich da nicht ihren süßen Gesang? (es singt
hinter der Scene.)

Sum, Sum, Sum.

O du Engel, mit welcher Wonne werde ich dich
an mein Herz drücken und endlich vor Liebe auf-
fressen.

XIII. Scene.

Herr von Spinne. Professor.

Prof. (verärgert, für sich.) Das liebliche Geschöpf, das ich
vorhin sah, ist wieder in der Nähe. Es scheint
ihm Gefahr zu drohen, ich werde es schützen.

Spinne. (unthätig.) Ach! ich bin nicht allein. Es ist die
Gestalt von heute Morgen. Was es nur sein
mag. (verächtlich.) Ein Weinschröter oder ein Mist-
läser.

Prof. Unverschämtes Vieh! Aber da kommt ja meine
nervöse Freundin.

XIV. Scene.

Die Vorigen. Frau v. Ametse kommt langsam, auf Formosus ge-
stützt, Herrn von Spinne schmachkend die Fingerspitzen reichend, die
dieser lüßt.

Fr. v. A. Ach, endlich, Herr von Spinne, Sie haben ver-
schlafen.

Hr. v. Sp. Sagen Sie lieber, ich habe gar nicht geschlafen.
Ihr Bild schwebte mir zu lebhaft vor der Seele.

Fr. v. A. (versteckt ihr Gesicht hinter dem Fächer.)

Hr. v. Sp. Aber bitte, sagen Sie mir nur, wer ist jenes In-
dividuum? Es ist mir noch nicht vorgestellt.

Fr. v. A. O, ein ganz netter Mann, zu der Species Mensch
gehörend. Ein juristischer Teufel oder ein teuf-
lischer Teufel — ich erinnere mich nicht mehr genau,

der Studien im Thierreich macht. Ich habe mich mit ihm unterhalten, er spricht nicht ohne Ueberlegung.

Hr. v. Sp. Dieses Menschenvögel steht leider noch zu sehr unter der Herrschaft seines Instinkts.

Prof. Was tuscheln denn Die miteinander? Ich glaube gar, sie schwärmen über mich.

Hr. v. Sp. (vernehm.) Nicht wahr, mein Lieber, wir sind richtig belehrt, die eigentlichen Triebfedern Ihres Handelns sind instinktiv? So hat Sie auch ohne Zweifel ein höherer Instinkt hieher in unsere Gesellschaft geführt.

Prof. (auffachend.) Da möchte aber doch gleich ein Donnerwetter hineinschlagen!

Hr. v. Sp. Bitte, bitte, beherrschen Sie den Instinkt des Bornes in unserer Nähe. Wir Thiere bleiben immer gleichmäßig gestimmt, wir kommen nicht aus der Contenance. Nicht wahr, meine Verehrteste?

Hr. v. A. (sich schweigend.) Unsere tiefere Einsicht in die Dinge macht uns ruhiger.

Hr. v. Sp. (herzhaft.) Ich höre Sie wieder, meine süße Angebetete. Sie muß ganz in der Nähe sein. (zum Hum, Hum.)

Hr. v. A. (bei Seite.) Nun fasse ich ihn.

Prof. (sich überall umtastend.) Wenn nur das kleine Ding endlich läme!

Hr. v. Sp. Also, meine werthe Freundin, noch einmal unser Vertrag. Ich zeige Ihnen die Geheimnisse meines unterirdischen Schlosses, und Sie führen Jungfer Dienerchen in mein Reich.

Hr. v. A. So ist es. Spannen Sie nur Ihr Reich hier aus, aber recht, recht fein.

Hr. v. Sp. (klingt an sein Reich zu entfalten.) Wird es gut so?

Fr. v. A. Vortrefflich.

Fr. v. Sp. Aber, wenn sie nun doch vorüberfliegt?

Fr. v. A. Dies lassen Sie meine Sorge sein. Ziehen Sie das Netz etwas mehr herüber. Wenn sie nach Hause kommt, ist sie müde und schwer beladen, ich werde ihr zureden, sich zuerst hier auszuruhen, und nöthige sie auf diesen Stein.

Prof. Schändliches Complot! um die Unschuld zu verderben. Aber ich werde sie schützen.

Fr. v. Sp. Ob es wohl gut so ist? Bitte meine Verehrte, wenn Sie vielleicht auf einen Augenblick sich hiersetzen wollten.

Fr. v. A. *(seht nach.)* So! Ich biege ihr den Kopf etwas zurück, und während sie sich hinten anlehnt, schießen Sie hervor und werfen das Gespinnst über sie.

Fr. v. Sp. *(befolgt alle Weisungen und verwickelt sie in das Netz)*

Fr. v. A. *(schreit aus.)* Halt, lassen Sie doch los, Herr von Spinne, was für ein dummer Spaß!

Fr. v. Sp. Es ist kein Spaß.

Fr. v. A. Hülfe! Hülfe!

Fr. v. Sp. Gelüste! Dich noch nach meinem Schlosse, du Spionin, du Verrätherin? Du allein hast den Weg dahin entdeckt, das Geheimniß wird mit dir sterben.

Fr. v. A. *(sinkt tott nieder.)*

Prof. *(außer sich.)* Ein Mord, abscheulich! Mein Herr, Sie sind arretirt, ich hole die Polizei. Aber wo werde ich sie finden, in dieser Wildniß? Aber die Justiz wird dich dennoch erreichen, du feiger Mörder! *(klopf davon.)*

Fr. v. Sp. Ist das ein verrückter Mailänder mit seiner Justiz! Fermesus! *(er erscheint)*

Fermesus. Alle Hagel, was hat's denn da gegeben? Gnädige Frau, so stehen Sie doch auf!

Hr. v. Sp. Die steht nicht mehr auf, trotz ihrem Appetit hatte sie doch kaum ein einziges Tröpfchen Blut in sich.

Formosus. Aber Herr von Spinne, Sie werden doch nicht —

Hr. v. Sp. Ja freilich habe ich, sie ist todt, mausetodt.

Formosus. Nun, mir kann's recht sein. Auf eine mehr oder weniger kommt es bei uns nicht an.

Hr. v. Sp. Fass' an, Hermesfuß. Wir müssen sie schnelle hinübertragen, ehe Biendchen kommt. (Reißt mit Wetteile ab.)

XV. Scene.

Biendchen kommt von der andern Seite.

Biendchen.

Sum! sum! sum!

Biendchen kommt nach Haus,

Bringt viel süßen Honig

Und manch schönen Strauß!

Ach, es kann auf Erden

Doch nichts schöner sein,

Als mit seinen Gaben

Andre zu erfreun!

(erschrocken.) Ach Gott! da kommt der häßliche Herr von Spinne, ich fürchte mich!

Hr. v. Sp. (versteht ihn den Weg.) Wohin mein schönes Kind? o, wenn sie wüßten, wie glücklich ich bin, Sie zu sehen!

Biendchen. Ach, Herr von Spinne, ich bin viel zu niedrig für Ihre Gesellschaft. (erwehrt sich vor ihm.)

Hr. v. Sp. Niedrig, du? (nimmt Schmetterling ihre Hand.) Das liebe, fleißige Händchen (zieht sie an sich.), das süße Mündchen, ach! lassen Sie es mich nur einmal küssen! (Wißt der Wetteile um sie schlingend.)

Biendchen. (zieht ihren kleinen Dolch, ihm entzückend.) Ich steche, Herr von Spinne, ich steche, lassen Sie mich!

Hr. v. Sp. (erschrocken springend und das Schmetterlingsnetz ergreifend.) Nein, ich

liebe Dich zu sehr, mein mußt du werden. (winkt ihr das Herz über den Kopf.)

Diendchen. Hülfe! Hülfe!

XVI. Scene.

Die Vorigen. Der Professor stürzt hervor.

Prof. Verfluchter Mörder! hast Du noch nicht genug? Hier, nimm Deinen Lohn! (er erschlägt ihn mit seinem Stod.

Heiz von Epinne stürzt nieder, aber zappelt noch eine Weile.)

Prof. (beißt Diendchen von dem Kops, setzt sie nieder, kniet vor ihr.)

Armes Kind, er hat dir doch nicht wehe gethan, ich kam noch glücklich im rechten Augenblick!

Diendchen. O, wie soll ich Dir danken, du gutes Menschenkind, daß du mich von solch grausamem Tode errettet und jenen Bösewicht erschlagen hast; die ganze Gegend war unsicher durch ihn.

Prof. (aufstehend.) Ja, ich habe ihn erschlagen! Entsetzlich, nun bin ich selbst ein Mörder und muß mich selbst arretiren, weil kein anderer Mensch oder Polizeidiener da ist.

Diendchen. Ach, nein, Sie sind kein Mörder, Sie haben uns Allen durch Ihre kühne That eine Wohlthat erzeigt.

Prof. Ich glaube, sie hat Recht; ich bin an diesem seltsamen Morgen selbst der strafende Arm der Gerechtigkeit. Jedes Schwurgericht würde mich freisprechen, wie dieser unschuldige Mund es thut. Ich spreche mich selbst frei.

Diendchen. Das dürfen Sie getrost, grämen Sie sich ja nicht weiter.

Prof. Frau von Ameise vermochte ich nicht zu retten; er hat sie kurz vor dem Anfall auf Dich getödtet.

Diendchen. Wie, die arme, kränkliche Dame? Was that sie ihm denn zu Leide?

- Prof.** O, ihr geschah Recht; sie verabredete mit dem saubern Herrn, wie sie Dich in's Verderben locken, ihm in sein Reich liefern wolle, da tödtete er sie zuerst.
- Biendchen.** Wie schrecklich! welchen Gefahren bin ich entronnen, ohne es zu ahnen! Warum war sie mir denn aber böse? Ich kränkte doch Niemanden, ich arbeite, singe und freue mich, wenn Andere meine Freuden und meinen Arbeitssegen mitgenießen.
- Prof.** (der sich neben sie setzt, bei Seite.) Sie ist allerliebste, ja, wenn ich solch' ein Frauchen beläme, da könnte ich mich auch noch zum Heirathen entschließen!
- Biendchen.** Ich habe heute solch' schöne Blumen gefunden, die sollen meinen Lebensretter jetzt schmücken. Niechen Sie nur. (Sie stellt ihm Blumen an.)
- Prof.** Danke, Danke, mein Kind!
- Biendchen.** Und zum Herbst sende ich Ihnen den besten, feinsten Honig. Wo wohnen Sie denn?
- Prof.** (bei Seite.) Was soll man da sagen? hält sie mich für einen Menschen oder für ein Insect? Ich bleibe am Besten in meiner Nische. (laut.) Ach, Biendchen, lieber als aller Honig im Herbst, wäre mir jetzt gleich ein Küßchen von Dir.
- Biendchen.** Sie sollen gleich zwei haben. So, Einen rechts, Einen links. (Sie küßt ihn.) Sie sind solch' ein lieber Herr.
- Prof.** Findest Du? Findest Du dieß wirklich, Biendchen? aber so lieb wie Du, bin ich doch noch lange nicht, und ist Niemand mehr auf der Welt. Mein süßes Biendchen, willst Du meine Frau werden? (er faßt vor ihr.)
- Biendchen.** (lachend aus ihm herausschöpfend :)

Sum, sum, sum,
Du bist dumm.

Wir Vienen heirathen ja nicht, darum sind wir auch nicht so verwöhnt, wie die andern Frauen.

Prof.

Ja, die wirklichen Vienen heirathen nicht, aber Du bist doch eine kleine Menschenbiene, und wer eine solche heimführt, den hat es noch nicht gereut. Dich habe ich jetzt gefunden, Du hast mich lieb, ich lasse Dich nicht mehr von mir.

Diendhen.

(*bei Seite.*) Da hat Formosus, der Schelm, wieder einen bösen Streich gemacht. Ich muß dem guten Manne seine wirklichen Augen zurückgeben. (*laut.*) Dein Wunsch ist vergebens.

Prof.

(*Sich an den Kopf fassend.*) Wie, wärest Du wirklich nur eine Biene, und ich hätte hier in der That unter Insecten gelebt?

Diendhen.

(*lacht.*) Nur eine Biene! Dort steht mein Haus! Hier ist mein Stachel! (*schlägt den Professor mit einem kleinen Dolche leicht auf die Hand.*)

Prof.

Au! Au!

Diendhen.

Es ist nur zum Spaß, mein theurer Retter; aber höre, was kein Spaß sein soll. Wenn Du zur Menschenwelt, der wir in Vielem gleichen und die wir in Manchem sogar übertreffen, zurückgekehrt, dann wirst Du dort ein Mädchen finden, das mir gleicht — fleißig und reinlich und gut und hülfreich daheim und für Andere; sie wirst Du heirathen und dann, wenn Du mit ihr glücklich bist, manchmal der kleinen Biene und Deines Traumes unter den Thieren gedenken.

Prof.

Die Sinne vergehen mir. (*Diendhen gestirnt ihn zu dem Tische, sie schlägt ihn auf die Stirne und bewegt sich dann im Kreise um ihn her, tritt zusammen, bis er eingeschlagen; dann verschwindet sie.*)

XVII. Scene.

Der Professor schlafend. Formosus kommt und setzt sich vor ihn.

Formosus. Da sitzt er nun, der arme Thor,

Ein bißchen klüger, als zuvor.

So viel ist ihm wohl jetzt bekannt,

Ein Thierlein klein hat auch Verstand!

Und Alle, die's nicht glauben wollen,

Sie mögen sich nur hierher stellen,

Wir zeigen ihnen klar genug,

Daß Alles wahr in jenem Buch,

Das jüngst ein weiser Mann geschrieben

Von uns, den wir drum herzlich lieben

Und hochverehren allezeit.

Doch, ist nicht sein Geburtstag heut?

Wahrhaftig! Dienchen, schnell heran!

Halloh, Frau Ameis'! Spinnenmann!

(Sie kommen und reichen sich die Hände, indem sie einen Kreis um den Professor bilden.)

Herbei, herbei, hoch soll er leben!

Der Geist und Seel' auch uns gegeben!

Hoch! Hoch! Hoch!

Ende.



Ein Dichter.

Novellen = Fragment.

Diese, aus dem Jahre 1848 und demnach aus dem 27. Lebensjahre der Verfasserin stammende Arbeit würde ihrer fragmentarischen Beschaffenheit wegen keine Aufnahme in die Sammlung gefunden haben, wenn sie nicht ein besonderes Interesse dadurch bieten würde, daß sie die Jugendgeschichte ihres genialen und berühmten Bruders Georg, wenn auch unter geändertem Namen, behandelt.

Ann. des Herausgebers.

I.

Die junge Frau saß an dem epheumrankten Fenster ihres Wohnzimmers und schaute die Straße hinauf nach der Gegend, von wo sie ihren Gatten, dem sie erst seit Wochen angetraut war, erwartete. Aus dem Norden war sie ihm in eine kleine Residenz Süddeutschlands gefolgt, wo er eine Stelle als Bibliothekar bekleidete. Sie hatte in ihrer jungen Ehe heute den ersten stillen Morgen verlebt; die Reise, die Sorge um die Einrichtung, einige nothwendige Besuche hatten sie seitdem vollständig in Anspruch genommen, aber nun war Alles geordnet, nun konnte das Leben, das lang und heiß ersehnte Leben an der Seite des Gatten beginnen, und doch lag es schweremuthsvoll auf ihrer hohen Stirne, und das dunkle Auge blickte fast trübe durch die hellen Scheiben, bald den Zug der Wolken beobachtend, bald wieder in die todte breite Straße sehend, auf der nur in langen Zwischenträumen ein Vorübergehender sich sehen ließ. Um so freundlicher war der Blick geradeaus auf eine anmuthige Hügelreihe, deren waldbedeckte Höhen in dem röthlich hellen Schimmer glänzten, der so ahnungsreich, wie ein stilles Morgenroth, die grüne Frühlingspracht des Buchenwaldes im Voraus verkündet. Dieser Blick konnte die Großstädterin schon entschädigen für die mangelnde Lebendigkeit um sie her, an die sie von Kindheit auf gewöhnt gewesen, und es war weder Heimweh noch der gewohnten Umgebung, noch ein andrer trüber Gedanke, der sie heute so ernst blicken machte. Was auf ihr lag, war das ernste, fast bedeutende Gefühl des Anfangs, das uns Alle beschleicht, wenn wir am Beginn eines neuen Lebensabschnittes, selbst einer neuen Arbeit stehen — Stunde um Stunde, Tag um Tag ihres künftigen Lebens rollte sich im Geiste vor

ihr ab, und trotz der inneren Befriedigung ihres Herzens preßte es sich zusammen, wie vor der Arbeit des Sisyphus. Das Gebundensein an alle die kleinlichen Bedingungen des Daseins schien ihr die Seele wie mit tausend lästigen Banden zu umschnüren, und es war ihr zu Muth, als müßten ihr Schwingen wachsen, gleich der Taube, die an dem Fenster vorüberschwirrte, und als könne sie sich auf diesen erheben in ein endloses Meer von Licht und Freiheit. Dieses Gefühl war ihr nicht fremd, aber daß sie es gerade heute empfand, heute, wo sie zum erstenmal mit vollem Bewußtsein sich ihrem Glücke hingeben wollte, war ihr bestrebend und neu, und sie sagte leise vor sich hin: Adolph! als müsse er kommen, und als müsse sie an seiner Brust dies Gefühl von Heimweh wie nach einer bessern, schönern Welt erfüllt sehen. — Da klopfte es an die Thüre; sie sprang rasch auf, strich sich mit der Hand über die Haare, und auf ihr Herein trat eine freundliche, große Frau von mittleren Jahren in das Zimmer. Charlotte eilte ihr freudig entgegen: „Meine liebe Frau Doctorin“, rief sie mit klangvoller, weicher Stimme, „wie lieb ist es von Ihnen, daß Sie mich in meiner Einsamkeit aufsuchen!“ „In Ihrer Einsamkeit?“, lachte die muntere Frau, „so eine Einsamkeit in den Flitterwochen, die läßt sich schon aushalten, und wie froh wäre ich, wenn ich jetzt noch manchmal eine solche Einsamkeit genießen könnte!“

„Machen Ihnen die Jungen wieder den Kopf recht toll? Schicken Sie dieselben nur recht oft herauf zu mir!“ „Dafür würde der Herr Gemahl wohl schön danken“, war die lachende Antwort, „ein Gelehrter und Dichter braucht vor allen Dingen Ruhe!“

„Es ist wahr“, antwortete Charlotte, „aber er ist ja jeden Tag mehrere Stunden ganz aus dem Hause!“

„Dazu gratulire ich Ihnen; es ist nichts Schrecklicher, als einen Mann den ganzen Tag neben sich sitzen zu haben. Mein armer Mann dauert mich freilich oft, wenn er von früh bis

spät bei den Kranken herumlaufen muß, aber es ist doch für uns Beide besser, daß wir nicht immer zusammen sind."

"Weinen Sie?", fragte Charlotte ängstlich, „es war bisher mein größter Wunsch, mein Mann könne ganz ungestört zu Hause bleiben und sich nur nach Lust und Laune mit seinen Liebhabereien beschäftigen".

„Das ist etwas Anderes; wer sein Leben mit den Mäusen zubringen kann, ist gewiß ein glücklicher Mensch, aber Wohlstand gehört dazu. Ich habe über diesen Punkt viel Kummer und Noth mit meinem ältesten Sohne. Er hat viel Talent, aber mein Mann besteht darauf, daß er sein „Brodstudium“ darüber nicht versäumt".

Charlotte nützte sinnend den Kopf auf die Hand; sie wiederholte leise: „Aber Wohlstand gehört dazu! Ich glaube, Sie haben Recht, liebe Frau Doctorin, wir sind nicht reich, und ich glaube, mein Mann wird noch viel Bibliothekensaub schluden müssen, ehe wir so glücklich sind, nur von dem Ertrag seiner Feder leben zu können."

„Es gehört schon viel dazu, damit eine Familie zu ernähren, aber darf ich Sie wohl fragen, was Herr X. bis jetzt geschrieben, damit wir uns auch in dieser Beziehung mit unseren lieben Hausgenossen näher bekannt machen können? „Die junge Frau erröthete leicht: „Ist der Name meines Mannes hier so wenig bekannt?" fragte sie leise. „Sie müssen mich entschuldigen", versetzte die Doctorin gleichfalls in einiger Verlegenheit, „bei meinen sechs Kindern komme ich so wenig zum Lesen, daß es mir oft kaum möglich ist, die Zeitung durchzustudiren, aber dies habe ich mir zum Gesetz gemacht, mit der Welt, in der ich lebe, muß ich doch wenigstens fortgehen!" „Sie sind eine prächtige Frau", rief Charlotte lebhaft und ergriff die Hand ihrer Besucherin, die sie herzlich drückte, „so muß ich auch werden, wie sie, so frisch und resolut und so voll Interesse für Alles, was uns umgibt".

Die Doctorin hielt ihre Hand fest und antwortete freundlich: „Sie müssen noch viel mehr werden und sind in vieler Beziehung schon viel mehr als ich. Die Frau eines Dichters hat noch höhere und geistigere Pflichten ihrem Manne gegenüber, als die eines schlichten Arztes. Dafür sind solche Frauen aber auch glücklicher und bevorzugter, als Viele unter uns.“

„Ja“, rief Charlotte und ein tiefes Roth malte ihre gewöhnlich bleiche Wange, und das dunkle Auge glühte in Begeisternng, „ja, ich bin glücklich, glücklicher als Alle, Alle!“ Sie glitt bei diesen Worten von ihrem Sitz nieder auf die vor ihr stehende Fußbank, und so knieend legte sie ihr Gesicht an die Brust ihrer schnell gewonnenen mütterlichen Freundin, und heiße Thränen strömten darüber hin. Frau J. strich ihr zärtlich über das volle Haar und sagte begütigend: „Sie sind viel zu aufgeregt, mein liebes Kind, es ist gut, daß Sie bei einem Arzte im Hause wohnen, der muß Ihnen ein nieder-schlagendes Pulver verschreiben“; aber Charlotte ließ sich nicht irren, sie hob ihr Haupt empor, und, indem sie in die freundlichen Augen blickte, die liebevoll auf ihr ruhten, fuhr sie fort: „Sehen Sie, ich hätte nie im Leben einen gewöhnlichen Mann heirathen können! Was waren mir die Lieutenants, die Referendare, die Beamten, die mir den Hof machten, und von denen Mancher eine ernstere Erklärung wagte. Es mögen recht strebsame, recht bedeutende Männer unter ihnen gewesen sein, aber Keiner vermochte mir Sympathie einzulösen“.

„Nur der Dichter konnte es, Sie Schwärmerin?“ schaltete Frau J. lächelnd ein.

„Sagen Sie nicht der Dichter als solcher, als ein Mensch, der nur Verse macht oder Novellen schreibt, nein, der Mensch, der sich in einer höheren und schöneren Welt bewegt, der frei ist von den eingebildeten Vorurtheilen, die ein besonderer Stand mit sich bringt, der unabhängig und frei empfindet, was recht und gut ist, und sein Herzblut daran setzt, es zu verwirklichen.“

Nur einen solchen Mann konnte ich lieben und ihm zu eigen sein!“

„Und haben Sie dies Alles gefunden?“ fragte Frau B. fast zögernd.

„Ich muß es gefunden haben, dafür bürgt mir meines Adolphs Talent, seine Liebe zum Schönen und Großen, die Begeisternng, mit der er darüber redet.“

„Er hat noch nicht viel geschrieben?“

„Nein, aber jezt in seiner Häuslichkeit, an meiner Brust wird er die Ausdauer, die Ruhe dazu finden. Die Störungen, welche sein Tagewerk mit sich bringt, werde ich ihm durch meine Aneiferung, mein Interesse vergessen machen. Ich werde es keinen Augenblick meines Lebens vergessen, daß ich die Frau eines Dichters bin und in diesem Sinne für den Geliebten leben muß!“

Die Doctorin brückte den Kopf der jungen Frau an ihr Herz und küßte sie auf die Stirne: „Thun Sie das, meine liebe schwärmerische Freundin, aber wenn Sie die Prosa brauchen, dann kommen Sie herunter zu mir und holen Sie sich guten Rath.“ Mit diesen Worten erhob sie sich, Charlotte folgte ihr zur Thüre, aber ehe sie ging, sezte sie noch mit lächelnder Miene hinzu: „Daß Sie mir aber nur meinem Ludwig nicht zu viel von Ihrer Dichterbegeisternng erzählen, erst muß der Junge etwas Nüchternes lernen, ehe er daran denken darf!“

„In seinem Auge liegt ein tiefes, bedeutendes Leben; obgleich er mich, als ich Sie gestern unten besuchte und er diesmal stille halten mußte, kaum ansah, konnte ich soviel doch bemerken.“

„Ja, er ist ein bedeutender Mensch,“ sagte die Mutter zärtlich, „und wenn Alles so wird, wie wir es uns denken, dann werde ich noch große Freude an ihm erleben. Dann bekomme ich auch einen Dichter!“ sezte sie lachend hinzu. „Aber nun leben Sie wohl, meine liebe, junge Frau, kommen Sie bald zu mir herunter. Adien, Adien, ich eile, eben kommt der

Herr Gemahl die Treppe heraus!" Mit diesen Worten eilte sie rasch die Stiegen hinunter und war schon in die Stadthüre herein, ehe noch ein schlanker Mann, der bedächtig herauf stieg, seinen Gruß anbringen konnte. Es war Charlotten's Gatte, er ging wie in Gedanken versunken und sah erst lächelnd auf, als ihm ihre helle Stimme von Oben herab freudig zurief: „Guten Tag, Adolph, wie schön, daß Du kommst!" Nun beschleunigte sich sein Schritt, er flog die paar letzten Stufen hinauf und schloß die schlanke Gestalt stürmisch in seine Arme. Sie zog ihn herein und an den Tisch vor ihrem Sopha, wo ein Weizenkranz auf einem zierlichen Porcellanteller süße Düfte ausströmte. „Siehst Du Adolph, es ist nun Frühling, wirklicher Frühling, die Weizen sind da", rief sie schmeichelnd und legte den Kopf auf seine Schulter, „sobald Du kannst, gehen wir dort die Höhe hinauf, in den Buchenwald, und da sollst Du mir ein Frühlingsslied singen, wie es vielleicht noch keinem Dichter gelungen ist und das Keiner ungerührt hören kann!"

Er küßte ihren Mund, ihre Wangen und sah ihr tief in die dunklen, schwärmerischen Augen, dann sagte er lächelnd: „Frühlingsslieder, Kind, die will ich den Vögeln und kleineren Talenten überlassen; Dein Sänger wählt sich höhere Gegenstände. Im Oriente wächst der Lotos meiner Dichtung, und Egypten's Pyramiden sollen darauf herab schauen, wie einst auf Napoleon's Siege.

„Warum willst Du nicht in der Heimath bleiben, sie ist doch schön?" fragte sie dagegen mit lieblich sinnendem Blick. „Das verstehst Du nicht, meine gute Lotte; hier ist Alles abgedroschen, Alles alt und abgegriffen; nur Neues, Fremdartiges kann mir die Ruße in der Brust erwecken!"

„Gewiß, ich verstehe es nicht", sagte sie freundlich zustimmend, „ich glaubte, der Dichter finde überall die Blumen zu seinen Kränzen, und wenn es auch nur Haidekraut und Gipsflur wäre,

so könnten sie doch unter seiner Hand sich zu poetischer Schönheit fügen“.

„Du irrst, mein Kind, nur der große Gegenstand macht den Dichter und ich muß hier verkümmern in kleinen, elenden Verhältnissen!“ Er ließ Charlotte los und ging finster im Zimmer auf und nieder. Sie ließ ihn einen Augenblick ruhig gewähren, dann rief sie mit so süßer Stimme: „Adolph!“, daß er wie gebannt sich zu ihr hinwandte. Sie saß wieder auf dem Sessel am Fenster, eine Epheuranke senkte sich auf ihr Haupt und umwand es fast mit einem Kranze, unter welchem das edle, schöngeschnittene Gesicht hervorsah. Im nächsten Augenblick lag er zu ihren Füßen und barg den Kopf in ihrem Schooße. „Reine Charlotte, meine Muse, mein Alles!“ rief er mit erstickter Stimme, „zürne mir nicht, wenn ich klage; in meiner Brust hebt und drängt es sich von wechselnden Gestalten, sie dürsten nach Dasein, nach Leben, und ich kann es ihnen nicht geben. Ich fühle es, daß ich zu Großem geboren bin, es muß kommen. Du wirst die Zauberin sein, die alle Schwärme meines Geistes und meines Herzens hebt.“ Sie hatte die reine Stirn niedergesenkt auf sein blondes Haupthaar, eine Thräne hing an ihrer Wange, und wieder sagte sie mit der melodischen, süßen Stimme nichts als „Adolph“! aber in diesem einen Wort lag Alles, was die Hingebung eines Weibes auszudrücken vermag. —

Charlotte Klein war eine Waise, aber wohlhabende Verwandte hatten nichts versäumt, ihren Geist und ihr Gemüth so auszubilden, wie es Beider würdig war. Sie war in Berlin geboren und erzogen, und ihr ganzes Wesen war noch durchdrungen von einem Nachhall jener Sentimentalität und Romantik, wie diese so lange dort herrschend gewesen. Zu begabt und gebildet, um nur leer zu schwärmen, hatte sich doch schon frühe in ihr ein Hang zur Idealität entwickelt, der sich gern auf äußere Dinge übertrug. Hübsch, geistvoll und vielfach in die Gesellschaft eingeführt, hatte es ihr schon frühe nicht an

Bewerbern aus verschiedenen Ständen geseht. Wäre sie prosaischeren Sinns gewesen, sie würde wohl an dem Einen oder Andern Gefallen gefunden haben, aber sie wollte, daß auch ihre äußere Lebensstellung mit den Wünschen ihres Inneren harmonire. Es war ja ganz so, wie sie der Doctorin gesagt, sie fühlte es als eine Unmöglichkeit, sich in der Sphäre der Frau eines Beamten oder Militärs zu bewegen. Geistiges Leben, geistige Thätigkeit sollten sie umfluthen, und bei dieser Stimmung war es für einen Mann, der sich in einer solchen Stellung befand, sehr leicht möglich, ihr schon von vornherein ein erhöhtes Interesse einzuslößen. Bei einer Abendgesellschaft in Berlin lernte sie Arthur Hohenstein kennen. Er hielt sich einige Wochen dort auf, um Studien an der Bibliothek zu machen, und war durch Empfehlungsbriefe bei Freunden, die ihr nahe standen, eingeführt. Schon am ersten Abend machte er einen bleibenden Eindruck auf ihr Herz. Sein ganzes äußeres Gebahren war das eines außergewöhnlichen oder genialen Menschen, ohne dabei irgendwie affectirt oder gemacht zu erscheinen. Von schlankem Wuchs und nicht unangenehmen Gesichtszügen, war eine gewisse Steifheit in seiner Haltung und seinen Bewegungen nicht gerade störend. Sie gaben ihm die imponirende Ruhe, ohne welche wir uns den deutschen Gelehrten nicht wohl denken können, und darin ward er unterstützt durch eine vielseitige Bildung, welche ihm erlaubte, sich auf verschiedenen Gebieten des Wissens mit Leichtigkeit zu bewegen und durch eine höchst gewählte Ausdrucksweise, welche oft nur von Eingeweihten verstanden wurde. Weit entfernt von der Einfachheit bewegte sich seine Conversation so ruhig im Tone einer höheren Sphäre, daß er schon allein dadurch Charlotten imponirte. Sie hatte Mühe, ihm zu folgen, sie bewunderte den Geist, der sich mit so großer Leichtigkeit fast sogar die Ausdrucksweise des Volkes anzueignen wußte, von dessen Literatur oder Sprache er redete. Je ferner diese Beziehungen lagen, um so überraschender

erschien diese Summe von Gelehrsamkeit; um so reizender ward es sich mit ihm zu unterhalten, je weniger Fremdere diese eigenthümliche Weise, in welcher allerdings nur wahrhaft Gebildete sich zurecht zu finden wußten, verstanden.

Charlotten's Geist war umstrickt, ehe noch ihr Herz sich's gestehen mochte, daß sie jedem Abend, den sie in Arthur's Gesellschaft zubringen sollte, mit Spannung entgegen sah. Hohenstein besaß die gleiche Empfindung.

Er hatte im Ganzen wenig Glück bei der Frauenwelt; sein Gespräch war ermüdend, oft hieroglyphisch dunkel für solche, die ihm nicht an allgemeiner Bildung nahe standen, dabei fehlten ihm die leichten Umgangsformen, welche so leicht selbst die Besseren des weiblichen Geschlechts einzunehmen verstehen. Er tanzte nicht, er musicirte nicht, Gesellschaftsspiele waren ihm zuwider; das einzige Talent, welches er in hoher Vollkommenheit besaß, war die Gabe des Vorlesens, aber auch dieses kann sich nur in kleineren und gewählteren Kreisen geltend machen. Charlotten ergriff es mächtig, ihn eine schöne Dichtung vortragen zu hören, und wenn sie dann, ihm zu danken, an den Flügel trat und ohne große technische Vollendung, aber mit dem herrlichsten Ausdruck eine einfache Piece vortrug, dann klang in Beiden die Gewißheit wieder, daß sie einander verstanden, und daß Eines des Anderen würdig war. Und eben weil Arthur Hohenstein es eigentlich nicht verstand, im gewöhnlichen Sinne den Hof zu machen, sog ihr Ohr jedes seiner Schmeichelworte mit Entzücken ein. Ihre Stirne glühte, wenn er ihr von den persischen Dichtern erzählte, und wenn er sie dann seinen Herver nannte, halb lächelnd, aber doch mit einem Blicke, der die ganze Bedeutung des Wortes enthüllte. Jeden andren Mann würde sie ausgelacht haben, wenn er sie so unvermittelt als seinen Schutengel, als sein besseres Selbst bezeichnet hätte — hier, umgeben von dem Dufte des Ausländischen, einer fremdartigen Poesie, machte dies Wort sie erröthen, und indem sie lächelnd und

verwirrt die Augen senkte, sagte sie dem Manne genug, dessen Herz sich schon lange nach Liebe sehnte, dessen eittler Geist schon lange nach einem Triumphe schmachtete. So wuchs ihr gegenseitiges Interesse, und es bedurfte nur noch eines äußeren Anstoßes um es sich gegenseitig zu gestehen. Hohensteins Anwesenheit in Berlin ging ihrem Ende entgegen; er hatte bei seinen und Charlotten's gemeinschaftlichen Freunden versprochen, noch einmal vorzulesen, ehe er reise. Der kleine Kreis war gespannt, was er bringen würde; aber er hätte kaum Schöneres und Lieblicheres wählen können. Er las jenes herrliche, unnachahmliche Gedicht des fernen Indiens, jene wunderbare Sakuntala, die uns wie ein Zaubermärchen von der Gestalt und den Geistesfähigkeiten eines Volkes erzählt, das heute fast zu den Vergessenen gehört. Er las es mit dem ganzen Zauber seines Talents und in dem erhöhten Gefühl, daß eine Seele ihm lausche, für die jedes Wort eine doppelte tiefere Bedeutung habe, und er verschlechte seine Wirkung nicht. Als er geendet, als die Andern sich im lebhaften Gespräch über die reiche Schönheit der ihnen vorher fremd gewesenen Dichtung ergossen, lehnte Charlotte schweigend zurück in ihren Sessel, den sie vorher etwas zurück aus dem hellsten Bereich des Lichtes geschoben hatte. Sie war tief ergriffen, und in solchen Momenten ist Schweigen der höchste Preis, welcher dem Genius des Schönen gezollt werden kann. Hohenstein verstand sie ganz, und er wollte die Blüthe dieses Augenblicks pflücken. Er setzte sich leise neben sie, neigte seinen Mund fast bis an ihr Ohr und sagte flüsternd: „Duschmente war doch glücklicher als ich; mit seinem Herzen verlor er auch das Gedächtniß, und als dieses ihm wiederkehrte, war ihm auch schon die Erfüllung nahe. Was aber soll mir die Erinnerung, wenn ich fern bin ohne diese?“

Charlotte versuchte zu lächeln und antwortete kaum vernehmlich: „Vielleicht nehmen sich dann auch Ihrer die Götter an“.

„O so gib mir ein äußeres Zeichen, ein Amulet, das mir gleich dem Ringe der Sakontala das Recht gibt, das Gedächtniß Deines Herzens zu wecken, wenn es meiner vergessen könnte.“

Sie streifte schweigend und erglühend einen schmalen Goldreiß vom Finger, den ihre Mutter schon als Mädchen getragen, und den sie seit dem Tode derselben nie mehr abgelegt hatte. Als Kind trug sie ihn an einem schwarzen Band um den Hals, später an der Hand. Man hatte sie schon manchmal mit diesem Ring, der fast wie ein Trauring aussah, in Hohensteins Gegenwart geseht, er wußte, daß er ihr überaus theuer war; sie konnte ihm kein werthvolleres Zeichen ihrer Neigung geben. Langsam glitt er von ihrer feinen Hand nieder zwischen die Falten ihres schwarzseidnen Kleides; ehe er zu Boden fiel, fing Arthur ihn auf, und indem sich Beide mit einem Blicke ansahen, der mehr sagte, als Worte je vermögen, drückte er ihn an seine Lippen und verbarg ihn dann in seiner Hand. So stumm, unentweicht durch ein überflüssiges Wort, lieblich und geheimnißvoll wie ein Märchen, schlossen sie den Bund ihrer Seelen. Poetischer konnte nicht ausgebrüht, zarter nicht erwidert werden, was Eines von dem Andern wünschte. Beiden war es mit ihrer Liebe heiliger Ernst in dieser Stunde, Beide sahen sich am Ziele ihrer heißesten Wünsche, und Charlotte insbesondere fühlte die ganze Seligkeit eines Herzens, das seinen schönsten Traum ganz so verwirklicht sieht, wie es ihn seit Jahren geträumt. Sie war die Braut nicht allein eines gelehrten Mannes, von seinem, gewählten Geiste, sondern auch von dichterischer Begabung; sie konnte mit ihm auf des Lebens reichster Höhe gehen, eine höhere und reinere Gedankenwelt sollte sie in seinen Armen umwehen, ihr Durst nach dem Idealen sollte an seinem Herzen Befriedigung finden. — Hohensteins Verwerfung um ihre Hand fand nur wenigen oder keinen Widerstand bei den Verwandten, die sich der Elternlosen liebend an-

genommen. Es hätte auch nichts genügt; sie war 24 Jahre alt, konnte frei über ihre Hand und ihr kleines Vermögen verfügen, dessen Einkünfte, mit dem Gehalte verbunden, den Hohenstein als Bibliothekar bezog, ihnen ein bescheidenes aber anständiges Auskommen sicherte. Was sich daran von hochfliegenden Plänen knüpfte, bezüglich der Einnahmequellen, welche er sich durch seine dichterischen Productionen zu verschaffen hoffte, konnte dazu den „schönen Ueberfluß“ bilden, welcher, wie eine geistreiche Schriftstellerin sagt: „allein glücklich macht!“ Aber Arthur knüpfte die für ihn angenehmere Hoffnung daran, dann seiner Stellung, deren Pflichten ihn an gewisse Tagesstunden bannten, zu entsagen. Er gehörte trotz seines Geistes zu den Menschen, die sich wenig selbst kennen. Er glaubte, was ihn an der freien Entfaltung seines dichterischen Talentos hindere, sei der Zwang eines täglich zur bestimmten Stunde wiederkehrenden Geschäftes. Schon seit Jahren trug er sich mit den hochfliegendsten Plänen der poetischen Werke, die er vollenden wollte; daß nur selten Fragmente davon auf das Papier kamen, schien ihm zumeist die Schuld seiner Beschäftigung. Er fragte sich nie, ob es nicht umgekehrt diese sei, welche ihn zum Dichten anrege, ob es ihm nicht wohl ergehe wie Byron, der von sich selbst sagt, daß er nie ein ihn anregendes Buch gelesen, ohne sogleich den Gedanken zu fassen, ein ähnliches zu schreiben. Daß der wahre Dichter einen solchen Gedanken nie ausführt, ist selbstverständlich, aber Hohenstein wollte ihn verwirklichen; die fremde Gluth, welche ihn, den ästhetisch gebildeten Mann, erwärmte, hielt er nur zu oft für eigene. So schwankte er von einem Standpunkt auf den andern, die Flamme eines neuen Enthusiasmus löschte die des alten aus; er kam nie zu der höheren Sammlung seiner Kräfte, die Keiner mehr als der Dichter bedarf. „Neuere Schranken sind es, die mich hemmen!“ rief er oft verzweiflungsvoll, denn oft glich sein Zustand dem des Tantalus. Seine Phantasie ließ ihn in weiter, dämmernder

Ferne edle, herrliche Gestalten erblicken, die sein Genius geschaffen, aber wenn er sie in Wirklichkeit festhalten wollte, zerrannen sie in Schaum und Lust. Zu dem Kleinen, Naheliegenden wollte er sich nicht bequemen; zu gebildet, um nur ein Dichterling sein zu können, griff er nach dem Außergewöhnlichen, wähnend, daß allein die Wahl des Stoffes schon hinreiche, den höheren Genius zu bekunden. Er vergaß, daß die Quellen der Poesie uns überall umrauschen, und zuerst in dem Busen dessen, der ihr zu dienen erwählt ist. Sein Studium der orientalischen Sprache und Litteratur hatte ihn, wie schon früher Anderes, zu dem Glauben verleitet, daß dort im Morgenlande auf's Neue die Blume der Dichtung entsprossen müsse. Hat nicht Göthe selbst in seinen letzten Lebensjahren durch seine spätesten Dichtungen auf diesen Pfad gewinkt? Seit ihn diese Idee erfaßt, beherrschte sie Hohenstein vollständig und er verachtete gewissermaßen Leben, der noch im Vaterlande sich zu Dichtersflügen zu begeistern vermöge. In dieser Stimmung lernte er Charlotten kennen; es war keine Täuschung, wenn er in ihr das Wesen erkannte, welches fähig war, durch die Idealität des eigenen Innern einen Mann zu stützen, dessen Streben nach Höherem, als dem Gewöhnlichen ging. Durchaus nicht unfrei von einer gewissen ästhetischen Schwärmerei, widerstrebte ihr das Gemachte, der Mangel an Einfachheit in Hohensteins Wesen nicht. Seine pathetische Ausdrucksweise imponirte ihr, und bei einer Dame war es vollständig verzeihlich, daß sie Vieles für Gelehrsamkeit hielt, was genauer gesehen nur für Phrase gelten konnte. — Mit heißer Ungeduld sahen Beide dem Augenblick entgegen, der sie auf immer vereinen sollte. Für Hohenstein mischte sich nur der eine Wehmuthstropfen hinein, daß er nun genöthigt war, vorläufig an seiner Stellung festzuhalten, ohne welche er keine Familie begründen konnte, Charlotte aber war ganz Glück und Hingebung. Arthur fühlte sich in dieser Zeit wirklich poetisch angeregt, manches zarte, tiefempfundene

Gedicht wanderte zu der Geliebten, und was lag ihr daran, ob sie als Suleika und Annesuja oder als Charlotte besungen wurde — im Gegentheil, der Zauber einer fremden Umgebung erhöhte noch den Reiz, der ihr aus diesen Ghaselen und Sonnetten floß und sie lächelte selig, wenn die Phantasie ihres Geliebten die Sptee in den Ganges verwandelte, an dem sie hinwandelte mit der Anmuth einer Gazelle. Im Frühjahr holte Arthur sie heim in die kleine Residenz, in der er geboren und erzogen war, und in der man, wie sie voll Staunen aus dem Munde ihrer mütterlichen Freundin vernommen, so wenig von seiner Eigenschaft als Dichter wußte. War dies allein Arthurs Schuld? O, nein, arme Charlotte, du wirst es noch erfahren, wie viel in kleinen, deutschen Residenzen ein Dichter gilt, und noch dazu in jener Zeit. Ist das nicht ein Mensch, dem eigentlich Jeder auf zehn Schritte aus dem Wege gehen muß, und auf den die Kinder fast mit Fingern deuten? Dieser gefährliche Mensch hat den Muth zu denken und zu träumen und wenn diese Träume laut werden, dann weht ein anderer, schönerer Geist darin, als in diesen chinesischen Bureaukraten: und Offizierskreisen erlaubt ist.

Wozu braucht man dort Menschen von Geist, von eigner Gesinnung, von ideellem Schwung? Festgeschlossen stehen die Kasten der Gesellschaft da, in Stein gegraben die Urtheile, welche dort allein gelten dürfen. Hier wird ein Sänger gefeiert, vergöttert, — wehe dem Frechen, der es wagt zu sagen: Der gute Mann singt falsch, und wenn er so fort singt, wird er in zwei Jahren seine Stimme ruinirt haben! Steinigt ihn! ruft die Menge, er erlaubt sich eine andere Meinung zu haben, als wir. Dort stellt ein Maler ein Bild aus, das dem neuesten Modeschmack huldigt, man drängt sich vor demselben, man ist entzückt, man proclamirt einen zweiten Raphael. Eine schüchterne Stimme läßt sich dagegen vernehmen; sie will gar nicht verwerfen, kaum tadeln, nur klar machen, was vielleicht anders und besser sein

Könnte. Steinigt ihn, ruft es wieder, wir haben geruht zu leben, der Kaiser gehört zu den Unsern, er ist einer von unsrer Geterie, von unsern Frommen oder unsern Dienstbesessenen, sein Werk ist mithin über jeden Tadel erhaben. — Ein neues Buch taucht auf, ein Buch voll widerlicher Eüchtigkeit und Sentimentalität, aber es huldigt der Menge, obet der Dichter, der natürlich nicht in der nämlichen Stadt leben darf, ist vielleicht der Vetter eines Hochgestellten; natürlich ist es das Buch aller Bücher, und wer nicht mit einstimmt in den allgemeinen Jubel, der ist abermals nichts als ein Ungläubiger, ein Ketzer, ein verlornor Mensch.

Arme Charlotte, die du in größeren Kreisen aufgewachsen, du ahnst noch nichts von der geistigen Stagnation der kleinen Städte, wo der Genius für einen Narren gilt, und wo das Talent entweder verkümmert oder systematisch zu Grunde gerichtet wird, wenn es in diese Zauberkreise, wo die schlimmste geistige Unfreiheit herrscht, hineingeräth. So wirst du auch deinen Arthur finden — obchon er an Geist und Bildung um Kopfslänge alle diese Pygmäen übertragt, muß er sich doch sozusagen scheu an den Wänden hindrücken, muß er doch mit jeder Miene um Verzeihung bitten, daß er wirklich Geist besitzt, und jene kaum den blassen Schein davon!

II.

Es war ein fröhliches Drängen und Treiben vor einem hohen Hause in der Altstadt, das mit seinem Giebelbache und den kleinen, halbblinden Fensterscheiben so recht sein hohes Alter bekundete und eher allem Andern glich, als der heiligen Stätte, wo die klassische Jugend der Stadt ihre Bildung empfing. Und doch war es so; umgeben von den kleinen Plebejern der anliegenden engen Straßen, hob sich ganz bestimmt die Schaar

der Gymnasialschüler hervor, nicht allein durch die rothen, blauen und schwarzen Rüben, welche die verschiedenen Klassen kennzeichneten, sondern auch durch die Kleidung und das Benehmen, welches, wenn auch häufig eben so ungezogen, als das der andern Jungen, doch in seiner Besonderheit zeigte: „Sie sind guter Leute Kind“. Und die guten Leute, denen sie angehörten, gehen diesmal, freundlich hier und dorthin nickend, durch den dichten Schwarm in das Haus hinein, wo heute zum Schluß des Cursus der gewöhnliche Rede-Aktus stattfinden soll. Manches Edelhlein dieser freierlich hinstellenden Eltern soll sich heute öffentlich vernahmen lassen, im Gesang oder im freien Vortrag eines entweder selbst aufgearbeiteten Aufsatzes oder eines Gedichtes, welches der Schöngeist des Gymnasiums, der Professor der deutschen Sprache, nie versäumte, bei diesen Gelegenheiten zu dichten. Bald war es eine Ballade, bald ein lyrischer Erguß, den er dem unglücklichen Rhapsoden in höchstignen Versen unter den gewichtigsten Auseinandersetzungen über Declamation und Beredsamkeit, worüber dem Armen, der nicht den zwanzigsten Theil davon verstand, im wahren Sinn des Wortes der Kopf beinahe brannte, einstudirte. Auch heute wieder sollte eine seiner berühmtesten Balladen vorgetragen werden, welche also anfing: „Vater der Kleine war nicht groß, doch Karl der Große Vater“, und im gehobenen Gefühl seiner Würde stand der kleine Mann lebhaft gesticulirend in einem Kreis von Lehrern, die mit ihm die Ankunft des Directors und damit den Beginn der Feierlichkeit erwarteten. „Sehen Sie die verdammten Jungen“, rief er plötzlich, sich in einer längeren Auseinandersetzung über den Werth seiner eigenen Dichtungen selbst unterbrechend, was von seinen Zuhörern mit manchem verhehlten Lächeln und spöttischem Zusammenziehen des Mundes vernommen wurde, „sehen Sie, wie sie da wieder hineinkommen zu dem Böder Decht und die saner erworbenen Groschen ihren Eltern für Tuschwecken verschleudern!“ In der That sah man einen ganzen Zug der verschiedenen Rüben sich zu einem kleinen

niedren Fenster drängen, zu dem in gefährlichster Aufstürmung drei ganz schmale Treppen hinaufführten. Einer nach dem andern erklimmte die steile Höhe, um aus den Händen einer kleinen appetitlichen Bäckerfrau die leckere Speise zu empfangen, welche in einer in Teig eingehüllten Wurst bestand. Jeden Augenblick konnte die Glocke das Zeichen zum Anfang der Heiterlichkeit geben, um so ungestümt wogte es um den schmalen Treppenstein, den Jeder zuerst zu erklimmen hoffte, Füße und Stöße regnete es in Menge, gar manche der bunten Sonntagsmützen fleg, zum lauten Ergötzen der Straßengugend, in den Straßenloth. Die Lehrer sahen lächelnd dem Durcheinander zu, aber der kleine Professor der deutschen Sprache und Aesthetik konnte sich nicht darüber zufrieden geben. „O, diese ungeschlachtten Vengel“, rief er zornig, „in's Carcer sollte man alle die strecken Duden schicken; wie sie ihre Sonntagseider verdecken, wie sie sich Hände und Gesicht mit Fett beschmieren, es ist unethisch!“

„Nun, werthester Herr College“, unterbrach ihn ein langer, hagerer Mann mit einer auffallend rothen Nase, der Lehrer der Mathematik, „vergessen Sie nicht, daß wir auch einmal jung gewesen sind, daß wir mehr als einmal an diesem tarpejischen Felsen, der zum Bäder hinaufführt, und dessen weichen Sandstein die Hüfte von mehreren Generationen bearbeitet und polirt haben, aneinander zum Verräther geworden sind!“

„Wenn wir auch nur jetzt nicht mehr aneinander zum Verräther werden!“ sagte hinter ihnen eine schwarze Stimme, dem Lehrer der Geographie angehörend, einem Manne, dem seine eigenthümliche Gesichtsbildung bei der immer zum Spott geneigten Jugend den Namen: „der Hresch“ eingetragen hatte. Aber trotz seiner Strenge und dem wenig respectvollen Unnamen respectirte und liebte man den Hresch. Er war ein geschiedter Mann, weit gereist, und so wußte er den Jungen Vieles anschaulich zu machen, was sie sonst nur trocken aus dem Buche

lernen mußten. Dabei war er streng gerecht und in Folge davon in häufigem Streit mit dem Aesthetiker, der immer seine Schülinge und Unterdrückten hatte, so daß seine Ungerechtigkeiten fortwährenden Anlaß zu Reibereien zwischen ihm und den Schülern gaben. Mehr als einmal suchten sie ihr Recht bei dem „Fresch“, der dann mit unnachahmlicher Ruhe veransprach und den Director, einen seinen Gelehrten, aber ängstlichen Mann, der den Frieden über Alles liebte, in seiner Pflicht unterstüßte.

Professor Landmann haßte ihn mit aller Gluth, deren sein lebhaftes Gefühl fähig war, aber er wußte dies schlan zu verbergen, und obgleich er sich bei der scharfen Einsprache fast erschrecken umwandte, sagte er doch sogleich freundlich: „Dies wollen wir nicht heissen, wie kommen Sie darauf, werther College?“

„Nun, man kommt so auf allerhand“, antwortete der Andere trocken, „die burschenschaftlichen Untersuchungen scheinen wieder in Gang zu kommen, und da läßt sich gewiß noch Manches ansprechen und erzählen und höchsten Ortes anbringen, wenn man gut unterrichtet ist.“

Er sah dabei den Professor fest an, so daß dieser fast verwirrt den Blick hinwegwandte, dann aber, sich schnell fassend, wieder auf das wegende Meer vor ihnen deutete und ausrief: „Ja, sehen Sie, das ist es, was ich vorher noch sagen wollte, man ist wieder hinter diesen verwünschten Burschenschaften her, mit allem Rechte, sage ich; was wollen sie anders, als Revolution, Umwälzung, Blutbad, Schreckensregierung und Alles das? Und nun betrachten Sie diese Jungen, mit ihren verschiedenen Mützen, es sind geheime Abzeichen, glauben Sie mir, man darf es nicht dulden, ich werde den Director darauf aufmerksam machen!“

Ein schallendes Gelächter des Fresches unterbrach ihn: „Sind Sie nicht gescheut, Landmann? Kinderereien sind es, die

Jungen verabreden sich in der Klasse, welche Farbe ihnen am besten gefällt, und tragen dieselben Mützen, um sich gegenseitig besser zu erkennen."

"Sich gegenseitig besser zu erkennen, ja das ist es, die bunten Mützen müssen verboten werden!"

"Als staatsgefährlich, natürlich"! höhnte der Geograph, und die Andern stimmten lachend ein.

"Das wäre mir ein schöner Staat, der von den rothen und grünen Kappen der Duden da unten umfiele!" rief der Mathematiker lustig.

"Sie sind keine Pädagogen, meine Herren", rief der Professor wüthend, „man muß bei der Jugend voraussetzen, daß sie etwas im Schilde führt, besonders bei der Heutigen; die verfluchten Revolutionsideen fressen ihr in Fleisch und Bein!" Die Discussion ward hitziger auf diesen Ausfall, und während dessen stöhnten die Inhaber der staatsgefährlichen Mützen ungestört ihrem Ehrgeiz, der ganz gewiß für jetzt nichts Höheres erstrebte, als die glückliche Erhebung eines Wurfwortens. Das Glück war ihnen günstig; die Stunde schien zögernd inne zu halten, und fast Alle waren befriedigt, ausgenommen einige wenige Pechvögel, deren Loos es war, immer zuletzt anzukommen, und die schon gewöhnt waren, sich geduldig zu fügen. Da gab es eine Bewegung und ein Verstummen in dem eben noch so lebhaften Lehrkreise; ein großer, corpulenter Mann mit geistvollem Gesichtsausdruck war zu ihnen getreten, und vor seiner ruhigen Größe schwieg jeder Streit, und Jeder beeilte sich den Director des Gymnasiums zu begrüßen. —

Während des sechsen Erzählten hatte seitwärts von dieser eine andere Gruppe gestanden, zusammengesetzt aus einem Theil der ersten Klasse des Gymnasiums. Selbstverständlich nahmen sie keinen Theil an dem Sturm des Väterlathens, dies den Jüngeren überlassend und nur sich ergötzend, ihrem tapferen Beginnen zuzuschauen. Es waren meist Abiturienten, Jüng-

linge von 17 bis 18 Jahren, die heute zum letztenmale sich hier versammelten, um nach Schluß der Ferien die Hochschule zu beziehen. Laut und lustig redeten sie durcheinander, die Welt war ihnen endlich aufgethan, und gleich jungen Titanen hofften sie hineinstürmend ihre schönsten Güter wie im Fluge zu erhaschen. Was ist der Jugend in dieser Zeit zu hoch, zu schwer oder zu tief? und wer möchte ihn ihr rauben, diesen Glauben an sich selbst, dies Vertrauen, daß sie kann, was sie will, daß sie erreichen wird, was sie erstrebt. Darin liegt ihre Stärke, ihre Schönheit, ihre Poesie, in diesem Selbstvertrauen, dieser kühnen Unbefangtheit der Welt gegenüber — dieser kalten, eisernen, unerbittlichen Welt, an der ihr Euch die bunten Schmetterlingsflügel abstoßen müßt, als ob sie Euch nur zu diesem Zwecke gewachsen wären! Einer der jungen Leute, eine schlankte Gestalt mit fast mädchenhaften Zügen, lehnte an dem Gitter, das den Hof von der Straße abschloß, und hatte schon lange träumerisch vor sich hingesehen, als ihn endlich der laute Anruf eines seiner Kameraden zu sich brachte. „Run, Brandeis“ rief er ihn an, „bist Du schon so ganz in Deine Rede und Deine Eitelkeit vertieft, daß Du nicht einmal mehr den Mund zu einem Lachen verziehen kannst über die tollen Jungen da unten?“

Der Angeredete richtete sich langsam auf: „Kamerad“, sagte er ruhig, „was brauchst Du mich zu stören, ich betrachte mir noch einmal mit objectivem Blick da drüben unsern theuren Professor der Aesthetik und habe meinem Schöpfer gedankt, daß ich dem Menschen heute zum letztenmale objectiv gegenüber stehe“.

„Dies Dankgebet hättest Du laut verrichten können, wir würden Alle mit eingestimmt haben“, rief ein kleines, jarted Bütschchen, den man kaum für einen Schüler der obersten Klasse halten konnte, so schwächlich sah er aus, und drehte sich dabei lustig auf dem Absatz herum.

„Ja wohl!“ stimmten Alle lachend ein, und Brandeis fuhr lebhafter fort: „Seht nur, wie er jetzt wieder perorirt und da unten auf die armen Wärmer deutet, als ob sie sämmtlich schon für die Hölle reis wären! Ich wette, es macht ihm schon wieder Leidweh, daß die Zungen einerlei Rappen tragen!“

„Freilich“, rief der Kleine Insign, „hinter jeder Blendensede wittert er einen Sand, hinter jeder Kütze einen Durschenschafter“.

„Natürlich“, fiel ein anderer ein, „es ist weit bequemer für ihn, die Litteraturstunde mit solchen Phantasmagoriceen und mit Eschellen über die verderbte Jugend auszufüllen, als einen ordentlichen Vortrag zu halten. Ihr seid ihn doch jetzt los, aber ich muß noch ein halbes Jahr lang zweimal wöchentlich den Unsinn anhören“.

„Dafür lebt er auch deine Gedichte und erklärt dich für einen zweiten Göthe“, sagte Ludwig Brandeis ruhig und schlug dem Sprecher gutmüthig auf die Schulter. Dieser ward feuerroth und stammelte: „Nun, das muß man ihm lassen, Talente weiß er zu erkennen und zu schätzen!“ Ein homerisches Lachen erscholl, und der Kleine rief wieder munter dazwischen: „Das hat er bewiesen, als er Ludwigs Rede so schön kritisirte und ihm die Fehen vor die Kütze warf; was wäre denn drauß geworden, wenn der Director hier nicht einmal in seinem Leben Energie gezeigt hätte?“

„Schweig mir von dem characterlosen Schust“, sagte Ludwig finster, „ihr bringt mich noch ganz aus der nöthigen Stimmung!“

„Ah bah, wirst schon hinein kommen, wenn du auf dem Katheder stichst“, rief der Kleine wieder und sah den Freund dabei fast zärtlich an, dann brückte er die eine Hand fest zusammen, stellte sich in Possitur, klopste mit der andern Hand auf die Faust, wie auf einen Desendestel, und rief mit semischem

Pathos: „Nehmen sie nicht eine Prife meine Herren? Alle großen Männer schnupfen, Napoleon schnupfte, Friedrich der Große schnupfte, ich schnupfe auch!“ Abermals erschall ein lautes Gelächter, selbst Ludwigs üble Laune schien verschwunden, er nahm lebhaften Antheil an den bitteren Sarcasmen, die sich plötzlich von allen Seiten über den Professor ergossen, so bitter, wie sie eben nur der Jugend eigen sind, die viel einseitiger und schärfer urtheilt, als das Alter, wenn sie gereizt ist. Längst bekannte Anekdoten wurden aufgetischt, ohne jedoch ihre abermalige Wirkung auf das Zwerchfell zu verfehlen: Jeder wollte es am Besten wissen, wie der allgemeine Feind die Stunde mit allen möglichen Dingen herumbrachte, statt jenen, die hineingehörten, wie er Schiller als Dichter schmähte und heruntersetzte und dann aus der Tasche ein selbstverfaßtes Gedicht zog, welches er seinen jugendlichen Hörern als Muster einer Ballade oder Romanze vortrug. Noch verhafter war er jedoch durch die Parteilichkeit und die Gefässigkeit, mit der er mit den Schülern verkehrte. Die Begabtesten waren ihm wahrhaft zuwider, er philantirte sie, wo er konnte, und ließ keiner ihrer Leistungen Gerechtigkeit widerfahren. Auf deren Kosten bevorzugte er die kleineren Talente und trieb sie zur höchsten Selbstüberschätzung. So mit dem jungen Mann, der sich allein vorhin seiner angenommen und auch jetzt schwierig zwischen den Andern stand. Er war begabt, aber nicht als Dichter; einige wenige Versuche, die er in dieser Richtung gemacht, bewiesen es zur Genüge. Aber um Ludwig Brancie, den hervorragendsten der ganzen Klasse, zu demüthigen, erhob er den Andern, der es natürlich gerne glaubte, zu einem Genie. „Der Landmann hat Dich auf dem Gewissen“, sagte ihm Ludwig erst warnend, „so wird nie etwas Rechtes aus dir“, aber wie hoch auch sein Wort sonst bei den Kameraden galt, der Gittelkeit des Einzelnen gegenüber verhallte es spärlich. Dem Director machten diese Herwürnisse der Schüler mit einem der Hauptlehrer nicht wenig Sorge; er

war ein feiner, stiller Gelehrter, der mehr in Griechenland und Rom, als Daheim lebte und den Frieden über Alles liebte. Die Schüler hingen mit unbegrenzter Verehrung an ihm; sie empfanden sein freundliches Wohlwollen in jedem Worte, das er zu ihnen sprach, und hatten in ihrem Jugendenthusiasmus keine Ahnung davon, wie auch er sie den falschen Weg führte, wie er eine ideale Welt in ihnen erweckte, die im Zusammenstoß mit der Wirklichkeit gerade in den Vergeblichsten, in seinen Lieblingen die härtesten Kämpfe hervorrufen mußte. Landmanns Auftreten war ihm in tiefster Seele zuwider, und oft seufzte er in der Stille seines Studierzimmers: „O! welchen Händen wird doch oft die Jugend, das Edelste was eine Nation besitzt, anvertraut!“ Aber Landmann zu entfernen, war für ihn eine Sache der Unmöglichkeit, er stand zu fest bei der Regierung des Landes.

Seit der Julirevolution gährte und spudte es in allen Köpfen, und zumeist in denen der Regierten, welchen vielleicht das böse Gewissen oft warnende Bilder der Zukunft vor den Geist führte. Ihren gefährlichsten Gegner ahnten sie mit Recht in der Jugend, die ja überall der Sauerteig des Lebens ist; daß sie aber auch zugleich der ungeschälteste aller Feinde, wenn man sie ruhig und unbemerkt ihren schönen Frühlingstraum anelken und träumen läßt, davon wußte eine Metternich'sche Weisheit nichts oder wollte es nicht wissen, oder auch sie fühlte sich im eignen Innern so unsicher, daß das Geräusch eines Schmetterlings sie erbeben machte. Auf die Schmetterlinge mußte somit zunächst geachtet werden, man witterte Verschwörung in jeder unschuldigen Zusammenkunft, man glaubte, eine unsichtbare Gesellschaft der alten Burschenschaften streckte ihre Fühlfäden bis in jede höhere Lehranstalt aus. Landmann war ganz dazu geeignet, in einer solchen den Spion zu machen, und kaum war seine Phantasie von Derartigem eingenommen, als er auch schon überall Gespenster sah. Die kleineren Jungen

lachten ihn aus und begriffen nichts, wenn er in seinen gewohnten Fragen in der Stunde die albernsten Warnungen und Vermischungen anbrachte, die Großen hörten aufmerksam zu und stupten.

Herr Landmann war so freundlich, sie gerade auf etwas aufmerksam zu machen, werau sie vorher nicht gedacht. Sie fanden es über die Nasen lächerlich und empfanden doch ein stilles Behagen dabei, daß man sich vor ihnen fürchten könne, daß man glaube sie seien im Stande, griechische oder römische Freiheitshelden zu spielen.

Witten in den Tumult ihrer Reden schnell jetzt wieder verschmollicher des Kleinen Stimme: „Zieht, Jungens, zieht, dort kommen Ludwigs Alte, und — wahrhaftig, sie ist auch dabei, die schöne Berlinerin, die Frau von Arthur Hehenstein! Alle Köpfe wandten sich nach der Seite, wo wirklich in diesem Augenblick die Frau Doctorin Brandeis, welche wir schon als Charlettens Freundin und Hauswirthin kennen gelernt, am Arme ihres Vaters erschien. Es war eine Seltenheit, den vielbeschäftigten Arzt, der alle seine Zeit auf seine Kranken verwendete, einmal bei einer solchen Gelegenheit im Festtagsleide zu sehen. Es war auch heute ein Festtag für ihn; sein Ludwig, sein Aelterster, sollte öffentlich sprechen vor einem gewählten Publikum, vor seinen Lehrern und Kameraden. Daß seine Rede gut ausgearbeitet war, ja, daß sie vielleicht als Schriftstück glänzend genannt werden durfte, dies wußten die Eltern, aber, würde er auch gut sprechen, würde er nicht aufhören müssen? Dieser Gedanke klemmte besonders das Herz der Mutter, welche die Schüchternheit ihres Ludwig nur zu gut kannte, und fast ängstlich zog ihr Auge hinüber zu dem Sohne, der sich jetzt wieder schon und nachlässig an das Gitter lehnte, fast fürchtend, den Blicken der Eltern zu begegnen. Neben der Doctorin ging classisches Schrittes Charlotte; die dunklen Locken flogen um die leichtgerötheten Wangen, und ihr braunes Auge

bligte gar freundlich auf die Gruppe der jungen, frischen Leute, die ehrenbietig grüßten, als sie vorübergingen.

„Sapperment, die ist nicht übel“, rief der Kleine, der sich schon darauf zu gute that, den Studenten zu spielen, „Ludwig, ich gratulire Dir zu Deinem Kamiscl!“ Alle lachten, aber Ludwig zog spöttisch die Lippe in die Höhe und sagte nur: „Berliner Blauschmuck!“

„Och, Du bist ein Wilber dem schönen Geschlecht gegenüber“, sagte jetzt der angehende Lyriker, „wirfst schwindlicht beim Tanzen und warst gewiß noch nie im Leben verliebt!“

„Verliebt? auch das noch in diese einfältigen Geschöpfe, mit denen man kein vernünftiges Wort sprechen kann.“

„Auch nicht einmal in jene Rosenknope, die eben mit Deiner liebendwürdigen Schwester den Alten nachritt?“

Nun ward Ludwig roth: „Dummes Zeug,“ sagte er, „ich sehe die Kleine schon, seit sie aus der Widel ist, fast jeden Tag und spiele mit ihr, wie mit einem Kinde. Hübsch ist sie geworden, das muß ich gestehen, aber sonst ist das Quisichen noch gar zu klein-groß. Die Mädchen spielen wahrhaftig noch mit den Puppen, wenn sie sich auch schämen und sich immer vor mir einschließen, daß ich sie nicht zu sehr verhöhne.“

„Ach! ich wollte sie lieben mich mitspielen,“ seufzte der Kleine schwermüthig, und ein unbändiges Lachen war die allgemeine Antwort.

„Schwache keinen Unsinn, Wangenrode“, sagte Ludwig, „und mache mir lieber die Schnalle an meiner Kravatte auf. Nun melne Alten glücklich herein sind, kann ich das Marter-instrument in die Tasche stecken.“

Wangenrode gehorchte, wie er denn Alles that, was Ludwig ihm gebot, und hätte er ihm selbst gesagt, er solle dorthin zu den Lehrern gehen und dem Professor Landmann einen Nasenflüßer geben.

„Du willst doch nicht“, wandte der blindstiefige Lyriker schüchtern ein, „so im bloßen Hals —“

„Freilich will ich: nicht drei Worte brächte ich heraus mit dem Strick um den Hals. Ha, Lust, Freiheit! ich glaubte vorhin zu ersticken!“

„Aber was werden Deine Alten sagen?“

„Meiner Mutter ist es einerlei, die ist viel zu vernünftig, um mir den Zwang anzuthun, und was den Papa betrifft, der mir freilich immer mit unerbittlicher Strenge das Ding da octroyirt, den hoffe ich mit den Lebensprüchen zu versöhnen, die mir der Cato einträgt.“

Der Lyriker, der unendlich viel auf Eleganz und Glacéhandschuhe hielt, wollte noch etwas sagen von der Unziemlichkeit, so vor einem geehrten Publikum zu erscheinen, aber die große Glocke, welche das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit gab, erschall, und Alles setzte sich in Bewegung. Die Inhaber der verschiedenen bunten Hüpen und glücklichen Bewältiger der Wurstwedden posterten zuerst hinein in den Saal, der bei solchen Gelegenheiten und bei den allsonntäglichen Predigten benützt wurde, und nahmen ihre Plätze ein; ihnen folgten die älteren Schüler mit ruhigerer Haltung, und den Schluß machten die Lehrer. Drinnen war die Ordnung hergestellt, da Alles vorher bezeichnet worden. Etwa die Hälfte des niederen Saales, der durch schmale Glasscheiben ein düstiges Licht empfing, war angefüllt mit den Eltern, Verwandten oder Freunden der Knaben, die bei der Feierlichkeit mitwirkten. Die Wände waren nur mit Kränzen von Fichtenlaub geschmückt, da es jetzt Ende März weder anderes Laub noch Blumen gab; das untere Wandende schmückte das Wappen des kleinen Staates, und fast verwundert schauten darauf die Köpfe von Plato und Sokrates, die sich in Gypsabgüssen daneben befanden. In der Mitte des Saales stand ein Flügel, an welchem der Singlehrer Platz nahm, und daneben erhob sich ein Katheder, für diejenigen bestimmt, die

Neben oder Gebichte vortragen sollten. Ein feierlicher Choral, von den Schülern gesungen, versetzte Publikum wie Vortragende in die rechte Stimmung, und nachdem noch zwei Knaben eine vielhändige Piece vorgetragen, kam der Vierzehnjährige an die Reihe, welcher die berühmte Pallade von Pipin, verfaßt und ihm selbst einstudirt von Professor Landmann, vortragen sollte. Es war ein runder, frischer Junge, dem von dem Genuß der Wurstbrotzel noch ein glänzender Festrand die frischen, rothen Lippen umglänzte. Mit heller, ledeter Stimme sang er an, und es ging Alles ganz gut, bis der unglückliche Moment kam, wo Pipin mit einem Schlage dem Ochsen den Kopf vom Rumpfe trennt. War bis dahin das begleitende Geberdenspiel schon etwas zu lebhaft gewesen, so gab es doch jetzt den Gipfelpunkt der Ueberraschung. Der unglückliche Declamator, welcher sich nicht gerade durch außerordentliche Geistesgaben auszeichnete, befolgte nur zu treu, was ihm der Lehrer anbefohlen. Bei der ominösen Stelle erhob er die Hand und fuhr sich wie mit einem Schwerte damit über die Gurgel, als ob er selbst der Ochse sei, der geköpft worden. Ein verrätherisches Richern erhob sich von der vordersten Bank, wo in einer Reihe das Häuflein der Selecta saß, deren Gespräch wir verstehn belauscht, wie ein Lauffener ging es durch die übrigen Bänke, und ehe noch der Arme die folgende Strophe beginnen konnte, brach unaufhaltsam ein lautes Lachen los, das sich nur zu bald auch dem Publikum mittheilte. Der Junge auf dem Katheder stand einen Augenblick wie versteinert, dann zog er ein sauber zusammengefaltetes, rothgewürfeltes Taschentuch hervor, brachte es an die Augen, fing laut zu schluchzen an und stürzte von dem Katheder herab, gerade auf Landmann zu, der blaß und bebend vor innerer Wuth da stand. „Ich habe es Ihnen ja gesagt, Herr Professor“, schrie der Junge auf sich, „ich wollte mich nicht selber köpfen!“ „Schweig“, donnerte ihm Landmann entgegen, „wer hat Dich geheißen, die Geberde so auf-

fallend zu machen?" Wiederum scholl von der vordersten Bank das Signal zu einem neuen Lachsturm, und selbst die Lehrer drohten die Fassung zu verlieren; Einer wich hinter den Andern zurück, und Landmann wendete sich wüthend gegen die Selecta: „Schämt Euch, mit Eurem dummen Lachen, Ihr albernern Jungen! In's Carcer sollt ihr mir Alle!" schrie er sie an. Ein lautes Zischen antwortete, und die Feierlichkeit drohte sich in allgemeinen Tumult aufzulösen. Da erblickte man plötzlich auf dem Ratheder die Gestalt des Directors, und allein der Anblick seines milden, geistvollen Gesichtes genügte, die tolle Jugend herabzustimmen. Er winkte einigemal mit der Hand, bis Alles stille war, dann sagte er mit leiser, aber durch den ganzen Saal vernehmlicher Stimme: „Es ist ein Festtag heute, wir wollen darum Alles vergeben und vergessen; das verehrte Publikum wird sich erinnern, daß dasselbe hier mit jugendlichen Leistungen zu thun hat; unser kleiner Declamator, ein braver, lieber Junge, wird ein andres Mal seine Sache besser machen, und mein verehrter Colleague wird verzeihen, daß seine schöne Dichtung so unzeitgemäß unterbrechen wurde, wenn er erwägt, wie Gott Remus als römischer Rebeld auch oft bei ernstem Geschäft sein Spiel treibt." Ein kleiner sarkastischer Zug spielte, vielleicht ihm selbst unbewußt, bei diesen Worten um seine Lippen, und der Angeredete brückte sich leichenblau in eine Fensterbank, zwischen den Bänken knirschend: „Sie sollen mir's noch Alle entgelten, die frechen Jungen da vorn!" Dann wandte sich der Director mit ernsterer Miene nach den Schülern und fuhr mit gehobener Stimme fort: Von Euch, meine Freunde, erwarte ich jetzt die Ruhe, welche der Feierlichkeit dieser Stunde geziemt!" Die einfachen Worte wirkten mehr als eine lange Standrede, manche Wangen röthete sich im Bewußtsein, nicht frei von Schuld zu sein, und selbst der kleine, lede Wangenrede schlug beschämt die Augen nieder. Einen Moment beherrschte des Directors klarer, sanfter Blick die jugendliche Menge, dann sprach

er sehr gelassen: „Ludwig Brandeis, tritt jetzt zuerst hervor und halte Deine Rede über den Tod des Gato von Utika; ich hoffe, du führst dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit zurück.“ Mit diesem Wort ging er leise auf seinen Platz zurück.

Ludwig Brandeis erhob sich zögernd, und seine gewöhnlich bleiche Wange malte sich nach und nach mit glühendem Roth; er hatte zuletzt sprechen sollen, und nun sah er sich auf einmal aufgerufen, lange ehe er es erwarten konnte. Sollte es vielleicht eine kleine Strafe sein, weil er offenbar mit unter den Ersten war, die das Gelächter angestimmt? Sein Herz schlug fast hörbar, als er dem Katheder zuschritt, und seine Mutter, da drüben ihm fast gegenüber, griff unwillkürlich nach der Hand ihrer Nachbarin, die sie krampfhaft drückte, während die Letztere selbst gespannt zu dem Jüngling aufsaß, der jetzt drehen stand, und einen Moment wie träumerisch vor sich hinstarrte. Wie die schlanke, biegsame Gestalt, hatte auch der Ausdruck des Gesichtes fast etwas Mädchenhaftes, und die schlanken, weißen Hände, mit denen er die Rolle Papier vor die Brust hielt, widersprachen dem nicht. Wohl aber die mächtige hohe Stirne, um welche in sanften Wellen sich das kastanienbraune Haar lockte. Sie verkündete den denkenden, forschenden Mann, sowie der weiche und unendlich anmuthige Mund das dichterische Gemüth. Die Augen waren grau und konnten wegen ihrer Kurzsichtigkeit oft matt und glanzlos erscheinen, was noch vermehrt wurde durch das träumerische Hinbrüten, dem sich Ludwig gerne hingab; aber jetzt schien es, als ob der Geist sich auf einmal besinne, was hier seine Aufgabe sei. Ludwig athmete hoch auf, sein Auge begann zu leuchten und überflog mit glänzendem Blick die Versammlung — er begann zu sprechen, nur die ersten Worte wurden stotternd und schüchtern vorgetragen, dann schien der Redner zu vergessen, wo er sich befand, er war wie mit sich und seinem Gegenstande allein, und in flammender Begeisterung rollten die Worte von seinen Lippen. Er ver-

theibigte den Selbstmord des Cato von Utika, der sich lieber den Tod gegeben, als den Sturz der römischen Republik und Freiheit erleben wollte. Mit glühenden, tiefempfundenen und dann hinreißenden Worten schilderte er den Schmerz des alten Republikaners, welcher das Gebäude, das Rom Jahrhunderte lang groß und mächtig gemacht, unter der Hand eines Einzelnen hinsinken sieht. „Die Freiheit ist jeden Opfers, auch des Höchsten werth“, rief er begeistert, „neben ihr ist das Leben nur gering zu achten, denn besser ist es, frei zu sterben, wie als Slave zu leben. So fühlte Cato, als er den Verband seiner Wunden mit starker Hand abriß, damit sein edles Blut dahin ströme, welches er in ihrem Dienste in andrer Weise nicht mehr versprechen konnte. So stiehe auch das unsere, wo sie in ihrem Dienste gegen Unterdrückung und Verrath aufrust. So hat sein Beispiel allezeit auf die Nachgeborenen eingewirkt. Schlagen wir das berühmte Gedicht des Italieners Dante auf, wo finden wir Cato von Utika? Weilt er unten im dämmern: den Schattenreiche, wo die edlen Griechen und Römer wallen, die gut und groß gelebt, aber den Segen der Tausche nicht empfangen haben und darum nie zu des Himmels Höhen emporsteigen können? Rein, der große Dichter, dessen eignes Herz nur für Freiheit und die Größe seines Vaterlandes schlug, er hat diesen Einzigen an die Pforte des Purgatoriums versetzt, die er als treuer Wächter den bereuenden Seelen öffnet. Er stieß ihn nicht hinab in die Hölle, in den Raum der finsternen Selbstmörder. Daß er aus freiem Entschluß die unfreie Welt verließ, um sich die ewige Freiheit zu retten, genügt Dante's ungebeugter Seele, ihn Denen gleich zu stellen, die nach Gott und dem Himmlischen trachten. In seinen Augen hatte er sich selbst erlöst von der Knechtschaft und seine Seele gerettet, hinaus über Zeit und Ewigkeit. So dachte der christlichste Dichter, welcher je gelebt, so müssen auch wir denken von Cato's Selbstmord. Wir reichen ihm knieend die Krone des freiesten Mannes

bar, und sein Beispiel soll die Nachwelt, soll die Jugend be-
geistern, ihm nachzustreben in der hingebendsten Liebe zu der
Freiheit, im unverföhnlichsten Haß gegen die Unterdrückung!" —
Er hatte geendet, strich sich die Loden aus der Stirne, warf
einen Blick hinüber nach dem Platz, wo seine Mutter saß, ver-
ließ dann langsam den Katheder und lehrte auf seinen Platz
zurück; ein lautes Murmeln des Beifalls begleitete ihn, der
Director nickte ihm von seinem Sitz aus freundlich zu, und
die Freunde empfingen ihn mit glänzenden Blicken. Wangen-
rode drückte ihm verstehten die Hand und flüsterte: „Hast's
brav gemacht, alter Junge; die schöne Berlinerin hat aber auch
keinen Blick von Dir verwandt, und Deiner Kleinen standen
sogar die Vergifmeinnichtblümchen voll Thränen".

„Das glaube ich", antwortete Ludwig eben so leise, „meine
Kleine versteht auch, was ich meine, vielleicht noch besser als
Ihr". Wangenrode hatte richtig beobachtet; Charlotte hatte mit
ungetheilter und steigender Aufmerksamkeit auf Ludwig's Rede
gelauscht, mit leuchtenden Augen hing sie an seinen Lippen, und
als er geendet sagte sie zu ihrer Nachbarin: „Sie sind eine
glückliche, glückliche Mutter!"

Die Doctorin lächelte ihr freundlich zu, aber in ihren
Augen lag ein tiefer Ernst, als sie antwortete: „Glücklich ja,
aber auch sorgenvoller als viele andere Mütter, der Feuerkopf
wird uns noch viel zu schaffen machen!" Dann sah sie sich
nach ihrem Manne um, der in einem Kreis von Männern stand,
meist Beamte oder Militärpersonen, die ihn wegen des talent-
vollen Sohnes beglückwünschten.

Nach einigen Minuten nahm die Feier ihren Fortgang
und verlief ohne weitere Störung, wie auch ohne bemerkens-
werthe Leistung, es müßte denn das selbstverfaßte Gedicht ge-
wesen sein, welches der Lyriker mit so störender und ängstlicher
Stimme vortrug, daß es dadurch allein unmöglich war, es
richtig zu beurtheilen. Doch verschloß Landmann nicht ihm nach

dem Schlusse der Feiert darüber die außerordentlichsten Lobsprüche zu ertheilen, während er an Ludwig kalt vorüberging. Dieser ward indessen von Mitschülern und Lehrern mit freundlichen und anerkennenden Worten überschüttet. Der Director, welcher natürlich die Rede vorher geprüft, sprach sich abermals höchst lobend darüber aus; er dachte nicht daran, daß sie etwas Aufregendes oder Staatsgefährliches enthalten könnte. Laß er nicht täglich die Ciceronianischen und Demosthenischen Reden in seinem Studirzimmer, warum sollte sein classisch gebildeter Schüler nicht in einem Helken des Alterthums in gleicher Weise, mit demselben Schwung dieselbe Freiheit preisen, wie es dort auch geschah? Selbst der Religionslehrer nahm keinen Anstoß an dieser unumwundenen Vertheidigung des Selbstmords. Er war damals ein Nationalist vom reinsten Wasser, der den Schülern des Gymnasiums, die doch natürlich gebildeter waren, als die übrige Schuljugend, die Wunder oft in höchst ergößlicher Weise erklärte. Er deducirte ihnen z. B. sehr anschaulich, daß Jonas nicht wirklich im Bauche des Walfisches drei Tage und Nächte gefessen, sondern daß er sich wohl in einem Wirthshaus, genannt zum Walfisch, festgekneipt habe, und daß dies den Anlaß zu der späteren Legende gegeben. Aehnliche spassige Erklärungen hatte er für den Stillstand der Sonne, als Jesua die berühmte Schlacht gegen die Philister schlug, und anderes mehr, mit welcher Erregung seine Zuhörer sehr zufrieden waren. Er ahnte damals noch nicht, daß ihn die eigenthümlichen Wechselfälle des Schicksals oder die Wandelbarkeit seines eignen Geistes noch bis zum Oberhosprediger erheben würden, an welcher hohen Stelle er sich dann natürlich aus einer sehr andern Tonart mußte vernehmen lassen.

Eben so gleichgültig blieb das Publikum bezüglich des tieferen Inhalts dieser Rede. Weder diesen Vätern, noch den Lehrern war es mehr als eine Stylübung, eine schöne rhetorische Probe. Von der Gluth, die den Geist, das Herz befehen

mußte, welches seinen innersten Gedanken so verkörperte, hatte Niemand eine Ahnung. Aber dort an dem Gitter, nahe beim Ausgang, standen sie jetzt wieder dicht zusammen, Ludwig, Wangentrete und noch Einige Andre, mit intelligentem Gesichtsausdruck. In dieser Jugend klopfte ein warmes, feuriges Herz; ihnen war dies nicht bloß so hingesprochen, sie empfanden dabei, was gewitterschwül sich schon seither anfang über die Welt zu lagern, und die Blicke, die aus ihren Augen zuckten, sie galten nicht bloß einer poetischen Phrasen, einem rhetorischen Erguß, sie galten der Wirklichkeit und dem Leben, und als sie sich scheidend die Hände reichten, schlossen sie sich fest zusammen wie noch nie, und als wollten sie damit einen geheimen Bund besiegeln, der der Gemeinheit, der Unterdrückung und Knechtschaft auf ewig den Krieg erklärte. —

Ludwig schloß sich weggehend den Eltern an, die jetzt aus dem Gewühl heraustraten und ihn freundlich bewillkommen. Dann reichte er der Schwester die Hand, die sie leise drückte und den Bruder mit einem Blicke ansah, in dem vielleicht das erste, wahre Verständniß lag, außer dem der Freude. Charlotte, die schweigend nebenan ging, hatte es bemerkt, wie die Geschwister sich gegenseitig begrüßten, aber sie sagte Ludwig jetzt nichts. Sie hatte an diesem Nachmittag einen tiefen Blick in ein frisches, unentweichtes, allem Schönen hingebendes Jünglingsherz gethan, und sie wollte sich dies Herz zu gewinnen suchen in Schwesterlicher Freundschaft, denn sie ahnte, daß es vielleicht bald vorurtheillosen Schuß, wohlwollendes Verständniß bedürfen könne. —

III.

Ob sie noch das Haus erreichten, kam Arthur Hohenstein ihnen langsam entgegen. Er hatte versprochen, Charlotten draußen

im Gymnasium abzuholen, und entschuldigte sich nun, nachdem sie sich gegenseitig mit heller Freude begrüßt, damit, daß ein unvorhergesehenes Geschäft ihn davon abgehalten. Der Abend war wunderschön, und Arthur schlug seiner Frau vor, noch einen Spaziergang zu machen; sie willigte freundlich ein und sagte dann: „Zuvor aber mache unsrem jungen Hausgenossen Dein Compliment über die schöne Rede, welche er soeben gehalten, es ist schade, Arthur, daß Du sie nicht gehört hast!“ Arthur wandte sich zu dem jungen Mann, der verlegen niedersah: „Es freut mich dies zu hören, aber, Sie nehmen es mir nicht übel, daß ich fehlte — Actustreden — große Kinderrei. Sie wissen selbst am besten, wie viel dahinter steht. Man stellt einige schöne Redensarten zusammen, und Alles ist gerührt, der Director obenan.“

Ludwig sah ihn nun groß und voll an, er wußte, wie viel von Reiz in Hohenstein's Reden lag, der es nicht leicht ertrug, wenn ein Anderer in seiner Gegenwart gelobt wurde, er antwortete ruhig: „Es ist oft so, wie Sie sagen, aber mir war es keine Kinderrei; was ich sagte, meinte ich auch sehr ernstlich!“

„Wird sich schon legen, lieber junger Mann“, sagte Hohenstein sarkastisch und klopfte ihm leicht auf die Schulter. Ludwig wich wie gestochen vor ihm zurück. „Phrasenmacher mögen das denken, Herr Hohenstein“, sagte er scharf, „nur ächte Gesinnung legt sich nicht, sie wächst mit uns und trägt uns zu Dem empor, was wir erstreben.“

„Schön gesagt, brav“, fuhr Hohenstein im Tone der Ueberlegenheit fort, und Ludwig hob trotzig den Kopf wie zu einer gereizten Antwort. Aber schon hatten Mutter und Schwester ihn an den Händen gefaßt: „Komm herein, Ludwig“, sagte die Mutter, „ich habe heute Abend noch die Hände voll zu thun, bis der Vater nach Hause kommt, und Du bist gewiß hungrig und durstig. Unser Thee, den Du so sehr liebst, wird bereit stehen. Es würde mich sehr gefreut haben“, fuhr sie,

gegen Charlotte und ihren Mann gewendet fort, „wenn Sie mir auch das Vergnügen geschenkt hätten!“

„Danke herzlich“, antwortete Charlotte, „wir wollen den schönen Abend noch ein wenig benützen. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich mitgenommen, und auch Ihnen, Herr Brandeis, danke ich für den Genuß, den Sie uns bereitet; Adieu, Gustchen!“ Mit freundlichem Knospnicken ging sie am Arm des Vaters weg, und Frau Brandeis trat mit ihren Kindern in das Haus, nachdem Ludwig noch einmal sich umgesehen und den Weggehenden mit einem langen Blick gefolgt war.

Die Beiden schritten schweigend bis vor das nahegelegene Thor, Eines unzufrieden mit dem Andern. Charlotten hatte des Vaters sonderbare, protegirende Art dem Jüngling gegenüber mißfallen, und er ärgerte sich über das Lob, das sie ihm so reichlich gespendet. Jedes nahm sich vor, dem Andern nichts darüber zu sagen, aber wo wäre je ein solcher Vorsatz gehalten worden? Arthur brach nach Männer-Art zuerst hervor: „Du verdirbst den Jungen mit Deinen Schmeicheleien“, sagte er etwas rauh, „er ist so schon eingebildet genug“. „Du vergiffest“, antwortete Charlotte sanft, „daß ich heute zum Erstenmal mit ihm sprach, und überdies sagte ich ihm keine Schmeichelei, sondern die Wahrheit“.

„Es mag drum sein, ich gestehe zu, daß er talentvoll ist, aber ich mag den Jungen nicht.“

„Warum nicht, was hat er Dir gethan?“

„Mir gethan? natürlich nichts! Was könnte dieses Kind mir thun? Aber sieh nur, wie weltverachtend er den Kopf trägt, wie er gleich aufbegehrt, wie er über Alles seine eigene Meinung hat. Ich kenne ihn etwas länger als Du!“

„Mein Lieber, Du vergiffest, seine Jugend mit in Anschlag zu bringen. Daß Ihr alten Leute doch immer vergeßt, wie auch Ihr gewesen seid“, fuhr sie fort, ihn mit ihrem lieblichen Lächeln ansehend, „meinst Du, ich könne mir nicht denken, daß Du auch einmal ein recht lediger Bursche gewesen bist, dem nichts

recht war und der die Nase noch höher trug, als der gute Ludwig.“

„Nein, nein,“ rief Arthur lebhaft, „ich war immer sehr bescheiden, sehr demüthig, viel zu demüthig.“ —

„Nun, so sei es auch jetzt“, rief Charlotte lachend, „und bekenne, daß Du Unrecht hast, und sei freundlich und wohlwollend gegen Ludwig, wie es unsre Pflicht ist gegen die Jugend zu sein.“

Arthur lachte auch, sah ihr tief in die schönen Augen und drückte zärtlich ihre Hand an seine Brust.

„Wer so freundlich gegen die Jugend gesinnt ist, kann es auch gegen das Alter sein“, sagte plötzlich eine starke Stimme neben ihnen, daß Charlotte erschrocken zusammensuhr; Beide sahen sich um und erblickten neben sich grüßend einen großen Mann, den wir schon unter seinem Spitznamen, dem des „Frosch“, kennen gelernt. Er war mit Arthur ziemlich nahe befreundet, schätzte ihn als seinen früheren Schüler noch von dem Gymnasium her und sprach sich bei ihm gerne über Manches aus, was er sonstwo nicht gut konnte.

„Schon seit einer Viertelstunde leuchte ich Ihnen nach, meine Verehrteste“, sagte er zu Charlotte, „ich erkannte Sie an dem Wehen Ihres blauen Schleiers, und obgleich man eigentlich Neuvermählte bei ihren ersten Gängen durch Hain und Flur nicht stören soll, so überweg doch meine Lust, heute nicht allein spazieren zu gehen, mein Bedenken“.

Charlotte lachte und erwiderte: „Sie sind uns recht willkommen, Herr Doctor,“ und Arthur fügte hinzu: „Ich kann es mir denken, daß Sie sich darnach sehnen, den heutigen Schulschponder wieder zu verlaufen.“

„Gehen wir in den Wald?“ fragte der Hinzugekommene am Ende einer langen Allee von noch bürren Lindenbäumen, die in grader Linie von dem Thore nach einem Tannenwalde führte. „Ja“, sagte Charlotte lebhaft, dieser Wald gefällt mir

bis jetzt am Besten von Allem, was ich noch hier gesehen, so nahe bei der Stadt, so bequem zu erreichen, es ist mein liebster Spaziergang."

"Ich widerspreche nicht", war des Doctors trockne Antwort, „im Frühling und Herbst liebe ich ihn auch, besonders am Abend, wenn die Sonne, wie jetzt, die Spitzen der dunklen, schlanken Bäume übergolbet."

"Und hören Sie die Lerche?" fiel Charlotte frohlockend ein, „die drüben in dem Gelbe ihr Liedchen singt; so frisch und wohl wird mir's auch hier bei dem balsamischen Duft dieser grünen Tannen. Es ist doch recht schön, in Deiner Heimath, Arthur!" „Ach ja, wenn man's obenhin betrachtet", erwiderte er, „aber ich bewundre Sie, Doctor, wie poetisch Sie diesen Aprilabend auffassen, der anfängt, mir etwas fröhlich über den Rücken zu laufen. Hat Landmann Sie mit seiner Poesie angestedt?"

„Gott Lob, nein, aber heute ist es ihm gut gegangen, lassen Sie sich erzählen" — und nun erzählte er den Austritt in dem Gymnasium, während Charlotte mit heitrem Lachen accompagnirte.

„Es ist mir doch leid für Landmann" sagte Arthur, als er geendigt.

„Leid? warum nicht gar! ich wollte, er würde noch öfter so blamirt. Dieser Mensch, der keine Idee von der Würde und dem ernstlichen Beruf eines Lehrers hat. Sehen Sie, es ist schrecklich, mit einem solchen Menschen an einem Strange zu ziehen; was ich und Andre gut zu machen suchen, verdirbt er wieder."

„Je nun, das Lehramt hat seine großen Schwierigkeiten!"

„Brauchen Sie mir nicht zu sagen; ich empfinde jeden Tag, wie wahr der weise Salomo sprach, als er sagte: „Wer lehren will, muß leiden!" aber wer nicht im Stande ist, die erste Bedingung zum Lehren, die Disciplin, aufrecht zu erhalten,

wer nicht einmal die Ordnung in seiner Klasse handhaben kann, dem sollte man es von Rechtswegen untersagen."

"Von Rechtswegen, was geschieht denn bei uns von Rechtswegen?"

"Nichts, Sie haben Recht, noch nie habe ich so gut begriffen, was Talleyrand sagt: O, ihr lieben Leute, ihr wißt nicht, mit wie viel Dummheit und wenig Geschick die Welt regiert wird. — Sehen Sie diesen Landmann, er ist völlig unfähig zu seinem Amte; er soll die deutsche Sprache und Litteratur lehren; was thut er aber? er bringt die ganze Stunde mit unnützem Gerede herum, welches nicht zu der Sache gehört; Zeitungsgeflatsch, Politik, alles Mögliche verarbeitet er für sich selbst in lauten Monologen in der Stunde, und die armen Teufel müssen zuhören, werden ungeduldig, lachen ihn aus, lernen nichts und werden schließlich noch bestraft."

"Er wirkt aber doch anregend", wandte Arthur ein.

"Ja, anregend zur Confusion; die Unbedeutenden werden eitel, weil er ihnen glauben macht, sie seien poetische Genies, die Bedeutenden treibt er zur Wuth durch sein Geschwätz und seine Parteilichkeit."

"Je nun, was ist da zu machen? er ist doch nun einmal vom Staate angestellt, man kann ihn nicht todt schlagen."

"Ja, sehen Sie, das ist der Jammer, daß man darauf studiren kann, ein Lehrer zu werden, daß man ein Examen macht über seine Kenntnisse, aber Keines über seine Fähigkeit zum Unterrichten und Erziehen. Der Mann ist angestellt, folglich muß er an seinem Posten bleiben, wie schlecht er ihn auch ausfüllt."

"Ich wiederhole Ihnen, man kann ihn doch nicht todt schlagen. Er hat diesen Beruf erwählt, er hat seine Zeit, sein Geld darauf verwendet, der Staat muß ihn erhalten."

"Ganz gut, aber der Staat soll ihm lieber jedes Jahr seinen Gehalt geben und ihn vergehen lassen, wo er Lust

hat; besser, als daß er eine Generation nach der andern verdirbt."

"Ja, mein Vester, da müßte erst der Staat anders eingerichtet sein, da müßte nicht das Geld für andre Dinge gebraucht werden."

"Freilich, freilich, für die Erziehung, für das heiligste Gut der Menschheit, da ist immer nichts da, da wird gespart und gezwackt. Nächstens fällt uns auch noch unser Pädagog:Gehäude über den Köpfen zusammen und schlägt uns sämmtlich todt, dann braucht Niemand mehr erzogen zu werden und Niemand mehr zu verziehen. Aber ich wette, dem Landmann ist dann auch wieder das Glück günstig, er wittert Alles, er ist dann sicherlich auf Urlaub verreist."

Arthur und Charlotte mußten laut lachen und Letztere sagte: „Sie sind ja ganz wild, ich glaube, Ludwig Brandeis hat Sie mit seiner Rede so aufgeregt“.

„Liebe Frau, antwortete der Doctor, „ich kann nicht anders, ich muß wild werden, wenn ich an unsere erbärmlichen, deutschen Zustände denke, wie sie sich bis in's Kleinste manifestiren. Da drüben in Frankreich hat die Julirevolution kaum erst ein bißchen aufgeräumt, bei uns bleibt es eben immer beim Alten.“

„Et! Et!“ stammelte Arthur und war wirklich erschrecken, so daß Charlotte verwundert zu ihm aufsaß, „Sie sprechen sich ja laut darüber aus.“

„Nun“, lachte der Doctor, „ich denke, wir sind hier so ziemlich allein unter diesen Bäumen, Sie brauchen sich nicht zu fürchten, um so mehr, da ich ja weiß, daß Sie ganz dasselbe denken.“

„Denken, o, gewiß! Niemand weiß es besser, Niemand fühlt es schmerzlicher, in welcher elenden Welt wir leben; wir haben ja nichts, keine freie Bewegung, kein öffentliches Leben, keine freie Presse. O, wenn wir eine freie Presse hätten, wie wollte ich schreiben, wie mein Herz ergießen!“

Charlotte brückte leise aber innig ihres Mannes Hand, und der Doctor sagte: „Jetzt sprechen Sie wie ich, und vorhin waren Sie ganz erschrocken!“

„Ja, man wird so ängstlich hier“, sagte Arthur wieder mit sinkender Stimme, „Herr Doctor, es bleibt doch Alles unter uns!“

„Besßen“! sagte der Andre unwillig, „sollten mich doch kennen, ein alter Burschenschaftler, der auf der Wartburg die sauberen Bücher mitverbrennen half, und jetzt einen Menschen verurtheilt?“ Aber, um wieder auf Ludwig Brandeis zu kommen, das ist ein Feuerkopf, liebe Frau Hohenstein, und wie der Junge spricht, so ist es ihm auch um's Herz; aus Dem kann Großes werden, wenn die Polizei nicht vorher seine Größe wittert.“

„Hat er wirklich so gut gesprochen?“ sagte Arthur, „meine Frau war sehr entzückt, aber mein gutes Lottchen schwärmt gern ein wenig“ — setzte er hinzu, sie zärtlich ansehend!

„Du mußt immer necken“, flüsterte Charlotte, und der Doctor sagte: „Ja, es war gut; man merkte freilich die achtzehn Jahre und die griechisch-römischen Phrasen, die unser guter Director den Jungen eingeübt, aber es war auch eignes Feuer und Verstandniß dabei. Aber ich kann Euch nicht sagen, wie die Burschen mich oft dauern; da werden sie bei uns in den Gymnasien groß gezogen mit der Weisheit der Classiker, ihr Kopf brennt von den Freiheitskriegen der Griechen, und der römische Republikanismus wächst ihnen in Fleisch und Bein. Keiner unter ihnen, der sich nicht selbst in Gedanken ein kleiner Cato oder Brutus dünkt, der nicht die Falten seiner Toga um sich drapirt und sich in eine wirklich gefühlte Gluth von Bürger-tugend und Bürgerstolz hineindeklamirt. Mit diesem Himmel in der Brust werden sie denn hineingestossen in die wirkliche Welt, in unsre kleinlichen, engen Verhältnisse, in denen sich schon eine Schwalbe den Kopf eintrennt, geschweige denn ein Adler. Ihre Brust glüht von Freiheitsdrang, und sie müssen

Skaven werden; sie fühlen sich als Cicero und Demosthenes im Dienste der Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe zu reden befähigt, aber wo ist die Arena für die Eloquenz, die sie einmal im Leben auf dem Redectus des Gymnasiums frei entfalten durften? Schweigt! donnert ihnen überall die Polizei entgegen; Schweigt! heißt es in den Gerichtssälen, denn was wissen wir von öffentlichen Verichten? Schweigt! heißt es selbst in den Kammern, wenn ihr nicht Vertrauen zu stößen wißt. Nur auf der Kanzel, da dürfen sie sprechen, aber wie, das wissen wir Lehrer am besten, denen schon tausendmal ein beklemmendes Mutterherz zugeflüstert: Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor, mein Sohn sollte Theologie studiren, für etwas Anderes ist er zu beschränkt!“

„Sie malen schwarz“, unterbrach Arthur des Doctors Redefluß.

„Und doch noch lange nicht schwarz genug“, fuhr Jener hastig fort, „es ist genau so, wie ich Ihnen sage. Zwischen unserer sogenannten classischen Bildung und Erziehung und unserem wirklichen Staatsleben klafft ein Abgrund, in den sich noch manche edle Jünglingsgestalt eifernnd hinabstürzen wird; aber ob es ihm dadurch gelingt, das Vaterland zu retten, ist eine andere Frage. Sehen Sie England an; es fällt mir gar nicht ein, das Land über Gebühr zu preisen, aber die Jugend von Eton und Oxford findet doch wenigstens dort Spielraum für ihre Kraft. Sie mögen ungestraft im Parlament und vor der Jury ihren Horaz und Aristoteles citiren, es läuft den englischen Staatsmännern nicht gleich eine Gänsehaut über den Rücken, wenn sie über Brutus ein ehrendes Wort vernehmen, und wenn ein Nero gebrandmarkt wird. Sie haben doch noch etwas von ihrer classischen Bildung, aber bei uns, du lieber Gott, wenn nicht ganz Griechenland und Rom bei unseren Abiturienten im ersten Semester auf der Universität im Bierstübchen ersäuft wird, so sind es staatsgefährliche Menschen. Fort damit,

sage ich, gebt den armen Teufeln Wahrheit statt der Idealität, die nur dazu dient, sie unglücklich zu machen!"

„Und was wollen Sie ihnen statt dessen geben?"

„Die Realität, in der sie sich wenigstens einigermaßen frei bewegen können. Positive Lehrgegenstände sollten zum Theil die alten Classiker ersetzen: Mathematik, Geometrie, Naturwissenschaften, modernen Sprachen müßte mehr Spielraum gelassen werden; das mühsame Erlernen der alten Sprachen bringt den Jungen nur wenig Nutzen, und der Geist, den sie daraus lernen, führt sie nur in's Verderben!"

Hohenstein lachte laut auf: „Wieder ein Hünkchen des Streites zwischen realer und classischer Pädagogik, der in jüngster Zeit ganz ernstlich zu entbrennen droht! In Ihrer Argumentation erkenne ich recht deutlich den Geographen, den gereiften Mann, der England und Amerika gesehen und sich die Rühmlichkeitsbestrebungen dieser beiden Länder gemerkt hat".

„Ach, lieber Freund", sagte der Doctor stehen bleibend und Hohenstein seine Hand auf die Schulter legend, „gut, erkennen Sie mich daran, erkennen Sie aber auch den Mann, der es tiefer als je empfindet, wo Deutschland der Schuh drückt. Wir gingen bei unserm Gespräch von der Erziehung der männlichen Jugend aus. Gut, bleiben wir auf diesem Felde; Sie können es nicht läugnen, Sie müssen es selbst empfunden haben, welchen Kahenjammer der denkende Jüngling empfindet, wenn er anfängt, seine ihm durch die Classicität vermittelte Bildung mit Dem zu vergleichen, was er nun in der Welt leisten soll, und was sie ihm bietet".

„Ich läugne es auch nicht", rief Hohenstein, „ich habe Vieles innerlich durchgelämpft, bis ich mich einigermaßen in der Welt zurecht fand, aber ich glaube, daß nur Wenige so fühlen — und dann, wollen Sie, daß darum die Blüthe des griechischen und römischen Geistes, daß darum jenes himmlische Kleinod,

daß und diese untergegangnen Völker hinterlassen, jene Kunde, wie der Mensch zum Menschen sich bildet, entzogen werde?"

„Glauben Sie, daß ich dieses Bildungsmittel an und für sich unterschätze? Glauben Sie, ich würde es nicht als die Krone eines besseren staatlichen Zustandes betrachten? Aber unsre Zeit braucht practische Menschen, und welche Garantie gibt uns dafür unsre Jugend? entweder träumt und schwärmt sie oder sie verkommt in Mittelmäßigkeit. Den Genialen und Gedankenreichen unter ihnen droht ein unheilvoller Kampf, in dem sie und noch manche Nachgeborne untergehen werden, und die Andern, was sind sie? Lernen, wissen, erstreben sie etwas mehr, als was ihr Fach zunächst mit sich bringt? Nur im alten Schlandrian können sie mit weiter ziehen, und sonst nichts. Diesen jungen Leuten wird einst die Verwaltung der Staatsgelder anvertraut werden, haben sie eine Ahnung von Staatsökonomie? wissen sie, wie man die Industrie eines Landes hebt? haben sie ein Herz für den Schrei des Elends, der aus den unteren Volksschichten immer vernehmlicher heraufhört? Die Rechtspflege des Landes wird ihnen anvertraut sein, wissen sie, welches Recht der alte Deutsche in seinen Wäldern handhabte? wie er sich selbst das Recht sprach, frei, nach eignen Gesetzen, nicht, wie jetzt, hinter Schlössern und Riegeln, wo der Gefangene jahrelang in einer Untersuchungshaft seufzt, aus der er vielleicht schuldlos entlassen werden muß? Sehen Sie, dies sind die Stützen unsrer deutschen Staaten; Schwärmer, die Alles umzustürzen bereit sind, und Dummköpfe, eben so bornirt wie die Väter, die keinen Begriff haben von dem, was wirklich noth thut. So gehen sie aus unsren Lehranstalten hervor, dies sind die Keime, die dort in sie hineingepflanzt werden; sagen Sie nun, wo liegt die gesunde Vermittlung anders als in der Pflege der practischen Wissenschaften, damit es wenigstens materiell bei uns besser werde, da wir's politisch doch so bald nicht erreichen werden!“

Charlotte hatte dem Manne mit aufmerksamer Spannung gelauscht, und das höfliche Gesicht des „Frosches“ erschien ihr jetzt fast schön; als er geendet, winkte sie ihm freundlich zu und sagte lebhaft: „Ich glaube, Sie haben Recht, Herr Doctor, was Sie sagen, ist mir nicht unbekannt, ich habe es in Berlin auch schon in ähnlicher Weise aussprechen hören.“ Der Doctor fuhr mit dem Tuch über die Stirne, die er sich ganz heiß gerieben, und sagte: „In Berlin? ich dachte, da kümmerte man sich nur um Aesthetik und Frömmigkeit?“

„Gottlob ja,“ rief Hohenstein, „daß man sich dort noch nicht um die leidige Politik kümmert, dabei geht alle Poesie, aller Schwung zu Grunde! Aber kommt, wir müssen unterlehen, es ist spät,“ fuhr er fort, und setzte dann noch spöttisch hinzu: „ich will nicht hoffen, daß uns die heilige Hermandad unterwegs abfaßt wegen unsrer hochverrätherischen Reden!“

Sie wandelten wieder der Stadt entgegen, in der einzelne trübe Dellampen — von Gas wußte man damals noch nichts — zu schimmern begannen; Charlotte unterhielt sich lebhaft mit dem Doctor, welcher ihr von seinen Reisen erzählte, die er zu einer Zeit unternommen, wo er befürchten mußte, wegen einiger burschenschaftlichen Verbindungen, die er von der Universität her unterhalten hatte, in Untersuchung gezogen zu werden, wie es einigen seiner Freunde erging. Die Sache war ohne alle Bedeutung, aber man fürchtete sich schon damals mit vollem Recht vor dem geheimen Strafverfahren und der Demagogerie.

Er zog es vor, einige Jahre in's Ausland zu gehen, und als er zurückkehrte, gelang es einigen einflußreichen Verwandten und Freunden, ihm die Stelle am Gymnasium zu verschaffen, was um so eher ging, als man es auch andrerseits wünschenswerth fand, einen Mann von seinen Kenntnissen zu gewinnen. Doch betrachtete man ihn immer noch allgemein als einen Demagogen, wie man damals die Leute nannte, welche sich zu-

weisen erlaubte eine andere Meinung, als die Regierung, zu haben. Doch galt er nicht für gefährlich, und seine eigenthümliche Art zu sprechen, gewann ihm gewissermaßen das Recht, sich freier über Manches zu äußern, als dies sonst gebräuchlich war. Er gebrauchte außerdem die kleine Politik, immer nur erzählend auf die staatlichen Verhältnisse Englands und Amerikas hinzuweisen, seine Zuhörer mochten sich dann davon abnehmen und vergleichen, so viel ihnen gut dünkte. So war er nach und nach in einem Kreise von Lehrern, kleineren Beamten und einigen unabhängigen Leuten zur einer Art Autorität geworden, an die man sich in politischen Streitigkeiten, welche durch die Julirevolution und die Ereignisse in Polen selbst in den engsten Kreisen hervorgerufen waren, wandte. In einer Zeit, wo das Summen einer Fliege schon Furcht und Verdacht erregte, konnte dies natürlich nicht ganz ohne Anstoß bleiben, aber so beschränkt und schlecht auch damals schon die Regierungsweise war, es blieb doch einer späteren Zeit vorbehalten, die Leute ihrer bloßen Meinung wegen zu bestrafen. Man fühlte sich noch ganz sicher, und wie sehr man auch überall Verschwörung und Umsturz zu wittern suchte, um durch eclatante Bestrafung noch besser zu zeigen, wie fest und mächtig man sich wähnte, schlich doch nicht das Grauen einer wirklichen Revolution durch die Glieder der deutschen Machthaber. Man ließ also den Doctor ruhig „schwadroniren“, wie man sich in der Residenz ausdrückte, und konnte es um so eher, als er immer laut und heftig gegen den Unsinn von geheimen Verschwörungen declamirte.

Man redete wenig auf dem Heimweg; das vorausgegangene Gespräch war so reich an Anregungen gewesen, daß Jedes das Gesprochene noch einmal überdachte. Fast hatten sie das Thor erreicht, welches in die Stadt führte, als ihnen zugleich eine ungewöhnliche Bewegung in der Nähe desselben auffiel. „Was bedeutet dies?“ rief der Doctor, „sehen Sie einmal, der Festen

wird doppelt besetzt, dort stehen einige Offiziere mit Schärpen als Zeichen, daß sie im Dienste sind, und eine ganze Legion von Polizeidienern scheint aus der Erde zu wachsen!"

Raum hatte er ausgesprochen, als sich bereits zwei dieser Individuen ihnen näherten und sie scharf drauenscheinigten.

„Wo kommen Sie her? legitimiren Sie sich“, sagte der Eine ziemlich barsch zu Hohenstein, so daß Alle drei laut lachen mußten.

„Wir kommen aus dem Walde und gehen direct zu Bette“, antwortete Hohenstein mit lemischem Ernste, aber der Diener der heiligen Hermandad verstand durchaus keinen Humor. „Sie sind wohl auch so ein Krawaller?“ sagte er so grob, daß beiden Männern das Blut zu Gesichte stieg, und Charlotte sich ängstlich an ihren Mann drückte. Ehe jedoch der Lehrlere antworten konnte, trat ihnen einer der Offiziere grüßend entgegen, er kannte die Beiden und begriff nicht, was die Polizei mit ihnen wollte.

„Nun, Hauptmann“, rief ihm der Doctor zu, „was ist? warum kann ein friedlicher Bürger nicht mehr ruhig sein Nachtsquartier beziehen?“

Der Hauptmann, eine große, stattliche Figur, mit einer gewaltigen Stimme, rief laut schallend, so daß sich sogleich ein Haufe Neugieriger um sie herum gruppirte:

„Schöne Geschichten das! Haben Sie noch nichts gehört? Drüben in Frankfurt war gestern Abend Krawall. Die Studenten stürmten die Hauptwache, zogen nach dem Bundespalais, haben die Schildwachen ermordet; es war eine ganze Revolution!“

„Nun und“ —? fragten die Andern gespannt.

„Nun, man hat sie zusammengehauen wie altes Eisen, die dummen Jungen, wie es ihnen gehört für ihre Kindereien. Hätte ich sie nur Alle hier, ich ließe Einen nach dem Andern durchlarwalschen“.

„Aber warum denn hier diese Anstalten, fürchtet man etwa,

daß sie einen Ueberfall gegen die Residenz im Schilde führen?“ fragte der Doctor sarkastisch.

„Ja, sollten und nur kommen, so etwas passiert hier nicht, kann nur drüben in dem verfluchten, republikanischen Neste geschehen; aber entwischen sollen uns doch die sauberen Vögel nicht, ganz Frankfurt steckt voll von dem Gelichter. Man wußte die Sache hier schon am Morgen, aber es ward noch ein wenig vertuscht, die Nachrichten waren zu ungenau; gegen Abend kam aber bestimmte Meldung des Vorgangs hierher und die Bitte, auf die Fliehenden zu scharfen. Viele sind noch in Frankfurt versteckt und suchen sich unter Verkleidungen durchzuschleichen.“

„Die armen, jungen Leute!“ seufzte Charlotte.

„Sagen Sie lieber die Galgenvögel, schöne Frau“, rief der Hauptmann mit seiner lauten Stimme, denn er war bekannt als galanter Mann und hatte die hübsche Fremde auf den ersten Blick erkannt, wozu brauchen sie sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen! Sind sie dafür auf der Universität? Sie sollen studiren, duelliren und sich meinetwegen alle Tage betrinken, aber sich nichts um den Staat bekümmern, der ist nicht für sie da. Das sind aber die verfluchten Revolutionärsiden, die ihnen von den Canaillen, von den Demagogen in die Ohren geblasen werden! Wenn die Kerle doch nur Alle einen Kopf hätten, und ich dürfte ihnen denselben abschlagen!“ Diese letzten Worte begleitete er mit einem scharfen Seitenblick auf den Doctor, der dessen Sinn sehr wohl verstand. Er griff nach dem Hute und sagte trocken: „Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Hauptmann, für Ihre Auskunft, aber wir dürfen Sie wohl Ihrer Dienstpflicht nicht länger entziehen.“

„Thut nichts, ich hoffe nur, wir machen einen rechten Gang, guten Abend, meine Herrschaften“. Er erhob mit gewandter Verbeugung die Rechte zum Rande seines Tschalos und entfernte sich mit langen Schritten.

„Welche rebe, gemeine Sprache!“ rief Charlotte, als sie, die

auch weiter gegangen waren, nicht mehr gehört werden konnten. Ein so trauriges und unbegreifliches Ereigniß, welches gewiß eine Menge achtbarer Familien in Trauer stürzt, mit solchen Worten abzumachen!"

"Das ist der Fanatismus der Untertthanentreue, meine liebe Frau", sagte der Doctor, von Charlotten's warmen Worten sichtlich erwärmt, „und das ganze Ereigniß ist“, fuhr er fast wehmüthig fort, „der traurige Schlusssaccord zu unserem vorhinigen Gespräch!"

"Dies ist aber nicht einmal jugendliche Schwärmerci, dies ist jugendliche Tollheit", brach endlich Hohenstein sein Schweigen.

"Mit der Tollheit fängt die Weltgeschichte alle ihre großen Ereignisse an", sagte der Doctor, „mir fuhr die Erzählung des Hauptmanns durch Mark und Bein; diese ersten Zuckungen des neuen jugendlichen Geistes mögen wie Krämpfe aussehen, aber sie sind in Wahrheit das erste Wetterleuchten, welches eine neue Zukunft über Deutschland heraussühren wird".

"Doctor, Doctor, sehen Sie sich vor, sie sangen an zu schwärmen; nichts als galvanische Zuckungen sind es, Rückschläge, die der electriche Funke der französischen Julirevolution künstlich hervorrufst!"

Der Doctor blieb stehen und legte seine Hand auf Hohenstein's Schulter: „O, Mensch, Gelehrter, Dichter, der Du vor mir stehst, verstehst Du so wenig das Walten des Weltgeistes? Glaubst Du wirklich, daß solche Dinge willkürlich hervorgerufen werden, daß Einzelne Revolutionen, oder nenne es mit dem verächtlichen Namen Krawalle machen? Hältst Du die Menschen wirklich für Marionetten und den Enthusiasmus, der erst zu tollen, dann zu lähnen, zuletzt zu überlegten Plänen treibt, für ein bloßes Speiteufelschen? Nein, mein Bester, jeder nach vorwärts treibenden That liegt eine Idee zum Grunde, und diese Ideen, welche ich hier leuchten sehe, wird kein Hauptmann mehr herauskarawatschen, und wenn ihre Zahl Legion wäre! Aber jetzt

gute Nacht, ich muß in den Clubb und Näheres über die Sache zu hören suchen — — ei, ei, germanische Jugend steht es so mit dir, trittst du wirklich die Kinderschuhe aus, aber weißt du auch, welche Dornenkronen auf dich warten?" —

Mit diesen Worten, die der seltsame Mann zuletzt nur noch vor sich hinmurmelte, wie vergessend, daß er nicht allein war, wandte er sich rasch um und verschwand um die nächste Ecke. Beide sahen ihm einen Augenblick nach, dann hob Charlotte das Auge zu ihrem Manne empor; beim Schimmer des Sternenhimmels konnte er sehen, daß helle Thränen darin glänzten. „Wie erregt Du bist, meine Liebe," sagte er zärtlich, „komm, laß' uns nach Hause gehen!"

„Dies war ein seltsamer Tag", sagte Charlotte, „mir ist, als hätte ich noch nie so viel von Außen her erlebt; e, die armen, jungen Leute, wenn nur Keiner in die Hände dieses Hauptmanns fällt!"

„Es wird ihnen so schlimm nicht gehen", tröstete ihr Mann, „die Regierungen sind human, man wird eine solche Jugendtheiheit milde beurtheilen. Kümmerge Dich nicht um diese unerquickliche Wirklichkeit; wir flüchten uns aus ihr in das schöne Reich der Poesie, tief hinein nach Indien, meine Gazelle, was gehen und diese Studenten und ihre wüste Politik an?"

IV.

Indessen saß die Doctorin Brandeis mit ihren beiden ältesten Kindern, Ludwig und Gustchen, in einem kleinen Stübchen neben dem Wohnzimmer, wo die jüngeren Kinder ihre Schulaufgaben machten oder ruhig spielten. Die vielbeschäftigte, rührige Hausfrau dachte nicht daran, dies einfache Winkelschen ihr Douboir zu nennen, wie eine Salondame es gethan hätte; das Stübchen war einfach, aber in diesem

Etüschken war sie glücklicher, als eine Fürstin in ihrem reich-verzierten Schmollwinkel. Um diese Zeit, gegen Abend, stand oft, nicht jeden Tag fand sich dazu Zeit und Gelegenheit, neben dem niederen eisernen Ofen ein kleiner Tisch mit dem nöthigen Theegeschirr versehen, in welchem Gustchen eifrig waltete und für die liebe Mutter ein feines Theebutterbrod bereitete. An dem Tischchen saßen Frau Brandeis und Ludwig, und dieß war für Mutter und Kinder die schönste, gemüthlichste Zeit des Tages; da schüttelten sie vor dem Auge der Mutter alle ihre kleinen Geheimnisse und ihren Herzenskummer aus. Da erzählte Ludwig mit geballter Hand und zitternder Stimme von seinen endlosen Fehden mit dem allgemeinen Schulfeinde, dem Doctor Landmann, da beschwichtigte ihn die Mutter, und da lachte ihn Gustchen aus, wenn er zwischendurch die Tanzstunde, die er auf Wunsch der Eltern besuchen mußte, verwünschte und ihre Bekannten alberne Dinger nannte, mit denen sich kein vernünftiges Wort reden lasse. „Dafür sagen sie auch von Dir“, rief sie lebhaft aus, „Du wärest ein so gelehrter Herr, daß sie sich Alle fürchten, mit Dir zu tanzen, und auf's Tanzen kommt es doch am Ende allein an. Ach, Gott! wie schön ist das, so herumzuwalzen“, und damit tanzte sie, das Brod in der einen, das Wasser in der andern Hand, im Zimmer herum. Ludwig und die Mutter mußten hellauf lachen, dann sagte der Erstere: „Ja, wenn Alle so unschuldig wären, wie Du, und nur nach dem Tanzen fragten, dann ließe ich es mir noch gefallen, aber es sind eitle, verliebte Dinger, die nur die Cour gemacht haben wollen und mit uns kokettiren.“

Gustchen sah ihren Bruder erstaunt an: „Ich weiß gar nicht, was das ist: Cour machen und kokettiren, und die Andern wissen es gewiß auch nicht!“

„Darum sollst Du es auch nicht lernen“, sagte Ludwig eifrig „und so lange ich etwas zu sagen habe, kommst Du mir gewiß nicht in die große Tanzstunde!“

Gustchen seufzte: „Es muß doch gar schön dort sein, ich möchte gern“, fügte sie hinzu und blickte verstohlen nach der Mutter.

„Laßt es gut sein, Kinder“, sagte nun die Mutter beschwichtigend, „Gustchen hat Recht, daß sie ihre Freundinnen gegen Dich vertheidigt, Ludwig, und Ludwig hat Recht, Gustchen, daß er nicht wünscht, Dich in der großen Tanzstunde zu sehen. Es geschieht dort gewiß nichts Unrechtes, aber ich sehe mein Gustchen lieber unter meinen eignen Augen mit dem Brodlaib herumwalzen, als in einem fremden Raum, wo freilich nur halbe Kinder zusammen sind; aber darum auch manche Kinderei entsteht, die für das ganze übrige Leben verderblich ist. Und Du weißt, was ich Dir versprochen habe. Gehe Ludwig die Universität bezieht, lade ich alle Eure jungen Freunde und Freundinnen hierher in's Haus, und da sollst Du tanzen, Gustchen, bis an den Morgen, wenn Du nicht müde wirst“.

Gustchen hüpfte hoch auf: „Gewiß werde ich es nicht, und ich bin ja schon wieder ganz zufrieden“, rief sie munter und sagte die Mutter zärtlich um den Hals, dann fuhr sie zu Ludwig gewendet fort: „Run, Herr Professor, Urquell der Weisheit, Hehepriester der Vernunft, hast Du nicht wieder etwas in der Tasche, dem ich andächtig lauschen muß, wenn ich kaum die Hälfte davon verstehe?“

„Du würdest es schon besser verstehen, wenn Du nicht immer Puppensachen arbeitetest“, antwortete Ludwig gleichfalls lachend, mit der Hand über ihre rothe Wange streichend, „aber es thut nichts, höre nur zu“, und damit öffnete er Tieck's Phantasus und begann mit dem warmen Interesse, der enthusiastischen Freude der Jugend Mutter und Schwester die Raubermährten des genialen Dichters vorzulesen. Dies waren die Stunden, welche Frau Brandeis und ihre Kinder nicht mit den glänzendsten Vergnügungen vertauscht hätten, und wobei es fast fraglich war, wer sich am meisten darnach sehte. Und

wie gering waren die äußeren Mittel, die sie zuerst an den kleinen Raum fesselten und dann durch die höheren Bezüge, welche ihrem Zusammensein entströmten, darin festhielten. Der warme Ofen, die gemüthliche Tasse Thee, der helle Schimmer der Lampe luden die Kinder unwiderstehlich ein, den Abend bei der Mutter zuzubringen, statt draußen andre Gesellschaft aufzusuchen. Schnell entwickelte sich daraus das geistige Zusammenleben; was Ludwig fühlte und dachte, lobte und stürmte er in diesen Abendstunden aus, und was er sagte, interessirte Gustchen tausendmal mehr, als alles Gerede ihrer Freundinnen, weckte ihr geistiges Interesse, indem er Alles, was er den Tag über gelernt und studirt, hier laut verarbeitete. An diese Ergießungen schloß sich bald die Lectüre an, er war stolz, Mutter und Schwester mit Homer vertraut zu machen, denn Erstere war eine kaum weniger naive und erstaunte Zuhörerin, als ihr Töchterchen; dann kamen die Dichter der romantischen Schule, welche damals in allen Köpfen spuckten, an die Reihe, und Gustchen ward immer roth und verlegen, wenn sie ihren Freundinnen gelegentlich erklären mußte, wer Tieck und Brentano waren und sie dann von ihnen als ein Wunder der Gelehrsamkeit angestaunt, aber auch zugleich — um der Wahrheit ganz die Ehre zu geben — im Innern ein wenig von ihnen verspottet wurde. Trotz ihrer Belesenheit war das Gustchen im Uebrigen doch gar zu dumm; sie wollte es nie begreifen, daß die Freundin Clara ganz entschieden in Ludwig verliebt war und bringend der Hülfe seiner Schwester bedurste, wie sehr auch Clara das Köpfchen auf die Seite neigte, wenn sie ihr mit Ludwig begegnete und mit einem langen, schmachttenden Seitenblick seinen Gruß erwiderte. Ihr selbst war es unbegreiflich, weshalb Ludwig's kleiner Freund jeden Tag wenigstens dreimal an dem Fenster vorübertrabte, wo ihr Arbeitstischchen stand, und wenn er sie erblickte, die rothe Mühe bis auf die Erde herabzog, und ebenso wenig konnte sie sich erklären, warum ihr Vetter,

der neugebaute Cabett, der fast immer auf den Fußspitzen ging, um darzutun, daß er die reglementmäßige Länge habe, und der aus der steifen Uniformkravatte, die ihm fast den Hals zuschnürte, so roth wie ein Krebs hervorsah, noch röther ward, wenn er seine schuldige Sonntagmorgenvisite bei der Tante abstattete. An Gustchens unschuldiger Unbefangenheit glitten alle diese drohenden Anzeichen aufsteigender Leidenschaften wirkungslos ab, sie tanzte und sang, half der Mutter in der Haushaltung, disputirte mit dem Bruder, ließ sich bald von ihm unterhalten, bald abfangeln, denn er wollte durchaus nicht, daß sein Gustchen so ein „eitles Mänschen“ würde, wie die meisten ihrer Bekannten, aber am liebsten war es ihr, wenn sie ein Stündchen ungestört für ihren Puppenstaat, den sie gemeinschaftlich mit ihrer Busenfreundin besaß, ein neues Kleid oder sonstigen Putz arbeiten konnte, und die Mutter ließ sie stille gewähren. Es war ihr recht, daß Gustchen Kind blieb, so lange als möglich, und die Fertigkeit, welche die kleinen Hände bei dem Verfertigen der zierlichen Puppenteilette erlangten, sollte ihnen bei wirklicher Arbeit schon zu Gute kommen. —

An dem heutigen Abend nun, wo wir das Kleeblatt in seinem kleinen Sansfouci vereinigt finden, drehte sich die Unterhaltung um ernstere Dinge, als um Tanzstunden oder romantische Märchen. Mutter und Schwester waren noch ganz erfüllt von Ludwigs Rede und dem Erfolg, welchen er damit gehabt; endlich erinnerte sich auch Frau Brandeis an das letzte Zusammentreffen mit ihren Hausgenossen:

„Ludwig“, sagte sie sanft, „es hat mir nicht gefallen, daß Du dem Doctor so hochfahrend begegnetest; Du mußt nun nicht gleich eitel werden, mein Söhnchen“, setzte sie zärtlich hinzu, dem Liebling über die gelockten Haare streichend.

„Wahrhaftig Mutter, das bin ich nicht“, rief der lebhafteste Jüngling erregt, „aber ich kann den Doctor nicht leiden, weil er ein Reidschammel ist!“

„Ludwig, Ludwig“, sagte die Mutter, „wie gehst Du wieder in das Extrem!“ und Gustchen fügte hinzu: „Ja, wenn ich so etwas gesagt hätte, würde der Herr Bruder gleich rufen; „Da sieht man wieder, wie die Frauenzimmer übertreiben!“

„Und ich sage es noch einmal“, rief Ludwig, indem er unmutig aufstand, „warum soll man denn ewig mit der Wahrheit hinter dem Berg halten und die Dinge nicht beim rechten Namen nennen? Ich kann dies nun einmal nicht!“ Damit warf er sich wieder aufgeregt auf seinen Sitz.

„Ludwig“, sagte die Mutter mit besorgter Stimme, „Du glaubst nicht, wie mich diese Heftigkeit an Dir ängstigt, und es wird schlimmer damit, statt besser, trotz Deines Versprechens, Dich mäßigen zu wollen. So willst Du nun hinaus in die Welt, selbst mit Fremden verkehren lernen, — o, wie werde ich um Dich bangen, wenn ich Dich nicht mehr unter meiner Hand und Leitung weiß.“

Ludwig sagte die Hand der Mutter, drückte sie an sich und sah ihr dann liebevoll in die Augen: „Warum erschrickst Du gleich so, wenn mein Tellerkopf einmal überköhlt“, sagte er weich, „Du weißt es ja von meinen Kindertagen her, wie mich jede Ungerechtigkeit empört, die ich an mir oder Anderen erfahre, wie ich nichts so tief hasse, als das Achselzucken und das höfliche Scherwenzeln, hinter dem nichts als Lüge steckt; und so einer ist der Doctor, trotz seiner vermeintlichen Dichternatur! Dabei kann er es nicht vertragen, wenn ein Anderer den kleinsten geistigen Erfolg erringt, und wenn es selbst ein armer, unbedeutender Gymnasiast ist, wie ich.“

„Ich kann nicht leugnen, daß mir vorhin sein Benehmen Dir gegenüber auch nicht gefiel“, sagte die Doctorin ruhig, „aber es ist nicht der Mühe werth, so darüber aufzubrausen“. Frau Brandeis war so vernünftig und gerecht, auch der Jugend und besonders ihren Kindern gegenüber der Wahrheit die Ehre zu geben, dadurch lenkte sie dieselben weit sicherer zur Mäßi-

gung und Besonnenheit, als wenn sie ihnen, wie Ältere dies den Jüngeren meist nur zu gerne thun, ohne Weiteres ihre Wahrnehmung bestritten und als eingebildet hingestellt hätte. Dadurch, daß sie auf ihre Kinder einging, sie als urtheilfähige Menschen betrachtete und mit ihnen discutirte, nicht disputirte, erwarb sie sich deren unbedingtes Vertrauen, und ließen sie sich der Mutter gegenüber vollständig gehen. Auch jetzt verfehlte ihr einfaches Zugeständniß seine Wirkung auf Ludwig nicht, und er erwiderte: „Der Doctor hatte gar nicht ganz Unrecht mit seiner Behauptung, die Actusreden seien kaum mehr als eine Spielerei, aber die Art, wie er es sagte, war widerwärtig“.

„Dafür suchte es aber seine Frau wieder gut zu machen“, fiel Gustchen feurig ein, „sie ist gar zu lieb, ich bin ganz verliebt in die junge Frau!“

„Das ist recht, sei nur ganz froh, wenn sie sich ein wenig Deiner annimmt, Gustchen, wenn ich fort bin. Der Doctor ist die prächtige Frau gar nicht werth. Wenn ich ihren blauen Schleier sehe, muß ich immer an den Kaiser Octavian denken und an die schöne Prinzessin, die mit wallendem blauem Schleier auf dem weißen Zelter durch den frischen, grünen Wald reitet“.

„Nicht wahr, Ludwig, das ist die Romantik? ja, ja, ich erinnere mich noch ganz genau, und so sieht sie wirklich aus. Ich kann zwar nicht recht begreifen, wer das eigentlich sein soll, die Romantik, aber das Märchen für sich allein ist gar zu schön.“

„Nun, so halte Dich an's Märchen, bis Du das Uebrige verstehst“, sagte Ludwig, der Mutter mit etwas wichtiger Miene zulächelnd, „und jetzt beeile Dich und spüle die Tassen und Kannen, daß nicht der Mutter alles auf dem Halse bleibt!“

„Wird schon geschehen. Herr Bruder!“ antwortete etwas pilirt Gustchen, die sich nicht gerne an eine häusliche Pflicht

erinnern ließ, weil im Haus die Sage ging, daß sie lieber über den Büchern als in der Küche saß, und weil sie darum doppelt ehrgeizig war, ihrer Pflicht zu genügen.

„Ich werde Dich der Frau Romantik, wie Ihr die Doctorin nennt, nächstens recht warm an's Herz legen, mein Gustchen“, sagte die Doctorin, ehe diese das Zimmer mit ihren Tassen verließ, „und —

„Mutter, der Vater ist nach Hause gekommen“, riefen plötzlich vier Stimmen auf einmal an der Thüre, indem diese hastig geöffnet wurde und zwei kleine Knaben und Mädchen einließ. „Recht Kinder, ich komme schon“, war die rasche Antwort und im nächsten Moment war die Mutter schon vor der Thüre draußen, die Kinderschaar vor sich her schiebend. Noch einmal wandte sie sich um und rief: „Ludwig! um acht Uhr wird zu Nacht gegessen, komme nicht zu spät, der Vater wird heute allerlei mit Dir sprechen wollen!“

„Ich komme, Mutter“, war die Antwort, die sie kaum mehr hörte in ihrer Eile.

„Mein Alter war heute doch einmal im Leben zufrieden mit mir“, sagte Ludwig sich langsam erhebend, „es kommt nicht oft vor!“ Dann ging er einigemal im dem engen Zimmer auf und ab, trat dann an's Fenster, trommelte an den Scheiben und sagte: „Frau Romantik soll sie heißen! Das war ein guter Einfall von der Mutter.

Es wallen ihr die Locken
So dunkel um Stirn und Wangen,
Wie blauer Blumen Glocken,
Die süßen Augen prangen,
Und ihrer Stimme Klingen
Ist wie der Harfe Ton,
So hört' im Traume singen,
Ich Engelslippen sehen!“ —

„O, ich alter Esel“, rief Ludwig, sich plötzlich selbst unterbrechend, nachdem er eine Weile träumend gestanden und die obigen Worte mit leiser Stimme vor sich hingeblickt hatte, „da siehe ich und mache Verse an die Frau Romantiker, die so prosaisch war, das verkannte und nie erkannt werdende Doctor-genie zu heirathen. Wenn das die Andern gehört hätten, die sollten mich gut ausspotten, aber ich muß noch einmal zu den Jungens, ich habe es ihnen fest versprochen“. Damit ergriff er seine Mütze und stürmte so hastig hinaus, daß er beinahe das arme Gustchen, das in hausmütterlicher Geschäftigkeit mit seinen reinen Tassen wieder herein kam, umgerannt hätte!

V.

Einige Stunden später fand sich die Familie des Doctor Brandeis friedlich vereint um den großen, vieredigen, aufbaumenden Eßtisch, dessen vier Seiten vollständig durch die Eltern und die sechs Kinder besetzt waren. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Vorfälle des heutigen Actus und ward vorzugsweise zwischen Ludwig und den Eltern geführt, während die Jüngeren aufmerksam zuhörten. Der Vater gab wiederholt seine Zufriedenheit mit Ludwigs wohlgefügter Rede zu erkennen, was ein so strahlendes Lächeln auf dem Antlitz seiner Frau hervorrief, daß Ludwigs Augen sich unwillkürlich mit Thränen füllten, als er ihrem zärtlichen Mutterblick begegnete. Was hatte sie nicht schon gelitten, wie viel gebeten, wie viel vermittelt, um den heftig aufstrebenden Sohn und den strengen entschiedenen Vater gegenseitig in gutem Einvernehmen zu erhalten. Die Harmonie des heutigen Abends war ihrem Mutterherzen ein süßer, reicher Lohn, ein Moment, aus dem sie neue Kraft zu neuem unermüdblichen Wirken zog. — Nachdem der Tisch abgeräumt war, schob der Vater seinen Sessel

etwas zurück, sehte sich behaglich darin zurecht, zündete seine Pfeife an und überschaute mit zufriednem Lächeln den frischen Kinderkranz. Es war dies die einzige Stunde des Tages, wo der fleißige, unermüdblich thätige Mann sich Ruhe und Erholung gönnte, und nicht leicht durfte eines der Kinder um diese Zeit an dem elterlichen Tische fehlen. Nur Ludwig ging gewöhnlich bald weg, um noch in seinem Zimmer zu arbeiten, aber dies war nicht bloß ein Vorwand, um dann den Abend mit den Kameraden zuzubringen, sondern er arbeitete wirklich angestrengt, oft zu lange, was der Mutter oft bange Sorge bereitete. Am heutigen Abende blieb er natürlich da, und nachdem die Mutter eine große Schüssel voll Linsen auf den Tisch ausgeleert hatte, die ganze Gesellschaft einladend, sich an der Arbeit des Auslesens zu betheiligen, schob er seinen Stuhl zwischen die beiden jüngsten Schwestern und fing an eifrig auszulösen. Sein Beispiel bewog den 15-jährigen Friß, der noch zaudernd dasaß, gleichfalls an dem banausischen Geschäfte Theil zu nehmen. Als die verhängnißvolle Schüssel in der Ferne sichtbar ward, fing er bereits an, etwas von Horaz und Glendt-präpariren hinzumurmeln, nun jedoch hielt er es nicht mehr unter seiner Gymnasialschülerwürde, eine von Aschenbrödelchens Tauben vorzustellen — wobei er nicht ermangelte, mit scharfen Blicken die ausgelesenen Linsenhäuschen der Schwestern zu mustern, ob sich nicht etwa noch ein vergessenes Gersten- oder Weizenkorn darin finde, in dieser Weise vollständig den werdenden Sinn des Mannes bekundend, der selbst das ihm Fernliegende mit größter Genauigkeit ausführt, als das Nähe-
 chen. Um so größere Freude gewährte es Ludwig, dem kleinen Pedanten gegenüber unvermerkt den reingelese-
 nen Linsen der Schwesterchen wieder einen Theil des Ausgestoßen-
 en einzuerleiben, was Friß zu einer heftigen Anklage bei der Mutter reizte und die unschuldig Angegriffnen zu nicht minder lebhaften Vertheidigungen. Endlich verrieth sich der Uebelhäter

selbst durch sein lautes Gelächter, und obgleich die Mutter mißbilligend sagte: „Ludwig, du machst mir die Kinder noch ganz schlimm mit Deinem ewigen Nicken“, schienen doch die Geknechten, nachdem sie erst wußten, woher der Streich kam, durchaus nicht beleidigt. Der Ludwig dürfte sie necken, nur vom Fröh könnten sie das Hofmeistern nicht leiden — so erklärten die beiden Geknechten und begannen unverdrossen auf's Neue den Gersten- und Wickenkörnern den Krieg zu erklären. Der Vater hatte schmunzelnd den kleinen Vorgang mit angesehen, denn, abgesehen von der Neckerei, gab es kaum ein angenehmeres Bild für sein Auge, als wenn er seine ganze Familie, groß und klein, bei einer nützlichen Arbeit vereinigt erblickte. Seine eigne Jugend war erfüllt gewesen von Arbeit und Schaffen, an sich selbst hatte er den Werth erkannt, welcher für's ganze Leben daraus erwächst, wenn der Mensch, was auch später sein Beruf sei, schon frühe in practischer Thätigkeit geübt wird. So duldete er auch bei den Kindern nie ein faules Herumschlendern, auch das Kleinste mußte schon mit anpacken, wo es galt. Leider werden sie immer seltner, diese Familien, welche, den gebildeten Ständen angehörend und Bildung im vollsten Sinne pflegend, doch nicht bloß den Wägden die materiellen Sorgen überlassen, sondern wo Mutter und Kinder vereint sich um eine Menge der täglichen Lebensbedürfnisse bemühen, und so die kleinen Hände von früh auf mit bauen lernen an dem Wohlstand des Hauses, der auch wirklich zum Theil ihrem kindlichen Fleiße zugeschrieben werden darf.

Noch einmal überfah der Vater lächelnd die emsigen Arbeiter, dann sagte er, nachdem er sich lange im Innern überlegt, ob er vor den Kindern davon sprechen solle, während doch zuletzt das Interesse an der Sache überwog: „Sag' einmal, Ludwig, hast Du nichts von Frankfurt gehört?“

Ludwig hob den Kopf, sah den Vater an und sagte: „Nein, Vater!“

„Gewiß nicht?“ fuhr Jener fort und blickte ihn fest an.

„Wahrhaftig nicht, aber was ist denn?“ fragte er, nun seinerseits gespannt.

Der Vater sah sich noch einmal im Zimmer um, dann sprach er mit gedämpfter Stimme: „Ich habe es vorhin in der Stadt gehört, es soll gestern Abend Krawall in Frankfurt gewesen sein?“

„Krawall?“ wiederholte Ludwig erstaunt, „haben sich die Bäcker und Viehhirten wieder einmal durchgeprügelt?“

„Nein, die Sache ist schlimmer, Studenten wollten den Bundespalast und die Constablerwache stürmen, es soll eine Schildwache ermordet worden sein, Genaueres weiß man noch nicht.“

„Haben sie gesiegt?“ rief Ludwig und sprang hoch von seinem Stuhle auf.

„Studentenkrawall“, wiederholte die Mutter, indem sie die fleißigen Hände sinken ließ und nach ihrem Manne umfah, der plötzlich in ganz verändertem Tone sagte:

„Ludwig, wie dumm, wie können sie gesiegt haben? Einsältige Dubsenstreichs sind das, von Kindern, die nicht einmal überlegten, wie nahe die Bundesfestung ist; noch in der Nacht wurden Preußen und Oesterreicher von Mainz hinüber geschickt, um den Bundespalast zu schützen.“

Ludwig hatte sich wieder gesetzt und sah finstler vor sich hin: „Freilich, es ist Unsinn, baarer Unsinn“, sagte er, „eine Handvoll Studenten gegen das brutale Soldatenvolk, das überall wie Pilze aus der Erde wächst; aber dem miserablen Bundestag mag das kleine Erdbeben doch wohl bekommen!“

„Ludwig, Ludwig“, sagte der Vater, „rede nicht so“.

„Was kann ich dazu, wenn es nun einmal so ist!“ fuhr Ludwig dagegen auf.

„Du brauchst es nicht zu sagen“, antwortete der Vater heftig. „es ist schon schlimm genug, daß Du es denkst“.

„Ach, streitet Euch nicht,“ fiel die Mutter unruhig ein, „ich bin nur froh, daß wir den Ludwig noch in Sicherheit hier haben, daß er die Universität noch nicht bezogen hat. Gott, Kind, wenn Du mir je in eine solche Geschichte verstrickt würdest!“

„Sei ruhig, Mutter“, antwortete Ludwig sanft, „ich weiß, daß Verschwörungen nie etwas nützen; ich hasse die Tyrannei, aber ich werde mich doch nie in solche Dinge einlassen“.

„Du solltest mir auch nur mit derartigen Geschichten kommen“, begann der Vater wieder mit so heftig strengem Ton, daß Ludwig purpurroth ward und den Kopf wieder stolz zurückwarf, „was soll überhaupt das Gerede von Tyrannen? wenn man Dich hört, sollte man glauben, man wäre von lauter Despoten umringt und seines Lebens nicht sicher“.

So sprach derselbe Mann, der sich wenige Stunden vorher nicht genug an der Rede seines Sohnes erfreuen konnte, in welcher noch viel heftiger gegen die Tyrannei deklamirt wurde. Aber dabei handelte es sich freilich um römische Tyrannen und weit entlegene Zeiten — und wie sehr entschuldigte sein ängstliches Vaterherz diese Inconsequenz. Ludwig war eben froh des Augenblinks der Mutter im Begriff eine heftige Antwort zu geben, als zum Glück die kleine Sophie plötzlich mit lauter Stimme ausbrach: „Ludwig, was ist denn das, ein Krawall?“ Sie hatte die ganze Zeit über das seltsame Wort nachgesonnen und sich endlich, da nichts dabei herauskam, an ihr nie fehlendes Conversations-Periton, an Ludwig, gewandt. Alle lachten, bis auf Fritz, der verächtlich ob des dummen Mädchens die Achseln zuckte und mit mathematischer Pünktlichkeit die ausgelesenen Körner in eine Dose für seine Vögel sammelte.

Ludwig nahm die Kleine auf den Schoß und sagte: „Wenn Du Dich des Morgens von Gustchen nicht ruhig anziehen lässest, Gustchen Dich bei der Mutter verklagt, die Mutter

Dich zankt, Gustchen Dich schilt, und Du weinst, das ist ein Krawall!"

Zum Erstenmal stiegen der Kleinen Zweifel gegen den Bruder auf, sie sagte leintlaut: „Es ist nicht wahr, Du machst mich nur etwas weis, Mutter, sag' Du mir's".

Aber ehe die Mutter antworten konnte, gab es ein großes Geräusch auf dem Vorplatz, und eine tiefe Männerstimme fragte hastig nach dem Doctor.

„Kreuzdennerwetter“, sagte der Doctor und stellte seine Peise unsanft hin, „hat es denn heute noch keine Ruhe, ein Doctor ist doch der geplagteste Mensch auf Gottes Erdboden!“

In diesem Augenblick öffnete das Mädchen die Thüre, und ohne lange Umstände trat hinter ihr ein Polizeidiener herein.

„Guten Abend, Herr Doctor“, sagte der Mann athemlos, „kommen Sie doch gleich mit mir nach dem Hospital, es hat ein Unglück gegeben“.

„Run, was ist's, Baumann“?

Baumann jah einen Moment über die Kinder hin, dann sagte er: „Run, die ganze Stadt erfährt es doch. Sie wissen, es war gestern Krawall in Frankfurt; die ganze Stadt steckt voll Studenten, die sich nun heimlich davon zu machen suchen. Wir bekamen heute schon in aller Frühe Befehl, genau auf Alles zu speculiren, was zum Thor hereinkommt; es hat sich aber nichts Verdächtiges gezeigt, bis vor einer Stunde droben am Gitterthor ein Bauernwagen hielt mit drei jungen Burschen darauf, die für diese Fahrgelegenheit viel zu fein aussahen. Daß sie am entgegengesetzten Ende der Frankfurter Chaussee an-
kamen, konnte natürlich eine wohlthätliche Polizei nicht irre führen. Sie wurden scharf in's Verhör genommen, konnten sich nicht legitimiren, wurden arretirt und sollten für die Nacht auf die Thorwache gebracht werden. Sie machten höllisch verzweifelte Gesichter, als wir sie so in unsere Mitte nahmen, und zwei von ihnen, die wohl Brüder sein mögen, so ähnlich sind

sie sich, schlangen sich im Gehen einander die Arme um den Hals. Der Dritte, ein schlanker, schöner Mensch, ging ein wenig hinterdrein. Wir führten sie, weil es näher ist, durch den Schloßgarten, unter den hohen Bäumen war es ziemlich dunkel, auf einmal blüht und knallt es, und im nächsten Augenblick fällt mir Einer von ihnen wie sterbend in den Arm“.

Ein lauter Schrei scholl von den Lippen der Kinder, die bisher in athemloser Spannung an den Lippen des Erzählenden gehangen hatten. Aus Ludwig's Brust quoll ein dumpfer Seufzer, indem er Gustchen's Hand ergriff, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Das ist ja eine entsetzliche Geschichte“, sagte die Mutter leise, und der Vater fragte: „Ist der Unglückliche todt?“ „Es scheint nicht so“, fuhr der Angeredete unerschüttert fort, „er hat sich in die Brust geschossen, und ein Blutstrom schoß aus der Wunde. Einen Augenblick noch schlug er wie wüthend um sich, als ich ihn festhalten wollte, dann sank er nieder. Wir legten ihn auf den Rasen, und ein Theil unsrer Leute lief auf die Schloßwache nach einer Bahre, auf die wir den Ohnmächtigen legten. Dann trugen sie ihn nach dem Hospital, wo er jetzt schon sein wird, und ich lief hierher, um Sie zu holen. Kommen Sie nur schnell mit und vergessen Sie Ihre Instrumente nicht, denn er athmete noch leise, als wir ihn auf die Bahre hoben.“

„Und was thaten die beiden Andern?“ fragte der Doctor, ganz erschüttert von dem Gehörten.

„Sie geberdeten sich wie unsinnig; sie hatten den Kopf ganz verloren und hätten uns während des Schreckens und der Verwirrung ganz gut durchgehen können, aber sie jammerten nur laut um den Kameraden. Einer von unseren Leuten meint, es müßten Söhne eines Herrn von H. aus W. sein; er hat Verwandte dort und kennt fast alle Leute, sie sehen sehr vornehm aus“.

„Es ist entsetzlich“, sagte der Doctor, „aber nun kommt,

Baumann, ich bin fertig". Während des Gespräches hatte er sich mit Hülfe der Gattin angekleidet; während er jetzt den Hut aus ihren Händen nahm, sagte er: „Bleibst Du auf, Luise, bis ich wieder komme?"

„Gewiß", antwortete sie, denn sie wußte, es war dem lebhaften Manne Bedürfniß, sich noch über das Erlebte auszusprechen, ehe er zur Ruhe ging.

Er entfernte sich, und eine Viertelstunde lang währte es wenigstens, bis die Mutter die Kinder bewegen konnte, sich zur Ruhe zu begeben. Was sie gehört, hatte sie in die lebhafteste Aufregung versetzt, wenn sie es auch nur halb begriffen. Was sie bis jetzt von derartigen Vorgängen gehört, bezog sich auf Leute niederen Standes, auf gemeine Verbrecher — Arretirung, Selbstmord, diese fürchterliche Vorstellung wußten sie sich nicht mit Studenten, d. h. mit Leuten ihres Standes, zusammenzureimen. Fröh weinte und sagte, er wolle die zwei gefangenen Brüder befreien, ein Verlangen, in welches die beiden kleinen Schwestern lebhaft einstimmten. Die Mutter hatte ihre liebe Noth, bis sie sie Alle ruhig in den Betten hatte; dann lehrte sie in das Wohnzimmer zurück. Dort saßen Ludwig und Gustchen dicht nebeneinander, Beide bleich und zitternd und erst ruhiger werdend, nachdem sie noch einmal mit der Mutter das ganze Ereigniß durchgesprochen hatten. —

„Was wohl der Doctor und seine Frau dazu sagen mögen!" fuhr Gustchen auf einmal heraus.

„Er macht vielleicht ein rührendes Gedicht darüber", antwortete Ludwig spöttisch.

Was der Doctor und seine Frau zu dem ersten Theil der Begebenheit gesagt hatten, ist uns bekannt. Er dachte jetzt schon längst nicht mehr daran, sondern ging beim Lampenschein unruhig im Zimmer auf und ab, manchmal blieb er stehen und schrieb einige Worte auf ein Papier, das auf dem Tische lag, dann schritt er wieder leise vor sich hinmurmelsnd weiter. Adolph

dichtete — seine Phantasie trug ihn weit fort nach Indien und mühte sich Bilder aufzufinden aus einer landschaftlichen Welt, die sein Auge nie geschaut, und wie er auch sann und träumte, immer wieder war es nur ein geliebtes Bild, ein Product seiner Studien, was sich ihm künstlich vor die Seele stellte. In gleicher Weise mühte sich sein Geist, die seltsam verschlungenen Verhältnisse der orientalischen Dichtung dem Gedanken und der Metapher anzupassen, die er sich endlich mühsam herausgelaubt hatte. Es war in der That ein schweres Werk, und Charlotte mußte unwillkürlich seufzen, indem sie ihn beobachtete. So schwer hatte sie sich die Kunst des Dichtens nicht gedacht, nicht geahnt, daß die Inspiration der Stunde sich so bleischwer auf Apollo's Söhne legen könne und sie zu zermalmen drohe, statt sie auf leichter Schwinge emporzuheben. — Sie hatte sich niedergelegt, aber kein Schlaf sank auf ihr Auge, stundenlang sah sie durch die offene Thüre ihres Cabinets dem Arbeitenden zu, alle Zweifel, jede Sorge, jeden Kleinmuth, die den Schaffenden so eist unter der Arbeit beschleicht, durchlebte sie mit ihm, indem sie sich nur auf den Morgen freute, der ihr die Blüthe der Nacht dufteud entgegentragen würde. Wohl bangte ihr, daß der Geliebte sich zu sehr ermüden möge, sie öffnete schon die Lippen, ihn mit sanfter Bitte zu bewegen, sich niederzulegen — aber durfte sie die heilige Stunde unterbrechen? Wenn ein Schatz gehoben wird, muß es nicht im tiefsten Schweigen geschehen? So schwieg sie und schaute, bis die Lampe immer düst'rer brannte und die Uhr schon Mitternacht geschlagen hatte. Endlich hob Adolph das Blatt empor, um es durchzulesen; was da stand, war die mühsame Frucht schon mancher halbdurchwachten Nacht. Auf einmal schüttelte er das Haupt, faltete das Papier ganz klein zusammen und hielt es in das Licht der Lampe, nach einer Secunde lag es als Asche in Adolph's Hand. Er betrachtete sie einen Augenblick, dann blies er sie hinweg und sagte leise: „Es ist doch nur Flickwerk; meine Studien sind noch nicht tief genug;

die Gegenstände müssen mir erst objectiv werden.“ Damit suchte er sein Lager auf, einen Blick auf Charlotte werfend, die, den Kopf tief in die Kissen gedrückt, zu schlafen schien. In Wahrheit aber quoll ein heißer Thränenstrom aus ihren überwachenden Augen! —

Es wurde noch später, bis endlich der Doctor erschöpft nach Hause kam. Es war ihm lieb, daß er die ältesten Kinder bei der Mutter wachend fand, obgleich er eigentlich nicht beabsichtigte, auch ihnen das Gesehene mitzutheilen. Schon wandte er sich nach kurzem Gruß nach seinem Zimmer, aber alle Augen hingen so fragend, so erwartungsvoll an seinen Lippen, daß er sich fast unwillkürlich in den Essel niederließ, die Theilnahme der Einigen zu befriedigen. Doch vergingen einige Minuten, ehe er zu sprechen anfang, bis endlich Gustchen, die nicht länger an sich halten konnte, in die Frage ausbrach: „Vater, lebt der arme Mensch noch?“ „Nur Geduld“, war die Antwort, denn der Vater ließ sich nicht gerne direct fragen, „ich muß mich nur erst ein wenig erholen. Endlich sing er an zu erzählen: „Der unglückliche Mensch lebt noch, aber ob wir ihn durchbringen werden, steht noch sehr dahin. Das ist ein ganz desperater Kerl, er hat mich halbtodt gemacht. Als ich in das Hospital kam, fand ich ihn bei Besinnung, aber während ich die Wunde untersuchte, ward er wieder ohnmächtig. Die Kugel steckt noch zwischen den Rippen, doch scheint es nicht, als ob edlere Theile verletzt wären. Er war zu schwach durch den starken Blutverlust, als daß ich es hätte wagen dürfen, die Kugel herauszuziehen; ich legte also den Verband an, dann trug man ihn in ein frisches Bett und rieb ihm die Stirne mit stärkendem Wasser, so daß er nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug und mit Verständniß um sich sah. Aber nie werde ich diesen Blick, in dem mit dem wiederkehrenden Bewußtsein auch die Erinnerung an das Gesehene sich immer deutlicher malte, vergessen. Auf einmal blickte er wild um sich, sein Blick fiel auf die Polizeisoldaten,

mit fast übermenschlicher Kraft schnellte er sich empor, riß, ehe wir's hindern konnten, den Verband los und sank dann gebrochenen Auges zurück, während ein neuer Blutstrom aus der Wunde schoß".

Hier hielt der Doctor einen Augenblick bewegt inne, die Mutter und Gustchen schluchzten, Ludwig ging stürmisch im Zimmer auf und ab, vor sich hinmurmelnd: „Gato! Gato!“ Der Doctor fuhr fort: „Mit unsäglicher Mühe gelang es mir, das Blut zu stillen und einen neuen Verband anzulegen, doch war der Arme mehr todt als lebend, als wir ihn endlich wieder ruhig hinbettelten.“

„Und hoffst Du ihn zu retten?“ fragte die Doctorin.

Ihr Mann zuckte die Achseln: „Ich weiß es nicht, gesunde Jugendkraft vermag viel, aber jetzt ist er dem Tode näher als dem Leben. O, Gott, wie machen sich diese jungen Leute doch so unglücklich!“

„Hast Du nichts von den beiden andern gehört?“ sagte Gustchen nach einer Pause schüchtern.

„Ja wohl“, lautete die Antwort, „in ihrer Verfürzung hatte sie die Wache gleichfalls in das Hospital geführt und in einem der unteren Zimmer eingesperrt, bis sie dann später auf eines der Thorgefängnisse gebracht wurden. Es sind wirklich Brüder, zwei junge Adlige aus W. Die Frau des Portier erzählte mir, daß sie fortwährend einander in den Armen hielten und schluchzten und weinten, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dazwischen jammerten sie um ihre arme Mutter, wie sich diese betrüben würde wegen ihres Schicksals. Mein Herz zitterte vor Schmerz, als die Frau es mir erzählte“.

„Ha“, rief Ludwig heftig, „Fluch über ein Regiment, das solche Opfer verlangt, solche Ausbrüche hervorruft!“ Die Eltern und Gustchen sahen erschrocken auf: „Ludwig!“ bat die Mutter mit flehender Stimme, „Ludwig“ warnte Gustchen erschrocken,

und „Ludwig“ sagte der Vater mit strengem Ton, „Ludwig!“ widerholte er noch ernster, „wie kannst Du ein so thörichtes Beginnen entschuldigen wollen? ich sage auch „Fluch!“, aber über Die, welche die übermüthige, unvernünftige Jugend zu solchen Thorheiten hindrängen, für die sie die Kastanien aus dem Feuer holen müssen!“

Ludwig sah mit verschränkten Armen finster vor sich hin: „Vater“, sagte er, „kannst Du Dir nicht denken, daß die Jugend aus eigenem Antrieb die Partei des Rechts ergreift, daß sie in stolzem Muths für die Freiheit in die Schranken tritt und ihr Herzblut dafür vergießt“.

„Du sprichst Unsinn“, rief der Vater heftig, „was soll das heißen, Freiheit, Recht, wer beeinträchtigt Deine Freiheit, wer nimmt Dir Dein Recht? Dumme Buben sind es, die selbst nicht wissen, was sie wollen. Komme mir nur nie mehr mit solchen Redensarten, ich will nicht hoffen, daß Du jemals Dich und Deine Eltern so unglücklich machst, wie diese verrückten Menschen, die ich da gesehen!“

Als Ludwig trotzig schwieg, stand der Vater auf und sagte: „Morgen reden wir weiter davon, der verfluchte Demagogenschwindel soll Dich nicht auch anstecken. Komm' Mutter, ich bin schrecklich müde, ich muß mich niederlegen!“

Eilends nahm die Mutter das Licht und ging dem Gatten voran, den Kindern „Gute Nacht!“ zurufend. Als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen, sagte Ludwig mit bittrem Lachen: „Siehst Du, Gustchen, am Nachmittag hat der Vater für meinen Cato geschwärmt, und nun ein wirklicher Cato ihm begegnet, hat er nichts als Scheltworte für ihn! Und so werden's alle Graubärte machen, die mich mit ihm bewundert, nur die Jugend kann sich noch für große Thaten und Gedanken begeistern!“

„Aber Ludwig“, sagte Gustchen, „thöricht scheint mir dieses Unternehmen doch auch gewesen zu sein!“

„Ich spreche nicht von dem Unternehmen“, sagte er, indem

sein Auge heller blühte, „ich spreche von dem Gefühl, das sie überhaupt zu einer That begeisterte in unsrer thatenarmen Zeit. O, Gustchen“, fuhr er fort, die Schwester an sich ziehend, „Du bist zwar nur ein Mädchen, aber kannst Du es nicht empfinden, daß es groß und herrlich ist, für eine Idee zu leiden und selbst zu sterben? Dieser Student, der sich mit eigener Hand den Tod geben wollte, als er den Schergen der Gewalt verfiel, ist ein Märtyrer, ein wahrer Freiheitsheld!“

„Ja, das ist er“, antwortete Gustchen mit gehobener Stimme, „o, Ludwig, wenn wir ihn sehen, wenn wir etwas für ihn thun könnten!“

Fest umschlossen hielten sich die beiden Geschwister und sahen einander in die strahlenden Augen, in denen Thränen glänzten. Weit, weit hinter ihnen schien plötzlich die kleine Welt zu liegen, in der sie sich bis jetzt bewegt, in denen ihre Wünsche und Gedanken ihre Ziele fanden. Mit einem Schlage war die Welt der Wirklichkeit, der Contraste, des Kampfes vor ihnen aufgethan; das Leben sah sie an mit ernstern, gramersfüllten Zügen, aber ihre Phantasie, der hohe Schwung ihres reinen, naiven Gefühls wob einen Heiligenschein um die fremden Erscheinungen und zeigte ihnen diese Wirklichkeit in einem schönen, erhabenen, aber trügerischen Lichte. —

VI.

Seit der französischen Revolution hatte sich eine trübe, sorgenschwere Zeit über Deutschland gelagert. Ein neuer Tag war im Anbrechen, aber statt der Morgenröthe führte er düstere Wolken, Sturm und Gewitter heraus. Es konnte nicht anders sein. Einem politisch völlig unentwickelten Volke standen eben so unreise, eben so wenig politisch gebildete Regierungen gegenüber. Als die schmachvolle Fremdherrschaft gebrochen war, als

das deutsche Volk, vornehmlich durch Englands Vorbild belehrt, sich daran erinnerte, daß es auch dereinst in grauer Vorzeit sein eigen Recht mit eigener Hand verwaltet, daß das uralte germanische Bewußtsein auf demokratischem Boden ruhte, da beanspruchte es als Lohn für seine Anstrengungen dem fremden Dränger gegenüber, wieder selbstständig Theil zu nehmen an seinen heiligsten Interessen, sich selbst zu regieren, nach selbst gegebenen Gesetzen. Aber Deutschland glich dem Kranken, der nach langem Siedthum den Gebrauch seiner Glieder verloren hat und sich erst nach und nach daran gewöhnen muß, sie wieder gebrauchen zu lernen. Was England besaß, die Möglichkeit einer gesunden zeitgemäßen Entwicklung auf rechtlicher Grundlage, das lag noch wie eine ferne, ferne Insel weit weg, und nannte auch der Deutsche mit stolzem Muth die Flaggen, welche sein Schiff bewimpelten: „Verfassung, freie Presse, Schwurgericht“, so waren dies trotz aller schönrednerischen Versprechungen nichts als Worte, Worte, deren eigentlichen Sinn nur die Wenigsten verstanden. Regierende wie Regierte waren gleich unfähig, den schönen Traum schnell zur Erfüllung zu bringen; wohl lag viel an der Böswilligkeit der Ersteren, aber nicht Alles, eben so viel an ihrer eignen politischen Unreife. Wie konnte ein im Amt ergrauter geheimer Richter sich nur denken, in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung mitzuwirken? wie konnte ein Minister sich nur bis zu der Vorstellung erheben, einer Kammer Rechenschaft über sein Thun abzulegen? wie konnte einer der Staatsmandarinen, und hätte er auch erst in dreißig Jahren die Pfauenfeder zu erwarten gehabt, sich eine öffentliche, gedruckte Kritik seines Verhaltens gefallen lassen mögen? Der damalige Polizeistaat war gewiß noch mehr das Product der Unwissenheit, der Unbildung, der kindischen Furcht vor den Studirten, als der persönlichen Böswilligkeit der Fürsten. Dieses ganze, unter der Knechtschaft erzeugte und erzogene Geschlecht konnte sich nicht an den scharfen Lustzug der freien Bewegung gewöhnen, es

war mehr dumm als böse. Nicht minder versunken und blöde waren Bürger und Bauern, wenige kleine Landesheile ausgenommen. Kaum fing der vierte Stand an sich von den Wunden des Krieges etwas zu erholen, und nur beschäftigt mit seiner materiellen Wohlfahrt, kam es ihm nicht in den Sinn, sich um die geistigen Güter, die er der Nation sollte erringen helfen, zu kümmern. Das Gesetz galt ihnen nur als eine Nothwehr gegen Ten, der sie etwa in ihrem nächsten Rechte kränken würde, gegen den Dieb und Mörder; von seiner hohen Bedeutung, seiner sittlichenden Kraft, die es ausübt, wo der freie Mann es selbst übt und durch seine Vertreter mitüberwacht, hatten sie kaum eine Ahnung. Nur soviel war ihnen als dunkle Tradition der Leiden des 18. Jahrhunderts geblieben, daß alles, was Regierung hieß, ihnen mehr als Feind, wie als Freund gegenüber stand; und wenn sie einen Hauch von Freiheit spürten, so benutzten sie ihn höchstens, hier und da ihrem Haß gegen die nächsten Dränger, den Kreis- oder Landrath Lust zu geben; aber was sie dabei von Beschwerden gegen die Fürsten selbst vorbrachten, waren nicht mehr als allgemeine, landläufige Phrasen. Aus diesem Chaos der Elemente erhob sich allerdings eine kleine intelligente Minorität, die mit tiefem Schmerz die Klust betrachtete, welche die alte Zeit von der neuen schied. Wer sollte da hinüber helfen mit kühnem Sprunge? Worte allein thaten es nicht, aber nur Worte hatten sie, und selbst diese nicht mehr, als das freie Wort mehr als je durch die Bundestagsbeschlüsse von 1832 geknebelt war. Wohl nur den wenigsten der Männer, die man in jener Zeit halb verächtlich mit dem Namen: Demagogen oder die Schwarzen! bezeichnete, war es nicht bewußt, daß die halbe Schuld der trüben Zeit an dem Volke selbst lag, daß man vorerst dieses Volk selbst zur Freiheit hätte heranbilden müssen, aber wo fanden sie die Mittel hierzu? Die Presse war geknebelt, der Lehrerstand, aus dem, zu seiner Ehre sei es gesagt, nicht ein geringer Theil jenes intelligenten

und vorwärts treibenden Händleins bestand, streng bewacht. Das Lehren der deutschen Geschichte in den Anstalten war verpönt, das Andenken der Jahre 1813 und 1814 suchte man so viel als möglich auszulöschen; selbst solche Bücher, welche die Befreiung Deutschlands vom Römerjoch erzählten, welche der deutschen Jugend den deutschen Helden Hermann vorführten, wurden nur heimlich gelesen.

Der Sinn der Jugend wurde von dem Vaterländischen abgelenkt und in die klassische Zeit zurückgeführt, Griechisch und Latein sollten sie lernen, aber kein Deutsch.

Aber des Geistes einer Zeit läßt sich nicht spotten. Die meisten Männer, welche an Gymnasien und Universitäten lehrten, waren Zeitgenossen Herder's, Schiller's und Göthe's gewesen, in ihnen pulste noch ein Nachhall von dem Aufschwung des poetischen Geistes in Deutschland; sie moßen und zählten mit ihren Schülern nicht bloß Silben, sie führten sie auch in den Geist jener alten Literaturen und damit in den Geist der Völker ein, die sie erzeugt hatten. Zu diesen Anschauungen, gesellte sich, bald schön belebend, bald wie ein feines Gift den Geist durchbringend, je nach der natürlichen Anlage der Einzelnen, der romantische Geist, welcher noch im vollsten Nachhall um jene Zeit Deutschland durchzog. Göthe war dem Tode nah, um Tieck's jüngere Gestalt gruppirt sich der Rest. Was der Geist in dem grauen Alterthum Greßes und Herrliches geschaut, wollte der romantische Sinn dieser Jünglinge erleben, wollte es der Wirklichkeit einverleiben. Die Brust von klassischen Idealen erfüllt, das Herz von trunkner Schwärmerei gehoben, so traten sie der kalten, grauen Wirklichkeit entgegen. Zu jeder Zeit war es die schwärmende, die enthusiastische Jugend, welche, sich selbstvergessend, wie im Spiele Blut und Leben für einen höheren Zweck zu opfern am geneigtesten war. Als Rom's Erde sich spaltete und das Orakel zur Bühne für den zürnenden Gott das Edelste der Stadt verlangte, da war es kein Mann,

kein Greis, sondern ein Jüngling war es, der im vollen Waffenschmuck sich ohne Besinnen hinabstürzte, und über ihm schloß sich der gährende Schlund. Ähnlich lagen die Verhältnisse in Deutschland. Es bedurfte einer That, um das Volk aus seiner Lethargie aufzurütteln, und wäre diese That auch noch so tollkühn, noch so unüberlegt gewesen. Anders lassen sich wohl die gebrandmarkten, die viel und mit Recht geschmähten Verfälle in Frankfurt nicht deuten. Die eigentlichen Leiter jener Bewegung, die im Dunkeln blieben, können unmöglich an ein augenblickliches Gelingen ihrer Pläne gedacht haben; sie wollten nur erschüttern, wollten mit einem Schlag das Bewußtsein des Volkes auf jenen Punkt lenken, von welchem aus sich das Verderben über Deutschland auszuspannen schien und zum Theil auch wirklich ausspann. Ihre Rekruten suchten und fanden sie auf den deutschen Universitäten, unter der intelligentesten Jugend eines jeden deutschen Stammes. Der Schlag, der in Frankfurt geführt werden sollte, bezog sich nicht auf einzelne Theile des Vaterlandes, er hatte das Ganze im Auge, es war das erste Zucken jener Bewegung, deren Oscillationen seitdem beständig stärker und heftiger das deutsche Volk bewegen, der Zug nach endlichem Zustandekommen, „deutscher Einheit“. In diesem Sinne darf man das Unternehmen, wie toll es auch ansah, wie kindisch oder vielmehr wie naiv es auch ausgeführt wurde, doch nie gesichtslos nennen. Die Regierungen fühlten dies auch tiefer, als das Volk, selbst der gebildete Theil desselben. Man begriff nicht die Anstrengungen, welche man machte, eine Handvoll junger Leute in seine Gewalt zu bekommen, man verdaumte die Animosität, die Härte, welche sich gegen die Gefangenen kund gab — man kann es heute nur entschuldigen mit dem Instinkt der Angegriffenen, die es unabwiedlich fühlten, daß der erste Schlag der Art ihren morschen Lebensbaum getroffen hatte. Sie, die jungen Sturmvögel der Freiheit, sie mußten freilich untergehen, und nur den Wenigsten war es vergönnt,

das Ende dieser und nachfolgender Bestrebungen zu erleben. Man hat sie vielfach geschmäht, vielfach geschelten, man hat vergessen, daß es ein Anderes ist, es eine übermüthige Jugend sich unberufenerweise das Recht anmaßt, die Welt in Verwirrung zu stürzen, oder ob Das, was sie that, nur der erste Ring einer Kette von Ereignissen bildete, die sich folgerecht aus den Verhältnissen entwickeln mußte und die früher oder später jenes Gelingen können wird und muß, das wir als das Fortschreiten des National- und Weltgeistes erkennen und bezeichnen.

Darum lenkt der Dichter gerne den Blick zurück auf diese Anfänge großer geschichtlicher Entwicklungen, darum sucht er gerne die edlen Impulse auf, die eine undankbare Nachwelt so gerne als Thorheit brandmarkt. Wir preisen andre Völker ob ihres politischen Märtyrertums, wir sehen bewundernd auf die polnischen und italienischen Frauen und vergessen, wie viel schon deutsche Mütter, deutsche Schwestern und Bräute für die Freiheit gelitten, welche Thränenfaat ausgestreut wurde in jenen Jahren der Verfolgung, der unerbittlichsten Strafen, der grausamsten Härte gegen Deutschlands aufstrebende Söhne. —

Wir lehren zu unsrer Erzählung, zu dem bis dahin friedlichen Familienkreise des Doctor Brandeis zurück. Was ganz Deutschland emporschreckte, das plötzliche Ereigniß, dies flog wie ein zündender Funke in die jugendlichen Gemüther. Was wußten sie freilich, Ludwig ausgenommen, vom Bundesstag und den deutschen Verhältnissen? Was sie beschäftigte, was ihnen die Sache zu unendlicher Wichtigkeit erhob und sie viel länger beschäftigte, als dies sonst möglich gewesen wäre, das war die greifbare Gestalt des „verwundeten Studenten“, durch ihn fingen sie bis zum Jüngsten herab plötzlich an, sich für Dinge zu interessieren, die sonst dem Kinde fern liegen. Sie wollten wissen, warum der arme Mensch sich in die Brust geschossen, sie ballten die kleinen Hände, als Onstichen ihnen erklärte, er habe sich für die Freiheit geopfert, etwa wie Tell dem Gessler

gegenüber, und nun wußten sie genug. Es ist ein wunderbarer Klang in diesem Worte „Freiheit“! Selbst Die, welche es nie in seiner allgemeinsten Bedeutung begreifen, treibt es zur Schwärmerci, und selbst der Reheste, in dessen Brust nicht jeder Funke für etwas Höheres erloschen ist, fühlt sich bei dessen Nennung von einem unbestimmten Drange erhoben und begeistert. So ging es den vier jüngeren Kindern des Doctors unbewußt, so seinen beiden Ältesten mit Bewußtsein. Sie konnten es alle kaum erwarten, bis Nachmittags der Vater nach Hause kam, bis sie hörten, wie es dem Fremden ging, und sie waren entzückt, als der Vater ihnen endlich sagte, er hoffe, ihn dem Leben zu erhalten; ihrem heitren Sinne erschien das Leben noch als der Güter Höchste. Die Mutter bemühte sich, so viel an ihr war, die unruhige Schaar zu dämpfen, sie auf ihre Schul-Arbeiten und Kinderspiele zurückzuverweisen, aber kaum war der Eindruck etwas verblaßt, so triefte ein neues Ereigniß ihn wieder auf.

Kaum waren drei Tage nach dem verhängnißvollen Abend verfloßen, als abermals ein Diener der heiligen Hermandad, Herr Urhahn, erschien und den Doctor aufsuchte. Er war nicht zu Hause, und als ihn Frau Brandeis fragte, um was es sich handle, und wo ihr Mann zu finden sei, entdeckte er ihr endlich geheimnißvoll, daß der Herr Polizeiwachtmeister sich vor einer Stunde in den „Lümpel“, einen großen Teich vor der Stadt, gestürzt habe, um sich zu ertränken. Die Doctorin und die Kinder, welche, es war ein Sonntag Nachmittag, um die Mutter versammelt waren, schrieten laut auf, der Mann beruhigte sie aber damit, daß der Herr Wachtmeister noch zeitig genug gerettet worden sei und gegenwärtig bereits in seinem Bette liege, wo ihm jedoch ärztliche Hülfe dringend vernehmlich sei.

„Aber mein Gott“, sagte Frau Brandeis, „was ist dem Mann nur eingefallen? Seine Frau mag schön erschrocken sein, und was wird die Tante dazu sagen?“

„Da hat nun die gute Frau einmal Ursache wirklich betrübt zu sein“, sagte Ludwig spottend, „das Unglück hat ihr gewiß auch vorher geahnt“. Die Mutter blinkte ihm zu, aber der Polizei-Mann der den Spott nicht merkte, was nicht zu verwundern, da man noch nie gehört, daß die Polizei zum Humor geneigt, antwortete ernsthaft, indem er seinen Schnurrbart drehte: „In der That, es hat der Frau Wachtmeisterin geahnt; sie hatte in Voraussicht des Unglücks eine Spielparthie zum Kaffee eingeladen, und so war sie doch nicht allein, als ihr der Mann triefend und halb todt in's Haus gebracht wurde“.

„Nun, das ist gut“, sagte die Doctorin, „aber weiß man nicht, was den Mann dazu antrieb?“

„Was sonst“, antwortete Herr Urhahn mit schneidendem Hohn, „als diese verfluchte Demagogengeschichte, diese Schwarzen mit ihrem Frankfurter Attentat. Man hat den Mann auf's schrecklichste in seiner Dienstlehre gekränkt — aber ich darf weiter nichts sagen. Guten Tag Frau Doctorin, ich gehe den Herrn Doctor aufzusuchen“. Damit grüßte er mit militärischer Haltung und ging die, Uebrigen in gespannter Erwartung und sich in Vermuthungen erschöpfend, zurücklassend. —

VII.

An diesem nämlichen Sonntag-Nachmittag war in der beschaglichen Wohnung des Herrn Polizeiwachtmeisters Eisenstein eine sehr würdige Gesellschaft versammelt. In dem freundlichen Wohnzimmer, an dessen Fenstern im warmen Sonnenschein Primeln und Hyacinthen blühten und mit dem Wohlgeruch kämpften, der einer silbernen Kaffee-Kanne entstieg, saß auf dem Sopha eine sehr stattliche Dame, der man es nicht ansah, wie

wie nahe sie den siebenzig stand. Zu ihrem jugendlichen Aussehen trug ihre Toilette bei, die nach Schnitt und Farbe nichts weniger als im Geschmack einer Matrone eingerichtet war, jedoch durch die Haltung, mit der sie getragen wurde, nichts weniger als unangenehm auffiel. Es war die vermittelte Frau Obristin Daniels, eine Tante von Frau Brandeis und ohne Zweifel das hervorragendste Mitglied dieser Versammlung, durch ihre Manieren und ihren stolzen Anstand, welchem der Ehrenplatz an dem wohlbesetzten Kaffeetisch ganz und gar zukam. Fast eben so stolz thronte neben ihr ihre Pufenfreundin oder — Feindin, je nach dem Stand des Mondes, denn die Verbindung dieser beiden Damen glich in seiner Abwechselung genau dem Wechsel der Gestirne. Bald verschwand sie gleich dem Monde vollständig an dem Horizont, dann tauchte sie wieder schwächern auf, wie Selenens erstes Viertel, füllte sich rasch, war aber, sobald sie ihren Höhepunkt erreicht, nie alles Schöne auf Erden, regelmäßig ihrem Ende am nächsten. Doch konnten die beiden alten Damen nicht von einander lassen, und wir werden es sogleich erfahren, welches Medium sie im innersten Gemüth miteinander verband und einander ebenso wieder entfremdete. Noch ist die Stunde nicht erschienen, wo der erhabene Zweck dieser sich oft wiederholenden freundschaftlichen Zusammenkunft klar enthüllt wird, und so lange die Damen ihren Kaffee trinken und den köstlichen Kuchen der Frau Polizeiwachmeisterin mit Wort und That rühmen, dürfen auch wir ein wenig plaudern. Das Freundschaftsgestirn der beiden Größen dieses Kreises stand heute im Zenith, was gar nicht zu verkennen war an der Weise, mit der sie sich gegenseitig in freundschaftlichen Ceremonien überboten. Der Pollux der uns schon bekannten Frau Obristin war Niemand weniger als die Frau Hofconditor Eisenstein, deren Mann, wie schon der Titel besagt, eine der ehrenvollsten Stellungen im Staate inne hatte. Seine Obliegenheit war es, alle Bitterkeiten des Hoflebens zu überzuckern und zu über-

golden, den Hofkämmerer trunken zu machen mit süßem Wein, der Hofliche Vorschub zu leisten mit holden Versuchen in den Knallbonbons, endlich den ganzen Hof mit jenem Wall von Confituren, Torten, Crème's und Eis zu umziehen, der uns schon als Kinder in der Erzählung vom Schlaraffenland entzückte. Niemand muß glauben, daß er selbst Hand angelegt, Zucker gestiebt, Mandeln abgewogen oder einen Schnee geschlagen habe. Nein, er war nur der schaffende Geist, der über dem Corps der Hofküche schwebte, und auf dessen Wink sich alle Kasserollen, Reibeisen, Möiser und Wagen in Bewegung setzten. Er war unermüdlisch in seinem Amte und ein Vorbild für alle die betreten Hofconditoren in seidenen Strümpfen und kurzen Beinleidern, die das Vorzimmer eines Fürsten füllten. Der süße, unsagbare Duft aus seiner Küche erfüllte die ganze Hof-Atmosphäre, und wenn man dem Fürsten von seinem Volke sprach, so sahen die Bauern alle aus wie Butterbreheln, die Bürger wie Windgebackenes und der intelligente Mittelstand wie eine süße, zitternde Gallerte. Kein Wunder, daß die Frau Hofconditorin sich stolz in die Brust warf und sich wenigstens eben so viel dünkte, als eine verwittwete Obristin. Das kleine Wörtchen „Hof“ hatte der sonst nur dem Bürgerstande angehörenden Beschäftigung ihres Gatten eine unsäglich Würde verliehen; ihr Mann war ein „Angestellter“, seine Arbeiten drangen bis in die Person des Fürsten selber ein, sie durfte stolz sein, durfte es doppelt, da alle achtbaren Hausfrauen ihrer Bekanntschaft sich glücklich priesen, durch ihre Vermittlung eines der geheimnißvollen Recepte jenes selbst an entfernteren Höfen berühmten, culinairischen Laboratoriums des Herrn Eisenstein zu erhalten. Wenn eine Hausfrau bei einer feierlichen Gelegenheit eine Punschbowle auf den Tisch setzen konnte, mit dem Zusatz: „Das Recept zu diesem Punsch verdanke ich dem Herrn Hofconditor!“ dann war sie dreifach beglückt. Es war gar nicht nothwendig, den Namen des Wohl-

thäters hinzuzufügen, sein exquisiter Titel allein reichte hin, alle Welt au fait zu sehen. Bei dem Wohlstand, den er sich in seiner Stellung erworben, und dem Eingebrachten seiner Frau hätte das würdige Paar ein so süßes Leben führen können, als wären sie auf lauter Nesten und Zuckersyrup gebettet; aber die bitteren Mandeln des Geschickes bleiben ja nirgends aus. Zu ihrem Unglück hatte die Frau des „Tortelverarbeitenden, Süßigkeitbereitenden“ ein äußerst empfindsames und reizbares Gemüth. Sie sah in sich immer das verfolgte Opfer einer mißgünstigen oder höhnischen Absicht und mußte also stets gewaffnet sein, sich Angriffen entgegenzusetzen, die sich nur zu oft als Don Quixott'sche Windmühlen herausstellten. Wenn sie die Frau Doctor Brandeis besuchte und Ludwig zufällig pfeisend über den Hof ging, so beklagte sie sich weinend, er habe sie ausgepiffen; wenn ihr Sohn mit einer jungen Dame zweimal auf dem Balle tanzte, so sagte sie nicht, mein Sohn macht dem Mädchen den Hof, sondern, die will meinen Sohn heirathen! was sie gleichfalls als ein Staatsverbrechen betrachtete. In allem sah die arme Frau eine versteckte Absicht, und so brachte sie es endlich glücklich dahin, daß man sich wirklich so sehr vor ihr und ihrer Zunge fürchtete, als sie es zu wünschen schien, denn da sie sich fortwährend als das unschuldige Schlachtopfer fremder Bosheit betrachtete, so hielt sie alle Welt für böse, außer sich selbst, und trachtete unablässig darnach, sich selbst zu schützen. Daß Freundschaft mit einem solchen Charakter, der nur durch fortwährende Schmeichelei einigermaßen befänstigt werden konnte, unmöglich war, hatten alle ihre Bekannten längst eingesehen, aber — so groß ist die Macht der Gewohnheit, ist die Macht einer schönen Wohnung, einer behaglichen Bewirthung, daß man sich immer wieder mit der Frau Descenditorin versöhnte, trotz ihres allgemein bekannten mißtrauischen und wenig wohlwollenden Charakters. Die harmlose Jugend war ihr vor allen Dingen ein Dorn im Auge,

und unter diesen zumeist die unschuldigen Kinder des Doctor Brandeis, die sie in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit jeden Augenblick beleidigten. Besonders Ludwig galt in ihrem Kreis als ein hochmüthiger, unhöflicher Mensch, ganz besonders aus dem Grunde, weil sie einst, um ihn zu prüfen, ihr Taschentuch fallen ließ, als er ihr begegnete. Er stolperte darüber hinaus, ohne es aufzuheben, und das konnte sie ihm nie vergeben. Der arme Ludwig! in ihren Augen war er nichts als ein Bengel, und Gustchen war eine Hans, weil sie es einmal gewagt, den Bruder gegen ihre Angriffe in Schutz zu nehmen.

Ihr gegenüber, bequem in einen Sessel gelehnt, saß die dritte dieses Kleeblatts, Fräulein Amalie von Kriegsheim, deren corpulente Gestalt schon vor undenklicher Zeit dem Flügelkleide entschlüpft war. Sie war eine der glücklichsten Personen auf diesem Erdenrund, eine der Wenigen, denen es beschieden war, selbst in dem nüchternen 19. Jahrhundert in dem Zustand des goldenen Zeitalters zu vegetiren. Ihre Jugend und ihr späteres Alter fielen noch in jenen glücklichen Moment, wo die jungen Damen nicht bereits vom 18. Jahre an davon phantasirten sich einen Wirkungskreis zu suchen, ihre Kräfte einem höheren Zweck zu widmen. Der höchste Zweck ihres Daseins war im Gegentheil nur, zu leben, und zwar so bequem und angenehm als möglich. Was gingen sie die Bedürfnisse ihrer Mitmenschen an, wenn nur für ihre eigenen gesorgt war? und dies Letztere bewerkstelligte sie in der naivsten Weise. Ludwig Brandeis hatte in seiner spöttischen Weise einst den Geschwistern das Räthsel vorgelegt: Wer ist das? Sie säet nicht, sie ärntet nicht, sie sammelt nicht in die Scheunen, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch? Im Chorus antwortete der übermüthige Schwarm: Fräulein Amalie von Kriegsheim! Sie hatten es getroffen; die gute, phlegmatische Dame glich in der That den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel. Sie hatte einen großen, großen Bekanntenkreis, in diesem brachte

sie abwechselnd ihre Tage zu, und die Nächte zog sie sich in ihr Heim zurück, wo ein langer, friedlicher, traumloser Schlaf sie für die Strapazen des kommenden Tages stärkte. Am frühen Morgen zog sie dann wieder aus, ein blüthenweißes Strickzeug in der Tasche, mit diesem zog sie sich bei den betreffenden Gastfreunden in eine Fensternische zurück, und nun mochte es um sie her stürmen und toben, so viel es wollte, es war ihr Alles gleichgültig. — Keine große Wasche der geplagtesten Hausfrau, kein großes Diner, kein Souper, nichts konnte sie vermögen, sich ihrer Ruhe zu entziehen und mit Hand anzulegen. Sie lebte sich, den Mahlzeiten und ihrem Strickzeug. Das Einzige, was sie nebenbei beachtete, waren die Kinder, welche sie, wie so manche andere ihres Geschlechts, als bloße Plagen für die friedliebende Menschheit ansah, und deren höhere Bestimmung sie einzig darin erblickte, sie so viel wie nur möglich zu Maschinen heraufzubilden. Mit Argusaugen beobachtete sie alle ihre Bewegungen und tabelte sie mit scharfen Worten: Luise, rühre nichts auf der Komode an! Karl, was hast Du in der Sophaecke zu thun? Ludwig, schnalze nicht mit den Fingern! Sophie, nehme Dein Strickzeug und stricke! Mit solchen wohlgemeinten Ermahnungen brachte sie nachgerade die ganze kleine Welt ihres Kreises zur Verzweiflung, und wie gelähmt fielen die kleinen Hände herab, wie erstarrt standen die Jungen, wenn sie lärmend aus der Schule in's Wohnzimmer stürmten und in der Fensterecke Fräulein Amalie als Gast erblickten. Besonders waren es auch hier die Brandeis'schen Kinder, welche ihr Nervensystem auf's äußerste erregten, und wäre die Frau nicht so gut und wahrhaft wohlwollend gewesen, Fräulein Amalie würde ihr um der „unartigen Kinder“ wegen nie mehr die Ehre ihres Besuchs geschenkt haben. Die Frau Obristin besand sich ihrer Großnichten und Großneffen wegen, die sie herzlich liebte, fortwährend in einem kleinen Krieg mit diesen ihren beiden Freundinnen, welcher jedoch nie so heftig wurde, um von dieser Seite

her das gute Einvernehmen der drei Großmächte zu stören. Ueber Ludwigs Räthsel war auch sie ernstlich böse, und sie gab sich alle Mühe, ihre Freundin, der etwas davon zu Ohren gekommen, zu beruhigen.

Frankfurter Attentat. Episode mit dem Wachtmeister. Ludwig geht zur Universität. Im Herbst Tod des Studenten. Begräbniß am Abend in Gegenwart von Ludwig und Charlotte. Sie schwören sich gegenseitig zu handeln, eine That zu thun. Verhaftung des Professors. Dessen Frau. Steigende Unzufriedenheit der Gemüther. Ludwig hält Zusammenkünfte mit Bürgersöhnen. Gustchen dem nicht fremd. Schwärmerische Erinnerung an den Studenten. Der Kleiné ihr stets treu ergeben. Dessen Verhaftung. Des Vaters Geburtstag. Ludwigs Schmerz. Sein Verbleiben im Vaterhause. Flucht. Charlotte außer sich. Muß sich von der Familie zurückziehen. Gustchens Liebe zu einem Verbannten, der treueste Freund des Bruders. Ludwigs Krankheit und Tod. Gustchen pflegt ihn, verlobt sich neben der Leiche. Schmerz der Eltern. Charlottens Tod. Gustchens Heirath. 1848.

Der Matrose vom Alabama.



Wir wollen Euch eine kleine rührende Geschichte erzählen, Euch zumeist, die Ihr so gerne klagt und behauptet, daß nur noch die Prosa die Welt regiere, daß es keine wahre Liebe, keinen Enthusiasmus, keine Treue, keine Poesie mehr auf unserem materiellen Erdenrunde gäbe. Hört, und beruhigt Euch! Denn unsere Erzählung ist kein Traum der Phantasie, sondern buchstäbliche Wahrheit, und sie hat sich begeben in dem alten Lieblingelände der Romantik, in der Normandie, wo zwar Butter- und Käsehändler, Rüge- und Pferdezüchter die Troubadours und Minstrels schon längst verdrängt haben, die aber immer noch ein bevorzugtes Land der unsichtbaren Mächte zu sein scheint, welche unsern Schicksalsfaden spinnen. Sie mag wohl darum der Schauplatz unserer kleinen Erzählung geworden sein, die euch zurufen wird: „Ja, noch lebt die Liebe, noch weiß sie ihre Wege zu finden über Berge, Thäler und Ströme, durch Wüsten und Einöden und selbst auf den verschlungenen, endlosen Pfaden des Océan!“ —

Am 19. Juni 1864 waren an einem heiteren Sonntagsmorgen die Bewohner Cherbourg's schon in aller Frühe auf den Hügen, um einem Schauspiel beizuwohnen, das recht eigentlich auch auf dem Gebiete der Romantik spielte, wenn sie auch darin in veränderter, moderner Gestalt auftritt. Sollte jenes merkwürdige und noch nie dagewesene Duell zwischen zwei feindlichen Kriegsschiffen, dem *Rearfage* und dem *Alabama*, nicht ebensowohl ein rein poetisches Interesse einzusflößen vermögen, wie die Heldenthaten des Mittelalters und das Wessen von zwei ritterlichen Degen um einen oft falschen Begriff von Ehre?

Man brauchte weder für den Süden, noch für den Norden Amerika's fanatisch Partei zu ergreifen, um davon betroffen zu werden. So erging es auch den Einwohnern der sonst gar ruhigen Stadt Gherbourg, deren feste Ansassen für gewöhnlich, trotz der furchtbaren Kriegsmaschinen, welche die Herts des weltberühmten Hafens beherbergen, und dem Besiz eines Arsenal's, dessen Inhalt die halbe Welt in Flammen hätte setzen können, ihr friedliches Dasein ziemlich einsidmig verlebt. —

Der schmale, steile Fiktadpslad, welcher hinauf zu dem Fort du Roule führt, das den Hafen und die weiteste Aussicht auf's Meer beherrscht, war schon seit einer Stunde von Hinaufklimmenden bedeckt. Ebenso wimmelte es von Menschen auf dem merkwürdigen Hafendamm, einem der seltensten Erzeugnisse unterseischer Baukunst, den zu errichten ein Jahrhundert lang der Mensch mit dem widerspenstigsten Element im Streite gelegen, bis er den Sieg davon trug. Mit seinen fast unangreifbaren Herts bildet der Damm recht eigentlich den bräunenden Gedankenstrich zwischen Frankreich's Nordküste und etwaigen Greberungsplänen des ehrgeizigen Gegenüber. — Glatt und schimmernd lag das Meer — im leichtesten Seeegrün strahlend, wo das Sonnenlicht es überzitterte, dunkel und bräunend, wo Wellenschatten neidisch das Licht verdrängten.

Gleich weißen Kossen schossen die Schaumwellen der anschwellenden Fluth über die Fläche, und immer gewaltiger stiegen jetzt die schwarzen Röhren des im Hafen liegenden Südamerikaners dicke Massen Dampfes aus, während gegenüber auf dem offenen Meere ähnliche Wellen, nur der Entfernung wegen nebelhafter und zierlicher, emporwallten. Die Stunde des Kampfes und der Entscheidung war nahe. —

Doch versehen wir uns auf einen Augenblick an den vorhergehenden Abend und lehren wir zu dem schon erwähnten Fort du Roule zurück. Auf einer der äußersten Vergeeden Frankreich's, die kühn und gewaltig hinauspringt, dem atlant-

tischen Ocean zugewendet, erhebt es sich stolz und materisch, fast mehr als ein Signal, für die unangreifbare Rhebe, welche sich zu seinen Füßen ausstreckt, als wie zum nochmaligen Schutze derselben. Ringsum tobt und braust das Meer, aber jetzt liegt die endlose Fläche ruhig und glatt wie ein Spiegel, der sich der Sonne darzubieten scheint, ihr leuchtendes Bild darin zu betrachten, indem sie tiefer und tiefer hinabsteigt, bis dann plötzlich die türkischen Kluthen sich öffnen und sie hinabziehen in ihr finsternes Reich. Schon war die Kessengluth entschwunden, mit der sie auf einen Augenblick die unbantbare Welle und die Segel zahlloser Schiffe, die sich auf ihr wiegten, übergoßen hatte, und nur noch ein einziger lichter Streif gab Kunde davon, wo die Herrliche ihr Grab gefunden. Dunkle Schatten begannen sich über die Stadt und den Hafen zu legen, hier und da blühte schon das Feuer eines Leuchthurmes auf; aber davor an der Balustrade, welche den äußersten Vorhof des Casells umschließt, lehnte immer noch unbeweglich ein junger, schlanker Naturfö, der wohl schon seit einer Stunde so dagesstanden, als ob er sich an dem Schauspiel zu seinen Füßen gar nicht erkränken könne.

„Nun, William“, sagte jetzt eine tiefe Stimm hinter ihm, und eine kräftige Hand schlug ihm leicht auf die Schulter, „wilst Du über Nacht hier stehen bleiben? Der Weg herauf ist schon am hellen Tag haldbrechend genug, und hinunter geht's noch schlimmer. Es wird dunkel, wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Der junge Mann wandte sich um und zeigte eine echt angelsächsische Physiognomie, nur die gebräunte Gesichtsfarbe contrastirte lebhaft mit den blonden Haaren und den blauen Augen und verlieh dadurch dem jugendlichen Schnitt des Gesichtes einen besondern Reiz.

„Du hast Recht, Onkel Peter“, sagte er, „wir müssen gehen. Der Signalschuß unseres Schiffes wird uns ohnedem bald an Bord rufen“.

Sie wandten sich zum Gehen, der Ältere bedächtig voraus, der Jüngere ihm langsam folgend.

„Dah“, fing der Alte wieder an, „was nützt Dir all das Gucken und Träumen, davon kommt die Nancy doch nicht herbei!“

„Leider nein“, erwiderte William seufzend, „und ich nicht zu ihr. Es ist eine verwünschte Geschichte!“

„War denn der Capitain ganz unerbittlich?“

„Unerbittlich. Er sagte, den Abschied wolle er mir geben, wenn ich ihn durchaus wolle, aber keinen Urlaub, er müsse seine Mannschaft zusammenhalten.“

„Hm, hm!“

„Nun, Onkel Peter, das soll doch nicht etwa heißen, ich hätte den Abschied nehmen sollen?“

Der Alte drehte sich um und schwang seinen Knotenstock in der Luft. „Den hätte ich auf Dir tanzen lassen, William Watson, wenn Du unser braves Schiff eines Mädchens willen verlassen hättest. Du dürftest keinem ehrlichen Seemann mehr unter die Augen kommen.“

„So steht die Sache“, fuhr William fort, „von Tag zu Tag hoffend, von Tag zu Tag getröstet, muß ich eben darauf verzichten, Nancy mit mir zu nehmen. Morgen früh geht der Tanz los, und wer weiß, wer von uns übrig bleibt!“

„Es ist Dir doch nicht leid darum, William Watson?“ fragte der Alte mit scharfem Ton.

„Geddam, Onkel Peter, mich das auch nur zu fragen! Glaubst Du, daß es mich weniger freut, den frechen Nordamerikaner zu züchtigen, als Euch Andern alle? Nur wollte ich, Nancy Wilson wäre zuvor Wistrich Watson geworden.“

„Nun, Junge, nach geschetzener Arbeit schmeckt die Hochzeit um so süßer!“

„Freilich, wenn man's erlebt“, lautete die Antwort, von einem etwas erzwungenen Lachen begleitet.

In diesem Augenblick dröhnte es dumpf durch den stillen

Abend. Der Alte beeilte schweigend seine Schritte, der Andere folgte ebenso schnell, und kurze Zeit darnach befanden sich beide an Bord ihres Schiffes — des Alabama! —

Schon zwei Tage vor dem Kampfe zwischen der nord-amerikanischen Fregatte *Kearsage* und dem vielgenannten und gefürchteten südländischen Kaperschiffe, dem Alabama, war man in der Stadt genau davon unterrichtet, daß er stattfinden würde.

Mit Bewunderung blickte man auf den kühnen Capitain Semmes, der die Herausforderung, welche ihm der Capitain des weit größeren *Kearsage* gesandt, mit flammenden Worten erwidert und angenommen hatte. Von Mund zu Mund trug sich die freilich unverbürgte Kunde, wie beide Capitaine in ihrer Jugend innige Freunde gewesen, und wie sie sich nun feindlich einander gegenüber standen, nicht bloß Mann gegen Mann, sondern Jeder als Repräsentant seiner Partei, Jeder umringt von Genossen, willig, einen in seiner Art einzigen Zweikampf mit ihm zu theilen. Welche Vermuthungen, welche Conjecturen ließen sich nicht an diesen Umstand knüpfen! Welche Ursache konnte die früheren Freunde in die entgegengesetzten Lager getrieben haben, welcher persönliche Haß mochte sich hier in großartiger Weise unter dem getheilten Sternenbanner auskämpfen?

So kam der Tag des Kampfes, der Sonntag, heran. Wie diesen die protestantische Mannschaft des *Kearsage* begangen, auf welche Weise sie sich zum Kampfe vorbereitet hat, ist uns unbekannt geblieben. Die Südländer aber zogen in der Frühe, in Reih und Glied, ihren Capitain an der Spitze und gefolgt von der halben Bevölkerung Cherbourg's, in feierlichem Zuge nach der Dreifaltigkeitskirche, um dort die Messe zu hören. Diese goldhaisigen Pfeiler und Epibogen, einst unter den Händen der siegreichen Engländer entstanden, während sie sich für ein Jahrhundert lang die nördliche Küste Frankreichs zurückerobert, mochten verwundert auf die gebräunten Gesichter und kräftigen Gestalten schauen, die fromm das Knie unter ihnen beugten

und um den Sieg ihrer Waffen flehten. Die Zeiten lagen ja weit zurück, wo in ähnlicher Weise sich ein roheres und kampflustigeres Geschlecht, als das von heute, im Gotteshaus zum Brudermorde vorbereitete.

Gefolgt vom Hurrah und Triumphgeschrei der Menge waren die Veter dann wieder ernst und schweigend nach ihrem Schiffe gezogen, und als jezt von dem Thurne der alten Kathedrale die neunnte Stunde ertönte, wogten sie hinaus aus dem prächtigen Hasen aufs offene Meer, zum verwegenen Todeslanz auf der Welle.

Es war eine traurige Wiederholung des alten: „Die Welf“, „Die Waibling“, die nun anhub mit dem ersten dumpfen Schuß, der zu gleicher Zeit von dem Deck des Kearsage und dem des Alabama die mörderischen Geschosse entsendete. Wohl mochte der schauenden Menge die Wange erbleichen und das Herz stürmisch in der Brust pochen beim Anblick dieses Zweikampfes, zu dem sie Alle als Zeugen geladen waren. Mit dem Schiffe der Rebellen aber, dem kleinen, ledern Alabama, war, wir müssen es im Interesse der Wahrheit leider gestehen, die Sympathie der braven Eherbourger und vieler Seeleute, die sich hier stets aus aller Herren Ländern zusammenfanden.

Für ihn zitterten, fürchteten und hofften sie. Warum? Das ist schwer, genügend zu erklären, nur das Factum ist zu bestätigen, daß Franzosen und Engländer in diesem Falle ihrer gegenseitigen Antipathie gänzlich entsagten und der Sache der Südländer nicht allein entschieden, sondern häufig bis zum Fanatismus zugethan waren. Die Argumente, welche der unter ihnen lebende Deutsche für den Norden vorbringen mochte, wurden kaum angehört.

In weiten Bogen flogen die tödtlichen Geschosse herüber und hinüber, auf beiden Seiten kämpfte man mit gleichem Muth, mit gleicher Geschicklichkeit, und fast drei Stunden lang schwankte die Schale des Sieges unentschieden herüber und

hinüber. Aber der Herr der Heerschaaren war nicht mit den Alabamakämpfern und denen, die für sie gekämpft hatten. Ueber alle Heiligen des katholischen Himmels trugen die nüchternen protestantische Mannschaft des Kearsage und sein bepanzierter Leib den Sieg davon.

Gleich einem Löwen, einem zweiten Byron'schen Corsar nicht unähnlich, kämpfte Capitain Semmes, und neben ihm sein Lieutenant; der Dritte im Bunde war der junge Matrose, den wir bereits als William Watson auf dem Fort du Roule kennen gelernt. Als wolle er selbst den leisesten Verdacht von sich abwälzen, daß er einen Augenblick das eigene Interesse über dasjenige seines Capitains und dessen Schiff habe setzen wollen, schien er seine Anstrengungen zu verdoppeln, und mehr als einmal mußte der Capitain ihn warnen, sein Leben nicht ohne Noth auf's Spiel zu setzen.

Da flog das Wurfgeschöß heran, welches dem Alabama die Todeswunde schlagen sollte. Er, der Jahre lang „auf den Wellen wandelte, wie ein lebendig Ding“, sank tiefer und tiefer hinab in den Abgrund. Eigenhändig hißte der Capitain die weiße Flagge auf, doch erst, als der Alabama schon dem Untersinken ganz nahe war. Vom Lande schickte man Boote aus, die Schiffbrüchigen zu retten. Unterdessen befahl Capitain Semmes seinen Leuten, die Schaluppe zu durchbohren, damit auch nicht ein Stück des Alabama in des Feindes Hände fiel, warf seinen Degen mit den Worten: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ in das Meer und bestieg mit vierzig seiner Leute die englische Nacht Deerhound, deren Capitain und Besizer an Bord des Alabama den Kampf mit angesehen.

Capitain Semmes selbst war an der Hand nicht un erheblich verwundet, und mit diesem Schmerz mag er beim Scheiden auf die Todten geblickt haben, die das Deck seines zertrümmerten, hinsinkenden Schiffes bedeckten, sowie auf die Lebenden und Verwundeten, welche noch der Hülfe und Rettung warteten.

Diese blieb nicht aus; außer Jenen, die das feindliche Schiff aufnahm, wurden alle durch zwei französische Boote nach Cherbourg zurückgebracht, wo man sich herzu drängte, ihnen Pflege, Obdach und Wohnung anzubieten. —

Langsam entfernte sich der Kearsage, gleichfalls an vielen Stellen getroffen, von dem Schauplatz seines Sieges, und die Besatzung mußte sich am Bewußtsein ihres Triumphes genügen lassen, denn die Zuschauermenge ließ sie kalt und lautlos ziehen, einen entfernteren Hafen aufzusuchen.

Und nun wären wir versucht, die Göttin der Liebe in höchsteigener Person aus den Fluthen emporsteigen zu lassen, um das Wunder zu bewirken, das sich in ihrem Namen begab. Nach drei Richtungen hin wurden die tapfern Alabamalämpfer verschlagen: ein Theil steuerte mit seinem Capitain der englischen Küste zu, ein anderer Theil saß finster und traurig am Bord des feindlichen Schiffes, und einen dritten empfing Frankreichs neutraler Boden. Einer der Letzteren, den die französischen Schiffseute schon halb bewußtlos den Fluthen entrissen, ist ein junger, schöner Matrose, in dem wir abermals William Watson erkennen.

„Gottlob, daß wir den Jungen haben!“ sagte Onkel Peter, indem er dem Franzosen behülflich war, William in das Schiff zu ziehen. Bald sind sie am Lande, und William, nachdem er sich mit Trank und Speise gestärkt, kehrt zum vollständigen Bewußtsein zurück. Er erhebt sich von dem Sitz, auf den man ihn gebettet, sieht mit leuchtenden Blicken um sich und ruft entzückt:

„Onkel Peter, welch' ein Glück bei unserem Mißgeschick! Ich bin in Frankreich, bin auf kurze Zeit mein eigener Herr und Meister — o wie gut werde ich sie anwenden!“

„Ja, ja, mein Junge, wenn Du Dich tüchtig ausgeruht hast. Nach einer solchen Affaire braucht selbst der Stärkste ein Schlüdchen Whisky mehr als sonst!“

Zwei Tage später brauste zur gewohnten Stunde der von Eberburg kommende Schnellzug über die schöne Eisenbrücke, welche das Schienengeleise über die Orne führt, um bald hierauf in den Bahnhof von Caen einzumünden. Außerordentlich malerisch erhebt sich die alte Normannenhauptstadt am Rande der ungeheuren fastig grünen Wiese, die an einer Seite von dem Flusse, an der anderen von der Stadt begrenzt wird. Die berühmten gotischen und romanischen Kirchen des einst heidnischen Catodum strecken ihre schlanken Spitzen hoch hinaus über die lange Reihe von Pappeln, welche an Größe mit ihnen wetteifern möchten, und gaben durch ihre Menge schon von Weitem Kunde, wie langgestreckt die Stadt sich dehnt, und welchen Reichthum an architektonischen Kunstwerken sie in sich schließt. Vor allem Andern heben sich hervor, die Krone und der Stolz der Stadt, die zwei herrlichen Zwillingsthürme von St. Stephan, jener Musterkirche im romantischen Styl, welche einst der glückliche Eroberer, Herzog Wilhelm, als sein Grabmonument erbauen ließ, und worin der Ruhesee auch wirklich die ewige Ruhe gefunden.

Neugierig und staunend ruhte das Auge William Watsons, der sich aus einem Wagen des schon erwähnten Zuges bog und seinen älteren Gefährten, in dem wir schnell den Onkel Peter erkennen, lebhaft auf die Schönheit der Landschaft aufmerksam machte. Onkel Peter war jedoch, wie es schien, dafür weniger empfänglich, als sein Gefährte, denn er antwortete verdrießlich: „Das ist also endlich Caen, William, und das Ziel Deiner Sehnsucht?“

„Ja, ja!“

„Geddam, welch ein Glück, daß diese gefährliche Landreise zu Ende!“

„Ich denke, am Sonntag sind wir noch in größerer Gefahr gewesen!“ antwortete William lachend.

„Bewahre!“ sagte der Andere, „das verstehst Du nicht!“

Auf meinem Schiff bin ich zu Hause, aber hier in dem engen Kasten kam mir erst etwas wie Furcht an. Lache und spotte nur, es gilt mir gleich, es bleibt doch halbes Satanswerk, so wie die Windesbraut über die Erde hinzustiegen und Alles über sich ergehen lassen zu müssen, ohne sich wehren zu können!"

"Nun, Gottlob Alter! Du bist erlöst; Du kannst jetzt aussteigen und „Land“ rufen. Ich aber rufe: „Vorwärts, und rasch gehandelt!“ Mit diesen Worten sprang William aus dem Waggen und half dann dem Onkel Peter heraus, der aber gelassen sagte, indem er dem schon Davoneilenden die gewichtige Hand auf die Schulter legte:

„Geduld Junge! Da sind wir nun in der That, und nur der Nancy zu Liebe konnte ich mich zu der Teufeldreise entschließen, aber jetzt brauche ich erst eine Herzstärkung. Der Eiber hier zu Lande ist nicht schlecht und soll mir den Kohlenstaub wieder aus der Kehle waschen, ehe ich weiter gehe!"

„Aber Onkel Peter —"

„Nichts Onkel, ein ehrlicher Seemann stärkt sich zuerst, ehe er auf's Neue in's Gefecht geht".

William Watson mußte sich fügen, wie ungeduldig er auch den blanken, breitrandigen Hut hin- und herrückte und an seinem blauen Umschlagtragen zupfte. Mit dem Instinkt eines Durstigen fand Onkel Peter bald in der Nähe des Bahnhofes, am Hasenbassin des Orne-Canals Das, was er suchte, nämlich eines der unzähligen Kaffeehäuser, an denen Frankreich so reich ist. Bald aber fand er zu seinem Entzücken noch mehr, und zwar ein dichtgedrängtes Publikum, dem er mit berebter Zunge und entsprechendem Geberdenspiel, halb englisch, halb französisch, das merkwürdige Schiffsduell, dessen Kunde kaum erst bis Caen gedrongen, schilberte. Die Nachricht, welche sich unter dem Schiffsdeck am Hafen wie ein Lauffeuer verbreitete, daß ein Theil der Mannschaft des Alabama in Caen eingetroffen sei, rief immer mehr Neugierige herbei, und mit Ver-

zweiflung sah der ungeduldige William jede Hoffnung schwinden, den Nebenfluß des Altes so bald zu hemmen.

„Goddam, ich gehe allein!“ rief er ihm zuletzt entrüstet zu, bahnte sich einen Weg durch die Menge, die auch ihn fragend umdrängte, eilte nach der nächsten Straßenecke und warf sich in eine Droschke, nachdem er sich mit dem Kutscher in gebrochenem Französisch verständigt.

In der rue de Malfilâtre, genannt nach jenem jugendlichen Dichter aus Caen, der in Paris in Noth und Hunger verkam, saß zur selben Stunde der Geistliche der englischen Gemeinde im Kreise seiner Familie und einiger englischen Freunde. Das Hauptinteresse der Unterhaltung drehte sich um das Ereigniß in Cherbourg; man bedauerte lebhaft, daß der ritterliche Capitain Semmes nicht Sieger geblieben, laß aus dem gerade ankommenden Abendblatt die Nachricht von dessen festlichem Empfang in Southampton vor, und eine junge, lebhaftes Miß verkündigte jubelnd und händeklatschend, wie auch der Reatsage hart mitgenommen sei, und daß er in den Hafen von Boulogne habe einlaufen müssen, seine Wunden auszubessern.

Da erschallte die Thürgelede, und das Dienstmädchen meldete zwei Minuten später ihrem Herrn, ein Fremder in Matrosenkleidung wünsche ihn zu sprechen.

Mr. Ward erhob sich etwas ungeduldig ob der Störung und befragte den Fremden noch auf dem Hausflur, was ihn zu ihm führe.

„Es ist wegen einer Heirath, Sir“, antwortete William Wassen bescheiden, „können Sie mich morgen trauen? Ich habe große Eile“.

„Morgen?“ antwortete Mr. Ward erstaunt, „das ist etwas schnell, und ich weiß auch noch nicht einmal, wer Sie sind“.

„O, das sollen Sie sogleich erfahren; ich heiße William

Watson und komme augenblicklich von Cherbourg. Seit drei Jahren war ich Matrose auf dem Alabama.“

„Auf dem Alabama?“ rief der Geistliche mit freudigem Erstaunen. „Sie waren bei dem Gefechte am vorigen Sonntag?“

„Ja wohl, Herr, ich war einer der Letzten, der unser gutes Schiff, das wir leider nicht retten konnten, verließ.“

Der Geistliche nahm ihn rasch bei der Hand.

„Kommen sie mit mir herein zu meiner Familie, Sie müssen mir erzählen, ich freue mich Sie bei mir zu sehen.“

Wieder griff sich William verzweifelt in die Haare, aber was konnte er thun? schon stand er in dem hell erleuchteten Zimmer und vernahm freudige Ausrufe des Erstaunens, als man erfuhr, woher er kam und wer er sei. Die enthusiastische Miss kredenzte ihm eigenhändig eine Tasse Thee, dann mußte er erzählen, und Alles hing gespannt an seinen Lippen. Alt-England begrüßte den Besiegten wie einen Sieger, und selten wohl rief ein Triumph dort weniger Sympathie hervor, als der des glücklich-unglücklichen Nordamerikaners, wenn man auch jetzt ob jenes früheren Enthusiasmus etwas beschämt ist. Aber ungeachtet aller Verweise der Theilnahme, bat endlich William Watson entschieden auf's Neue um ein Gespräch mit Mr. Ward unter vier Augen. Was auch weibliche Neugierde dagegen einwenden mochte, der Geistliche entfernte sich jetzt mit dem schmutzen Matrosen in sein Studirzimmer, der dort sogleich seinen Wunsch wiederholte, am folgenden Morgen getraut zu werden.

„Aber, erklären sie mir zuvor —“

„Gewiß, mein Herr“, unterbrach er die Frage des Geistlichen, „die Sache ist sehr einfach. Seit fünf Jahren bin ich verlobt mit Nancy Wilson aus Brighton, wo wir beide geboren sind. Schon als Kinder kannten und liebten wir uns. Leider gleichen wir uns auch an Armuth, und so entschlossen wir uns denn, Jedes auf seinem Wege das Glück zu suchen.

Wer es zuerst gefunden, wolle es dann mit dem Anderen theilen. Sie trat in den Dienst einer Dame, die sich vorübergehend in Brighton aufhielt, und ich schiffte als Matrose über den Ocean nach jenem Lande, das ja schon Millionen Arme angelockt, um sich dort Geld und Gut zu erwerben. Ich war noch nicht lange drüben, als der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten ausbrach. Nach einigen Kreuz- und Querzügen, deren Aufzählung ohne Interesse ist, ließ ich mich auf einem süd-ländischen Kaperschiff als Matrose anwerben. Es waren freilich fast nur Katholische darauf, aber ich mochte lieber mit Katholischen für den Süden, als mit Protestanten gegen denselben kämpfen!“

Der Geistliche lächelte, der Matrose sprach ja den innersten Gedanken des englischen Volkes aus.

„Es war also der Alabama, auf dem Sie Dienst nahmen?“ fragte er.

„Ja Herr, und ein besseres Schiff und einen besseren Capitain hat der Ocean noch nicht gesehen. Es war ein lustig Leben, das wir führten, heute hier, morgen dort. Hui, wie haben wir die trägen Nordländer genecdt und gejagt, und Beute gab es auch in reichlicher Fülle“.

„Dies war gerade nicht die schönste Seite Eurer Heldenthaten“, sagte Mr. Ward und zog das Gesicht in ernste Falten.

William Watson zuckte mit den Achseln. „Das ist der Krieg, Herr; wer jeden Tag sein Leben dran gibt, will auch wissen warum; wir armen Leute leben nicht allein vom Ruhm. Aber was ich gewann“, setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu, „habe ich nicht wie die Anderen verjubelt und vertrunken, sondern ich hob es für Nancy Wilson auf, damit sie nicht einst als arme Witwe zurückbleibt, wenn ich Meerwasser trinken muß oder im Kriege falle.“ Er zog seine Brieftasche hervor und entfaltete vor den Augen des erstaunten Geistlichen eine

ansehnliche Fülle englischer Banknoten und amerikanischer Gold-
dollars; dabei sagte er mit pflüßigem Lächeln: „Mit unserem
tapferen Capitain an der Spitze dachten wir freilich nur an
Sieg, aber als wir am vergangenen Sonntag zum Kampfe
zogen, waren wir doch klug genug, unser weltlich Gut auf
dem Boden zu lassen. Es liegt noch manch schön Stück Geld
wohlverwahrt in Cherbourg und wartet nur auf's Abholen.
Hier aber, Herr, habe ich das Beste“, fuhr er fort, zog ein
ledernes Beutelschen aus der Tasche, öffnete es vorsichtig und
legte zwei schwere goldene Trauringe auf den Tisch. „Sehen
Sie, ich habe für Alles vorausgesehen, damit es keinen Aufsent-
halt giebt!“

Mr. Ward betrachtete die Ringe, welche beide die ver-
schlungene Schiffsire M und W trugen, und sagte dann lachend:
„Ja, aber wo bleibt denn nun die Braut, das ist denn doch
die Hauptsache?“

„O, mein Herr, die Braut ist hier. Hören sie nur:
Nancy kam mit der Dame, bei der sie Dienste genommen,
herüber nach Frankreich und sollte dann mit ihr eine größere
Reise antreten. Aber dies mochte sie nicht, um sich nicht zu
weit von England zu entfernen, und noch ehe ich an Bord
des Alabama ging, schrieb sie mir, sie sei in einer hübschen,
alten Stadt in der Normandie, in Caen, geblieben, habe als
Hausmädchen in einem Hotel, dem Hotel d'Angleterre, Dienst
genommen und wolle dableiben, bis ich ihr Nachricht gegeben,
was sie weiter thun solle. Ich schrieb ihr, sie solle ganz be-
stimmt dort bleiben und die Stadt Caen unter keiner Bedin-
gung verlassen, damit ich sie immer zu finden wisse. Mir könne
sie nicht schreiben, denn ich sei an Bord eines Kaperschiffes,
und dahin gehe keine Post. Aber von mir würde sie Nach-
richt erhalten, und so bald es möglich, würde ich kommen, sie
als mein Weib wegzuführen. Und darum bin ich jetzt hier
mein Herr! Drei Jahre lang bin ich ohne eigenen Willen

auf dem Meere herumgeschweift, den günstigen Augenblick erwartend, der mich in Nancy's Nähe führen würde. Endlich war das Glück mir günstig. Monate lang jagten wir uns mit dem Kearsage in den atlantischen Gewässern herum, immer weiter hinaus ging es nach England zu, und endlich ließen wir vor wenig Wochen in den Hafen von Cherbourg ein, um unser Schiff auszubessern. Von Tag zu Tag heßte ich jetzt auf einen Urlaub, meine Nancy, der ich jetzt so nahe als möglich war, aufsuchen zu können. Der Kearsage, der uns schon als sichere Beute im Reich zu haben glaubte, kreuzte uns fortwährend vor der Nase herum, und unser Capitain mechte unter diesen Umständen keinen seiner Leute auch nur auf einen Tag entbehren. Was weiter geschah, wissen Sie. Nachdem einmal Capitain Semmes die Herausforderung des Nordamerikaners angenommen, durfte ich gar nicht mehr daran denken, meine Nancy sehen zu wollen. Nun, der Herr war nicht mit uns, wir mußten unterliegen, aber die Yankee's haben doch wieder einmal gesehen, mit welchen Leuten sie es zu thun haben. An mir jedoch ward wahr, was unser gutes, englisches Sprichwort sagt: „There is no ill wind, that blows nobody good!“ Unser Unglück hilft mir wenigstens zur Hochzeit mit meiner Nancy, und der Himmel selber stand mir bei. Vom Kampfe bis zum Tode erschöpft, sank ich bewußtlos zusammen; wie leicht konnte ich Kriegsgefangener oder auf dem Deerhound eingeschifft werden. Mein gutes Glück führte mich aber nach Cherbourg zurück, und den Onkel Peter auch“.

„Wer ist der Onkel Peter?“

„Ein alter Matrose und Schiffskamerad, der so wenig mein Onkel ist, als Sie, der aber auf dem Schiffe der Allerknecht'onkel gewesen und mir besonders zugethan ist. Er hat die Nancy schon als Kind gekannt, und nachdem wir uns Beide einigermaßen erholt, ließ ich nicht nach mit Bitten, bis er mich hieher begleitete, um bei der Nancy Vaterstelle zu

vertreten und sie mir am Altar zuzuführen, obgleich er es geschworen hatte, niemals auf einer Eisenbahn zu fahren. Sie sehen also, mein Herr, Alles ist zur Trauung bereit, und es kommt nur noch auf Sie an. Hier sind meine Papiere, hier die Trauringe, den Zeugen habe ich in einem Kaffeehaus am Hafenbassin gelassen — um welche Stunde sollen wir morgen bereit sein? Wir haben wenig Zeit zu verlieren, da wir so schnell wie möglich zu unserem Capitain zurückkehren wollen“.

„Ich will sehen, was sich thun läßt, lassen Sie mir Ihre Papiere hier und — ja, warum haben Sie denn die Braut nicht gleich mitgebracht? wir brauchen deren Papiere auch und vor allen Dingen ihre Einwilligung“.

„Ich konnte sie nicht mitbringen, ich habe sie ja noch gar nicht gesehen. Jetzt will ich aber sogleich zu ihr“.

Der Geistliche sagte ihm am Arm: „Was sagen Sie, Sie haben Nancy Wilson noch gar nicht gesehen, seit Sie hier sind? Sind Sie von Sinnen?“

„O, keineswegs, ich wollte nur das Nothwendigste zuerst thun, und es war viel wichtiger, mich zuerst ihres Beistandes zu versichern, als Nancy aufzusuchen. Nun ich Ihnen Alles erklärt, will ich freilich keine Minute mehr verlieren und zu ihr eilen“.

„Aber mein Gott, wenn Nancy nun Gehen verlassen hätte?“

„Das hat sie nicht!“ versicherte William mit der ruhigsten Miene, „meine Nancy wartet hier auf mich, bis zu ihrem Tode“.

„Wenn sie aber nun gestorben“, dachte Mr. Ward, aber er verschwieg es und sagte nur laut: „Ich begleite Sie. Als Fremdem dürfte es Ihnen doch schwer fallen, das Hôtel d'Angl-terre so schnell aufzufinden, wie Sie billiger Weise wünschen müssen“.

Dankend nahm William Watson das Anerbieten an, und bald standen beide Männer vor dem hübschen, reinlichen Hotel, in welchem die englische Auswanderung, die alljährlich die Nor-

mandie übersfluthet, gewöhnlich vor Anker geht, ehe sie ihre festen Quartiere bezieht. Mr. Ward war nicht unbekannt in dem Hause und es mußte ihn bestreben, daß auf seine Frage nach einem englischen Dienstmädchen, mit Namen Nancy Wilson, zwischen den Kellnern lächelnde Blicke gewechselt wurden.

William Watson erblaßte: „Ist Nancy Wilson nicht hier? ruft sie schnell herbei!“ sagte er hastig in gebrochenem Französisch.

„Impossible!“ antwortete der Oberkellner, der inzwischen herbeigekommen, „sie war zu nichts zu gebrauchen, wir haben sie vor einem halben Jahre entlassen“.

„Und wo ist sie jetzt?“

„Ne sais pas“, antwortete das Individuum mit einem Achselzucken und verschwand hinter einer halb offenen Thür.

Mr. Ward fragte nach dem Hotelbesitzer; er war auf zwei Tage mit seiner Frau auf sein naheß Landgut gereist. Von der Dienerschaft konnte oder wollte Niemand wissen, was aus Nancy geworden.

„Elle était très méchante pour Mr. Ollivier, qui l'aimait tendrement; c'est pour cela qu'elle a quitté.“ Dies war Alles, was man einer kleinen Französin in weißer Schürze und Haube entlocken konnte. Offenbar wäre sie weniger abgeneigt gewesen, sich von Mr. Ollivier, dem Oberkellner, tendrement lieben zu lassen.

Mr. Ward sah sich nach William um, der bleich und nachdenklich an der Wand lehnte.

„Nun, Mr. Watson“, sagte er zu ihm, „was werden wir jetzt thun?“

William raffte sich auf: „O“, sagte er, „es macht nichts, Nancy Wilson hat Caen nicht verlassen, darum ist mir nicht bange. Ich werde morgen von Haus zu Haus gehen und werde sie finden“.

Mr. Ward mochte dieses gute Vertrauen nicht untergraben;

er begleitete William, der schweigend neben ihm herschritt, bis zum Kaffeehaus am Hafenbassin, wo der Onkel Peter immer neue Zuhörer mit der wohl schon zum zwanzigstenmal vorgetragenen Erzählung seiner Heldenthaten unterhielt.

Unter dem Einfluß des reichlichen Genußes normännischen Apfelweines, den er nach Landessitte mit Eiderspiritua versetzte, nahm seine Darstellung einen immer phantastischen Schwung an, und mit etwas bedenklichen Schritten folgte er endlich den Aufforderungen Williams.

Mt. Ward brachte Beide für die Nacht nach einem kleinen abgelegenen Gasthof, und der freundliche Geistliche entfernte sich erst, nachdem er William versprochen, ihn am folgenden Morgen bei seinen Nachsuchungen zu begleiten.

Es ist ein schönes Ding um die Wahrheit, aber wenn wir hier die Absicht hätten, als Dichter aufzutreten, so würde sie uns im höchsten Grade lästig fallen. Wir sind mit unserer kleinen Erzählung an einem Punkte angelangt, von dem aus sie mit Leichtigkeit sich bis zu einem dreibändigen Roman ausspinnen ließe. Wie verlockend wäre es, jetzt Nancy Wilson nach Californien, Australien oder dem persischen Meerbusen zu verschicken, wohin sie das Schicksal verschlagen hätte, indem sie ihren William aufsuchte, während er an der französischen Küste weilt und Alles bereit hält zur ewigen Vereinigung — den Geistlichen, den Zeugen, die Papiere und Trauringe — und ihm nur Eines fehlt — die glückliche Braut!

Aber wir haben versprochen, eine wahre Geschichte zu erzählen, und nicht nur einen poetischen, sondern einen wirklichen Sieg ausdauernder Liebe zu verkünden, und lehren darum zu der bescheidenen Rolle eines bloßen Referenten zurück. —

Troh der späten Abendstunde hatte das mächtige Gefühl

der Wifbegierde die kleine Gesellschaft im Salon des Mr. Ward noch wach und zusammengehalten. Man wünschte gar zu lebhaft zu wissen, was einen Helden des Tages, was einen Abamamatrosen nach Caen zu dem englischen Geistlichen geführt hatte. Was blieb Mr. Ward übrig, als den stummen Aufforderungen schöner Augen und halbgeöffneter Lippen zu willfahren und William Watsons Begehren, sowie seine getäuschte Hoffnung mitzutheilen. Eine der eifrigsten Zuhörerinnen war die schon erwähnte jugendliche Wif Hlera. Ihre dunklen Augen hingen unverwandt an dem Erzähler, und man konnte bemerken, wie sie sich gewaltsam zusammennahm, ihn nicht zu unterbrechen. Aber als er geendet, als man sich eben in bedauernden Klagen über Nancy's Verschwinden ergehen wollte, rief Wif Hlera energisch:

„William Watson ist in seinem Vertrauen nicht getäuscht, seine Braut hat Caen nicht verlassen, denn vor kaum vier Wochen habe ich auf der Straße mit ihr gesprochen!“

„Wie, Sie kennen Nancy?“ rief Alles erstaunt.

„Ja!“ lautete die triumphirende Antwort. „Als wir voriges Jahr von England herüberkamen, hielten wir uns, bis wir ein eigenes Haus gefunden, mehrere Wochen lang im Hôtel d'Angleterre auf. Ein niedliches englisches Mädchen, sie hieß Nancy Watson, bediente uns. Sie gefiel mir, und ich interessirte mich für sie, denn das arme Ding mußte oft schwer arbeiten und war im Ganzen schlecht bezahlt. Tante Versig, die mit uns war und den Winter in Deutschland zubringen wollte, schlug dem Mädchen vor, sie dahin zu begleiten. Trotz der vortheilhaften Bedingungen, die sie ihr stellte, trotzdem sich ihre Lage dadurch bedeutend verbessert hätte, weigerte sie sich standhaft, darauf einzugehen. Wir nannten Nancy zuletzt ein eigensinniges Ding und kümmerten uns nicht mehr um sie. Nachdem wir das Hotel verlassen, sah ich sie nicht mehr, bis vor wenig Wochen, wo sie mir auf der Straße begegnete, und so

bleich und niedergeschlagen ansah, daß ich stehen blieb und sie fragte, ob sie krank gewesen. Sie verneinte dies, sagte nur, sie habe viel Verdruß gehabt und befinde sich in einem anderen Hotel als Kammermädchen. Ich war eilig, rief ihr nur noch zu: „Da wären Sie doch besser mit nach Deutschland gegangen!“ und ging weiter“.

„Und Sie wissen nicht, wo sie sich jetzt aufhält?“

„Leider nein; aber das muß sich ja leicht auffinden lassen. Soll ich Ihnen suchen helfen?“

„Nein, nein“, antwortete Mr. Ward lachend, „ich bin Ihnen für diese Auskunft schon dankbar genug. Wie glücklich wird der brave William sein, wenn er hört, daß er sich in seinem festen Vertrauen auf Nancy's Treue und Gehorsam nicht betrogen hat“.

Man trennte sich, und am folgenden Morgen begann Mr. Ward, von William und Onkel Peter begleitet, seinen Rundgang. Hatte sich aber Amors Schelmerci, denn glücklicher Weise neckte er dieses Mal ja nur, schon am vorigen Abend bewährt, so auch jetzt — schon hatte man alle Hotels der Stadt besucht, ohne eine Spur von Nancy zu finden.

„Nun bleibt uns nur noch ein einziges Hotel in der eberen Stadt übrig“, sagte Mr. Ward, „es heißt la Sainte-Barbe, vielleicht hat sich Nancy unter den Schutz dieser strengen Heiligen gestellt“.

Er begleitete seinen Scherz mit einem etwas gezwungenen Lachen, denn ihm bangte vor der Befürchtung, am Ende doch noch Nancy Wilson in einer der niederen Kueipen auffuchen zu müssen, was wenig für die Verwahrung ihres guten Rufes sprechen hätte. Endlich stand man vor dem Eingang des hübschen, anständigen Hotels, und eben war Mr. Ward in Unterhaltung mit dem Portier getreten, als er hinter sich einen lauten Schrei des Entzündens vernahm. Er drehte sich um, da stand William Walsen und hielt in seinen Armen und fest an seine Brust

gedrückt eine jugendliche Gestalt, deren Haupt sich an seiner Schulter barg, während ein lautes Schluchzen hörbar ward. Die Liebenden hatten sich gefunden — was bleibt uns da noch viel zu sagen übrig?

Die treue Nancy, von so eigenthümlich seiner Schönheit, wie sie nur eben die englischen Mädchen besitzen, hatte während der Trennung von dem Geliebten fast nicht mindere Gefahren zu bestehen gehabt, als er. Aber ihre Liebe und die feste Zuversicht zu ihrem William blieben ihr untrüglicher Halt und Schutz, bis sie, von den hartnäckigen Liebesanträgen Mr. Oliviers allzu sehr bedrängt, ihre Stelle verließ. Seitdem war sie im *Hotel de la Sainte-Barbe*, deren Besitzer ihr das günstigste Zeugniß gab, sowie auch ihre früheren Herren.

Nun hatte sich endlich alles Nothwendige zu einer fröhlichen Hochzeit zusammengefunden; schon freute sich die ganze englische Gemeinde, wie auch einige romantisch gesinnte Deutsche darauf, der feierlichen Trauung von Nancy und William beizuwohnen. Aber dieser schönen Erfüllung stellte sich für die nächsten Tage, kalt und eisern, eine Gesekeßformel entgegen. Eine vorherige Verkündigung der bevorstehenden Ehe auf englischem Grund und Boden konnte nicht wohl umgangen werden, wie eifrig auch Miss Flora, die sich in den Kopf gesetzt hatte, Nancy zur Trauung auszuschnücken, gegen solche verrostete Geseße argumentirte.

William, der, nachdem er Nancy gefunden, von Eifer brannte, seine Dienste auf's Neue seinem verehrten Capitain anzubieten, ließ sich nicht halten, bis jene Formalität drüben in England hatte erfüllt werden können. Das Paar beschloß also, den französischen Boden als Braut und Bräutigam zu verlassen, unter dem Geleite des Onkel Peter, der sich wohl oder übel in die Rolle der Duenna fügen mußte. In Brighton, ihrem beiderseitigen Geburtsort, wollten sie sich dann den Segen der Kirche ertheilen lassen.

Mit dem Dampfsboote, das alltäglich zur Zeit der Fluth das Hasenbassin verläßt, um den grünen Ufern der Orne entlang nach dem Canal zu dampfen, dessen Wegen es bald dem Havre zuführen, fuhren die Glücklichen ab, begleitet von den Segenswünschen Aller, die ihre Geschichte kannten. —

Wo sie jetzt weilen, ob sie noch vereinigt oder schon wieder getrennt sind — wer mag es wissen? Aber wir hoffen, daß die Liebe, die sie so sichtbarlich behütet und zuletzt noch über Blut und Leichen zusammengeführt, ihnen bis an's Ende ihres Lebens so treu bleiben möge, als sie es ihr geblieben sind. —

Der kleine Vagabund.



Es mögen etwa dreißig Jahre her sein, als an einem wonnigen, sonnigen Nachmittage des Monat Mai die rüstige Wirthin zum „goldnen Löwen“ in Zwingenberg, dem reizend gelegenen Landstädtchen an der Bergstraße, ihren Jüngsten, einen stämmigen, vierjährigen Knaben, von dem Arm auf die Erde setzte und zu einem blondgezüpften Mädchen von ungefähr zehn Jahren die eiligen Worte sprach: „Hier, Marie, nimm den Hans an die Hand, packt eure Schulsachen zusammen, Gretchen und Jakob, und geht mit hinauf in das Schloß. Ich weiß heute wieder einmal nicht, wo mir der Kopf steht; in einer Stunde kommen die Mäler und Sänger hungrig und durstig aus dem Gebirg. Ich laufe vom Keller in die Küche, von der Küche in den Speisesaal — und ihr seid mir dabei fortwährend zwischen den Füßen. Also, marsch hinauf! und gehorcht der Marie, das will ich euch gesagt haben!“ Die letzten Worte richtete sie an die zwei Kraußöpfe von sieben und neun Jahren, die muthwillig zu dem drohend erhobenen Finger der Mutter hinausschauten, jetzt aber freundlich nickten, als ein zweites: „Hört ihr?“ nochmals Gehorsam einschärfte.

Die muntere Schaar zog dann vergnügt über den Marktplatz und die bergartige Straße hinauf; Mariechen, die ihr sanftes, gutmüthiges Gesicht schnell als eine Vice-Mama auswies, der man nicht allzu ungern gehorchte, führte den Hans, der mit einer Gerte bewaffnet war und nicht versahnte, damit nach jeder Gans zu schlagen, die ihm in die Nähe kam. Ihnen folgten Jakob und Gretchen; der erstere, als der stärkere, hatte sich mit den Schiefertafeln, der Fibel und dem Katechismus be-

pakt, während Gretchen das kleine Wägelchen zog, in welches die Mutter das Bieruhrbrot nebst einigen rothbackigen Aepfeln gelegt hatte, die sie als sorgsame Hausfrau bis spät in das Frühjahr hinein aufzubewahren wußte. Bald waren sie an ihrem Bestimmungsort angelangt, in der „Kinderstube der Frau Martha“, wie die Stammgäste des „goldnen Löwen“ scherzweise den alten, verfallnen, mit Gras überwucherten Schloßhof nannten, wo die Wirthin in der Sommerzeit, an besonders geschäftigen Tagen, die Kinder gerne sicher unterbrachte. Eine geräumigere, freundlichere und gesündere Kinderstube möchte auch schwerlich sonst wieder gefunden werden, als dieser von zerbröckelnden Mauern rings eingeschlossene Raum, der allein noch daran erinnerte, daß hier einst ein wirkliches Schloß gestanden, als dessen einziger Rest sich eben dieser Hof noch erhalten hatte. Man schonte ihn auch wohl nur darum, weil sich unter ihm große, tiefe, in den Fels gehauene Kellerwölbungen befinden, welche dem edlen Wein, der an diesen Bergabhängen wächst, eine kühle Wohnstätte bieten. Unten, neben den Kellern, hatte ein Küfer seine Werkstatt eingerichtet und bildete damit gleichsam eine Schutzwache für den inneren Hofraum, dessen Mauerreste im Sommer fast verschwinden unter dem dichten Gestrüppe der Brombeer- und Weißdornhecken, über die sich in buntem Gemische lange Epheuranken und blühende Winden hinziehen, als wollten sie die Menge von Vogelnestern, welche in den Heden Schutz finden, noch sicherer verstecken. Darum wird es aber auch vom Mai bis zum Spätherbst in dem lauschigen Raume kaum stille von Vogelgezwitscher und süßen Melodieen, die sich gar lieblich unter dem Schatten der dichten Hüllunderbüsche anhören, welche die Mauerecken und Fenstervorsprünge schmücken. Neben diesen Nesten des alten Schlosses erhebt sich malerisch die alte Kirche.

Mit fröhlichen Sprüngen betraten die Kinder jetzt ihren Spielplatz, und jauchzend hüpfen sie in dem saftigen, mit gelben

Ruhblumen übersäeten Grase umher. Sie schlüpfen in jedes Eckchen, um zu sehen, ob es dort nichts Neues gäbe, und freuten sich über ein paar dicke Baumstämme, welche der Küfer herausgelegt hatte und die bequeme Sitzplätze darboten. Die zwei Ältesten waren bald auf den breiten Rand des Gemäuers geklettert und spähten hinaus in die sonnenbeglänzte Ebene, welche das Silberband des Rheines durchschlängelt, und welche von dem langen, blauen Rücken des fernen Donnersberges begrenzt wird. Aber ihr Auschauen währte nicht lange. „Ein Storch, ein Storch!“ riefen die Kleinen, und richtig, rückwärts über dem Thurme des Melibolus, des schönen Berges, der sich hier so majestätisch erhebt, zog eben im blauen Aether ein Storch seine lustige Bahn.

„Ja, ja, Vatter Storch ist wieder da!“ rief jetzt eine fröhliche Stimme, und vom Wege her, der weiter hinauf in den Wald führt, lenkte ein kräftiger Junge von etwa zwölf Jahren seine Schritte dem verfallnen Schloßthore zu. Er war viel ärmlicher und nachlässiger gekleidet, als Frau Marthens Sprößlinge, aber das schwere Tuch-Wams und die gestickten Hosen waren reinlich, und das grobe Hemde war schneeweiß. In der Hand hielt er einen dicken Knotenstock, und an seinem linken Arm trug er einen Korb, aus dem eine Masse lieblichduftender Kräuter hervorsah. Sein von langen, braunen Haaren umflogenes Gesicht strahlte von Frische und Gesundheit, und die braunen Augen blickten so lange recht treuherzig in die Welt, bis ein starker Zug von Schelmerei und Pissigkeit, der sich öfter um den breiten Mund lagerte, sie blinzeln machte.

Kaum hatten die Kinder des Knaben Ruf gehört, als sie mit dem freudigen Gruße: „Ach, der Philipp!“ nach dem Thore und ihm entgegenstürzten.

„Na, seid ihr wieder einmal im alten Revier?“ sagte er ruhig, sich den Schweiß von der Stirne wischend; „das ist schön, da kann ich mich auch hier ein wenig austreten.“ „Es ist

noch nicht spät!“ fügte er hinzu, nach der Sonne schauend, die noch hoch am Himmel stand. Dann stellte er seinen Korb auf die Erde und warf sich daneben in's Gras, während Hans und Gretchen sich über den Korb hermachten und die Kräuter herauskramten. „Ost“, warnte Philipp, „laß mir den Korb in Ruhe, es hat Schweiß genug gekostet, das Kraut zusammenzufinden“. „Wie köstlich es riecht“, sagte Mariechen, ihr Näschchen in ein Bündel des duftenden Waldmeisters steckend; „da gibt es heute wohl Waitrant unten?“

„Ja freilich“, antwortete Philipp, „die bringen durstige Aehlen mit von oben, ich glaube, sie könnten das Heidelberger Faß austrinken; es ist freilich auch heiß genug!“

Hans hatte inzwischen den Korb ganz ausgeleert und rief jetzt ärgerlich: „Philipp, Du hast mir doch kein Ruckucksei mitgebracht, wie Du es versprochen“, und Gretchen stimmte bei: „Ja, Philipp, Du führst uns immer an, mir hast Du versprechen, den Ruckuck zu fangen, aber Du kannst es wohl gar nicht“.

„Na“, sagte Philipp begütigend, „sei mir nicht böse, lieb Gretchen, mit dem Ruckuck war es nur Spaß, der fliegt mir zu hoch, aber ich bringe Dir schon sehr bald rothe, süße Erdbeeren, die schmecken gut“. — Mariechen schüttelte mißbilligend den Kopf und erwiderte: „Nein, Philipp, es ist nicht recht, Du führst die Kleinen beständig an der Nase herum, zuletzt glauben sie Dir gar nichts mehr“. Jakob aber rief: „Der Meister Philipp hat auch heute wieder die Schule geschwänzt. „Wo läuft denn der Vagabund wieder herum?“ hat der Herr Lehrer gestern Nachmittag gefragt!“ —

Der Junge richtete sich halb auf: „Der Vagabund? Nun, da hättest Du ihm nur sagen sollen, daß mich die Frau Löwenwirthin in den Wald geschickt hat, um Waitrant zu holen, und daß Keiner so gut weiß, wo das frischeste und duftigste steht, als der Philipp. Aber mir dünkt, es eilt Euch auch nicht

sonderlich mit Euren Aufgaben, denn Buch und Tafel liegen gleich mir im Grase“.

Diese Mahnung genügte; die pflichtgetreue Marie nahm Griffel und Schieferstein schnell zur Hand, während Jakob mit seiner Peitsche gleichmüthig fortknallte, und Gretchen, sich vor Philipp niederlauernd, sein heißes Gesicht mit ihren kleinen Palschhänden streichelte. „Ich bin Dir doch wieder gut, Philipp“, sagte sie, wenn Du mich auch angeführt hast. Bringe mir nur recht bald die Erdbeeren; nicht war, das ist kein Spaß?“

Der Junge drückte mit seinen kleinen, braunen, schon von der Arbeit gehärteten Händen die weichen Finger des Kindes einen Augenblick fest auf seine Stirne und erwiderte: „Nein, das ist voller Ernst; aber weicht Du was, Gretchen, jetzt räumst Du mit dem Hans meinen Korb wieder schön ein, und nachher erzähle ich Euch auch etwas“. —

Philipp war das älteste Kind einer armen Wittwe, die in einem alten, schlechten Häuschen hinter dem Garten des Löwenwirthes wohnte. Sie hatte sich mit vier kleinen Kindern gar kümmerlich durchzuarbeiten und betrachtete es als ein wahres Glück, daß ihr Philipp anständig war und wohlgekleidet im „gelbten Löwen“, wo er auch seine meiste Zeit zubrachte; denn immer gab es dort etwas für ihn zu thun, womit er manchen Sechser und fast täglich sein Mittagbrod verdiente. Er that Botengänge, arbeitete im Garten, segte den Hof oder lief in die Weinberge und in den nahen Wald, wenn es dort etwas zu besorgen gab, und am Abend stellte er den Stammgästen die Regel auf. Es hieß im Löwen den ganzen Tag: „Wo ist der Philipp? dies muß der Philipp thun! wo bleibt der Philipp?“

Die Löwenwirths-Kinder betrachteten ihn naturgemäß fast wie einen älteren Bruder, und wie manchmal schon hatte er die Stelle des Kindermädchens bei ihnen vertreten, was ganz gewiß auch heute der Fall gewesen sein würde ohne die dringendere Aufgabe, die ihn in den Wald rief.

Eine fröhliche Genossenschaft junger Männer aus der nahen Residenz, meist aus Künstlern bestehend, ließ sich zu keiner Maienzeit die Lust entgehen, nach tagelanger Streiferei auf den Höhen der Bergstraße und des Obenwaldes am Abend im „goldnen Löwen“ einzulehren, um sich an der köstlichen Maibowle zu erquicken, deren Grundelement, einen guten, reinen Wein, man stets bei Frau Martha vorfand.

Aus diesem Grunde hatte Philipp abermals die Schule versäumen müssen; seine Armuth nöthigte ihn dazu, und es that ihm bitter wehe, wenn dann der Lehrer so hart über ihn urtheilte. Freilich ging Philipp auch gerne hinaus in Feld und Wald, dies läßt sich nicht läugnen. Was selten auf dem Lande ist und bei Kindern, er liebte und kannte die Schönheiten der Natur, in deren Mitte er lebte, und wenn man ihn auch sonst noch hie und da einen „Vagabunden“ nannte, so geschah es halb in Scherz, weil er so viel im Freien zu finden war. Im Scherz sagte er dann auch wohl manchmal, er werde sich den Namen noch verdienen, denn nichts wünsche er sich so lebhaft, als viele fremde Länder zu sehen und die Merkwürdigkeiten aufzusuchen, von denen Abends die Herren in der Wirthsstube so mancherlei erzählten oder verlasen.

Auch jetzt träumte er sich wieder hinaus in's Weite, bis ihn endlich Gretchen, die neben ihm lauerte und unablässig drängte: „Jetzt erzähle aber auch!“ seinem Sinnen entriß.

„Ja nun“, sagte Philipp und fuhr sich mit den Händen durch die Haare, „wenn ich Euch auch erzähle, was ich gesehen, glaubt ihr's am Ende wieder nicht, und doch ist es wahr!“

„Nun, so fange nur an“, drängte jetzt auch Jakob, der, nachdem er sich müde geknallt, theilnehmend näher getreten war und Mariens ernstliche Ermahnung, nun endlich seinen Fabelvers zu lernen, mit verächtlicher Geberde zurückwies.

„Also“, begann Philipp, „ihr wißt doch, daß die Herren aus der Stadt heute früh auf den Melibokus gegangen sind,

und sobald die Schule zu Ende war, lief ich auch hinauf, denn ich höre sie so gar zu gerne singen, und der lustige Maler, der mit der Guitarte im Arm immer den Andern vorangeht und die schönsten Lieder weiß, war auch dabei. Sie lagerten oben auf den Felsen oder im Grase und hatten ein seltsames Ding mitgebracht, das ihnen der lange Peter aus Altbach hinaufgeschleppt hatte. Es ist ein schwarzer Kasten, der sieht von vorn genau wie eine Kanone aus, und diesen Kasten stellten sie vor den Thurm in die Senne, richteten die Kanone, steckten bald die eine, bald die andere schwarze Tafel, die genau ausfahen, wie unsere Schiefertafeln, nur daß kein Holz ringsum war, in den Kasten, und wenn sie dieselben wieder hervorhellen, dann betrachteten sie das Ding genau und freuten sich darüber oder schüttelten die Köpfe. Ich dachte, sie seien wohl nicht recht bei Sinnen und getraute mich lange nicht herbei, bis mich einer von den Herren sah und mir zurief: „Hier, komm' einmal her, Junge, was siehst Du auf dieser Tafel?“

Ich guckte darauf, da stand wahrhaftig das Auerbacher Schloß, zwar sehr, sehr klein, aber ganz deutlich und genau. „Weißt Du, wer das gemalt hat?“ lachte der Herr, und als ich natürlich den Kopf schüttelte, rief er: „Kein Anderer als die Senne!“

„Die Senne?“ sagte ich, „unsere Senne?“

Da singen sie alle laut zu lachen an, der Herr nahm mich am Kopfe, zog ihn nach hinten und rief lustig: „Ja, die Senne, die dort oben am Himmel steht!“

Marie, die sich schon längst nicht mehr mit dem Einmal-eins plagte, sondern auch zuhörte, erhob jetzt drohend den Finger: „Philipp, Du willst uns wieder einmal etwas weiß machen!“

„Nein, wahrhaftig nicht“, rief der Junge aufspringend; „ich war nun natürlich mäuschenstill, denn ich wollte mich nicht noch einmal auslachen lassen, aber gesehen habe ich es, mit

diesen meinen Augen. Es erschienen Bilder auf den leeren Tafeln, und es hat Keiner etwas dabei gezeichnet oder gemalt“.

„Die Sonne“, sagte Mariechen nachsinnend, „die Sonne kann viel, sie leckt das Grün hervor und die Blumen, aber, daß sie soll malen können“ — Philipp's ganzes Gesicht verzog sich in eitel Schelmerei, er hatte seinen Korb wieder an den Arm genommen, den Stod ergriffen und rief jetzt mit lustigem Ton: „Ei, so probirt es doch einmal selbst! Probiren geht über Studiren! Da, hier stehe ich vor Euch in der Sonne, seht einmal zu, ob etwas davon auf Eure Tafeln kommt, Ihr könnt ja mit dem Griffel immer noch ein wenig nachhelfen!“

Mit diesen Worten stellte er sich gravitatisch dicht vor Marie hin, die ganz betreten ihre Zahlenreihe auslöschte, während Gretchen trotz Jakobs Widerspruch dessen Tafel erwischte und sich hinter Marie setzte. Eine Minute lang blieben sie alle ruhig mit angehaltenem Athem, begierig, ob die liebe Sonne wirklich so freundlich sein werde, ihnen das Bild des Kameraden hinzumalen; dann blinzelte Hines nach der Tafel des Andern, um zu sehen, ob sich wohl dort das Wunder zu vollziehen beginne, welches bei ihm noch nicht erscheinen wollte — es war ein kurzer, aber allerliebster Anblick, den ein junger Mann, der schon seit einigen Minuten an dem Thorwege hinter einem Mauervorsprung verbergen stand, mit lächelnder Miene genoss.

Noch eine Sekunde, dann war es vorbei, — da wußten Marie und Jakob, daß Philipp, der Schalk, dessen lachender Mund immer größer geworden, wieder eine Hänfselei an ihnen verübt hatte. Jakob warf zornig den Katechismus, den er in der Hand hielt, auf den Boden und hob die Peitsche, während Marie, aufspringend und die kleine Faust ballend, halb weinend ausrief: „Du schlechter Junge, Du hast uns wieder zum Besten gehabt, diesesmal sage ich es der Mutter — und nun habe ich auch noch meine Rechnung ausgewischt!“ — Diesem Zornesausbruch folgte ein vernehmliches Schluchzen, welches aber Philipp

kaum noch hörte, denn er hatte sich eilends auf den Weg gemacht und trottete schon die Bergstraße hinunter, mit lauter Stimme zurückrufend: „Die Sonne malt aber doch! ihr habt nur den schwarzen Kasten nicht, ohne den ist es freilich nichts!“

Jakob, den es wunderbar beruhigte, daß in diesem Falle die altkluge Marie mit unter den Angeführten war, knallte wieder gleichmüthig mit seiner Peitsche und sagte: „Diesesmal kriegt es der Philipp! Morgen muß mir die ganze Schule helfen ihm den Kops zausen!“ Hans hatte sich während aller dieser Vorfälle stillvergnügt an die Aepsel gemacht, und sein Beispiel wirkte jetzt besänftigend auf die übrigen. Gretchen fuhr das Wäglein mit dem Viehruhrbrot zu den Holzstämmen heran und suchte dann den dicksten Apsel heraus, welchen sie Jakob mit den Worten gab: „Du darfst aber auch dem Philipp morgen nichts thun“.

„Hast Du denn den ungezegnen Philipp so lieb?“ fragte Marie, nun auch, trotz ihres Kummer, herzlich in einen Apsel beißend. „Ja“, antwortete die Kleine, „weil er mich auch lieb hat“, und darauf hatte Niemand etwas einzuwenden.

Noch ein Stündchen, dann stand der Melibokusthurm wie im reichen Feuer, umglänzt von den Strahlen der sinkenden Sonne, und sagte den Kindern, daß es nun Zeit für sie sei heimzukehren. Sie packten ihre Sachen zusammen, und hui! ging es die Straße hinab zu der Mutter, welche bereits an der Thüre stand und besorgt nach ihrer kleinen Schaar ausschaute, die sie bald lärmend und lieblesend umringte.

Sie traten in die Thüre, aber, o Schreck! da stand wahrhaftig der schwarze Kasten, von welchem Philipp erzählt hatte, und er, der Wisselhäter, lehnte ganz vergnügt neben einem blonden, jungen Mann an dem Stamm der Linde, unter deren Dach sich die Gesellschaft bereits um die Raibowle versammelt hatte.

Neugierig drängten sich Marie und Jakob — Hans und

Gretchen hatte die Mutter bereits fortgeführt — nach der Thüre, um sogleich wieder mit blutrothem Gesichte zu entfliehen, denn der hübsche Maler im schwarzen Sammtrock hielt ein kleines, offenes Buch in der Hand und erzählte den Andern: „Seht, so führt uns der Zufall oft die nettesten Bilder in den Weg; diese Skizze fiel mir recht eigentlich im Vorüberlaufen in die Hand. Es sind die Kinder unserer Wirthin nebst diesem Schelm hier, der die armen Tröpfe im wahren Sinn des Wortes hinter das Licht geführt hat“, und lachend vernahmen nun die Andern die Veranlassung der kleinen Scene.

„Du hast immer Glück, Arthur“, sagte ein älterer Mann, der neben dem Maler saß, „aber diesmal mußt Du es mit mir theilen, ich möchte die kleine Gruppe photographisch aufnehmen; man kann sie ja gerade noch einmal so stellen“.

„Sie aufnehmen? die Sonne wirklich zur Malerin dessen machen, was meine flüchtige Bleistiftzeichnung hinwarf? Ich dachte, so weit dürfte und doch die neue Kunst, die Lichtmalerei, noch nicht in's Handwerk psuschen, daß sie ganze Gruppen, vier bis fünf Personen zugleich auf die Platte zaubert!“ „Und wenn sie es dennoch vermöchte?“ lachte der Andere; „wir sind mit der Lichtmalerei erst am Anfang vom Ende. Daguerre gab uns die Metallplatten, und auf diesen Gruppenbilder festzuhalten, will allerdings kaum gelingen; aber in der jüngsten Zeit hat man es nach vielen Versuchen zu Stande gebracht, ein Papier herzustellen, welches die gleichen Dienste thut und weit weniger kostspielig ist. Auch hat man den Apparat so vervollkommenet, daß es nun möglich wird, mehrere Gegenstände oder Personen zugleich zu fixiren. Die Versuche, die ich bereits bei Ausnahmen von allerlei Gegenständen angestellt, sind trefflich gelungen, morgen soll mir dann die kleine Schaar daran, die Dein Stift so glücklich skizzirte“.

„Bravo! Bravo!“ riefen die Freunde, und, nachdem der Sprecher geredet, stießen sie an auf glückliches Gelingen. Während

nun Philipp die Herren bediente und dabei keines ihrer Worte verlor, saßen die Wirthskinder drinnen bei der Mutter in der Hinterstube, verzehrten ihre Milchsuppe und erzählten ihr mit Entzückung, wie der Philipp sie wieder einmal zum Festen gehabt.

Am nächsten Morgen in der Frühe fuhren die Gäste des „gelben Löwen“ wieder nach der Stadt zurück; nur der junge Maler und sein Freund, der Photograph, welcher früher Porträtmaler gewesen war, nun aber, die Concurrnz der neuen Erfindung fürchtend, sich dieselbe angeeignet hatte, blieben nebst dem großen schwarzen Kasten zurück, weil sie die Gegend noch ein paar Tage länger zu durchstreifen gedachten. Ehe sie jedoch eine neue Wanderung in die Berge antreten wollten, sollte der Versuch gemacht werden, die Kinder aufzunehmen.

Die guten Zwingenberger hatten schon hie und da in den Zeitungen von der „Photografie“, wie es die ungebildeten Leute nennen, gelesen, auch wohl einmal ein solches Bild gesehen; aber einen klaren Begriff hatte doch Niemand von der Sache, und als nun die beiden Künstler ihren geheimnißvollen Kasten, die camera obscura, auf dem Marktplatz aufstellten, standen die Zuschauer bald Kopf an Kopf gedrängt, das merkwürdige Schauspiel mit anzusehen. Aber das neue Papier sollte nicht so schnell seine Güte erproben dürfen, das Bild kam nicht zu Stande, weil die zunächst dabei Theilhaftigen den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten. „Wir stellen uns nicht vor die Kanone, nein, um Alles nicht!“ so versicherten Jakob, Marielchen und Gretchen im Chore, als sie, aus der Schule heimkehrend, den ganzen Aufzug und die erwähnten Vorbereitungen vor ihrem elterlichen Hause sahen und vernahmen, daß sie als Hauptchauspieler mitwirken sollten. Auch Frau Marthen war die Sache nicht geheuer; sie hielt Hand, der ihr nicht vom Recke ging, fest an der Hand und schöpfte nun selber Muth

zur entschiedenen Weigerung, als sie die Angst und Furcht ihrer Lieblinge sah. „Nichts für ungut, ihr Herrn“, sagte sie, „aber laßt mir die Kinder in Ruhe, mir gruselt auch bei der Geschichte; daß man da in das Rohr hineinschauen und als Bild wieder herauskommen soll, erscheint mir halb wie ein Hexenwerk, Gott weiß, was da passiert. Daß die liebe Sonne viel vermag, das wissen wir, daß sie aber auch noch malen und zeichnen soll, dies geht mir doch über den Verstand!“

Ja, so dachten die Leute damals noch von der Lichtmalerei, die doch gewiß eine der merkwürdigsten Erfindungen ist, welche der Menscheng Geist in diesem Jahrhundert gemacht hat!

Vergnügt sprangen die Kinder jetzt hinter der Mutter die hohe Steintreppe hinauf, von wo aus sie Alles bequem übersehen konnten, ohne selbst Mitwirkende sein zu müssen, und rathlos blickten die Freunde einander an, was nun zu thun sei, als Philipp, der natürlich mit im Vordergrunde stand, laut ausrief: „Herr Maler, ich fürchte mich gar nicht, stellen Sie mich nur vor die Kanone, ich will stocksteif stehen bleiben, wenn Sie ein Bild von mir machen wollen.“ Der Photograph lachte: „Nun wohl, mein Junge, so will ich es mit Dir allein versuchen, da deine Kameräbchen sich fürchten“, und während nun Arthur den Jungen in die rechte Stellung brachte, Rudolph aber, so hieß der Andere, hinter dem schwarzen Tuche verschwand, um die Glaskastel zu richten, und dann schnell den Messingdeckel abnahm, welcher die Glaslinse in der Röhre verdeckte, stießen sich die Leute an und zischelten: „Ja, ja, der Philipp mag es thun, der ist zu Allem gut — die Löwenwirthin hat Recht, wir geben unsere Kinder auch nicht dazu her“.

Der Philipp aber stand wie eine Mauer, und Alles hielt mit ihm den Athem an, so lange der Maler neben ihm, die Uhr in der Hand die Minuten zählte; denn damals ging es noch so schnell nicht wie jetzt, da brauchte man noch doppelt

so viele Minuten, als heute Secunden. Endlich gab er das Zeichen, der Andere schob wieder den Messingdeckel auf die Röhre, nahm rasch die Tafel aus dem Kasten, und Beide stürzten nun hinein in das dunkle Kämmerchen, welches sie sich zuvor eingerichtet hatten. — Philipp sah sich ganz heldenhaft im Kreise um, der nun näher und näher an ihn herandrängte; war er doch jetzt der erste im Dorfe, der durch sein Lichtbild verewigt werden sollte; und als ihn seine gute Mutter, die ganz stolz darauf war, daß ihr Philipp so an Ansehen gewann, nun halblaut fragte: „Hast du denn gar nichts gespürt?“ rief er lachend: „Was hätte ich denn spüren sollen?“ aber dennoch wurde er blaß, als jetzt der Maler auf die Treppe trat und unter die Leute rief: „Das Bild ist prächtig gelungen, schon bei der ersten Aufnahme; wenn ihr heute am Abend wieder hierher kommt, sollt ihr den Philipp sehen, wie er leidet und lebt!“

Philipp war glücklich: also wirklich, sein Bild war in diesem Augenblicke entstanden? Er warf die Mütze hoch in die Luft und rief: „Hurrah! die liebe Frau Sonne hat mich gemalt! Wie man dabei hilft, dies muß ich auch einmal lernen!“

Gegen Abend stand dann der Platz wieder fast so voll mit Menschen, wie am Morgen, und Philipp's Mutter zeigte wonnestrahlend das wohlgetroffene Bildniß ihres Jungen im Kreise herum. Ja, man konnte ihn wirklich ganz deutlich erkennen, wenn auch diese ersten Versuche der Photographie kaum noch mit dem zu vergleichen sind, was sie heute leistet. Lächelnd verfolgten die beiden Freunde, die behaglich auf der Bank vor dem Hause saßen, den Ausdruck des Staunens und der Bewunderung auf den harten, gebräunten Gesichtern. Neben ihnen hatte Frau Martha Platz genommen, ihren Hand auf den Knieen, und als jetzt Philipp das kostbare Blättchen, das er kaum zu berühren wagte, den Herrn zurückbrachte, sagte sie: „Ja man

sollt' es kaum glauben, wenn man es nicht selbst gesehen; aber mich selbst vor das Ding da zu sehen, dies könnte ich auch jetzt noch nicht!"

Rudolph brach in herzliches Lachen aus und rief: „Nun, Frau Martha, Ihr könnt es Euch ja immerhin überlegen, bis ich nächstes Jahr wiederkomme, und um Euch Rath zu machen, lasse ich das Bild vom Philipp hier. Ich schenke es Euch und schicke aus der Stadt noch einen kleinen Rahmen dazu, da könnt ihr es drinnen unter dem Spiegel aufhängen!"

Frau Martha dankte herzlich, bis Arthur ihren Redefluß mit den Worten unterbrach, daß doch auch dem Philipp für die Courage, mit der er stille gehalten, ein Abdruck seines eigenen Centerseil gebühre.

„Ganz recht“, erwiderte Rudolph, „er soll das Bild haben, welches noch droben auf meiner Stube liegt, und kommst Du einmal in die Stadt, so besuche mich und bringe mir dagegen einen schönen, duftigen Waldstrauch mit“.

Wer war seliger, als Philipp, da er diese Worte hörte, und doch wurde sein Entzücken noch gesteigert, als Gretchen zutraulich zu dem Photographen sagte: „Der Philipp will auch so einer werden wie du!“ und dieser darauf erwiderte: „Nun, dazu kann ja vielleicht Rath werden, wenn er älter ist und brav bleibt“.

An diesem Abend sah man ihn im „goldnen Löwen“ nicht mehr, wie es auch überall nach Philipp rief; kaum hielt er seinen Schatz, sein eignes Bild in Händen und hatte er seinen heißen Dank dafür gestammelt, als er hinüberlief, in sein elendes Dachkämmerchen, den Abdruck auf den einzigen Stuhl stellte, den es enthielt, und ihn so rückte, daß das Mondlicht sein Bild hell überstrahlte. Dann kniete er davor, stützte den Kopf in beide Hände und träumte die halbe Nacht von der Zukunft, wie er die neue seltsame Kunst erlernen, und dann mit

seinem Kasten die halbe Welt durchstreifen wollte, um Alles abzubilden, was ihm und Andern gefallen mochte. —

Es ist wieder einmal Mai geworden — aber zwanzig Jahre später als zu Anfang unserer Erzählung — die Natur war dieselbe geblieben in ihrer Pracht und Schönheit. Auf den Feldern wogte wieder das junge Korn, auf den Bergen prangten wieder die Wälder im glänzenden Frühlingsgrün, und an dem lichtblauen Himmel, der sich über den Thurm des Melibokus wölbte, zog Gevatter Eterch seine weiten Kreise. Die Menschen dagegen hatten sich recht sehr verändert; aus den Kindern, die im Schloßhose einst so fröhlich gespielt, waren Leute geworden, und die rüstige Frau Martha hatte ihr Amt als Löwenwirthin abgeben müssen, denn die viele Arbeit und die Sorgen hatten sie müde gemacht. Sie saß jetzt ruhig in der Hinterstube, der kleinen Enkel wartend, während statt ihrer Mariachen schaltete und waltete.

Jacob war ein tüchtiger Müller geworden, was ihm besser zusagte, als Löwenwirth zu sein, und Hans hatte sich's nicht nehmen lassen, unter die Soldaten zu gehen, wo er es gerade jetzt bis zum Feldweibel gebracht hatte. Den beiden Mädchen fehlte es dagegen nicht an Freiern, namentlich Marien nicht, die nun noch das Vorrecht hatte, Frau Löwenwirthin zu werden. Sie wählte lange, bis sie den Rechten gefunden, brav, still und fleißig genug, um ihr zu gefallen; dann aber machten sie bald Hochzeit, und es ging im „goldnen Löwen“ Alles im alten Geleise fort.

Die junge Frau hatte eine sehr wichtige Stütze, die Tag und Nacht sorgte und der keine Mühe zu viel sein konnte, dies war das muntere, ledenköpfige Gretchen. Sie blieb stets, wie wir sie als Kind kennen gelernt, gefällig, freundlich und

stets bereit diejenigen zu vertheidigen oder zu beruhigen, die angegriffen wurden.

Nur ein einziges Mal hätte sie beinahe ernstlichen Streit mit Marien bekommen, als diese sich verheirathete, und als nun der „gelbne Löwe“ von oben bis unten neu verguldet, das heißt, auswendig und inwendig frisch angestrichen und aufgeputzt wurde. Ja, das große Gastzimmer, das seitdem nur gelb gestrichelt gewesen, bekam zum ersten Mal eine schöne blaue Tapete, mit großen dunkelrothen Rosen und grasgrünen Blättern, worauf Marie nicht wenig stolz war. Als nun, nachdem diese Pracht an den Wänden glänzte, die beiden Schwestern die Stube wieder eintäumten, den blank gepulsten Spiegel und die neuen weißen Vorhänge aufhingen, nahm Gretchen noch einmal Hammer und Nagel zur Hand.

„Was willst du damit?“ fragte Marie, „wir haben nichts mehr aufzuhängen“.

„Doch, erwiderte Gretchen, „wir haben ja noch Philipp's Bild, das immer unter dem Spiegel hing“.

„Ach, laß' mir das alte verstaubte Bild weg, ich mag es nicht mehr in meiner neuen Stube haben!“ rief Marie eifrig.

Gretchen wurde roth bis unter die braunen Locken. „Das ist nicht recht von dir, Marie“, sagte sie, „der Philipp war doch unser bester Jugendfreund“.

„Ach, ich habe mir nie viel aus ihm gemacht, und dann — Gott weiß, was aus dem geworden ist, er war und blieb ein Herumschleicher, ein Thunichtgut; ich will das häßliche Bild nicht mehr!“ Damit ging sie sehr entschlossen zur Thüre hinaus.

Gretchen hielt traurig das verschmähte Bild in Händen; es war in der That sehr verblühen, der Rahmen alt und wurmstichig, aber sie konnte sich doch nicht dazu entschließen, es zu vernichten. Die ganze selige, frühliche Jugendzeit sah sie aus dem Bilde an; sie riß den Rahmen ab, nahm das Glas her-

unter, blies den Staub weg, der sich hinter dasselbe auf das Papier gelagert hatte, und trug es hinaus in ihre Stube. Dort legte sie es zu unterst in den Nähkasten und schlug den Deckel wieder zu mit den Worten: „Ich möchte doch wissen, ob der Philipp noch lebt, und wo er steckt!“

Ja, wenn wir das selber wüßten! Es hatte seine Wichtigkeit, der Philipp war verschollen, seitdem er Herrn Rudolph, der ihn wirklich in die Lehre genommen, heimlich verlassen hatte. —

Als Philipp confirmirt und gerade aus der Schule entlassen war, traf ihn das Unglück, seine brave Mutter zu verlieren, der zu Liebe er seinen Hang, draußen herumzustriften, und seine Sehnsucht nach fremden Ländern möglichst bekämpft hatte. Nun wurden ihr kleines Häuschen und das bißchen Hausgeräth versteigert, um für den Erlös die kleineren Kinder bei entfernt wohnenden Verwandten unterzubringen. Was Philipp betraf, so versprach die gutherzige Löwenwirthin, ihn mit dem Nothwendigen zu versorgen, bis er seine Lehrzeit bei einem Handwerker durchgemacht habe und dann für sich selbst aufkommen könne. Aber Philipp zeigte wenig Neigung für ein bestimmtes Gewerbe; er hatte die Freundschaft mit Herrn Rudolph, so weit er es vermochte, durch zeitweilige Besuche unterhalten, denen die Ueberbringung eines Straußes, eines Köbchens voll Walderdbeeren oder eines Säckchens mit Haselnüssen zum Verwand diene. Sein ganzes Sinnen und Denken war davon eingenommen, bei ihm in die Lehre zu kommen; aber er durfte dies Niemanden sagen, man würde ihn ausgelacht haben, und nur seiner Freundin Gretchen vertraute er sich an, die aber auch nichts davon wissen wollte, weil er dann nicht mehr mit ihr spielen oder in den Wald gehen könne.

So standen die Sachen, als er am Abend, nachdem das Häuschen geschlossen war und seine Geschwister weggebracht waren, mit dem Bündelchen, das seine paar Habseligkeiten ent-

hielt, niedergeschlagen auf der Bank vor dem goldenen Löwen saß. Eine Weile darnach kam Jakob, setzte sich zu ihm und sagte geheimnissvoll: „Ich weiß jetzt auch, was du werden sollst! ich habe zugehört, wie sich die Mutter mit dem Bürgermeister über dich besprach. Du wirst ein Schneider!“

„Ein Schneider?“ schrie Philipp entsetzt.

„Ja“, antwortete Jakob, „du kommst zu dem alten Matthes in die Lehre, er sieht nicht mehr recht und braucht Jemand, der ihm die Nadeln einfädelt;“ ein halb spöttisches Lachen flog dabei über Jakobs Gesicht.

Philipp sprang auf: „Ich zu dem alten Matthes? Nein, nimmermehr!“

Der alte lahme Schneider Matthes war schon seit Jahren das Stichblatt und die Zielscheibe aller Streiche und Spöttereien der Zwingenberger Schuljugend, die sich keinen besseren Zeitvertreib bereiten konnte, als den Matthes zu hänseln, bis er öfter voll Wuth mit der Elle drein schlug und den Dandlgeistern seine alten Lappen an die Köpfe warf; und nun sollte Philipp neben ihm sitzen und all den Hohn mit über sich ergehen lassen?

Er aß ruhig mit den Kindern zu Nacht, nachdem er seinen Bündel, der als kostbarste Gabe seine Photographie enthielt, unter der Bank verborgen hatte; dann, ehe das Haus geschlossen wurde, ging er noch einmal über den Hof und blieb im Schatten eines großen Fasses sitzen, bis alle Lichter erloschen waren. Nun schwang er sich über die Staketten, holte seinen Bündel hervor, hing ihn an den Knotenstock, und ging mit schnellen Schritten den Weg nach der Stadt zu.

Am nächsten Abende, als Frau Martha wie gewöhnlich bei Sonnenuntergang ein Viertelstündchen vor dem Hause rastete, ihre Kinder um sie her, unterhielt sie sich über die Straße lebhaft mit der Nachbarin wegen des ungerathenen Philipp, der, wie es scheint, ernstlich fortgelaufen sei, weil er nicht Schneider

werden wolle. Da rief Gretchen plötzlich, die Hand ausstreckend: „Dort kommt ja der Philipp!“

In der That, dort kam er des Weges her, bestrahlt, erhebt, aber mit strahlender Freude im Angesicht, wenn ihn auch die Füße kaum zu tragen vermochten; als er nun am „goldnen Löwen“ angelangt war, fiel er erschöpft auf der untersten Treppenstufe nieder, sich den Schweiß von der Stirne wischend. Es war gut, daß Gretchen gerade ihr Abendbrot, ein Glas frische Milch an den Mund führte, welches sie nun schnell absetzte und den durstigen Lippen ihres Spielkameraden bot, der sich dann auch rasch erhellte und mit demüthiger Miene an seine Beschützerin wendete. „Seid mir nicht böse, liebe Frau Martha, daß ich Euch durch mein Fortlaufen Sorgen und Aerger gemacht, aber es war mir gar zu schrecklich, daß ich zu dem alten Matthes in die Lehre sollte. Da lief ich dann spornstreichs und ohne lange zu überlegen in die Stadt zu Herrn Rudolph, um ihn zu fragen, ob er Wort halten und mich wirklich die Lichtmalerei lehren wolle. Nun denkt Euch, welches Glück, er will es thun, wenn ich drei Jahre bei ihm bleibe und Ihr mir nur so lange Kleider und Wäsche geben wollt. Etwas Taschengeld, meinte er, würde schon durch Trinkgelder und dergleichen abfallen. Ich war so froh, ich versprach Herrn Rudolph Alles; wenn Ihr nun auch Ja! dazu sagen wollt, dann gehe ich in die Stadt und werde ein Lichtmaler. Zuschie, das wird schön!“ Er warf dabei seine Mütze in die Luft, kramte dann einen Brief aus der Tasche und fuhr fort „Diesen Brief schickt Euch Herr Rudolph, Sonntag will er selbst heraus kommen, sich die Antwort zu holen; als ich aber so weit mit ihm war, da hielt es mich nicht lange, in der vollen Mittagsstunde lief ich wieder hierher — und, nicht wahr, liebe Frau Martha, Ihr gebt Eure Zustimmung?“

Alle hatten ihm schweigend und erregt zugehört, nur Gretchen schmiegte sich an ihn und sagte leise: „Du sollst nicht

in die Stadt gehen!" Aber Philipp achtete nicht darauf, als Frau Martha jetzt erwiderte: „Wär' es mir nachgegangen, Philipp, dann würdest Du ein Schneider werden, denn ein Handwerk hat einen gülbnen Boden, und die Sonnenmalerei will mir immer noch nicht recht einleuchten. Aber der Herr Rudelph ist ein erfahrener Mann, und wenn er dich denn durchaus haben will, na, meinestwegen, so gebe ich auch meinen Segen dazu!"

Damit war die Sache abgemacht, und als Herr Rudelph wirklich kam, um Rücksprache mit dem Bürgermeister und Frau Marthen zu nehmen, durste ihn am Abend der überglückliche Philipp nach der Stadt zurückbegleiten, und selbst Gretchen's Thränen verwechelten sein lachendes Gesicht nicht zu trüben.

Anfänglich ging auch Alles sehr gut; Philipp war brav und fleißig, und gelegentliche Ausflüge nach dem heimatlichen Zwingenberg waren für ihn und die Kinder im „goldnen Löwen" stets Freudenfeste.

Die Kinder empfingen ihn stets wie einen lieben, älteren Bruder; als aber das zweite Jahr seiner Lehrzeit zu Ende ging, ward er von Tag zu Tag misguthiger und kleinlauter, wenn man ihn fragte, ob er nun auch bald selbst Aufnahmen machen und ein Photograph werden könne. Er fühlte sehr wohl, daß dies nicht der Fall sein würde, aber die Schuld lag nicht an Philipp, sondern an Herrn Rudelph, und noch mehr an den Verhältnissen. In dessen Atelier häuften sich die Arbeit von Tag zu Tag; als früherem Maler gelang ihm vornehmlich das Arrangement der Bilder gut, und Alles drängte sich zu ihm, der auch im Retouchiren oder Uebermalen der damals noch sehr mangelhaften Bilder Vorzügliches leistete. So war seine Zeit vollständig in Anspruch genommen, er konnte sich nicht viel um Philipp kümmern, und überdem gab es in dem Atelier eine solche Menge mechanischer Arbeiten zu verrichten, daß jener auch kaum zu Athem kam. Sein gefälliges und ansehnliches Wesen

machte ihn überaus brauchbar, und es erging dem armen Schelm in der Stadt genau so, wie einst im „goldnen Löwen“: Jedermann rief nach Philipp, er mußte überall helfen und versäumte beständig die Gelegenheit, für sich selbst etwas Förderliches zu erlernen. Manchmal erinnerte er Herrn Rudolph an dessen Versprechen, ihn in alle Geheimnisse der Lichtmalerei einzuführen, ihn namentlich Ausnahmen machen zu lassen, und dieser zeigte gleich immer den besten Willen dazu, bis die überhäufte Arbeit den lebhaften, aufgeregten Mann alle guten Vorsätze wieder vergessen ließ. Ein neuer bedeutender Fortschritt in der Lichtmalerei war gemacht worden: man übergoß die Glasplatten jetzt mit einer Flüssigkeit, dem Collobium, welches eine dünne Haut bildete, auf der sich das Bild fixirte, und mit Hülfe dieses Mittels konnte man die Bilder weit schneller und billiger als früher herstellen. Es hat die Collobiumhaut nur den Nachtheil, sich nicht gleichmäßig auf das Glas zu lagern, so daß in Folge dessen eine Menge kleiner Unebenheiten in Gestalt von winzigen Punkten in den Bildern zurückbleiben, welche durch die Retouche beseitigt werden müssen. Diese niedrige Art des Retouchirens, eine der einsörmigsten und langweiligsten Arbeiten, wurde nun Philipp zugewiesen, und er saß oft Tage lang in der dumpfen, beständig von Aethergeruch erfüllten Stube neben dem Glashaus, wenn ihn nicht eine andere mechanische Arbeit, wie das Aufkleben und Einrahmen der fertigen Bilder, hinweg rief. Seltner und seltner wurden ihm nun auch die Spaziergänge nach der Bergstraße gestattet, und als wieder der Frühling mit Blüten und Sonnenschein herankam, da ward ihm das Atelier, nach dem er sich so sehr gesehnt, zum Aether. Ja, wenn er noch wenigstens das Zeichnen verstanden und an den Bildern jene Arbeiten hätte vornehmen können, die einigen künstlerischen Werth haben; aber für einen armen Jungen von damals gab es noch keine Sonntags- und Abendschulen, wo man dergleichen erlernen konnte, wie dies heute der Fall ist. —

Eines Tages theilte er seinen Kummer dem Maler Arthur mit, der stets noch freundliches Interesse an ihm nahm und ihm nun in seiner gutmüthigen Art anbot, ihm einige Begriffe des Zeichnens beizubringen, damit er wenigstens das eigentliche Re-
 teuchiren erlernen könne. Die wenigen Freistunden, die Philipp
 gegönnt waren, brachte er nun in dessen Atelier zu, wo er ge-
 wöhnlich einen andern Maler vorfand, der sich zu einer längeren
 Kunstreise nach Italien, die er im Herbst anzutreten gedachte,
 vorbereitete. Bei den Gesprächen, welche beide Freunde führten,
 bei den Schilderungen der Gegenden, die jener schon zum
 zweiten Male aufsuchen wollte, erwachte Philipps Reisetrieb
 auf heftigste. „O, könnte ich mit Ihnen zichen!“ rief er eines
 Tages ganz überwältigt aus, und der Maler antwortete ihm:
 „Nun, mir wäre es schon recht; solch einen anstelligen Burschen
 könnte ich gerade gebrauchen!“

Genug, das Wort ward zur That; Philipp beging das
 große Unrecht, Herrn Rudolph heimlich zu verlassen, unterstützt
 von dem leichtsinnigen jungen Manne, der seine Begleitung
 wünschte und doch vorausah, daß man ihn nicht freigegeben
 werde.

Philipp schrieb noch einen Abschiedsbrief an Herrn Rudolph
 und Frau Martha, in dem er sich zu rechtfertigen versuchte,
 und versprach, stets brav und rechtschaffen zu bleiben, was aber
 Beide, mit vollem Rechte hocherzürnt, bezweifelten und meinten,
 wenn man ihn im Scherz einen Herumstreicher genannt, so
 könne es jetzt leicht Ernst damit werden. — Wie man endlich
 seiner ganz vergaß, davon ist schon oben die Rede gewesen. —

In einer der schönsten und elegantesten Straßen der
 amerikanischen Bundesstadt Washington, — so genannt nach
 dem ehlen Verkämpfer der amerikanischen Unabhängigkeit und
 ersten Präsidenten der jungen Republik der Vereinigten Staaten

— erhebt sich ein geschmackvoll zierliches Gebäude, dessen Glasfronte den Beschauer schnell darüber belehrt, daß er sich vor dem Atelier eines Photographen befindet. Vor demselben stellte eine feine Equipage nach der andern vor; ein riesiger Neger in schwarzem Frack und schneeweißer Wäsche half den Damen und Kindern aus dem Wagen und geleitete sie die teppichbelegte Treppe hinan bis zu dem Glashaus des vielgerühmten Photographen, Herrn Philipp Maurer, dessen Bilder, nicht allein ausgezeichnet ausgeführt waren, sondern auch die Stellungen der Einzelnen, sowie der Gruppen mit ausgeprägt künstlerischem Geschmaack arrangirt zeigten.

Heute aber sehen wir ihn selbst in seinem leichten, eleganten Wagen, mit prächtigen Rappen bespannt, an dem Portale vorfahren; er wirft die Zügel dem Diener zu, der hinter ihm sitzt, und bietet dann einem Herrn die Hand zum Aussteigen, den er jetzt mit besonderer Artigkeit die Treppe hinauf führt. Es ist dies ein deutscher Gelehrter, der Amerika bereist, und zugleich ein engerer Landemann von Herrn Maurer, der sich ihm vor Kurzem als solcher in seinem Hotel vorgestellt hatte und die Hoffnung darauf baute, den berühmten Mann photographiren zu dürfen. Wie oft nun auch der überall freudig empfangene Mann sich dem unterziehen mußte, konnte er doch dem Landesgenossen die Bitte nicht abschlagen, und zu diesem Zwecke hatte ihn jener persönlich in seinem Wagen abgeholt.

Herr Maurer führte den Herrn in ein Zimmer, und während er selbst noch einige Augenblicke draußen beschäftigt war, sah sich der Professor in dem Atelier um und betrachtete die Menge von Gegenständen, welche herumstanden, um bei den Aufnahmen verwendet zu werden, die hohen Gewächse in festbaren Gefäßen, die Vasen, Statuetten, Tische und Stessel mit kunstvoller Schnitzerei; dann glitt sein Blick über die zahlreichen großen und kleinen Bilder, die an den Wänden hingen, bis er plötzlich auf einem halb lebensgroßen Bilde haften blieb,

welches ohne Zweifel meisterhaft genannt werden konnte. Doch festelte den Beschauer noch weit mehr der Gegenstand des Bildes, welches einen ärmlich gekleideten Bauernjungen vorstellte, der mit leeren Augen aus dem Rahmen heraussah; eine Mütze bedeckte den von langen Haaren umwallten Kopf, in der rechten Hand hielt er einen Knotenstock, und am linken Arme trug er einen Korb mit Kräutern.

Erröthend sah der Photograph, der eben eintrat, die Aufmerksamkeit, welche sein Besucher dem Bilde schenkte, der sich bei seinem Nahen nun rasch mit den Worten nach ihm umwendete: „Dieses Bild ist mir nicht fremd; wo habe ich es nur schon gesehen — kleiner zwar, unscheinbarer, aber diesem hier ganz ähnlich?“

„Es ist mein Bild,“ sagte Herr Maurer lachend, „genau so sah ich aus, als man mich noch daheim in Zwingenberg den „kleinen Bagabunden“ nannte, der ich auch wirklich zeitweise geworden bin“.

„Ach, nun erklärt sich Alles“, rief der Professor, „ich sah das Bild in Zwingenberg im „goldnen Löwen“, wo es manches Jahr unter dem Spiegel hing, und Sie sind also der Ausreifer, welcher Photograph werden wollte, und dessen traurige Geschichte die gute Frau Wirthin ihren Gästen mehr als einmal möglich vortrählte?“

„Hängt denn das Bild noch dort?“ fragte Philipp, wie wir den alten Bekannten wieder nennen wollen, mit einiger Spannung.

„Dies kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, man gewöhnt sich an solchen Anblick und achtet zuletzt nicht mehr darauf. Im „goldnen Löwen“ hat sich ja auch seither mancherlei verändert.“

Philipp ging aufgeregt im Atelier auf und nieder: „Wie wunderbar sich das trifft; ich war so glücklich, Sie, Herr Doctor, aufzunehmen zu dürfen, und nun erwecken Sie mir auch noch die

alten Jugenderinnerungen, die ich längst vergessen und begraben wähnte. Sie haben mir die Ehre zugesagt, nachher den Lunch mit mir zu nehmen, darf ich dann noch ein wenig nach den alten Bekannten fragen?“ „Warum nicht?“ antwortete der Professor, „sangen wir nur gleich an, um keine Zeit zu verlieren, denn auch Sie müssen mir etwas von ihren Schicksalen berichten, und wie Sie schließlich noch Lichtmaler geworden sind.“

Philipp gab strengen Befehl, jeden ferneren Besuch abzuweisen, und bald, nachdem die Aufnahme zur Zufriedenheit gelungen war, saßen beide Herrn im Speisezimmer bei einem lederen Frühstück, welches Philipp jedoch kaum berührte, so versunken war er in die Mittheilungen, die ihm der Gast über Frau Martha und ihre Kinder gemacht. Nach den eignen Geschwistern hatte er nicht zu fragen; waren sie doch gleich nach der Mutter Tode zu entfernt wohnenden Verwandten gekommen, und dann hatte sie Philipp, als es ihm selbst gut ging, mit diesen nach Amerika kommen lassen, wo sie als Farmer angesiedelt waren. Um so mehr war sein eignes Andenken in Zwingenberg verschollen.

Nachdem er Alles vernommen, was der Professor wusste, begann er seine Mittheilungen über sich selbst und erzählte, wie glücklich er anfänglich in Italien gewesen, trotz der Gewissensbisse, die ihn oft gepeiniget. Er habe geschwelgt in der Schönheit des Landes und auch der Kunstschätze, für die sein ungeübtes Auge sich überraschend empfänglich zeigte. „Auch mit der Hand würde es gegangen sein, sie war nicht ungeschickt zum Zeichnen“, fuhr er fort, „und ich übte mich, wo ich nur konnte, aber mein leichtsinniger Herr und Gebieter lämmerte sich nichts darum. Zuerst hatte er mir die Photographie verleidet, die er fortwährend einen langen Abklatsch der Wirklichkeit nannte, aber einen Künstler aus mir zu bilden, wie er es mir versprochen, fiel ihm gar nicht ein. Abermals und nach wie vor war ich wieder nichts als ein Handlanger für Andere, wie zuvor — im

„geltenen Löwen“, bei Herrn Rudolph und wieder hier, aber ich wollte und mußte doch endlich auch etwas für mich werden! Dabei gefiel mir das herumziehende Leben meines Orbieters, an den ich gebunden war, auf die Dauer gar nicht; er freilich arbeitete dabei, aber ich kam mir jetzt wirklich vor wie ein ächter Vagabund, und ich weinte oft heiße Thränen bei der Erinnerung an die Heimath und an Herrn Rudolph, bei dem ich, wenn auch langsam, am Ende doch wohl noch mein Ziel erreicht haben würde. Da lernte ich nach anderthalb Jahren in Sorrent, wo mein Herr gerade sich aufhielt, einen deutschen Kaufmann kennen, der als Vertreter eines englischen Hauses im Begriff war, auf eine Reihe von Jahren nach Indien zu gehen. Er hatte einen deutschen Diener bei sich, welcher schwer erkrankte, und konnte dessen Genesung nicht abwarten, weil er an einem bestimmten Tage in Triest sein mußte, um mit der Ueberlandpost zu reisen. Er schlug mir vor ihn zu begleiten, und da mein Herr Maler meiner vielleicht ebenso überdrüssig geworden, als ich seiner, ließ er mich ziehen.

Ich blieb fünf bis sechs Jahre in Indien, und gewann dort mit Hülfe meines guten, trefflichen Herrn ein kleines Vermögen, durch den Ankauf und Wiederverkauf jener kunstreichen Arbeiten in Elfenbein, Holz, Silber, Lack oder bunter Seide, welche die Chinesen und Indier so billig verkaufen, und die man in Europa so vortheilhaft wieder verwerthet.

Wie manchmal aber, wenn ich solch ein niedliches Körbchen oder eine bunte Malerei erhandelt hatte, dachte ich: Wenn ich dies doch meinem lieben, guten Gretchen schenken könnte! und in der That, als nun mein Herr wieder nach England zurückkehrte, hielt es mich auch nicht länger. Ich packte ein Kistchen voll mit Geschenken für meine Zwingenberger Freunde, denn ich dachte, nun sei ich ein gemachter Mann und könne trotz der Jugendsünde wieder dreist vor ihnen erscheinen. Aber ich sollte noch einsplicher gestraft werden. Mein Herr reiste wieder mit

der Ueberlandpost, ich aber zog der Ersparniß wegen die Reise mit dem Segelschiff um Afrika vor. An der Guineaküste lief unser Schiff auf einen Felsen, und wenn wir auch das Leben retteten, so war dies doch alles — mein Kistchen mit Geschenken, meine Banknoten, sie liegen brunten im atlantischen Ocean, und ich war gerade wieder so arm, als an dem Tage, da ich Herrn Rudolph heimlich verließ. „Es ist die gerechte Strafe für deinen damaligen Leichtsin. Nun, Philipp, fange noch einmal von vorn an!“ so sagte ich mir selbst mit aufrichtigem Muth, als ich ein englisches Schiff betrat, das einen Theil der Schiffbrüchigen nach New-York bringen wollte. Am meisten leid that es mir um Gretchen, ich hatte mir schon so lebhaft ihre Freude und ihren Dank vorgestellt!

Ich besaß nicht mehr als eine alte Briestasche, welche ich mir um den Leib gebunden hatte, und die meinen Tausch, meinen Heimathschein, ein paar Goldstücke und die kleine, schlechte Photographie, die Sie kannten, enthielt; aber auf welches Ziel ich nun loszuarbeiten hatte, dies ward mir schnell klar, als ich in New-York mit Staunen sah, welche Fortschritte inzwischen die Lichtmalerei gemacht hatte, und zu wie vielen Dingen sie verwendet werden konnte. Ich bemerkte aber auch, wie sehr die Bilder noch durch entsprechende Anordnung vervollkommenet werden konnten, wie ihnen mehr Leben und größerer Ausdruck zu geben sei; diesen Scharfblick verdankte ich doch wohl meinem Bagabundenthum in Italien, und damit zum Theil die großen Erfolge, die ich hier habe. Mein Entschluß stand fest, doch noch um jeden Preis ein tüchtiger Photograph zu werden, und nachdem meine Bemühungen, in einem Atelier aufgenommen zu werden, erfolglos geblieben, verrichtete ich die schwersten und niedrigsten Arbeiten, vor nichts zurückschwend, bis ich genug erspart hatte, um mir einen Apparat aus zweiter Hand zu kaufen.

Mein Instrument war gering, um so größer mein Muth

und meine Ausbauer, und die liebe Sonne leuchtete dieses Mal keinem Unbathbaren. Mein erstes Atelier bestand in einer Bretterbude, mein Publikum zunächst nur aus Matrosen, Negern, Waschfrauen und Kinder mädchen, die um billigsten Preis abcenterseit wurden. Aber ich arbeitete unverdrossen fort und fort, lernte durch die Erfahrung, ließ mir nichts Neues entgehen, was auf dem Gebiete der Lichtmalerei geleistet wurde, und bildete endlich meine Specialität heraus, die eincstheils in der Anordnung der Bilder, anderntheils in der gewissenhaftesten Vertheilung von Licht und Schatten besteht, wodurch meine Bilder so lebendig und plastisch hervortreten. Als ich es so weit gebracht, hatte ich natürlich schon längst die Bretterbude verlassen, war von Stufe zu Stufe höher gestiegen, hatte mir die vorzüglichsten und kostbarsten Apparate aus München und Wien kommen lassen und siedelte dann endlich nach Washington über, ein, wie die Amerikaner sagen: „self-made man“ — und bezeichnend genug ist dieses Wort in der That. Hier zu Lande heißt es: Schwimmen oder untergehen! und wollte man drüben in Europa so arbeiten wie hier, Alles anfassen, vor Nichts zurückschrecken, man könnte auch im alten Vaterlande sich betart in die Höhe arbeiten, wie es mir im neuen gelungen“.

„Ich wünsche Ihnen nochmals Glück dazu“, sagte der Gelehrte sich jetzt erhebend; „aber haben Sie denn keine Sehnsucht, sich wieder einmal nach der alten Heimath und den alten Bekannten umzusehen?“

„Ich dachte bis jetzt nicht daran“, erwiderte Philipp, „ich habe ja eigentlich drüben Niemanden mehr, der sich nach mir sehnte; indessen, seit ich die früheren Erinnerungen aufgefrißt, regt sich doch so etwas wie Heimweh in der Herzgrube, wer weiß darum, was geschieht!“

So trennten sich Beide, der Professor sehte seine Reise weiter fort, Philipp arbeitete nach wie vor, aber das Gefühl, das an jenem Morgen seine Brust bewegte, ward immer leb-

hafter. Als die Maiensonne zu leuchten begann, die Bäume blühten und die Frühlingsoblumen dufteten, war ihm zu Muth, als erlebe er dies nicht in Amerika, sondern daheim, so lebhaft standen stets vor seinem inneren Blick die hellgrünen Buchenwälder, die bräunlichen Nuthäuser, die wogenden Saaten und das Silberband des Rheines. Es hielt ihn nicht länger, der alte Wandertrieb erwachte, er mußte wieder einmal dorthin, mußte den Blick von den Höhen des Melibokus und des Felsberges hinausschweifen lassen in die weite Rheinebene oder ihn in die lauschigen Thäler des Oberrheins tauchen. Nichts fesselte ihn; sein Geschäft konnten die Gehülften schon ein paar Monate lang allein besorgen — darum fort, schon mit dem nächsten Dampfer, der ihn nach vierzehn Tagen wohlbehalten nach Hamburg brachte, wo sein Fuß wieder deutsche Erde betrat. Er gönnte sich keine Rast; in raschem Fluge trug ihn das Dampfgeschloß den Bergen zu, und hoch schlug ihm das Herz, als jetzt der Schaffner rief: Station Zwingenberg!

Hier sah nun Alles aus, wie ehemals, die alten Häuschen, die Kirche auf der Höhe, die Weinberge, ja, die Gänse schienen ihn noch zu kennen, als sie gackernd aneinanderstiegen, da er jetzt mit starken Schritten in die Dorfstraße einbog.

Auf dem Platze vor dem „goldnen Löwen“ lag breit und glänzend die Sonne, und im Hause regte sich nichts, als er die Steintreppe hinauf schritt, nur hinten aus der Küche und vom Hefe her hörte man die Stimmen der Mägde und das Plätschern des Brunnens.

Er wendete sich nach dem großen Gastzimmer, und in diesem Augenblick kam aus der Hinterstube eine Frau heraus, das verjüngte Abbild der guten Frau Martha, so sauber, bescheiden und frisch, wie sie in Philipps Erinnerung lebte. Es war Marie, die junge Wirthin, die freundlich nach Philipps Begehren fragte. Er bestellte einen Schoppen Wasser und ward feuerroth, als sie ihn lächelnd und fragend ansah, was ihm sein

Versehen klar machte; „nein, Wein wollte ich sagen“, entschuldigte er sich rasch und folgte ihr dann in die Gaststube. Aber deren neuer Glanz ließ ihn gleichgültig, sein Blick flog nur hinüber nach dem Spiegel und suchte nach seinem alten Bilde. Vergebens, es war nicht mehr an seiner Stelle, und Philipp setzte sich mechanisch nieder, weil ihm auf einmal zu Muthe war, als läge ihm Blei in den Gliedern. „Vergessen, lebt und vergessen!“ murmelte er vor sich hin und bemerkte kaum, wie ihm die Wirthin mit einem freundlichen: Wohl bekomm's! den Wein hinsetzte. Es kam ihm auf einmal so unheimlich thöricht vor, daß er Amerika, wo er eine Menge von Freunden besaß, verlassen, um hierher zu kommen, wo kein Mensch mehr nach ihm zu fragen schien.

Marie stand noch einen Augenblick zögernd, mit dem Gast ein paar freundliche Worte zu wechseln; als sie aber sah, wie er vor sich hinstarrte, wollte sie ihn nicht stören und verließ leise das Zimmer. Philipp stürzte ein Glas Wein hinunter, dann sprang er auf, riß den Hut vom Nagel und sagte: „Ich will hinaus in den Wald, der wird mich ja noch besser kennen, als die Menschen, und mit dem nächsten Dampfer geht es wieder heimwärts nach Amerika!“ Den Stock schwingend ging der stattliche, hochgewachsene Mann rüstig den Bergweg hinan, und schon wollte er seitwärts durch die Weinberge abbiegen, da tönten fröhliche Kinderstimmen an sein Ohr. Er blieb einen Augenblick stehen: „In Frau Marthens Kinderstube ist es wieder lebendig; laß doch sehen, wer jetzt das Revier bevölkert!“

Mit diesen Worten wendete er sich nach links und schritt durch das verfallene Thor in den uns wohlbekannten Schlossraum, der ganz so grün und lauschig, so erfüllt von Blumen- und Vogelgezwitscher vor ihm lag, wie vor zwanzig Jahren. Drei rothbackige Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, nur kleiner als damals Frau Marthens Sprößlinge gewesen, tummelten sich lustig im Grünen und jagten mit so tollem Geschrei

den Schmetterlingen nach, daß jetzt zwischen ihrem Jubel eine sanfte Warnungsstimme laut wurde. Auf den Baumstämmen, die dort lagen, saß ein großes, stattliches Mädchen mit Nähen beschäftigt, das fragend den Blick erhob, als der Fremde ihr näher trat. Dazwischen aber drängte sich die kleine Schaar: „Tante Gretchen, gib uns jetzt zu essen!“, und mit freundlichem Wort reichte die Angeredete aus einem Körbchen jedem ein Butterbrod, mit dem sie sich jubelnd wieder entfernten.

Tante Gretchen! Nun, Philipp hätte kaum des Namens bedurft, um nicht an dem krausen Haar, dem freundlichen Blick, der blauen Augen und dem lieblichen Ton der Stimme seine kleine Jugendfreundin zu erkennen. Er begrüßte sie jetzt höflich, bat um die Erlaubniß einen Augenblick hier ausruhen zu dürfen, sprach dann von der Gegend und gab nach und nach zu erkennen, daß er früher hier nicht ganz fremd gewesen, nun aber lange nicht mehr die Bergstraße besucht habe. „Ich kann mich indessen noch auf Alles recht wohl besinnen“, fuhr er fort, „ich war als Kind öfter im goldenen Löwen“.

„Wirklich?“ rief Gretchen; „ich bin ja die Tochter aus dem Hause, und die Kinder dort gehören der Marie, die jetzt mit ihrem Manne die Wirthschaft führt; da müßt Ihr uns doch wohl auch gekannt haben“.

„Ja wohl, kann sein“, antwortete Philipp gleichgültig, „dies vergißt sich; aber an Eines kann ich mich noch sehr gut erinnern, an ein Bild, welches in dem Gastzimmer unter dem Spiegel hing und einen kleinen Betteljungen vorstellte. Es war ein ganz schlechtes Lichtbild, aber man sah damals solche Bilder noch selten, und darum wurde es von den Erwachsenen oft betrachtet und besprochen, was ich dann so mit anhörte. Als ich vorher meinen Schoppen unten trank, sah ich mich gleich nach dem Bilde um, es fiel mir wieder ein, weil ich selbst Photograph bin; aber es ist jetzt natürlich verschwunden“.

Während der Fremde sprach, hatte Gretchen den Blick nicht

von ihm verwendet, die Stimme kam ihr so bekannt vor, auch der Zug um den Mund, aber sie wagte sich doch nicht zurecht zu finden; als er jetzt des verschwundenen Bildes erwähnte, lachte sie hell auf und rief: „Das Bild ist noch da, und es stellt keinen Betteljungen vor, sondern einen ganz braven Knaben, der täglich mit uns Kindern spielte. Darum ließ ich auch sein Bild nicht zu Grund gehen, sondern habe es hier in meinem Nähkasten aufgehoben. Ihr könnt es also noch sehen!“ Damit schlug sie den Deckel des Kastens zurück, kramte die Zeugstücke heraus und holte endlich Philipps alte Photographie hervor. Dieser konnte sich aber nun nicht länger halten, die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen, und schluchzend rief er: „Gretchen, kennst Du denn den Philipp nicht mehr?“ Da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, sie sprang auf, und dann saßen sie einander um den Hals und weinten wie die Kinder. Erst das Erstaunen der wirklichen Kinder brachte sie wieder zu sich; im Sturmschritt ging es jetzt den Berg hinunter, bald lachend, bald weinend, und schon von Weitem rief Gretchen der Schwester zu, die eben auf der Treppe stand: „Si, sich doch, Marie, der Philipp ist wieder da, und Du hast ihn nicht einmal erkannt!“

Nach zwei Minuten sah der beglückte Philipp in der Hinterstube neben Frau Marthens Sessel, hielt ihre Hände in den seinen, war aber kaum im Stande, seine Freude in Worte zu fassen, ebensowenig, wie er etwas von der Nachtzeit genießen konnte, welche Gretchen nun freudestrahlend vor ihm austrug, nach und nach in ihrer Aufregung so viele Schüsseln herbeibringend, daß eine große Gesellschaft daran genug gehabt hätte. Als sie dann selber merkte, wie viel sie hergerichtet, mußte sie hell auflachen, und Philipp stimmte so herzlich mit ein, daß auch Frau Martha und die Kinder angestecht wurden, bis sich die allgemeine Lustigkeit in die Küche und in den Stall verbreitete,

weil Damsell Gretchen in ihrer Herzensfreude so lächerlich viel aufgetrogen.

Wie ein Lauffener ging nun die Kunde von Philipps Wiederkehr durch das Dorf, und als sich am Abend die Gemüther einigermaßen beruhigt hatten, saß er auf der Bank vor dem Hause und erzählte den alten Schulkameraden von seinen Reisen und Schicksalen. Unterdessen schickte Gretchen Boten an die Brüder ab, sie auf den morgenden Sonntag mit Kind und Kegel einzuladen, denn der Philipp sei wieder da und seine Rückkehr solle im „goldnen Löwen“ hochgefeiert werden, wie einst die des verlorenen Sohnes.

So wurde es denn auch ausgeführt, und als sich am Abend nach einem frohbewegten Tage die ganze Familie in der Hinterstube um Frau Marthens Lehnstuhl versammelte, erzählte Philipp geordnet und der Reihe nach seine Erlebnisse, von denen man bis jetzt nur Bruchstücke vernommen hatte. Gretchen stand während dem wie festgebannt hinter dem Stuhle der Mutter, auf dessen Lehne sie die Arme stützte, während ihr Blick an Philipps Kunde hing. Wie sie dies alles ergriff und erschütterte, was da an ihrem inneren Auge vorüberging, und wie dieses nun freudig aufleuchtete, als Philipp am Schlusse seiner Erzählung sein schönes Daheim in Washington schilderte, von den Freunden erzählte, die ihm dort weilten, und mittheilte, wie der Besuch des deutschen Gelehrten die alten Erinnerungen so mächtig in ihm erweckte, daß er durchaus die Heimath wiedersuchen mußte. „Aber, wer weiß,“ fuhr er dann anspringend fort, „wenn das treue Gretchen mich nicht wieder erkannt, wenn sie mir nicht ein so gutes Andenken bewahrt hätte, ob ich dann nicht wieder gegangen wäre, wie ich kam. Sie hat auf mich im Guten vertraut, und wahrlich, wie viel ich auch erlebt und durchgemacht, ich habe mir nichts Schlechtes vorzuwerfen, ich war ein Klein wenig ein Vagabund, aber stets ein ehrlicher und fleißiger, wohin das Schicksal mich auch warf. Gretchen, liebes Gretchen,

nimm einmal die Hände von den Augen, und sieh mir in's Gesicht, damit ich Dir sagen kann, daß ich nur noch den einen Wunsch habe, Du mögest es jezt auch einmal mit dem Vagabundenthum versuchen und mit mir bis Amerika vagabundiren, wo mein nettes Haus schon seit lange auf eine deutsche Hausfrau wartet". Er trat bei diesen Worten zu Gretchen, nahm ihr die eine Hand von den Augen und führte sie vor Martha:

"Liebe, gute Frau Martha, wollt Ihr mir Euer Gretchen zur Frau geben?"

"Ja, Philipp, wenn sie will", erwiderte Frau Martha; "die ist aber gar apart, sie wollte nie etwas vom Heirathen hören!"

"Jezt will sie aber!" rief die Schelmin mit heller Stimme, indem sie die Hand von den Augen zog, in denen es von Thränen blinkte, welche der lachende Mund und die Grübchen in den Wangen Lügen strafte, "ich war ja doch dem Vagabunden immer gut, so lange ich denken kann, so will ich denn in Gottes Namen seine Frau Vagabundin werden!" —

Sechs Wochen später war wieder ganz Zwingenberg auf den Füßen; ein stattliches Brautpaar, von einem langen Zuge geleitet, schritt die Bergstraße hinan zur Kirche — es waren Philipp und Gretchen. Oben jedoch hielten Alle wie verabredet einen Augenblick still, da stand ein schwarzer Kasten und dahinter ein junger Mann, der Sohn des Photographen Rudolph, der nahm den ganzen Hochzeitszug auf, wie er es Philipp versprochen hatte.

Das junge Paar langte dann rechtzeitig und wohlbehalten in Washington an, und wer etwa von unseren jungen Lesern und Leserinnen dahin kommt, der versäume nicht, das berühmte Atelier von Herrn Philipp Mauter zu besuchen und sich bei ihm vom Sonnenlicht malen zu lassen.

Die Fee von Argouges.

Normännische Sage.



Der Ritter von Argouges wohnte auf dem Schlosse seiner Väter, in der Nähe der alten Stadt Bayeux, und trieb da all' die Kurzweil, die einem hochgebornen Herrn erlaubt und an-
genehm ist. Er war tapfer, schön, gewandt und in allen ritter-
lichen Künsten wohl erfahren. Obgleich er grade nicht an über-
großer Bescheidenheit litt, schien es ihm doch seit einiger Zeit,
als ob ihn bei seinen Unternehmungen eine höhere Kraft unter-
stütze und lenke. Erst in der jüngsten Zeit war ihm die Be-
siegung eines furchtbaren Riesen, der die ganze Gegend unsicher
machte, gelungen, und noch in der Erinnerung dünkte es ihm
fast unmöglich, daß er dessen Keulenschlägen hatte entgehen können.
Mein Gott, der Ritter hatte eben Glück, und war wenigstens
so ehrlich, sich dies selber zuzugestehen.

Eines Tages, — es war im Juli, aber ein köstlicher See-
wind lähmte die Kraft der Sonne, die breit und golden auf
dem saftigen Grün der Wiesen lag und in lichten Scheiben
durch die verschlungenen Aeste einer Lindenallee fiel — durch-
ritt der Herr von Argouges diese Allee langsam, um sich zur
Jagd in den nahegelegenen Wald zu begeben.

Da erhob sich am Ende der Allee eine goldglänzende Staub-
wolke, die näher und näher kam, bis aus dem Rahmen eine
Gestalt nach der Andern klar und deutlich hervortrat. Dem
Ritter vergingen fast die Sinne, als er nun sah, wie eine
Schaar von zwanzig Frauen, so schön, wie er noch keine ge-
kannt, ihm auf prächtigen, schneeweißen Rossen entgegenkam.
Sie trugen lange, grüne Jagdgewänder, ein grünes Hütchen
mit weißer wallender Feder auf den blonden oder braunen Locken

und ein silbernes Hifthorn an der Seite. Als sie den Ritter gewahrten, blickte die eine schelmisch, die andere stolz, die Dritte schlug die Augen nieder — aber sie hätten sich alle diese Mühe ersparen können, denn er hatte nur Augen für die Eine, die an der Spitze des Zuges ritt, und die Uebrigen, wie unmöglich dies auch fast erschien, doch noch weit an Schönheit übertraf. Sie war frisch und blühend, wie das Land, dem sie entstammte, und recht eigentlich das Urbild seiner starken kräftigen Frauen. Wie der sonnendurchglühete Apfel am Baume, so blühte die Wange, welche die rufbraune Locke umflog und dem Meerschäume, mochte das glänzende Weiß der Stirne entwendet sein, unter der die braunen Augen hell aufblühten.

Der Herr von Argouges war ehrerbietig zur Seite geritten, den königlichen Zug vorüberzulassen, und sein Blick hing unverwandt an dessen Führerin.

Da, als sie dicht vor ihm war, zog sie den goldenen Zügel ihres Rosses scharf zurück, daß es hoch aufbäumte und sagte mit einer Stimme, die voll und lieblich klang, wie der Ton einer silbernen Glocke: „Mein Herr Ritter, wollt Ihr mir erlauben, mit meinem Gefolge in Eurem Forste zu jagen, und wollt Ihr uns dahin begleiten?“

Der Herr von Argouges war wie verzaubert; er nickte stumm, lenkte seinen Rappen an die Seite der schönen hohen Frau, und nachdem sie noch einen langen Blick mit einander getauscht, setzten sich ihre Pferde in Bewegung. Schneller und immer schneller, wie von der Erde losgelöst, flogen sie dahin über den Wiesenplan, über Gräben und Hecken, und hinein in den Wald. Aber die schattige Kühle, die er ansathmete, vermochte die Gluth, die Weiber Herzen schon erfüllte, nicht mehr zu dämpfen. Ohne Rast flohen sie tiefer und tiefer in das grüne Dickicht, bis sie den Blicken ihres Gefolges vollständig entschwunden waren. Schon lange hatten die Schelmische, die Stolz, die Eitsame und alle Uebrigen ihren Lauf gemüßigt

— diesem Ritte war weder bei- noch nachzukommen, und Eine nach der Andern blieb zurück, ihre Königin dem Schutze des Herrn von Argouges überlassend.

Diese war in der That wohl aufgehoben; dort wo die Quelle zwischen weichem Moose über glatte Kiesel sprang und ein Kranz von Buchen die breiten Nester zu einem grünen Dome ineinander flocht, saß die schöne Frau auf einem moosbewachsenen Felsen und fächelte sich die heiße Wange mit einem Buchenzweige, zwischen dessen Blätter nun ihre Augen so gelbne Lichter spielen ließen, wie vorhin die Sonne zwischen den Zweigen der Lindenallee. Der Ritter war auch vom Pferde gesprungen, hatte sich der schönen Dame zu Füßen geworfen, sog die gefährlichen Sonnenblicke immer tiefer in das Herz hinein und seufzte laut.

„Was fehlt Euch, Herr Ritter?“ fragte die stolze Frau mit freundlichem Lächeln. „Ihr, der tapferste aller Ritter, Ihr, der Ihr erst kürzlich den Riesen besiegtet, Ihr liegt hier wie ein kleiner Knabe, dem man sein Spielzeug genommen.“

„Himmliches Wesen“, seufzte der Ritter mit bebender Stimme, „holdselige Frau, Deine Schönheit wirft mich tiefer in den Staub, als ich dem Riesen oder einem anderen meiner Gegner gethan!“

„Du sprichst schön“, antwortete die Dame, die Augen niederschlagend, und ich fühle es am Klopfen meines eigenen Herzens, daß Du die Wahrheit redest!“

Der Ritter seufzte nun nicht mehr, mit einem Freuden- schrei sprang er auf seine Füße und ließ sich auf den Felsen neben seiner schönen Freundin nieder.

„Also wirklich — Du liebst mich?“

„Ich liebe Dich!“

„Ach, welch' ein Glück!“

Der Ritter umfaßte die schöne Dame und drückte sie an

sein Herz, aber sie machte sich los und sagte, seine beiden Hände mit ihren weißen Fingern umschließend:

„Höre erst, o mein Geliebter, was ich Dir zu sagen habe: Ich bin keine gewöhnliche Sterbliche.“

„Nein, eine Göttin, ein Engel, eine Fee“, rief der verliebte Ritter.

„Du hast es errathen“, sagte sie sanft, „ich bin wirklich eine Fee, die Dich schon lange zärtlich liebt. Mit der überirdischen Kraft, die Dich seit einiger Zeit besetzt, habe ich Dich ausgerüstet, und so groß ist meine Liebe zu Dir, daß ich allen Freuden und Genüssen des Irdenlebens entsagen, Dir nach Deinem Schlosse folgen und Deine Gattin werden will!“

So demüthigend für den Ritter auf der einen Seite die Entdeckung war, daß nicht er allein den Riesen besiegt, so schmeichelhaft war hingegen das Bewußtsein, von einer Fee geliebt zu werden. Da seine Hände gefangen waren, so drückte er einen heißen Kuß auf die Stirn seiner geliebten Fee und schwur ihr ewige Treue.

„Dieses Schwures bedarf es nicht“, sagte sie lächelnd, „es ist meine Aufgabe, Deine Treue ohne solchen festzuhalten, wohl aber mußt Du mir schwören, niemals in meiner Gegenwart das Wort „Tod“, auszusprechen. Sobald Du es thust, muß ich Dich auf ewig verlassen“.

„Sonst nichts?“ rief entzückt der Ritter. „Wie soll ich an den Tod denken, wenn ich Dich, mein Leben, bei mir habe? Ich schwöre Dir bei allen Mächten der Ober- und Unterwelt, daß dieses Wort niemals meinen Lippen entschlüpfen soll!“

Nun ward der Bund geschlossen, man sank einander entzückt in die Arme, und nach einer Weile ward beschlossen, den Heimweg wieder anzutreten.

Wie lange dieser währte, weiß Niemand; langsam ritt man durch den mondbeglänzten Abend, hielt an, um sich in die Augen zu sehen und süße Worte zuzusüßern, und kam endlich im

Schlosse von Argouges an, wo am nächsten Tag die Hochzeit mit aller erdenklichen Pracht und Lustbarkeit gefeiert wurde.

Das Glück des schönen, stolzen Paares war vollkommen und wurde selten durch kleine Zwischenfälle gestört. Die liebenswürdige Frau von Argouges faltete bescheiden ihre Schwingen zusammen, um den Gemahl ihre sehnhafte Ueberlegenheit nicht empfinden zu lassen, und der Ritter gewöhnte sich nach und nach an das berauschende Bewußtsein, eine Ueberirdische zur Gemahlin zu haben. Schöne, blühende Kinder belebten bald die sonst so stillen Räume des Schlosses, und in der ganzen Normandie war keine glücklichere Familie aufzufinden. Der Ritter hielt fest an seinem Schwure, obgleich ihm dies anfänglich schwerer fiel, als er selber dachte. Ein Ritter, der nicht fluchte, wäre eine so seltene Erscheinung, wie Schnee und Eis mitten im Sommer, und: „Tod und Hölle!“ oder „Tod und Teufel!“ das sind denn doch die echt adligen Ritterflüche, bei denen der Brustharnisch so herrlich rasselt, wie wenn man mit der Eisensfaust darauf schlägt. Aber der Herr von Argouges bezwang sich ritterlich; so oft ihm diese Kraftausdrücke auf die Zunge stiegen, und wenn sein belastetes Herz durchaus einer Explosion bedurfte, begnügte er sich mit einem einfachen „Donnerwetter!“ oder mit einem andern plebejischen Fluche, den er seinen Knappen entlehnte.

Die finstern Mächte aber, die nimmer rasten, suchten auch dieses Glück feindlich zu zerstören. — Auf dem Nachbarschlosse des Herrn von Argouges sollte eine große Hochzeit gefeiert werden, zu der man von weit und breit die vornehmsten Gäste geladen hatte. Daß der Ritter mit seiner schönen Frau unter diesen war, versteht sich von selbst. Besonders Interesse erregte das Fest durch die große Schönheit der jugendlichen Braut, die in dem weißen Atlasgewande, mit dem Schleier und dem Myrthenkranz geradezu wie ein Engel aussehen mußte.

Die Frau von Argouges fühlte sich durch diese Betrachtung

weniger erbaut; bis dahin war sie überall, wo sie erschien, unbestritten die Schönste gewesen — sollte ihr nun dieser Rang entgehen? Sie beschloß daher, auf ihre Toilette eine Mühe zu verwenden, wie nie zuvor. Schon seit Wochen bewegte ihr überirdisches Herz die inhaltschwere Frage: „Welches Kleid werde ich anziehen? Das weiße, das die Elfen aus Mondesstrahlen geweben, oder das himmelblaue aus Aetherdunst gebildete, oder das duftige Rosengewand von Nebeln, welche die Abendröthe angehaucht, oder das seegrüne Kleid, gewirkt aus der spiegelglatten Fläche des Oceans?“ Weiß — das ging nicht! diese Farbe trug die Braut! Blau — keine rechte Abendfarbe! Rosa — zu mädchenhaft! See grün — dies paßte und war zugleich das Neueste!

Der verhängnißvolle Tag erschien, und schon frühzeitig zog sich die schöne Frau in ihr Gemach zurück, ihre Toilette zu beginnen. Der Gemahl begleitete sie bis an die Thüre und sagte, nach einem zärtlichen Abschiedskuß, in etwas gedrücktem Tone: „Nicht wahr, mein Liebchen, Du läßt mich nicht zu lange warten?“ Man konnte merken, daß hier ein wunder Fleck war, den er mit demüthiger Ehen berührte. „Sei ohne Sorgen“, antwortete sie, „ich bin in einer Viertelstunde fertig!“

Der Ritter mochte der Viertelstunde nicht ganz trauen, denn er befahl seinem Knappen, die Pferde nach zwei Stunden bereit zu halten.

Im Toilettenzimmer begann die Arbeit. Die Kammerzosen der Frau von Argouges kämmt ihr die langen, braunen Locken und durchflochten sie auf die kunstreichste Weise mit löstlichen Perlen. Aber sie war nicht damit zufrieden; kaum waren sie fertig, als sie erklärte, dieser Kopfschmuck sei unerträglich steif, sie wolle weiße Rosen haben, und mit diesen müsse auch das grüne Kleid geschmückt werden. Die Zosen flogen hinab in den Garten, kamen mit prachtvollen Rosen zurück und vollbrachten neue Wunder der Geschicklichkeit. Als sie eben fertig

waren, wurden die prächtig geschmückten Pferde des edlen Paares vor die Schloßstreppe geführt; denn die zwei Stunden waren verfloßen, und der Ritter pochte an die Thüre und fragte bescheiden, ob seine Gemahlin bereit sei.

„Keineswegs!“ lautete etwas ärgerlich die Antwort der schönen Frau, indem sie die weißen Rosen wieder aus den Locken riß. Zu ihren Kammerfrauen gewendet, fuhr sie fort: „Ich kann mich so nicht sehen; ich bin wie eine geschmückte Leiche; geschwind das rothe Kleid herbei, grün steht mir heute gar nicht!“

Während der Ritter ungeduldig im Nebensaale auf- und niederschritt, wurde das grüne Kleid ausgezogen und das rothe geholt. Es stand ihr herrlich; aber nun konnte die Frau von Argouges sich nicht entscheiden, ob sie eine weiße oder rothe Schärpe um ihre schlankte Taille binden solle. Der Ritter ging, um nach der Uhr zu sehen. Welche Vortheile bot doch die alte Zeit! Jetzt reißt ein ungeduldiger Gatte die Uhr in einer Stunde zehnmal aus der Westentasche; der Ritter mußte erst hinunter in den Garten gehen und die Sonnenuhr auffuchen. Ihre Zeiger warfen lange Schatten; die Hände geballt, stieg er wieder hinauf an die verhängnißvolle Thüre: „Bist Du noch nicht fertig? wir müssen fort“.

Zähneknirschend trat der Ritter an das Fenster, die Pferde scharrten den Boden und bäumten sich, in seinem Herzen bäumte sich gleichfalls ein wilder Hohn; die schöne Frau aber stand ruhig vor ihrem Spiegel, hielt sich prüfend blinkende Demantschnüre an die Locken und befahl endlich ihren Josen, sie damit zu schmücken. Der Ritter tastete an der Thüre.

„Bist Du noch nicht fertig? Ich gehe allein!“

„O, es ist schändlich, wie Du mich behandelst! Wenn Du nur eine Minute auf mich warten sollst, so ist es Dir zu viel!“ Sie hätte gern geweint, wenn dies den Glanz ihrer

schönen Augen nicht beeinträchtigt hätte. Erschöpft, seiner Sinne kaum noch mächtig, sank der Herr von Argouges in einen Sessel.

„Nun hole mir noch eine volle Purpurrose“, sagte indessen seine reizende Quälerin zu ihrer Jose. Die Rose kam, sie wurde am linken Ohre befestigt — noch einen Blick in den Spiegel, die schöne Fee war mit sich zufrieden; sie konnte es nun mit der jüngsten und schönsten aller Bräute aufnehmen.

Der Ritter hatte unterdessen alle Stadien des Zornes und der Wuth durchlaufen und war auf dem Gipfel der Verzweiflung, bei der Ironie, angekommen, als seine liebe reizende Gattin ihm nun entgegentrat. „Schöne Dame“, sagte er mit kaltem Tone und seines Schwures vollständig vergessend, „Ihr brauchet wahrlich so viel Zeit, um Euch schön zu machen, daß man Niemand besser als Euch nach dem Tode schicken könnte!“

Ein furchtbarer Schlag erschütterte das Schloß in seinen Grundvesten, tiefe Finsterniß umgab den Ritter, und als sie gewichen, und er wieder zu sich selbst kam, war seine geliebte Gemahlin auf ewige Zeit verschwunden. Er hatte das entsetzliche Wort ausgesprochen, das sie nicht hören konnte.

Die einzige Spur, die sie von sich zurückließ, war der Abdruck ihrer zarten Hand auf dem Schloßthore; in stillen Nächten aber, da wimmert es heute noch leise und klagend durch die Gärten und Hallen des Schlosses von Argouges: „Tod! Tod!“ —

So grausam, aber gerecht wurde der Mann gestraft, der seiner Gemahlin das unschuldige Vergnügen, sich nach Lust und Laune zu puzen, nicht gönnen mochte. Indessen scheint es uns doch ein großes Glück zu sein, daß heutigen Tages die Frauen, die zu lange Toilette machen, nicht mehr Kraft des männlichen Zornes zu verschwinden brauchen; denn wir fürchten, es würde da gar manche Fee von Argouges ruhelos zwischen Himmel und Erde umherirren.

Gedichte.



Poesie.

(1850.)

O, Poesie! erhabne Wunderblume,
Von jedem edlen Geist gepflegt,
So lang den Menschen unter'm Himmelstraume
Ein süßend Herz im Busen schlägt.

Und weh, fürwahr, dem Geiste und dem Herzen
Der dich verließ und nicht erkannt —
Dem Quell des Schönen, von dem Troß der Schmerzen
Hat er sich frevelnd selbst verbannt.

Du bist das Licht, von dem die Sage meldet,
Daß es Prometheus aus dem Himmel stahl,
Weil du allein der Form Gefühl und Leben
Verleihen kannst mit deinem Strahl.

Und wo das Leben eine Freude spendet,
Wird sie verklärt wenn du sie angehaucht,
Wie strahlt die Welt, zum Himmel wird die Erde,
In deine Gluth, o, Poesie, getaucht!

Und dann im Schmerz, und dann in Leidenslagen,
Wo Alles öd' gehüllt in Nacht und Tod,
Stehst du am Himmel, den nur Wolken decken,
Ein milder Trost, ein stilles Abendroth.

Du goldner Stern, du Himmelslicht von Ehen,
Unwandelbar, nichts Irdisches klebt an dir —
Du läuschest nie, dir weihe ich mein Leben,
Und liebe, wandle, athme nur in dir!

O höre, Himmel.

(1846.)

O höre Himmel, hör' mein heißes Flehen,
Sieh' meine Thränen, wie sie bitter fliehen.
Laß mich, eh' ich im Tode muß vergehen,
Nur einen Augenblick des Glück's genießen.

Dann gib mir eine sonnig grüne Höhe,
Von Frühlingsduft und Waldbesnacht umrauschet,
Und einer einz'gen Seele traute Nähe,
Die mich versteht und meinem Liebe lauschet.

Da will herauf ich aus dem Busen singen,
Was sich so lange still darin verborgen,
Da sollen meiner Seele starke Schwingen
Sich stolz entfalten in dem goldnen Morgen.

Und ist mein letztes Lieb dann leise verklungen,
Dann nimm' mich hin, wie jenes Schwanes Leben,
Dem im Gesang die müde Brust zersprungen, —
So laß' auch mich in Tönen aufwärts schweben!

In der Neujahrnacht.

(1859.)

Fahr' wohl, fahr' wohl, du altes Jahr,
Du hast mir viel genommen,
O, möge keines wie du warst
Im Leben wiederkommen.

Schon manches andre taubte fort
Geliebte mir auf immer,
Allein des Todes herber Schmerz
Verklärt der Wehmuth Schimmer.

Das Herz besah doch bis zuletzt,
Was es so tief betranert,
Doch Du, der Lebende verliert,
Ein bitter Weh durchschauert.

Das ist ein köst'ler, dumpfter Schmerz,
Den keine Thrän' erquicket,
Ja, trüg' dies Herze selbst die Schuld,
Nicht wär's so tief bedrückt,
Als nun zu schauen winzig klein,
Was es als groß geachtet,
Den Stern, dem es so blind vertraut,
Den Schwachheit tief unnachtet.
Fahr' wohl, fahr' wohl, du altes Jahr!
Fahr' wohl, mein gut Vertrauen!
Wirst du nach diesem noch einmal
Auf Menschenherzen bauen?

Klage.

O, wenn der Gram dies Leben doch verzehrte,
Auch tödtete, was er schon längst verheerte,
Daß hin es welkte wie ein sieches Blatt!
Noch mehr, noch mehr von seinem gift'gen Hauche,
Dann schließt sich langsam dieses trübe Auge,
Schon längst von bit'tren Thränen müd' und wass.
Was will mich Leben äußerlich umschergen,
Da tief der Tod doch wohnt in meinem Herzen —
Er breite über's Ganze seine Hand!
Ich bin ja nur dem Raume noch zu vergleichen,
Der außen scheinbar prangt mit grünen Zweigen,
Allein sein Mark verzehren Wurm und Brand!

Ein Held.*

(1866).

Es ist ein Held gefallen,
Ein Edler gab sein Blut,
Den preiset hoch vor Allen,
Der war von stolzem Muth;
Wie schmücket ihn die Wunde,
Durch die er selbst befreit
Den Geist — dem einst ward Kunde
Von ächter Menschlichkeit!

Er hielt vor seinen Reitern,
Gerüstet zu der Schlacht,
Und von des Kampfes Leitern
Auf jeden Wink bedacht.
Da läßt ihn rasch entbieten
Der General sich her:
„Herr Hauptmann, Euch beschieden,
Ist eines Angriffs Ohr!“

Es liegt in jenem Walde
Des Feindes stärkste Macht,
Herunter auf die Halbe
Treibt ihn in wilder Jagd!
Auf, laßt zum Angriff blasen* —
Der Löwe jaudernd steht —
„Nur schnell, hier gilt kein Spähen,
Die beste Zeit vergeht!“ —

„Doch könn't Ihr's einst nicht meinen,
Mein General, bedenkt,
Durch Reiter — will mir scheinen —
Wird nicht der Feind zersprengt,

* Der bairische Rittmeister Strummer sollte in der Schlacht bei Rohrbach mit seiner Schwadron einen von den Preußen besetzten Wald erobern. Er erklärte dies für unmöglich. Der Prinz Ludwig von Bayern wiederholt den Befehl mit dem Zusatz: wenn ihm der Muth fehle, solle er sein Amt niederlegen. — Strummer ritt zu seinen Leuten und sprach: „Kameraden, wir sollen den Wald nehmen. Ich kann euch nicht zur Schlachtdank führen, Doch beweisen will ich, daß ich den Tod nicht fürcht.“ Sprach's und erschreckte sie vor ihrem Hagen.

Der sich im dichten Walde
Versteckt, wo ihn vielleicht
Des Schüpen Kugel balde,
Doch nie ein Ross erreicht.

Oh' nicht des Reiters Leide
Gesunken in den Staub* —
„Ganz wohl, seid Ihr zu feige
Dazu, habt Ihr Verlaub
Zurückzugehn!“ — Wie schämet
Ihm da das Blut fürwahr,
Das Ross hochanigebäumet,
Sprengt er zu seiner Schaar!

Dort schaut er in die Munde
Und ruft mit lautem Ten:
„Kam'raden, geht mir Kunde,
Sah't Ihr mich feige schon?
Feig hat man mich gescholten,
Weil laut ich für Euch sprach,
Ihr habt mir mehr gegolten,
Als eines Meistes Schmach!

Doch müßt' ich's wirklich tragen,
Folgt' ich dem Nachtgebet,
Wollt' ich Euch feige jagen
In den gewissen Tod.
Zum Kampf will ich Euch führen,
Doch auf die Schlachtbau, nein!
Nicht mag der Tod berühren —
Nie schreckte mich sein Dräu'n!“

Ein Knall — ein Schrei — da sinket
Der Wad're hoch vom Ross.
Sein Blut die Erde trinket,
Das für die Seinen floß.
Stumm hatten sie gebettet
Ihn fest in ihrem Arm,
Auf ihn, der sie gerettet,
Nimmt Thran' um Thran' warm.

Es ist ein Feld gefallen,
Ein Adler gab sein Blut,
Den preiset hoch vor Allen,
Der war von stolzem Muth!

Rein Verloren ward erworben,
Der höh'ren Ruhm verleiht —
Heil ihm, der so gestorben
Im Dienst der Menschlichkeit!

Zum Vorkriegs.

(1863.)

Das war ein Tag des Stolzes
In Worms im Festsaal,
Als dort der Wönd, der Kleide,
Jahrhunderte der Qual,
Der dumpfen Seelenknechtschaft,
Der Geistesfinsterniß
Mit einem Hauch verschwand,
Mit einem Schlag zerfiel!

Da sah auf beidem Throne
Des Kaisers Majestät,
Der Römer und der Spanier
Zunächst den Einigen steh;
Es herrschte, an's Schwert geknüpft,
Der deutschen Hürten Herr,
Und drängen drängt die Menge
Derbei sich wie ein Meer.

Es brandt des Wöndes Rede
Fahin wie Regenschwall,
Hell tönt auf deutschem Grunde
Des deutschen Wortes Schall,
Und Fadelgluth umleuchtet
Zein blühend Angesicht —
Die Sonne künft'ger Zeiten
Strahlt es in ew'gem Licht!

Und dieses Licht erwacht
In jeder deutschen Brust,
Sie lauschen seinem Worte
In athemloser Lust —
Doch — Doch und ew'ger Jammer:
Als so dem deutschen Rath,
Nach langer Noth und Trauer
Zein größter Heil erkant,

Da sah auf deutschem Thron:
Der Spanier, vielgewandt,
Der von des Mönches Mache
Kein einzig Wort verstand,
Dieweil die deutschen Männer
Getroffen sind in's Mark,
Und Rätter jubelnd grüßen
Den Mann so heldenhaft.

Dieweil mit Heerzungen
Das Wort sich weiter trug,
Eas mit gewalt'gem Schwunge
Rom's Tyranni geschlug —
Da sitzt der deutsche Kaiser
So unbewegt und kalt,
Wie an des Felsens Stüne
Umseß die Wege rath!

Da müssen Schreiber kommen,
Die erst gewandt und fein
Ihm gerlich übersetzen
In Mässh und in Latein,
Des Mönches Donnerworte —
Ihm war's ein Löwen muth,
Vor seinem Ohr und Geiste
Verflungen ohne Spur!

Seit jenem Tage aber
Entschwand des Reiches Ohr,
Der Kaiser und die Deutschen
Verstanden nie sich mehr!
Ist Ohr, von ihm'schen Tanten
Verückt und übermüth,
Verstand es nicht, wenn grollend
Ein deutsches Wort erscholl.

Wie oft war's übersetzt
In blutig-rote Schrift,
Die rangen deutsche Geister,
Die kämpften Schwert und Stüb:
O, Luther, halbe Wache,
Nög' und dein Geiß umweh'n,
Dü bist in Rom man entlich
Vund gutes Deutsch verpöth'n!

1870.

„Doch sah ich manches Auge flammen,
„Und klopfen hörte ich manches Herz!“

So hat der Mann gesungen,
Desh' Genius stets gerungen
Für Deutschlands Ruhm und Macht;
Das war sein Trost im Leide,
Als nach des Sieges Kunde,
Kam neue Weisheitsacht!

Der Trost ist wahr geworden —
Heut' klopf' im Süd und Norden
Millionen laut das Herz,
Millionen Augen flammen,
Millionen seh'n zusammen
Und schauen himmelwärts.

Umsonst nicht hat geschiet,
Umsonst nicht hat gemühet
Der Tod auf Leipziger Feld,
Der Geist, der dort geschwungen
Das Schwert, sich unbezungen,
Steht aufrecht, wie ein Held.

In langen, fünfzig Jahren,
Wie trüb sie oft auch waren,
Gerüch er Deutschland nie;
Am Licht, das ihm entflammet,
Hat neu sich stets entflammt
Der Freiheit Sympathie.

Wie viele Götter werden
Um sie, wie Viele sterben,
Die nicht das Schwert erschlug!
Da walt' von Lüben's Reitern
Sie zu des Tages Streikern
Ein langer Heldenzug!

Die haben's nicht gelitten,
Desh' was man dort erlitten,
In Schanden wieder ward,
Stets kamen neue Streiter,
Die kämpften tapfer weiter,
Ob Schmach ihr Theil auch ward.

Der deutschen Jugend Blüthe,
Den Mann der frei erlöhnte,
Umring des Kerkers Band,
Wie manche Herzen brachen,
Wie Viele mußten klagen,
Verbannt vom Vaterland!

Doch heut' vereint wir stehen,
Doch deutsche Fahnen wehen,
Wir danken's deutscher Kraft.
Durch Noth und bittere Zeiten
Gehst dümmelnd aus der Weizen,
Den Leipzig's Geist geschafft.

O, Geist, den nichts befreit,
Der uns bis jetzt geleitet
Der Freiheit Flad' hinan;
Lauf' uns mit gleichem Feuer,
Bleib' ewig uns so theuer,
Als während dieser Jahre Pahn! —

Gros.

Es erzählt uns der alte Griech',
Der die Götter (Jah) und den Olympus
Ausgeschmüdet, daß, als noch im Kriege
Alle Welten schwankten und ein Chaos
Sich' und Himmel, Luft und Wasser mälzte,
Gros schwebte durch das All und theilte
Mit dem Hauch der Liebe, was im Wüthet:
Zerwies gähnte ohne Ziel und Wollen.

Ewig blau nun wölbet sich der Himmel,
Ewig grün erhebt der Erde Schooß,
Aus des Feuers leuchtendem Gewimmel
Reißt der Sterne Herr sichiegend los.
Harmonie und Schönheit wird dem Leben
Durch der Liebe heiligen Auh gegeben.

O mein Kind! so ist auch mir Dein Pächeln,
Was dem All ein' Gros' Hauch geworden,

Meines Weisses wild empöte Wegen
 schlüßen sich bei Deinen Schweißelwetten.
 Ach, da nahest Du, meiner Seele Wonne,
 Und das Chaos meiner Brust aufschwindet,
 Deines jungen Auges Lebensfenne
 Sonnenglanz im Felsen mir entzündet,
 Und empor zu Licht und Leben ranke
 — Die Du weckst — lichte Gedanken!

„Es steht der Baum — —“

Es steht der Baum in junger Frühlingspracht,
 Die Knospen alle sprengt er über Nacht,
 Und fröhlich wegt sein grünes Gefieder.
 O, schone Jeder seine holde Zier!
 An die Hand, die unbedachtlos hier
 Die laun ersehnen Blüthen streuet nieder!
 Nun wird es Herbst — da steht der Baum entlaubt,
 Nur schmüdet noch das arbeitsmüde Haupt
 Ein dünner Kranz von roth und gelben Zweigen.
 O, schone Jeder seinen letzten Glanz,
 Bald ist's vorbei, bald deckt den weissen Kranz
 Der Schnee des Winter's — und der Rest ist Schweigen.
 So laßt der Jugend ihren goldenen Traum,
 Geträumt ihn nicht, denn eine Stunde laun
 Nützt er in unentweibtem Morgenschimmer!
 So laßt dem Alter, was zuletzt ihm bleib,
 In es auch Täuschung, nehmt nicht, was ihm lieb
 Und weith geliebten — denn es ist auf immer.

„Sei doch gerecht.“

Sei doch gerecht, mein Herz! Du kannst nicht wollen,
 Dich plötzlich sich der Zeit mit Grün umkleide;
 Der nackte Baum soll keine Frucht Dir zeigen,
 Und Blumen suchst Du nicht auf düster Gaike.

Und doch verlangst Du oft mit Bitterkeiten
Von Deinem Nächsten, was er nicht kann geben.
Bei schwachen Herzen suchst du Kraft im Töden,
Bei kalten Mitgefühl und warmes Leben.

Gleicht nicht der Mensch der Blume in dem Garten?
Sie kann nur geben, was ihr selbst gewächst.
So wolle auch von Jenem nicht erwarten,
Was erst Dein heißer Wunsch von ihm begehrt.

Weil Ros' und Veilchen süßen Duft entenden,
Kann selbster nicht aus jeder Blüthe wehen,
Gefreue Dich bei Schwachen schwacher Spenden,
Und Dorn' und Distel laß' am Wege stehen.

Gelegenheits-Gedichte.

Zur Genesung eines Freundes von schwerer Krankheit.

August 1811. (Mit einem Lullens.)

Hügel,* die, zu lindern Erden Schmerz,
Hinausgehst aus der Götter muntern Reich'n,
Drückt einen Erdenjüngling ein' an's Herz
Und sprach zu ihm: „Ich will Dein Engel sein,
Mit meinen schönsten Gaben schmück' ich dich,
Mein froher Glanz und deinem Auge strahl',
Und purpurn die 'auf Lipp' und Wangen dich
Der Widerchein von meinen Rosen malt!“

So spricht sie mild und süßet an sanfter Hand
Ihn losend durch des Lebens Blumenland;
Doch ach, ihr süßes Glück den Reider fand,
Er folgt leise ihres Fußes Spur,
Der eusse Knabe, der die ird'schen Hilde
Hinausführt nach Olympus Gefilde,
Schon naht er sich, sie sieht den Arcad' entweichen
Und seiner Wangen Rosengluth erbleichen.

Hügel steht in weissen Jammertönen:
„O, laß ihn mir, Du hebst meinen Schmerz,
Des Vaters und der Mutter theile Thränen,
Sie fallen glühend dir auf's kalte Herz,
Hält' ihn nicht fest von Jenseit grüner Strand,
Jenseit nicht hoch der Liebe heilig Band!“
Doch weh, umsonst — er mit der Fadel windt
Und unerbittlich seine Kränze schlingt.

* Hügel oder Hügel, die Götter der Götter.

Da ruft Hades, zum Olymp gewendet:
 „Hellepios, mein Vater, höre mich,
 Der du so oft schon Trost und Hülff gesendet,
 Erbarme über diesen Jüngling dich!
 O, schüpe ihn mit deinem heil'gen Stab,
 Daß er nicht sinkt zum Tartarus hinab!“
 Und sich! Hellepios lauschet ihrem Wort.
 Schon naht er sich, der Menschen Schutz und Herr.
 Mit seinen Götterhänden schützt er milde
 Den Jüngling vor des Knaben Mordgeschick.
 Reicht ihm den mächt'gen Schlangenküß zum Schilde,
 Und süßer Balsam in die Brust sich geh,
 Bis tief ermattet von des Gegners Streichen
 Der Knabe muß sein Haupt herniederneigen.
 Da ruft er schnell sein mächtiges! Entseuch!
 Und Jener sinkt zurück in Pluto's Reich.

So laßt Hellepios und voll Dank berichten,
 Der leuchtend Jüng' und Stüb und neu geschenkt,
 Und, dieses Doppelfestes Glanz zu wehren,
 So liebend hat des Schicksals Pfeil gelenkt.
 Am schönen Tag, wo Vater einß und Tod
 Das Licht der Welt zum erstenmal erblickt,
 Schau'n lebend auf, wie zu Alkators Thron,
 Der gnädig Hülfe und durch ihn geschieht.

Wandschettel zu Weihnachten.

(1841).

Ich hatt' heut Nacht einen seltsamen Traum:
 Mir war, als schwebt ich vom weichen Raum
 Sinen Berg hinan durch Waldesdunkel,
 Hoch über mir der Sterne Gefunkel.
 Es erlachte mich plötzlich dunk'les Grün'n,
 Niemand vernahm meiner Stimme Schall,
 Nur ein malkes Lichtlein leucht ich erschau'n,
 Das zitternd sich durch die Bäume bahl.
 Und leichten Muthes eil' ich dahin,
 Wo heller und größer das Licht erschien,

Mein Auge saß blendend mit Tagesglanz,
 Als ich trat aus der Pflume verhülltem Raum:
 Doch, wie von mächtigem Zauber gehannt,
 Ich stannend vor all' den Wundern stand,
 Die in nie geseh'ner herrlicher Pracht
 Meinen Blicken sich zeigten in dieser Nacht.
 Wo die Christbefeuerung der ganzen Welt
 Auf den Felsen und Bäumen war aufgestellt.
 In der Mitte, von lustigen Schleiern umwallt,
 Schwebt Christkindlein helde Engelsgestalt,
 Das Gewand von goldenen Sternen durchsicht,
 Die Stirne mit himmlischen Rosen geschmückt.
 Zu Füßen dem schönen, lieblichen Bild
 Knock' Nikolaus saß, gar stiller und mild,
 Und geschäftig aus schwarzem Pelzenciel
 Wand' Ruten der alte, mürrische Weis.
 O, Jammer! auf einmal erblickte er mich:
 „Du Naseweis, schreit er fürchterlich,
 Was hast du hier eben bei uns zu thun,
 Kannst nicht bis zum heiligen Abend ruh'n?“
 Und jitternd und bebend zur Händ' ich mich wand,
 Da saß mich Christkindlein bei der Hand.
 Spricht mit sanfter Stimme, wie Würdchen je sein:
 „Nimm, lieber Geselle, gleich stille sein!
 Komm, fürchte dich nicht mein liebes Kind,
 Hier viel schöne Gaben betüet sind;
 So wähle dir aus, was dein Herz begehrt,
 Ob ich die gern und freudig bescheert.“
 Und brummend, wie seiner Donner grellt,
 Willens mit Spiel und Wüßte zu Füßen stellt
 „Ach, liebes Christkind! hat ich gar schön,
 Ein Büchlein mir gib, wo Lieber dein Buch'n,
 Die jähern im Winters langer Nacht
 Mir Blumendüfte und Feuerspracht!“
 Soll Liebe Christkind die Bitte gewährt
 Und ein and'r Büchlein dazu noch bescheert.
 „Da“, sagt es, „in dem sind die Blätter blank.
 Es sollen sie dir von Herzens Hand.
 Auch Briefchen zu schreiben nett und fein,
 Die Blättchen hier nimm' und die Siegelstein.

Doch jetzt komm' und folge dorthin mir geschwind,
 Wo die bunten Gewänder flattern im Wind,
 Ein Kleid da oben am Baume schwebt,
 Von Rosenduft und Weidenwein gewebt.
 Zum Ballo sollst du damit dich schmücken,
 Auf die Haare dies Blütenkränzelein drücken;
 Händer, Handschuh' und Tansschuh' auch nimm hin,
 Wie sie braucht eine flüchtige Tänzerin! —
 „Ach!“ rief ich voll Freude, als wär' ich im Himmel,
 „Nun brauch' ich gewiß nicht zu halten den Schimmel!“
 Und Niseland lacht: „Die ist gescheut,
 Sie weiß, daß Kleider machen die Leute!“
 Ich aber voll heißen, innigem Dank
 Dem Christkindlein zu Füßen sank;
 Doch mild es spricht und erhebet mich:
 „Dies Arbeitskleidlein noch hab' ich für Dich,
 Drau will ich oft dich fleißig finden.
 Doch geh', schon seh' ich die Sterne schwinden.“
 So führt es mich in den Wald hinein,
 Da sing es erbaulich an zu schneien;
 „Ach!“ rief ich betrübt und weinerlich,
 „Du lieber Christkind, erbarme dich!
 Wie soll ich mit all' den schönen Sachen
 Den weiten Weg bis nach Hause machen?“
 Wie ich so stehend mich hatte gewandt,
 Reicht Niseland mir ängstlich galant
 Einen Regenschirm und lachend sprach:
 „Da nimm', die steht schon lang so ein Dach.“
 Nun ließ ich über Hals und Kopf nach Hand,
 Doch meine Besichte ist noch nicht aus.
 Die schönen Geschenke sind all' wieder fort,
 Ich hatt' sie verloren im Walde dort.
 Ach! liebe Eltern, helft suchen euren Kind,
 Daß ich am Weihnachtsabend sie wieder find!

(Zum 2. Verleser.) Hat mit viel eingetragener Heiligkeit; er geht
 meinetwegen, die hat mich, noch in nichts sein. Die erste hat ich einmal Zeit
 haben, die willter zu lesen, wenn ich all bin. Wer weiß, ob ich es nun weiß, um den
 besten. Es ist auch schon, so werden in der Dichte der Dichte, mit noch ungeschriebenen
 Besessenen, hat mit der letzten Besessenen der Dichte.

In einer bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Heurats von B. im Jahre
1942 arrangirten mythischen Festfeier.

Scha.

Sehen einmal weilten wir an diesem Ort,
Zum Liebestempel festlich ihn zu weih'n,
Ob tief und Amer's lieblich bittend Wort,
Wir folgten gern bei Hymen's Hadselschein.
Ein liebend Brautpaar galt es steh zu schmücken
Mit Himmelsgaben, welche nie verblüh'n,
Die dauernd stets der Ehe Bund beglücken,
Wenn treu die Herzen für einander glüh'n.

Ich hab' erbaut des Hauses stillen Herd,
Hab' drauf die milde Flamme angezündet,
Mit Lieb' und Treue habt ihr sie genährt,
Dah' warm und glänzend sie noch heute leuchtet,
Wo wir noch einmal nah'n mit frischen Kränzen,
Das Jubelstich der Liebe zu erneu'n,
Bei eurer Kinder streben Jugendtänzen
In eurer Kesen Silber einzustreu'n.

Schlinge, Hymen ein neues Band
Zur Kesenfessel, die sie umwand.
Lebet Amer, mit ledem Muth
Entzünde die Herzen in neuer Gluth.
Auf des Hauses belängtem Altar
Bringt eure Gaben, ihr Schwesern, dar.

Amer und Hymen.

Hymen.

Stimmt entrinnst du,
Fräuleinchen, mir,
Wenn du auch flüchtig
Wilst eilen von hier
In's Kesenland,
Dah' schon lang dich umschwehst;

Meine Hand noch die silberne
Fessel weht,
Die brichst du mir nicht,
Ich halte dich fest,
Doch unbeständig
Du mich nicht verläßt.

Amor.

Flatterhast, Hyänen,
Nennest du mich?
Reicht zu verwunden
Und zart nur bin ich.
Wo ihre Schlangen
Gris regt,
Flieh' ich voll Bangen,
Von Furcht bewegt.
Ihr gift'ger Hauch
Meine Rosen knickt,
Die stärksten Ketten dann
Brich' ich geschickt.
Doch hier, wo man liebend
Im Herzen mich trägt,
Meine heilige Flamme
Mit Treue pflegt,
Der Ketten und Banden
Nicht braucht's fürwahr,
Ich weile mit Lust
An diesem Altar.
Muthwillig nie flieh' ich
Den traulichen Ort,
So lange man weise
Fogel mich dort.

Hyänen.

Manchmal schon iherlisch
Täuschest du mich.
Sicher doch diesmal
Trau' ich auf dich.
Weiß ich doch selbst,
Wie gerne man wehnt
Hier, wo Vertrauen
Und Treue thront.

Noch lange mit glühender
Fadel voran
Geht' ich sie gerne
Des Lebens Bahn.
Laß fernet uns schüßen sie,
Hand in Hand,
Bis ich sanft um sie schlinge
Das goldne Band.

Chor der Grazien.

Erste Grazie.

Ist heiligen Frier
Hervieder wir steigen,
Beim Klange der Frier
Im himmlischen Reigen.

Zweite Grazie.

Dich, Schwester, zu grüßen
Mit freudigem Mund,
Auf's neue zu schließen
Der Grazien Bund.

Dritte Grazie.

Den treu du verehret
In deinem Gemüth,
Dah' ewig er währet,
Stets herrlicher blüht.

Erste.

Ich jüngste der Schwestern
Zuerst dich umfing,
Schloß liebend um dich
Der Amuth Ring.
Zielt'le heiter auf blühender Aue
Mit dem lüchlichen Kind der Natur,
Hab' in die Feden, auf's weiße Kleid
Gold die jungen Rosen gestreut.

Zweite.

Als dich der bräutliche Schleier umfließ,
Ich dich sanft in die Arme schloß,
Wand der blühenden Braut
Am Hymen's Altar
Die junge Nycthe
In's dunkle Haar.

Dritte.

Flumen, mit denen die Erde sich schmückt,
Haben die Schwestern für dich gepflückt,
Himmelsche Nycthen,
Netherdurchdrungen,
Hab' ich zum strahlenden
Kranz dir geflochten,
Bringe der Liebe und Treue zum Lohn
Die unverwelkliche, silberne Krone.

Pallas Athen.

Wohl mag das Weib die sanfte Nycthe schmücken,
Doch auch ein froher Kranz Dir heut gedübelt,
Den Vorkeer will ich auf die Stirn' Dir drücken,
Der ernst und stolz des Mannes Schläfe ziert.
Ich hab' ihn steh zum Kranz Dir gewunden
Auf weichem Moos im heil'gen Götterhain,
Denn selten ist ein würdig Haupt gefunden,
Zich seines kühlen Schattens zu erfreu'n.

Als Jüngling hast Du löhn das Schwert geschwungen
Im Freiheitstampe für das Vaterland,
Als Mann, von hoher Weisheit tief durchdrungen,
Ruhest stark und sicher Du des Friedens Band,
Geßst fest und trenn nur auf des Rechtes Wegen,
Ich' Junke nie in Deiner Brust erstarrt;
Wohl ruht auf Dir des tapfern Vaters Segen,
Den Sterbend Euch sein Heldentum erwarb.

Er leb' und wirle fort in deinen Söhnen,
 Daß einst, wenn Pallas wieder vor dir steht,
 Dein Silberhaar mit goldnem Kranz zu krönen,
 Auch Perseus steh' um ihre Stirnen weht.

Die Muse der Dichtkunst.

Lüh' mich loden Festgesänge
 Aus Apollo's stillern Hain,
 Wische meiner Leier Klänge
 Froh in euren Jubel ein.
 Stetze Kränze nicht die Muse bringt,
 Nur ihr einfach Lieb Hefenen singt.
 Pallas hat zu Ehr' und Ruhm:
 Deines Gatten Bruch entgüht,
 Holber Dichtkunst jarte Blume
 Still an Deinem Herzen blüht,
 Hüllt die Lust mit ihrem würz'gen Rauch.
 Tief verborgen vor der Menschen Aug'.
 Nicht aus eitlem Ruhmbegehrte
 Folgst Du meines Fußes Spur,
 Mit des Weibes reiner Würde
 Suchst Du Himmelsstunde nur,
 Die entzündt des Menschen Bruch durchdringt.
 Wenn begeistert ihn mein Arm umschlingt.
 O, Du kennst die hohe Wonne,
 Die euch himmlisch mild durchbebt,
 Wenn empor zu Licht und Sonne
 Perse euch mächtig hebt;
 Und doch haß, von meiner Gluth umweht,
 Des'sa's stillen Fluß Du nie verschmähst.
 Hülfet Freude dich, Helene,
 O so komm' an meine Brust,
 Meiner Leier Jubeltöne
 Mehrten jauchzend deine Lust,
 Und wenn Schmerz durch Deine Seele zieht,
 Sich' ihn in ein einfach, klagend Lied.

Daß Dein Lieb nicht schnell verklinge
In der Zeiten raschem Lauf,
Meinen Griffel ich Dir bringe,
Daß er treulich zeichne auf,
Was in der Begeißrung heil'gen Stunden
Du in meinem Arm gedacht, empfunden.

Hygea.

Sollt' dauernd ihr euch freu'n
Der holden Schwestern Waben,
Wuß süße Himmelsluben
Euch auch Hygea weih'n!
Auf Eure Wangen streut
Sie ihre vollsten Rosen,
Und Euch mit sanftem Kosen
Des Lebens Schaale deut,
Aus der Gesundheit Ihr und Sonne trinkt,
So lang die Färze euren Haden schlingt.

Veſta.

Unſrer Liebe schönſte Himmelsblüthen
Haben huldvoll wir nun dargebracht,
Dauernd Euer ſüßes Glüd zu hüten,
Veſta's treues Auge ſchöpfend macht
Ihres Hüllhorns reichſte Zauberkränze
Streut Fortuna held in euren Schooß,
Reht zurück mit jedem jungen Lenze,
Ob auch Flüchtigkeith ihr ewig Loos.

Nichte Wollen ſanft empor uns heben
Wieder zu Olympes heil'gen Höhen,
Doch auch unſichtbar wir Euch umſchweben,
Liebend, segnend auf euch niederſeh'n.

Einmal noch in frohem Reihentanz
 Sich der Schwestern helbe Schaar Euch zeigt,
 Wenn empor in ungekrümmtem Glanze
 Eurer Hochzeit gold'ner Morgen strigt

2412.

An Therese, mit einigen Kornblumen.

Im Frühlingsgärtchen, mit heitrem Sinn,
 Steht Lisa, die junge Gärtnerin,
 Und grüßt mit freundlichem Blick und Wort
 Die Blümlein, die sie wartet dort.
 Wo frisch eralängt im Morgenthau
 Der hellen Cyane heitres Blau,
 Da steht sie still und sieht vergnügt,
 Wie sie leicht auf schlankem Halm sich wirgt.
 Doch eins der Blümchen sich trauernd weigt,
 Und freundlich Lisa sich zu ihm beugt:
 „Cyanchen, sprich, warum trübe hängt
 Dein liebes Köpfchen zur Erde gesenkt?“
 „Ach! küßest es leif, hier ist es nicht schön,
 Ich möchte so gern beim Röslein steh'n!“
 Doch Lisa spricht: „Wo's Röslein glüht,
 Schon eine deiner Schwestern blüht.“
 „Ja, ruft Cyanchen, doch nur nach mir
 Sehnt Meise sich, wie ich zu ihr!
 Mit losem Zephyr hat Schwester gespielt,
 Der hat die zarten Kelche gewühlt,
 Nun welket müde und matt sie dahin
 Und schmücket nicht mehr die Königin!
 Held' Lisa, bitte, so führe mich fort
 Zum Röslein, das mir lächelt dort.“
 Mit Lächeln Lisa die Bitte hört
 Und gerne sie der Kleinen gewährt,

Sie pflanzt geschickt mit leichter Hand
 Cyane zum Möstein am Wiesenrand.
 Voll Lust und Freude es Möstein erblüht,
 Und Cyanden süßest hoch entzückt:
 „Lieb' Möstein, sieh, da bin ich nun,
 An deiner Wange laß still mich ruh'n!“

Bei der Geburt des Söhnchens einer Freundin.

(1842.)

Wenn ein Kindlein ward geboren
 Sinkt in schöner, alter Zeit
 Jagen hin auf lichten Wellen
 Holde Her'n von nah' und weit;
 Und sie dachten um die Wiege
 Sich im leichtem Zaubertanz,
 Beten ihm des Glückes Blüthen
 Und der Tugend schönsten Kranz.

Ah! die Zeiten lang entchwanden,
 Und die Her'n sind dahin,
 Können nicht an deiner Wiege,
 Holdes Knabe, freundlich nie'n,
 Doch ihr Segen ist geblieben,
 Und der Eltern Bliden laßt
 Schirmend über deinem Glücke
 Ihre treue Lieb' und wacht.

Und auch ich nah' mich dir leise,
 Du warst seine holde Her,
 Blumen hab' ich doch gefunden
 Feut für dich, treu Eid und Schner.
 Möge stets mit seinen Gaben
 Dich das Leben so erfreu'n,
 Wie dir heute freundlich lächelt
 Dieser Blümchen heit'rer Schein.

Mögest du zu der Eltern Freude
 Schen und herrlich auferblüh'n,
 Mög' dein Herz in edlem Feuer
 Nur für Treu' und Wahrheit glüh'n!

O, so lehnst du ihre Liebe,
Und wenn einß ihr Winter naht,
Streuest du die schönsten Blumen
Hien auf des Lebens Pfad.

In Bruder Ludwig's Album.

(1843).

Du ziehst hinaus in's reiche Leben,
Mein Auge schaut dir sehnennd nach,
Wohin dich ruft ein heißes Streben,
Des Geistes rascher Flügelschlag,
Der seine Schwingen steh entfaltet,
Zu bringen in des Wissens Reich,
Das schrankenlos sich ihm gestaltet
Unendlich weit, dem Weltall gleich.

Und sieh', ich muß dich glücklich nennen,
Kein hemmend Ziel ist dir gestellt,
Die Flammen, die im Busen brennen,
Du darfst sie nähren unerschreckt,
Wenn ungehämte sie auch schlagen
Bis zu der Himmel fernster Bahn,
Die dir mit ihren Wellen, Sagen,
Mit ihren Sternen aufgethan

In's Herz der Erde darfst du dringen,
Darfst lauschen seinem mächt'gen Schlag,
Der reiches, frisches Lebensringen
Durch jede Faser strömen mag.
In ihrer Seele wirst du lesen
Das alte, heil'ge Schöpfungswort
Durch die ihr unergründlich Wesen
Sich stets erneuet, fort und fort.

Wo Andre ahnen, wirst du schauen,
Wo lichten manches Irrthums Nacht,
Wenn du mit gläubigem Vertrauen
Dich senkest in des Wissens Schacht.

Und einen Stern laß nie versinken,
Denn mancher andre dir auch glüht,
Zum rechten Weg wird stets er winken,
Es ist: ein Iren und wahr Gemüth.

Bewahr den frommen Kinder glauben,
Denn es im Geiße dir tobt und stürmt,
Laß ihn nicht freventlich dir rauben,
Er ist's allein, der fest dich stützt.
Was dir auch mag das Leben bieten,
Vergesse nie der Heimath Glüd
Und lehre rein, wie du geschieden,
In ihrer Arme gern zurück.

Widmung zu Amalie's Album.

(1846.)

Wenn sich ein Glüd und viel, erfüllt ein schöner Traum,
Pflanz man zum Angedenken wohl einen edlen Baum.
Und sehen wir sein Blühen und stöhliches Gedeih'n,
Umstrahlt uns die Erin'ung, wie Morgen Sonnenschein.

So will ich heut' auch pflanzen ein Bäumlein, dir geweiht,
Für mich zum Angedenken an eine goldne Zeit,
Die mir in deiner Nähe süß wie ein Traum entfiel,
Für dich ein Baum, der Früchte soll tragen, ernst und froh.

Wög' in der Dichtersonne, die leuchtend dich umglüht,
Er herrlich sich entfalten und treiben Blüth' an Blüth',
Wög' auf den leichtern Flättern manch Sängervögelin
Zu deinem Preise singen ein Lied, kraftvoll und rein.

Und wenn in seinem Schatten du suchest süße Ruh',
Dann flüßern dir die Blätter manch liebes Wörtchen zu,
Und manche schöne Stunde, die schwand in raschem Lauf,
Tauscht vor dem innern Bilde lebendig wieder auf.

Dann darf ich wohl auch hoffen, daß meiner du gedenkst,
Auf diese armen Zeilen die treuen Augen senkst,
Und um des Dammes willen mit Liebe es vergißst,
Wie süßlich der Kern sich zeigt, dem er entsprossen ist!

Widmung zu Jeannetten's Album.

(1844.)

Ob Alles auch, was Schönes wir erreichen,
Mit Zauberkraft an uns'rem Herzen hängt,
Es liebt Erinnerung doch ein äugtes Zeichen,
An welchem innig sie empor sich rauft,
Weyauf des Lebens wechselnde Gestalten,
Die flüchtig oft an uns vorüberziehn,
Sie uns'rem Auge sichtbar fest laun halten,
Dah nicht zu schnell dem Innern sie entziehn.

So soll dies Buch ein Denkmal für dich werden,
Darin sich auf jede Seite zeichnen mag
Ein süß Erinnern, warme Freundesworte,
Ein Schattenbild von manchem strengen Tag;
Und irrst dein Auge dann durch diese Blätter,
Wenn dich Erinnerung zauberisch umschwebt,
So denk' auch gerne an die heit'ren Stunden,
Die du mit uns in Deutschland haß verlebt!

**An Herrn von G. zu einem Tableau: Urania, Melpomene,
Cuterpe und Poesie.**

(1846.)

Wie uns des Schicksals Loos' fallen,
So müssen wir durch's Leben wollen,
Gehant in seinen Zauberkreis;
Der Eine strebt hinaus in's Weite,
Der Andre sucht in heil'gem Streite
Des Ruhmes und der Ehre Preis.

Du ward ein still'res Glück beschieden,
Fern von Geräusch, in süßem Frieden,
Erblüht es dir im engen Haus,
Denn diese himmlischen Gestalten,
Sie breiten dein mit holdem Wallen
Dir ihrer reichsten Schätze aus.

Der Bühne Kunst, wie sie verbindet
Das Wahre mit dem Schönen, kündet
Melpomene mit ernstem Mund,
Und rührt Euterpe sanft die Seiten,
Macht sie der Seele höchste Freuden
In ihren Melodien kund.

Dann naht mit leisem Zaubergruße
Sich dir der Dichtkunst holde Muse
Mit ihrem heil'gen Poesie'n.
Die Welt und ihres Schicksals Spiele,
Des Herzens wechselnde Gefühle
Läßt sie an dir vorüber zieh'n.

Doch über M'n. in lichtem Glanze,
Umstrahlt von ihrem Sternenranze,
Urania schwebet ernst und mild;
Sie weckt des Geistes heißes Ringen,
Der Welt Geheimniß zu durchdringen,
Das erst dort Oben sich enthüllt.

Und ihrer Denker Suchen, Streben,
Der Wissenschaft tiefinn'res Leben,
Durch sie dir offenkundig ist;
So blüht in deinem stillen Zimmer
Ein Leben dir voll Glanz und Schimmer,
Wie draußen felsen es entspringt.

Und heut, zu dieses Tages Feiert,
Der, deinen Freunden lieb und theuer,
Dich ihnen einstens hat bescheert,
Sind gerne sichtbar sie erschienen,
Dem Manne — dem sie freudig dienen,
Dem Manne — der sie schützt und ehrt

**Bei Ueberrichtung dreier Honiglinden-Herzen an drei Schwestern
durch den Vater der Dichterin.**

(1844.)

In meinem Garten pflanzten drei Schwestern holdgefunnt
Mir eine süße Blume, gar reich an Düften lind,
Im Schmuck der blauen Pflöcken so lieblich stand sie da,
Zur Freude jedem Auge, das meine Blume sah.
Und in den zarten Kelchen, von Morgens erstem Schein,
Bis spät am Abend schlüpften viel Biendchen aus und ein,
Die raubten ihr geschäftig den süßen Honigseim
Und trugen denn ihn sorgsam in ihre Kellen heim,
Bis sich der Sommer neigte und Winter zog in's Land,
Der streift die zarten Blüthen herab mit kalter Hand.
Doch aus dem süßen Honig, verwahrt in Biendchen's Haus,
Hort mir gar geschickt ein Väter drei süße Herzen draus,
Drei Herzen, wohlverdient den Schwestern drei geweiht,
Die so mit ihrer Blume mein dankbar Herz erfreut,
Die nicht allein im Sommer, von Sonn' und Thau gepflegt,
Nein, selbst im rauhen Winter, noch süße Blüthen trägt.

Sonnet an V. V. mit einer Tasse.

(1847.)

Die Kinder heit'rer Lust, die frohen Griechen,
Mit Rosen kränzten sie die volle Schale.
Aus der, beim festlich aufgcpumpten Mahle,
Sie schlürften Freud' und Glück in vollen Zügen.
Der schönen Sitte sich auf's neu zu fügen,
Betränge auch mit Rosen ich die Schale,
Die ich Dir reich', auf daß Du viele Male
Möglst schlürfen draus in seligem Vergnügen,
Am eignen Herd, in traurer Abendstunde,
Und daß dann Rosen stets den Rand umweben,
Daren gibt mir der Geist der Liebe Kunde.
Der stets Dein Leben schühend wird umschweben
Und der — mit heilber Weiblichkeit im Grunde —
Der Schönheit Rose läßt ewig leben!

Bei der Gründung einer gesellschaftlichen Vereinigung.

(1849.)

Wenn man ein Kindlein sonst kannte,
Und man dazu die Feen ein,
Durch deren Segen dann erkaufte
Es jeder Tugend Randerschein.

Dah man heut' Abend uns geladen,
Wo auch ein Kindlein kam zur Welt,
Es könnt' uns lassen fast errathen,
Dah man auch uns für Feen hält.

Alein so hoch sich zu verheigen,
Es fällt den Damen gar nicht ein,
Wir woll'n den Feen uns nicht vergleichen
Und doch ihm gern ein Sprüchlein weis'n:

Es möge herrlich sich entfalten,
Was heute nur noch Knospe ist.
Sich dem Verlebten und dem Alten
Entziehen löhn zu jeder Frist.

Es soll allein die Freude walten,
Die ja nicht fragt nach Stand und Rang.
Es soll allein den Schmerz entfalten
Den übermüth'gen Herrscherdrang.

Der Sitte nur allein erloren
Sei stets der höchste Ehrensig.
Und jede andre Macht verloren,
Als die verleihen Geist und Wig!

Wie schön, wie groß wird dann erblühen,
Was hier einander sich genäh'rt,
Ein neu Geschlecht muß sich erziehen,
Das nur als Mensch den Menschen ehrt!

Ihr Frauen aber, wollt' verzeihen,
Dah für Euch spricht so schlechter Mund.
Bringt freudig ihm, den wir heut weihen,
Ein Lebehoch dem neuen Bund!

In Bertha G.....'s Album.

Im Sommer 1843.

Wehl seht' ich selbst noch in des Lebens Blüthe,
Und manche Blume sah ich doch schon fallen
Und manchen Stern am Himmel niederwallen,
Für den mein Herz in treuer Liebe glühte. —
Wie oft, wie oft war ich des Treibens müde,
Was fühlt' ich erst, da sie, die mir vor Allen
So theuer war, dem Tode mußt' versallen —
Der freie Geist, das herrliche Gemüthe! —
Doch steht auf Neues uns das Leben rüffet,
An jener Stelle, die der Schmerz verwüset,
Seh' eine junge Knospe ich entsprossen.
Und — oh mit tiefer Wehmuth auch im Herzen, —
Kann ich doch freudig, kann ich ohne Schmerzen
Den neuen Stern, die holde Blüthe grüßen!

Für E. V.—n mit der Fritzjosefage

als Weihnachtsgeschenk.

Aus der Dichtkunst Kranze brechen
Wir dies Nichtenreiß,
Ewig jung, wenn auch geboren,
Bei des Nordens Eis.
Näh' er freundlich dich begrüßen,
Dieser süße Traum,
Vor die Blinde hold dir zaubern,
Einen Weihnachtsbaum
Und der Heimath ganze Wonne,
Und der Kindheit Glück,
Und auch sie, die treu dich liebend
Blicken hier zurück! —

Beim Lesen von Kinkel's Gedichten.

(1851.)

Nichts rührt die Seele an so göttlich schön,
Als sich in einem Andern selbst zu fühlen,
Gedanken, die gestaltlos in uns wühlen,
In edler Form verkörpert vor uns seh'n.
Den Dichter hat dein Auge nie erblickt,
Und plötzlich steht, ein Freund, er dir zur Seite,
Und manchem Zweifel, manchem stillen Leide
Hat deinen Geist auf einmal er entrückt.
Du irrst nicht — denn sich! so denkt er auch,
Dein Herz spricht wahr — im seinen ist erklingen
Der selbe Auf, der dich so tief durchdrungen,
Und deine Thräne füllte einst sein Aug'.
Er hat gekämpft wie du — und vor dir her
Fliegt seine Seele — das Rechte dir zu zeigen.
Die stiller Segen will sich's auf dich neigen,
Und aufwärts steigt du eine Stufe mehr! —

Herrn Heinrich Meidinger zu seinem Geburtstag,

(im December 1850.)

Wohl sicher ist's vermess'n,
An's Dichten sich zu wagen
Für ihn, der selbst so heutig
Die Saiten hat geschlagen.
Doch, hör' ich drans im Grünen
Der Vöglein Lied erschallen,
Sind's auch nicht Alle Lerchen,
Nicht Alle Nachtigallen.
Gar mancher kleine Vogel
Mit köstlichem Gefieder
Singt, wie ihm wuchs der Schnabel,
Dazwischen seine Lieder.

Drum schenk' auch heut' ein Vöglein
Nicht weg von deiner Schwelle,
Das gern sein Viedchen fänge
Auf dieser lieben Stelle.

Es grüßt mit frechem Jubel
Den Tag, der dich gebeten,
Und wünscht zu jedem Glücke
Dich ferner anzuwenden,

Und süßert leis die Bitte,
Du wollest ihn gedenken,
Noch viele, lange Jahre
Ihm deine Liebe schenken.

Noch viele, lange Jahre
Mit deinem Geist erfreuen
Die Lieben, die voll Freude
Sich heute um dich reihen.

Und daß verzieh'n dem Vöglein
Sein schlechtes Viedchen werde,
Bringt es, was ihm von Blumen
Noch heut die Wintererde.

Legt es in seinem Schnäblein
Voll Liebe dir zu Füßen,
Daß sie dich süßer, schöner,
Als seine Liebe grüßen!

Zum Neuen Februar.*

Wo reiche Felten sich erstrecken
Dem Obenwald zum grünen Rhein,
Da steht mit hundertjähr'ger Krone
Ein Tannenbaum recht mitten drein.

* Dem Oeuf. Witten. Buchner zu seinem fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum,
geleitet in Witten (Hedau) am 9. Februar 1851, begleitet von einem Tannen-Zweig
mit fünfzig goldenen Äpfeln.

Der Fremdling, der die Straße ziehet
Und drunter suchet kurze Raß,
Weiß nicht, warum viel tausend Nägel
Des Stammes Rinde bedecken saß.

Er weiß auch nicht, daß dieser Krone
Mehr Dank, als goldnen oft, gebühret,
Weil sie gar manchen irren Wandrer
Zum rechten Pfad zurück geführt.

Wenn ringdum Schnee die Fläche bedec —
Und dankbar drum dem Baum zu sein,
Schlug er, daß nie die Art ihn fälle,
In seinen Stamm 'nen Nagel ein.

Doch dies geschah vor langen Zeiten,
Der Tanne denket kaum man mehr,
Seit die Kultur mit hundert Wegen
Die Ebne kreuzte hin und her.

Nur wenn im Schmutz der Silberleden
Ein greiser Mann vorüber geht,
Dann grüßt er fromm die treue Tanne
Und still bei ihr ein Weilschen steht.

Und ihre Freunde kennt sie Alle,
Tit est sie nahen in ihre Huth —
Sie kennt auch dich, der du als Knabe
In ihrem Schatten est geruht! —

Wenn hell im Mondschein
Vom Odenwald zum Rheine
Die weite Ebne liegt,
Dann kommt im Zauberregen
Der Eichen Schwarm gezogen,
Vom Winde hergewiegt.

Das sind dieselben Schaaren,
Die einst vor tausend Jahren
Den Kaiser Karl gemedt,
Als er die Tochter suchte,
Bald weinte und bald fluchte,
Im Walde sie verhehrt.

Die drehen heut' noch immer
Beim goldnen Sternenshimmer
Den lust'gen Ringelreiß'n,
Die Lann' ist in der Runde
Der Alt'he Baum zur Stunde,
Tert ist das Stelldichein.

Am Februar, dem achten,
Da schleichen sie ganz sachten
Sich wieder auf den Grund,
Da rauscht es in den Zweigen,
Die Tanne thut sich neigen
Und spricht mit sanftem Mund:

„Ihr lustigen Gefellen,
Ihr sollt mir was bestellen,
Ich brauche eure Hand.
Es wohnet weit im Norden,
Ein Mann, der diesen Orten
Als Kind war wohlbekannt.

„Wenn Mitternacht geschlagen,
Beginnt für ihn zu tagen
Ein Fest gar festner Art,
Er hat ein Ziel erschwungen,
Wie selten es errungen
Von einem Menschen ward.

„Am leichten Wanderstabe
Ist er, noch halb ein Knabe,
Fort in die Welt gereiß;
Ihm half kein Herr und Meister,
Ihn schützten keine Geister,
Als nur der eigene Geiß!

„Was ihm sein Fleiß gegeben,
Sein ganzes, reiches Leben,
Der Menschheit war's geweiht;
Und seit er für sie wachte,
In ihrem Heile dachte,
Sind fünfzig Jahr' es heut.

Drum schweht' auf meinen Gipfel
Und brechet aus dem Wipfel
Den grünen Zweig heraus
Dann sollt', mit süßen Sängen,
Ihr fünfzig Aepflein hängen,
An diesen Tannenstrauh.

Den traget in sein Zimmer,
Dah' er beim Morgenschimmer
Erblickt der Tanne Gruß:
Der Gruß vom Heimathlande
Löß' ihm des Schlafes Bande,
Wie einer Mutter Ruch!"

Die klugen Elfen lauschen,
Sie fliegen und sie tauschen
Zur Tanne aus und ein,
Indeh' die Wondesstrahlen
Mit bleichem Gold bemalen
Die fünfzig Aepflein.

Dah' sie nun All' sich gleichen,
Ergötzt den Offentzigen,
Sie wissen wohl, es sei
Nicht immer ganz erlesen
Die Sorte, und gewesen —
Manch Holzäpflein dabei.

Der Tag ist da — der Offenspuß zerrinnt,
Allein die schöne Wirklichkeit beginnt,
Und schweift in die Vergangenheit Dein Blick,
Rehet dankersüßte er wohl bis heut' zurück.
Denn Wahrheit ist es — reich und dichtgedrängt,
Dein Lebensbaum voll goldner Früchte hängt,
Und sein Symbol, das bringt Die heldgesinnt
Gewiß das allerliebste Offenskind.
Jedoch die Tannen sind es nicht allein,
Die in der Ferne heut' sich mit Dir tren'n,
Viel Herzen legen dort an Deines sich,
Und mancher Geist aus Deutschland schweht um Dich! —

In das Album von M B im Namen des
Vaters zu ihrer Confirmation.

Wagden 1850.

Ich sah, ein Kind, Dich auf der Mutter Knie'n
Und wachte mit ihr über Deine Tage;
Und meiner Sorge, meinem treuen Mäh'n
Dich mancher Krankheit schmerzreiche Plage.

Mein Auge sah Dich wachsen und gebeih'n
Und heute, streifend ab der Kindheit Hülle,
Stehst Du am Pfade, der in's Leben ein
Dich führet, in der Jugend Kraft und Hülle.

Es freuet den alten Freund, Dich so zu seh'n.
Und doch noch spät Du seiner mögst gedenken,
Will er am Festtag, den Du sollst begeh'n,
Dir zur Er'nnrung dieses Büchlein schenken.

Wie seine Blätter heul' noch frisch und weiß,
Ist Deine Seele rein und unbeschrieben,
O, möge nie, dies wünschet er Dir heiß,
Der kleinste Flecken ihre Reinheit trüben!

Doch alles Gute grabe tief hinein,
Und alles Edle lasse drin entsprossen;
Sie bleibe dieses Buches Widerschein,
Das nur allein dem Schönen wird erschlossen.

Und Alles, was Dich freuet und entzückt,
Was Liebes Du im Leben wirst erfahren,
Was die Er'nnrung froh und golden schmückt —
In diesen Blättern sollst Du es bewahren!

Zur silbernen Hochzeit von Onkel R . . . in M

2. Sept. 1851.

Man sang zu allen Zeiten der ersten Hochzeit Preis,
Ich will ihn nicht bestreiten, doch ach! so viel ich weiß,
Darg sie in ihrem Schooße gar oft schon Schmerz und Leid,
Entblühter lag die Rose des Glückes vor der Zeit.

Da leb' ich mit die Zweite, die Silberne genannt,
 Und hab' ihr heut voll Freude ein Loblied zuerkant,
 Schmück' mit dem Silberkranze dies schwache Rhythenreis,
 Das erst in diesem Glanze verdient den rechten Preis.
 O, erster Hochzeit Wochen, wie sieht's nach euch oft aus:
 Die Frau kann meist nicht lochen, der Mann läßt aus dem Haus.
 Und soll ich aß sie zählen, der Neckereien Noth,
 Die junge Paare quälen im Ehemorgenroth?
 Nein, an die Silbermyrthe knüpft sich ein andres Loos.
 Man kennt des Lebens Bürde — die Kinder sind gleich groß.
 Der Mann hat wohl erfahren, sein Engel sei 'ne Frau.
 Nach fünf und zwanzig Jahren kennt sie ihn auch genau.
 Wenn jemals auf die Ehe ich noch mich liege ein,
 Es müßt gleich in der Nähe die Silberhochzeit sein. —
 Der Onkel und die Tante, die haben's auch probirt
 Und sich im Ehestande so ziemlich aufgeführt,
 Doch hehlen darf ich nimmer, 's hat auch nicht stets gestimmt,
 Und glücklich bleibt es immer, wenn's nun ein Ende nimmt
 Die Tante kocht vorzüglich, der Onkel ist schlimm nicht sehr,
 Allein so ganz vergnüglich ging's doch nicht immer her:
 Da kam vor manchem Jährchen ein Pfarrer herpagiert,
 Der hat das gute Pärchen noch einmal kopulirt
 Und hat ihm in's Gewissen so rührend eingered't,
 Daß unter hundert Küßen es sich versöhnen thät.
 Dann blieb es Ruh' im Lande, bis letzte Winterszeit
 Der Onkel — arme Tante — ein junges Blut gefreit,
 Im Hochzeitsstaat zu sehen als Bräut'gam war er l. d.
 Die Tante wollt' vergehen vor Eifersucht und Schred.
 Das waren schlimme Dinge, drum hat zum Strafgericht
 Der Himmel nicht geringe geplatzt ihn mit der Wicht.
 Da hat er gern belehret sich zu der alten Lieb',
 Die täglich neu ihn lehret, wie treu und warm sie blieb,
 Und der zum schönsten Lohne wird dieses Tages Preis —
 Wie glänzt die Silberkrone im grünen Rhythenreis!
 Mit Jubel in den Blicken die Deinen Dich umflieh'n!
 Welch seliges Entzücken, Euch heut' vereint zu seh'n!
 Nun fliehen Eure Tage in schönster Harmonie,
 Die Jugend hat nur Plage, das Alter täuscht nie,
 Mit Weisheit und in Frieden pflückt es des Lebens Frucht,
 Sein schönstes Glüd beschieden sei stets Euch ungesucht.

Und will Euch dies gefallen, dann ruf' ich ungeheut
Mein Lebehoch vor Allen der: Silbernen Hochzeit!
Und sollt' die goldne meinen, dies wär' doch gar nicht sein,
Dann soll sie nur erscheinen und auch gepriesen sein! —

**Zur goldnen Hochzeit des General von C am
19ten Sept. 1851,**

mit zwei veredlungenen Bäumen.

Schweift der Geist zurück in jene Tage
Alter Zeiten, Schön'res er nicht findet,
Als das Schicksal, welches eine Sage
Uns von Philemon und Baucis kündet.
Iren erprobt im Glücke und im Leide,
Fuchst ihr Leben so in Eins zusammen.
Daß — damit kein Mißgeschick sie schreide —
Lieb ein Gott aus ihnen Bäume stammten,
Derer Zweige unaußsölich breiten
Sich zum Schattendache, das zum Tempel
Wird für viele Paare, die voll Freuden
Nehmen dran ein lebendes Exempel. —

Dech mir dünkt, es sei in einem Paare
Philemon und Baucis neuerstanden.
Silberhell erglänzen ihre Haare,
Goldnen ihrer Treue feste Banden.

Stets erprobt im Glücke und im Leide
Fuchst ihr Leben ganz in Eins zusammen,
Doch — ein mildrer Gott, er ließ für Beide,
Süß're Freude, süß'res Glück entflammen.

Noch im Vollgenuß der Lebensfülle,
Frisk im Geiste, frisk des Herzens Triebe,
Feiern sie in edler Menschenhülle
Heut' das feltne Jubelfest der Liebe.

Wohl, ich seh' zwei Bäume sich verschlingen —
Dech als Zeichen nur von jener Sage —
Laßt sie Euch von treuen Freunden bringen,
Die sich freu'n mit Euch an diesem Tage!

Erinnerung an Mödelheim.

In das Album v. Henri M

(1857).

Du kennst den Ort, den hoher Bäume Schatten
Rings ab vom Staub und Lärm der Straße schließt,
Du kennst die grünen, blüthenreichen Matten,
Durch die das Flüßchen brausend sich ergießt.

Wie wird's dem Wandrer wohl, der, lautem Treiben
Entfliehend, unter diese Hallen tritt,
Mit mächt'gem Zauber nöthigt's ihn zum Weilen;
Und wie er weiter lenket stets den Schritt,

Der ihn entlang dem alternden Gemäuer
Zur Treppe führet, die er rasch erklimmt,
Wird ihm ein Anblick, der mit sanfter Feier
Sein ganzes Sein zu süßem Frieden stimmt.

Denn sieh', wie schwellend sich nach allen Räumen
Der Wiese Teppich ohne Ende streckt,
Und drüber wogt ein Meer von Blüthenbäumen,
Das sie mit seinen Schatten freundlich deckt.

Vom blauen Dufte des Abends angehaucht,
Der Berge lange Kette träumend ruht,
Ein Sig den Wolken, deren Schnee getaucht
Das Abendgold in helle Rosengluth.

Und Alles deckt so feierliche Stille,
Kein Laut erweckt den kleinsten Widerhall.
Nur manchmal aus der dunklen Eichen Hülle
Erläutet leis' das Lied der Nachtigall.

O, lieblich heitres Bild, wie wird der Müde
Bei dir so ruhig, so vom Gram geheilt,
Er fühlt es tief im innersten Gemüthe,
Dah' hier der wahre, ächte Friede weilt.

Du kennst den Ort, du weißt, was diese Räume
Mit so geheimnißvollem Reiz belebt,
Die Berge sind's nicht und die grünen Bäume,
Es ist der Geist, der über Allem schwebt. —

Und wenn ich Heute einen Wunsch dir geben,
Das Beste, Schönste für dich denken will,
So ist es dies: Es sei Dein ganzes Leben,
So friedlich schön, so heiter und so still!

Not o zu der Novelle: Unter der Tanne.

Es raucht ein ewig Wort durch alle Welt
Zu süßen bald und bald in herben Klängen,
Nicht Einer lebt, den's nicht gesehelt hält,
Der es aus seinem Busen kann verdrängen.
Und sei er noch so kalt und noch so rauh,
Er kann sich nimmer ganz davon entwöhnen,
Wenn jedes Herz sich prüfet ganz genau,
Die Liebe ist's, nach der sich Alle sehnen.

Der improvisirte Geburtstags.

Ein Ehery, den wir in der Schweiz aufgeführt, zu Ehren von Frau Grün'ez, in Avenches,
am Geneslersee.

(1857).

Wie viel Millionen Jahre magst du ragen
O, Montblanc! in des Himmels blaue Höh'n?
Wann dein Geburtstag, kann wohl Keiner sagen,
Denn herrlich stehst du, ewig jung und schön,
Vom Abendgold mit Rosen übergossen —
Den kümmerst's da, wann du der Erd' entsprossen?

Und du, o, See! du zauberische Rize,
Die um des Allen Knie sich schmeichelnd schlingt,
An welchem Tag hast du des Himmels Bläue
Zum Erstenmal zu dir herabgewinkt?
Ach, jede Stunde, die zu End' sich neiget,
Hat dich in deiner Schönheit neu gezeugt! —

So, wenn ein liebes Menschenherz begegnet,
Fragt auch nicht lang, wann es zum Menschen ward;
Von dreimal hundert sechzig Tagen eine n
Zu feiern nur, scheint ihm ein wenig hart!
Was liegt am Tag, den's Schicksal anderkeren?
Wir freu'n uns, daß du überhaupt geboren!

Erinnerung an Trevelin.

In das Album von F. F.

(1867).

Steht ein Baumlein irgend auf der Au',
Eine Tanne ist es alt und grau;
Gar zu düster ist sie und allein,
Niemand möchte bei der Tanne sein.

Aber sieh, mit frischer Jugendkraft
Schlingt sich eine Ros' um ihren Schaft,
Aus der rauhen Rindein dunkeln Oher
Nistet hell und dultig sie hervor,

Recht ein Nef von heit'rer Lebenslust
Um des alten Baumes Ibe Brust —
Wenn ich möchte bei der Tanne sein,
Wär' es um die Rose nur allein! —

Toni M bei ihrer Verheirathung, mit einem Schlüsselbörbchen.

(1867).

Mit Blumen hab' ich dich Gesecht geküßt,
Weil sie die kleinste Gabe freundlich schmücken,
Doch sie zu halten ist es nicht bestimmt,
Weil eine härte Last es soll bedrücken:
Des Reiches Schlüssel wahr' drin genau,
Das du beherrschest, holde, junge Frau!

Doch weil der Schlüsselbund zu laut oft klinkt,
Als Fessel sich um Alles möchte legen,
So magst du immerhin, ich rath' es dir,
In seiner Nähe zarte Blumen pflegen,
Damit der Schlüssel, der so Ranzchen schreckt,
Sei stets bei dir mit Rosen zugedeckt. —

Zum Abschied für den deutsch-katholischen Prediger Hieronymi.

Kenne einen echten Vater,
Der so eil wie's Ungewitter
In die Pfaffen fuhr hinein;
Dieser will nicht länger bleiben,
Will sein Röslein weiter streifen
In die Fassung Mainz hinein.

Darum sind wir sehr betrübt,
Weil wir ihn so sehr geliebt,
Und da drüben laßt Gefahr!
Der Herr Bischof ist nicht feine,
Stellt ihn überall ein Deine,
Der der Gräfin graut und gar.

Auch die schönen Mainzerinnen
Steh'n schon auf der Feste Binnen,
Schiden ihre Neuglein aus —
Augen, glänzend schwarz wie Kohlen,
Haben schon manch Herz gestohlen —
Lieber Parrer, bleib' zu Haus.

Und den Becher hört man klingen,
Sieht ihn auf und nieder schwingen
An den Ufern unser Rheins;
Völkern stiehn dort die Tage,
Wie in schönster Märchensage,
O, gefährlich ist dies Mainz!

Doch er gehet sonder Zweifel,
Fürchtet Bischof nicht und Teufel,
Noch der Renner ganzen Schwanz!
Friedenslächeln zum Begleiter
Zieht er hin, ein wacker Streiter
Der ecclesia militans!

Ob so tapfer bleibt sein Sinnen
Bei den schönen Mainzerinnen,
Scheint und etwas zweifelhaft;
Bei des Bechers frohem Klingen
Wird er ihnen ost wohl bringen
Manch ein Hoch mit voller Kraft!

Nicht ehrt, bester Mütter,
 Wartet dich ein Ungewitter,
 Kannst du uns vergessen hier!
 Auf der Freundschaft goldner Brücke
 Kehre oft zu und zerstreue
 Unser Jernob Hieronymi!

Die Dornschädel-Hospitalität.

(Juni 12. September 1877).

Nicht unter Buchenhallen
 Und nicht in Wiesengrün
 Gibt's einen Ort gar stille,
 Drin keine Blumen blü'h'n;
 Und doch ist's dort so lothend,
 Als ob ein kühler Wald,
 Den müden Wandrer lüde
 Mit süßer Allgewalt!

Da herrscht ein ew'ger Friede,
 Da ist kein lautes Wort,
 Und nur auf leisen Sohlen
 Geht man von Ort zu Ort;
 Geheimnißvoll doch tauscht
 Des Geistes ew'ger Quell,
 Und was er wünscht und beifchet,
 Bringt ihm ein Zauber schnell.

In langen Reih'n und Gliedern
 Drängt rings ein Kriegerheer —
 Kein' Chassepot und kein Dreyst
 Treibt seiner Zukunftwehr!
 Und stolze Wachtparade
 Wehl noch kein Auge sah;
 Die Todten und Lebend'gen
 Sind miteinander da!

Und von dem stillen Orte
 Strömt frischer Lebenssaft
 Hinans auf tausend Wegen
 Und wecket Geist und Kraft.

Es trauet mit starrer Wille
Den weiten Wiesenplan
Der Bach, der leif' entzungen
Auf seiner Felsenbahn.

Und dankend blüht das Auge
Zur Geisteswelt hin,
Wo Allen, die da streben,
Wird Lohsal und Gewinn,
Wo Keiner geht von hinnen,
Dem man nicht entgehen,
Der, Trub des Geistes brühet,
Fest an die Feste an.

Dank ihm, dem ersten Manne,
Der ihr gab Lebensrecht,
Nichts Höh'res konnt' er bieten
Dem werdenden Geschlecht;
Und Dank den Männern allen,
Die mit getreuer Hand,
Verwalten und behüten
Dies stilllich Untergand!

Es wachse und gedeihe
Und bleibe fort und fort
Dem Fleiß ein weiser Lenker,
Dem Geist ein sicherer Port.
Mag sich die Welt bekämpfen,
Zerreißen Stüd um Stüd —
In diesen heil'gen Hallen
Wohnt stiller Weisheit Stüd!

Zur Hochzeit von A... M... und L... M.....

(1809).

Unser Wehr, der edle Ritter,
Zieht wir's liebe Angewitter
In das schöne Darmstadt ein;
Mädchen will er schnell bekriegen,
Herzen heßl' er zu besiegen,
Wären sie auch hart wie Stein.

Von der Lise grünen Strande
Süßend er zur Heimath kam,
Wälsche Frauen mecht' es nicht;
Wollte eine ohne Wägen,
Ohne Chignon, falsche Strähnen,
Ohne Schminke im Angesicht.

Und da sah sie ganz vollkommen,
Wie's im Traum ihm vorgekommen,
Hui, wie ward der Ritter led!
Schon beim ersten Abendessen
Fiel er die Kartbaumen blühen,
Seht' die Festung bald im Schind.

Nun küßt ihr noch wenig Munde —
Er bestürmt sie spät und fruhe
Mit gar süßer Worte Schwall,
Seine Augen schlugen Bruden,
Drauf er konnt' hinübertruden,
Als Gen'ral und Feldmarschall!

Und am vierten Tage eben
Hat sie sich schon halb ergeben,
That es ohne großen Schmerz;
Sie verlor in einer Stunde,
Weil der Kopf ihr ging im Runde,
Die Kapuze und das Herz!

Als nun sürdet kein Untweichen,
Pflanz' er auf als Friedenszeichen
Einen mächt'gen Blumenstrauch;
Noch ein wenig sie sich zieret,
Dann ward frisch capituliret —
Und er führt die Braut nach Haus.

Heut nun, dah ich's ganz berichte,
Kommt das Ende der Geschichte —
Heut kriegen Beide sich;
Aber wir sind sehr betrübet,
Weil wir sie so sehr geliebet:
„Karl, du bist uns fürchterlich!“

Du entführst uns die Gute.
Und es wird uns schwer zu Ruthe —
Aber Thränen nützen nicht;
Denn auch Sie will uns entfliehen,

Drum dem Schmerz und zu entziehen,
Setzt die Becher vor's Gesicht!

In, der Wein besiegt das Weinen,
Einen Trinkspruch, sollt' ich weihen,
Gibt man besser mit Jüngern:

„Dreimal hoch dem lieben Vasser!

„Noch beglückte, lange Jahre

„Mögen ihm erbüh'n zu Hand!“

Bei der Verheirathung einer Cousine nach Frankreich.

(In einer plötzlichen Aufführung).

(1809).

Bräute.

So willst du wirklich fort von Hier,
Willst treulos von uns ziehen?
O thu' es nicht, ich rathe dir —
Dort wird dich nicht umtreiben
Der Heimath süße Himmelstluft,
Dort sehnst du dich gar halbe
Nach unsrer Berge frischem Dufte,
Nach deinem Odenwalde.
Gedenke dran, wie frischen Muth
Und Kraft zu neuem Leben
Dir hat des letzten Sommers Bluth
In Lindenfeld gegeben.

Mädchen.

Bon jour, Madame, o, glaub' Sie nicht,
Was dieser kleine Bauer spricht;
La belle Franco ist weit und breit
Berühmt ob ihrer Herrlichkeit.
Ich komme aus der Picardie,
Und als ma soeur begrüß' ich Sie,
Was parlez-vous von Himmelstluft,
Von Odenwald und Bergedufte?

Monsieur voici, der hat's vollbracht,
Hat selbst die Madame gemacht,
Und aus la Franco ist er gekommen,
Und dahin wird sie mitgenommen.

Kunde.

Nun hört mir doch das Brautengimmer!
So schwägen die Franzosen immer
Und hießen stets, die heißen haben,
Das Tisch' und Beste, was wir haben.
O, sag', gefällt Dir dieser Ton?
Der heißen von allen Sprachen,
Dem lieben Deutsch mußt du entsagen,
Mußt lernen hier von der Person
Dies Rauberwelsch, in welchem man
Monsieur sagt statt: mein lieber Mann!

Mädchen.

Mon Dieu, das ist ja tout égale,
Wie man ihn titulirt!
Hat sie erst einen Ehgemahl,
Dies keine Frau genirt.
Je t'aime, das lernt sie gleich verstehen,
Es ist précieusement so schön,
Als wenn ihr sagt recht weinerlich
Und zuckersüß: Ich liebe dich!
Brauch' doch raison, die Heimath ist
Allüberall, wo du glücklich bist.

Kunde.

Von Allem, was du noch gesagt,
Das Letzte mir allein behagt;
Doch das dankt sie Euch Kranzen mit,
Sie nimmt das Beste dahin mit:
Ein deutsches Herz mit deutschem Sinn,
Und eine deutsche Liebe drin;
Und eines deutschen Mannes Hand
Führt sie in's neue Vaterland,
Drum hoff' ich auch, sie wird darcin
Ein frohbeglücktes Frauchen sein. —

Mädchen.

Ah, ça', man wiß du doch garbent,
Wir find gar nicht so böse Feind',
Sind immer höflich und charmant,
Madame wird gleich bei uns bekant.
Wir annehmen, ohne Scherz,
Und ganz gewiß recht bald ihr Herz!
Einstweilen schickt' die güt' Nation
Ihr diese Frühlingssender schon;
Bei uns wächst es schon lan und wild,
Dein Gärlein grünt, die Blüthe schwillt,
Und süßlich steht geschmückt dein Hand.
Soll Kengier schaut schon Alles aus,
Ob la dame allermunde arrivirt;
Viens vite, eh' er noch lang parliert!

Knabe.

(*84 Hinter den Öhren krapent*).

Da sieh' ich nun geschlagen doch,
Und nur das Nachseh'n bleibt mir noch,
Und nur dies kleine Sträußlein hier
Reich ich noch zur Grinn'ung Dir,
Drück' Dir noch einmal warm die Hand
Und ruf: Gedenk an's Vaterland,
An's theure, halt es hochverehrt,
Und halt' uns Alle lieb und werth.
Dir aber sei es frei gesagt:
Wenn Ihr sie nicht auf Händen tragt,
Dann komm' ich eilende über'n Rhein,
Und schlag' mit beiden Fäusten drein.

Mädchen.

Chut, chut, Monsieur, nur nicht so toll,
Bleib' Jeder, wo er bleiben soll!
La guerre ist psui, wir halten Ruh',
Und ihr zu lieb: Embrassons nous!

Prolog

zur Eröffnung des am 21. August 1869

zum Besten der Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute im Pflaen'schen
Saale von der Paraphilister-Lesungsgesellschaft abgehaltenen Concerts.

Glück auf! so lautet ja der alte Spruch,
Der mit dem Bergmann in die Tiefe hängt,
Wenn er mit heldenmüthigem Entschluß
An schwanfem Seil sich in den Abgrund schwingt.
Wo festen Grund erst wieder sucht der Fuß
In Tiefen, die kein Sonnenstrahl durchdringt.
Wo nur die Hoffnung ihn erhält und leitet
An das: „Glück auf!“, mit dem hinab er gleitet!

Glück auf! Fast ein Jahrtausend ist vorbei,
Seit es ringsum ein weites Echo fand
Im alten Gau, mit Männern stark und frei,
Dem Stolz des deutschen Reichs, im Sachsenland.
Dort, wo der Berg sich drängt Reich' an Reich',
Ein opfermüthig Häuflein auferstand,
Das, dieser Erde Schätze zu vermehren,
Noch! Tag um Tag hinab zur Tiefe lehren.

Um dort der löstlichen Metalle Pracht,
Die einst hinab der Zwerge neid'sche Schaar
Zum Abgrund stieß, da, vor des Menschen Macht
Sie stehend, dort allein noch sicher war —
Zu schürfen, zu erheben aus dem Schacht
Den Edelstein, die Silberflute klar,
Mit unverdross'ner Müh' ihn zu entreißen
Sein Löstlichstes — die Kohle und das Eisen!

So mehrten sie die Schätze ihrer Gau'n,
Wo Dürftigkeit gewohnt, zieht Wohlstand ein,
Die altberühmten Städte sieht man bau'n,
An die sich stolze Königspalzen reih'n.
Der Schmuck erhöht die Schönheit seiner Frau'n,
Mit Ohrgehäng und Kette geh'n sie drein,
Und immer mächt'ger sieht heran man wachsen
Das Land, das einst so schlicht, das schöne Sachsen!

Und seinem Schooß entstieg der starke Held,
Der große Otte, wie im deutschen Land,
Seit Karol's römisches Weltreich ist zerfallen,
Kein größerer Herr und König aufgestand;
Da ward das Eisen aus dem [sch]ischen Schacht
Zum Schwert geschmiedet, das am Rhein und Rhen
Seine Macht weit und über Rom sich stützte,
Als sich der Papst vor seinem Kaiser bückte.

Doch aus dem Silber und dem Edelstein
Da formte klüglicher Künstler Hand geschickt,
Zum fremden Schmuck für der Mäxte Schrein,
Was man's Gebild, das heutz' und noch entzückt!
Die deutsche Kunst entfaltete held sich dort,
Wo ihr der reiche Stoff so nah gerückt,
Wier aber hat ihn stets ihr dargebracht?
Der Bergmann, der voll Muth zur Tiefe steigt!

Der Bergmann — ja, es war ein stolz Geschlecht,
Das da erwuchs in freier Berge Hüt,
Fest stand's zusammen, sprach sich selbst sein Recht
Und hielt sich für's Gemeine stets zu gut;
Des Reichthums Spender, ward es nie sein Knecht,
Dah nicht in Schwelgerei verbarb der Muth,
Mit dem es Tag für Tag das eig'ne Leben
Voll saurer Müh' für Andre dran muß geben.

Doch Das zeugt Männer voll Gefühl und Kraft,
Die nur noch lächeln, wo Gefahren broh'n;
Entflammt nicht auch der Mann, der heldenhaft
Des Wortes Schwert gezückt auf Roma's Thron,
Das ihr ohn' Ende Weh und Aerger schafft —
Dem Sachsenland? war nicht des Bergmanns Sohn
Der Luther, der der Wahrheit Gold gehoben
Aus finstrem Schacht, von Wahn und Trug gewoben?

Und Er allein nicht — manchen guten Mann
Erzog und bildete der Bergmannsgeist.
An Humboldt denkt und an den Dichter dann,
Den er im tiefsten Ernste unterweist,
Ihn so mit seiner Kunst erfüllen kann,
Dah er sie in berebten Worten preist;
O, hören wir, wie schön sein Lied erklingen,
Wie er des Bergmanns Leben hat besungen:

„Der ist der Herr der Erde,
 „Der ihre Lichen mißt
 „Und jeglicher Beschwerde
 „In ihrem Schooß vergißt.
 „Wer ihrer Felsenglieder
 „Scheimen Sam versteht
 „Und unvertroffen nieder
 „In ihrer Werkstatt geht.
 „Er ist mit ihr verbündet
 „Und inniglich vertraut
 „Und wird von ihr entzündet
 „Als wär' sie seine Braut.
 „Er sieht ihr alle Tage
 „Mit neuer Liebe zu
 „Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
 „Sie läßt ihm keine Ruh!
 „Die mächtigen Geschichten
 „Der längst verfloffenen Zeit
 „Ist sie ihm zu berichten
 „Mit Freundschaft bereit.
 „Der Verwelt heil'ge Lüfte
 „Umweh'n sein Angesicht,
 „Und in die Nacht der Klüfte
 „Strahlt ihm ein ew'ges Licht.
 „Er trifft auf allen Wegen
 „Ein wohlbekanntes Land,
 „Und gern kommt sie entgegen
 „Den Werken seiner Hand!
 „Ihm folgen die Gewässer
 „Hülsreich den Berg hinaus,
 „Und alle Felsenschlösser
 „Thun ihre Schöp' ihm auf.
 „Er führt des Goldes Ströme
 „In seines Königs Hand
 „Und schmückt die Diademe
 „Mit edlen Steinen aus.
 „Zwar reicht er treu dem König
 „Den glückbegabten Arm,
 „Doch fragt er nach ihm wenig
 „Und bleibt mit Fremden arm.

„Sie wägen sich erwürgen
Am Fuß am Gut und Geld,
Er blickt auf den Gebirgen
Der stolze Herr der Welt! (Renalis.)

So spricht der Dichter, so vergolbet er
Die Wirklichkeit — er spricht nicht von dem Gram,
Das diesem Dasein folgt so bang, so schwer,
Das täglich schwachet über seinem Hand,
Wo Keinem sicher ist die Wiedertehr.
Wenn er im Morgenbämmer tritt hinaus
Und drinnen noch im Schlaf läßt seine Lieben,
Von denen ihn die Pflicht hinweggezogen! —

„Glück auf!“ wie oft schon lag ihm dieses Wort,
Wie oftmals war's das Rechte, das vernahm
Sein Ohr — doch unermüdet, immerfort
Dem schweren Amt ein neuer Helfer kam.
Und ob Unzählige geblieben dort,
Wo nicht einmal ein Grab erlaubt dem Gram —
Der Bergmann steht am Flak und fällt mit Ehren
Da, wo die Welt ihn nimmer kann entbehren!
Doch kommt dann solch ein Tag, wo sein „Glück auf!“
Ihm bricht die Treue, wo, wie wir's geseh'n,
Dreihundert Mann — ein froher, frischer Hauf',
Getrosen Muths hinab zur Grube geh'n,
Und, o, des Jammers! eine Stunde drauf,
Wir an dem Grabe von Dreihundert steh'n,
Die die Natur, die niemals fühlt noch richtet,
In ihrem ehr'nen Gange hat vernichtet —
Da bricht das Herz — doch weg von diesem Bild,
Zu schrecklich für die Brust, die fühlend schlägt,
An Eins nur denkt, ob auch die Thräne quillt,
Wie bis zuletzt, von Todesnoth bewegt,
Der Armen Herz von Jammer war erfüllt
Um sie, für die sich stets ihr Arm geregt,
Die schlummernd lagen noch im tiefen Frieden,
Da sie im Morgenrau'n von ihnen schieden!
Die wen'gen Worte, welche ihre Hand
Noch sterbend schrieb, sie sei'n uns jederzeit
Ein heilig Testament — war sich verwandt
Doch Deutschland stets am innigsten im Leid!

Die Wittwen, Wais'n dort im Sacksenland
Sind unser — wie auch uns war stets gewohnt,
Was jemals Großes, Herrliches in Sachsen
Aus keinem Vergewandstaude ist erwachsen! —

Eintragung in das Album von Frau Wäpferich.

I.

Es schaut ein weitzergessener Wand'rer gerne
Einmal den Weg zurück, den er durchschritten,
Was er geseh'n, gehört auf seinen Tritten,
Am Spiel, wie Geißerhand, ihn aus der Ferne!
So auch ein Mensch, der seinem inn'ren Sterne
Stets treu gefolgt, der Ruhe nie gelitten
Und unablässig fort und fort geschritten,
Bis er gesiegt, bis selbst die Stumpfheit leine,
Wie stark ein Herz, das Mühe nur verachtete —
Auch er sich' einmal stille und betrachte
Den steilen Weg, der hinter ihm sich bebt;
Und, wie ein Zauber Spiegel wech' Gestalten,
So wird sich sinnend noch einmal entfalten
Vor ihm, was er gewirkt, erhofft, erstrebt!

II.

Laß Dir als Spiegel dieses Buch gefallen,
Das Dir die Freunde heut' entgegenbringen,
Grünn'ung breitet aus die lichten Schwingen,
Und sich' — wie Viele Dir entgegen wallen,
Für die Du Mutter warst — es wiederhallen
Des heißen Dankes Laute, sie entringen
Sich Wittwenherzen, Kinderstimmen klingen,
Und Männer segnen — denn Du halfst ja Allen!
Und hundert Andre sich an diese reihen,
Das Kind, die Jungfrau, die des Geistes Weißen
Durch Dich empfangen — Alle bieten Gruß!
Zuletzt die Frau, der Beispiel Du gegeben,
Was Höchstes sie kann leisten und erstreben —
O, Heil dem Wege, den gewollt Dein Fuß!

**Zum Geburtstag des Herrn Lehrers und Inspektors
Vorstehers Reiner in Darmstadt.**

Ich kenne einen Gärtner,
Der ist gar treu und gut
Und sorgt für seine Blümchen
Mit immer neuem Muth.

Sie wachsen und gedeihen
Geplegt von seiner Hand,
Ja — diese dummen Blümchen
Besinnen gar Verstand.

Kennt Ihr den guten Gärtner?
Da steht er vor uns hier!
Die kleinen, dummen Blümchen,
Die er erzieht, sind wir!

Doch will es mich bedünken,
Er sei noch besser d'ran
Mit uns lebend'gen Blumen,
Als sonst ein Gärtnermann.

Die Rosen und die Veilchen,
Die kennen ihn ja nicht,
Wir aber blicken freudig
Ihm in das Angesicht.

Und fühlen tief im Herzen,
Wie treu er's meint und gut,
Wie wir stets braver werden
In unseres Gärtner's Muth.

O, kommt, Ihr Schwesterblümchen,
Und selbst zum Strauß zu reich'n,
Den wir dem lieben Lehrer
Heut' zum Geburtstag weih'n

Aus unsern kleinen Herzen
Weh' ihm wie Lebenslust
Entgegen unsrer Liebe
Und Treue Blumendust,

Dah er noch lange bleibe
Der Mädchenblumen Hort
Und sie zu Menschen blühe
Mit treuer Liebe fort. —

Prolog

In einem Concert für die Olfenbröckhädigen.

Hetzlich an der Dome Wölbung
Schlägt der Orgel Feiertlang.
Und noch höher überbrauß ihn
Mächt'ger Chöre Donnerfang.
Nüttelt an den Steingefimfen,
Sprengel schiet der Pfeiler Schaft,
Denn inbrünstig auf zum Himmel
Strebt des Ton's gewalt'ge Kraft!

Aber schönheitsvoll gebunden,
Durch Gesey und Maß gehemmt,
Mag er noch so mächtig klingen,
Denn Zerstörung bleibt ihm fremd!
Stürmet hin, ihr Relieuen,
Schwellet hoch und höher an!
Aufgelöst in Harmonieen
Hutthet mild ihr rückwärts dann! —

Minder groß nicht und gewaltig,
Dah des Hörer's Busen grauß,
Ist's, wenn feierlich — erhaben
Und das heil'ge Meer umbrauß,
Wenn die Felsenlüste zittert
Bei der Wogen Orgellang,
Und die Winde drüber rauschen
Den allmächt'gen Chorgesang!

Aber weh! in diesem Klingen
Herrscht est nur die wilde Kraft;
Ohne Rücklehr tobt dann weiter
Fessellose Leidenschaft!
Was wie ein Choral beginnen
Heulet wild jetzt — ein Orkan,
Höher, höher schwillt die Woge,
Und Zerstörung bricht sich Bahn!

Was der Mensch mit harter Mühe
Hier errungen, hier erbaut,
Sieht er schonungslos verschlungen
Von dem Meer, dem er vertrant,

Muß auf's Neue es erfahren,
Wie kein Kampf ohn' Ziel und End'
Gen die mächt'gen wilden Kräfte,
Gen Natur und Element!

Doch da naht sich lind und leise
Ihm die Himmelshefter Kunst,
Das Natur an ihm verbrochen,
Nächte lindern ihre Gnuß.
Durch der Liebe Harmonien
Schafft dort neues Leben sie —
Strömt denn hin, ihr Lieblichen,
Zeugen uns'rer Sympathie!

Prolog

bei der

Christbesehrung in der zum Kriegslazareth eingerichteten Anzshalle
zu Darmstadt im Kriegsjahr 1870.

Gegrüßt sei Weihnacht, hohes heil'ges Fest,
Das Freude weckt, wo seine Kerzen glänzen,
Gegrüßt sei'st Du, das heut' auch diesen Ort
Des Leidens schmücket mit des Glückes Kränzen.

O, Ihr, für welche dieser Baum erglüh't,
Wir sahen nicht, wie tapfer Ihr gestritten,
Alein wir sah'n mit schmerzbelegtem Blick,
Wie Ihr dafür gebuldet und gelitten.

Jetzt ist die Pein vorbei, jetzt lächeln Euch
Gesundheit wieder und ein neues Leben,
Zu Vater und zu Mutter lehrt Ihr heim,
Zu Weib und Kind — sie sind Euch neu gegeben!

Als Sieger lehrt Ihr heim — o stolzes Wort —
Die Wunden zeigend, die Ihr drum erlitten,
Sie sprechen laut: Wir waren auch dabei,
Als man für Deutschlands Einheit gestritten!

Ihr Schlesier, und Ihr Hessen, Ihr vom Rhein,
Die Jedem hier von Euch die Weihnacht theuer,
So war schon in der Väter grauester Zeit
Dem deutschen Volk gemein des Christbaums Feuer!

Und ach! die Kametaden drauß im Feld,
Die mögen sie der Weihnachtstlichter denken!
Die Wancher pflanzt ein Blümlein auf die Schanz'
Und wischt sich eine Thrän' beim Angedenken!

Der Baum, der aber heute unsichtbar
Sich über uns und über Jene breitet,
Das ist des Vaterlandes Wohl, wenn Ihr
Daheim so wader für die Freiheit streitet,
Wie für die Einheit Ihr's gethan. Doch nun
Hret Euch der Gaben, die das Christkind sendet,
Die Liebe, die gesorgt hier und gewacht
Für Euch — sie hat sie liebend Euch gesendet!

Stop.

(Bei Gelegenheit eines englischen Epistles „Stop“, gespielt in einem Freundesstichle während eines Sommeraufenthaltes in Engelberg in der Schweiz, 1876.)

Hergeweht aus Süd' und Norden
Wir hier eng zusammen steh'n —
Von der blauen Donau Norden,
Wie vom stolzen Syree-Athen,
Von dem Rhein, vom Odenwalde,
Ja selbst von der Seine Strand
Einigte uns fest und balde
Des gewalt'gen Stepper's Band.

Aber so, wie er verbindet,
Löset er auch, rauh und kalt,
Tenn ein lautes: Stop! verkündet
Heute unsrer Freundschaft Fall!
Wieder sich nach allen Winden
Diese strehe Schaar zerstreut —
Ruhten wir und drum nur finden,
Zu besch' n der Trennung Leid?
Aber, ach! Den reißt's im Rücken,
Jener spürt im Magen Pein,
Diese fühlt des Heimweh's Tüden,
Jene möcht' wo anders sein,

Trennt sie von den bannen,
Seufzen wir auch innigst: Stey!
Nichts vermag sie mehr zu bannen,
Sie sind hart, wie jener Knopf,
Unter dessen schwarzem Zeichen
Wir verloren und gesiegt —
Dann stille, tragt mit Schweigen,
Wie der Himmel es gesügt!
Und die frohe Hoffnung heisset,
Dass wir All' uns wiederseh'n,
Oh' uns einß der große Stopper
Ewig liest von himen geh'n! —

7788
2 Bde.

Nachgelassene
belletristische und vermischte
Schriften

in zwei Bänden

von

Luise Büchner,

Verfasserin von „Die Frauen und ihr Beruf“, „Abbildungen aus Heimath und Fremde“,
„Frauenherz“, „Weihnachtsmärchen“, „Völkchenstimmen für Frauen und Jungfrauen“, „Deutsche
Geschichte von 1815–1870“ u. u.

Mit Bildniß und Biographie der Verfasserin.

Zweiter Band:
Vermischte Aufsätze.



Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1878.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

- Aegle, Maxime D',** Meine Erinnerungen. Autorisirte Uebersetzung. gr. 8°. 1863. Geh. M. 4.
- Baumann, J.,** Naturgeschichte für das deutsche Volk. Ein Buch für Schule und Haus. Herausgegeben von Professor Dr. W. H. Schmidt Dritte Auflage. Mit 450 Holzschnitten. gr. 8°. 1871. Broch. M. 7. 20 Eleg. geb. M. 8. 40.
- Beper, Dr. C.,** Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen ungebrannten Autographen, Briefen u. gr. 8°. 1868. M. 6. —
- Brentano, Clemens,** Gesammelte Schriften. Herausg. von Chr. Brentano. gr. 8°. 1852—54. Mit Portrait. 9 Bände. M. 27. —
- — — Geschichte. Mit Stahlstich. Miniatur-Ausg. Geh. M. 6. —
- Briele des Kgl. Preuss. Gesandten Kochs von Rodow an einen Staatsbeamten.** Herausg. von Dr. G. Lechner und Prof. Wendelschön- Barthelmy. gr. 8°. 1873. br. M. 6. —
- Diesendach, Dr. Lorenz,** Versuche der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte. gr. 8°. 1864. M. 6. —
- Fortlage, C.,** Prof. Friedrich Rückert und seine Werke. 8°. 1867. M. 2. 50.
- Hermes, Dr. J. H.,** Richard und Charlotte von Schiller. Aus ihren Briefen und Aufzeichnungen. 8°. 1875. br. M. 2. 70.
- — — Aus Friedrich Leopold von Stolberg's Jugendjahren. Nach Briefen der Familie und handschriftlichen Nachrichten 8°. 1876. M. 2. 70.
- Hinkel, Heinrich,** Leben und Wirken des Dr. Aloys Schmitt. Mit Portrait. 8°. 1873. br. M. 2. —
- Horn, W. O. von,** Gesammelte Erzählungen. Neue Volksausg. 12 Bände. 12°. 1860—62. Mit Portrait und 12 Anst. M. 18. —
- — — Rheinische Volksgeschichten. Mit Portrait und 6 Anst. 3 Bände. 2. Auflage. 8°. 1877. M. 6. —
- — — Des alten Schmiedjacks Geschichten. Mit 3 Stahlstichen u. vielen Holzschnitten nach F. Richter. 3 Bände. 8°. 1852—54. M. 6. —
- Hungari, A.,** Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder. 2 Bände mit 2 Stahlstichen. Dritte Min.-Ausg. eleg. geb. u. Goldschn. M. 8. —
- Jerming, W.,** Gottfried Crayen's Skizzenbuch. Aus dem Englischen. Dritte Auflage. 8°. geh. 1870. M. 2. 10.
- Klimsch, Eugen,** Deutsche Minne in Bild und Lied. 9 Plätter in Farbendruck in eleg. Mappe. gr. 4°. 1869. M. 12. —
- Krieger, Dr. G. L.,** Frankfurter Bürgerwitwe und Zustände im Mittelalter. Ein auf urkundlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums. gr. 8°. 1862. Geh. M. 7. 50.
- — — Die Brüder Sendenbergs. Eine biographische Darstellung nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit. 8°. 1869. Geh. M. 6. —
- Kühner, Dr. C.,** Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. gr. 8°. 1869. M. 3. —
- Malk, C.,** Volkstheater in Frankfurter Mundart. 2. Aufl. 12°. 1864. M. 3. 50.
- Marbach, Dr. Joh.,** Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. 2. Aufl. 8°. 1865. M. 1. 50.

Luise Büchner's

Nachgelassene Schriften.

II.



Nachgelassene
belletristische und vermischte
Schriften

22, 5345
in zwei Bänden

von

Luise Büchner,

Verfasserin von „Die Frauen und ihr Beruf“, „Erichlungen auf Heimath und Fremde“,
„Frauenthry“, „Weihnachtskinder“, „Dichtersimmen für Frauen und Jungfrauen“, „Teufelische
Geschichte von 1815–1870“ K. 16.

Mit Bildniß und Biographie der Verfasserin.

Zweiter Band:

Vermischte Aufsätze.



Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1878.



Inhalt.

	Seite.
1) Charlotte Corday	1
2) Per se. Ein Spaziergang durch die schweizerische Bundes- hauptstadt	54
3) Bilder aus Frankreich	97
4) Die Lüpeltburger	154
5) Nemes und Julie	168
6) Luther auf der Wartburg	175
7) Goethe und ein vergessener Dichter	188
8) Einst und heute. Einzugs-Erinnerungen (1871)	197
9) Weihnachten und Neujahr	208
10) Das Johannisfest in Leipzig	212
11) Karl Oupfow	219
12) Richard—Veneir	240
13) Paris in Amerika	262
14) Berliner Stunden	277
15) Der Materialismus-Schreden	312
16) Gedanken und Ansichten	328



Zweiter Band:

Vermischte Aufsätze.



Charlotte Corday.

Wenn wir uns nach einem der ältesten Gebäude von Caen, der heutigen Hauptstadt des Calvados, umsehen, so muß die im reinsten romantischen Styl erbaute und am nordöstlichen Ende der Stadt auf einem Hügel liegende Dreifaltigkeitskirche unsere besondere Aufmerksamkeit erregen. Sie und ihre prächtige Schwesterkirche, St. Etienne, die sich am andern Stadt-Ende erhebt, wurden zu gleicher Zeit erbaut; erstere von der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, letztere von ihm selbst, und zwar, wie die Sage meldet, um die Schuld zu sühnen, daß Beide, die nahe mit einander verwandt waren, sich ehelich verbunden. Die sanfte Mathilde fand ihre Grabstätte in St. Trinité, mit der sie eine Augustinerinnen-Abtei, die sogenannte Abbaye aux Dames, verband und ihre Tochter Cécilie zur ersten Äbtissin derselben ernannte; man verlieh ihr dabei den Titel einer Madame de Caen, den sie auf alle ihre Nachfolgerinnen vererbte.

Aber nicht jene Gestalten sind es, welche unsere Erinnerung unter den Pfeilern und Rundbögen der zierlichen Kirche in's Leben rief und die wir im Geiste durch die Gassen des Klosters und unter den schattigen Alleen des weit ausgestreckten Parks

einherwandeln sahen. Es war Charlotte Corday's ernste und edle Gestalt, die an dieser Stätte jede andere Erinnerung zurückdrängte; denn hier verlebte sie einen Theil ihrer Kinder- und Jugendjahre, hier empfing sie ihre Bildung, und die Revolution, indem sie die Klöster aufhob, war es, die sie heraus aus diesem stillen Asyl ins Leben und bis zum Tode drängte.

„Du allein warst ein Mann!“ sang André Chénier von ihr, der ihr bald selbst auf die Guillotine folgen sollte; aber daß sie allein in diesem Sinn ein Mann gewesen, erfüllt uns nicht minder mit Grauen, als mit Bewunderung. Es gibt Gestalten, an denen die Poesie sich vergeblich abmüht, sie uns zu erklären und unserm Gefühle vollständig nahe zu bringen; nur ein Homer in seiner einfachen Erhabenheit wäre vielleicht im Stande gewesen, eine Charlotte Corday lebenathmend vorzuführen. Dieser Erscheinung gegenüber, die in wahrhaft kolossalen Dimensionen sich von dem großen Hintergrunde der Revolution ablöst, kann uns nur die treueste Wissenschaft befriedigen. Aber seltsam, als ob auch sie sich Mühe, die Räthsel zu lösen, welche Charlotte Corday umgibt, kennen wir von diesem außerordentlichen Wesen kaum mehr, als ihre That und den Heroismus, mit dem sie deren Folgen ertrug. Kaum sind siebenzig Jahre vergangen, seit sie gelebt, und fast ist ihre Spur verwischt, und aus dem Flugsande des Vergessens sehen wir von Charlotte kaum mehr hervorragen, als das Haupt einer Sphinx in der ägyptischen Wüste. Seit Jahren hat man in Frankreich mit Eifer und Fleiß gegraben, das Niedestal dieser antiken Statue zu enthüllen, nach einer genauen Kenntniß der Geschichte ihrer Kindheit und Jugend den Faden zu finden, der sie zuerst bis zum Tode und dann mit so ruhigem Muth zur Guillotine führte. Diese Bemühungen waren auch nicht ganz vergebens, aber das Wichtigste über sie fehlt und wird auch schwerlich mehr aufzufinden sein. — Die Schrecken der Revolution, die nach Charlottens That höher und höher stiegen,

waren zunächst die Ursache, daß Alle, die mit ihr in näherer Beziehung gestanden, jede Spur derselben sorgfältig vernichteten. Vieles ist auch durch Nachlässigkeit verloren gegangen, denn wer konnte ahnen, daß das junge Mädchen, dem man kaum eine höhere Bedeutung, als andern jungen Mädchen zutraute, nach kurzer Frist eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangen würde?

Die Apathie, welche der Revolution und dem Aufschwung der Napoleonischen Zeit folgte, trug gleichfalls das ihrige dazu bei, Charlottens Andenken zu verwischen; man wollte sich gar nicht mehr an jene aufgeregten Zeiten erinnern und war froh, von den Stürmen auszuruhen. Nicht so die Generation der Nachgeborenen; in dieser ward der Forschergeist nach allen Richtungen hin lebendig. Man suchte hervor, was sich tief in Staats- und Privat-Archive versteckt hatte, die Papierballen des Krämers und Handelsjuden wurden durchforscht, und gar manche unschätzbare Correspondenz, gar manches werthvolle Altenstück ist durch diese Bemühungen der Vernichtung entzissen worden. In Bezug auf Charlotte aber haben diese Forschungen kaum mehr ergeben, als die Gewißheit über das, was absichtlich zerstört wurde. In den letzten Jahren namentlich hat man in ihrem engeren Vaterlande, der Normandie, nichts unversucht gelassen, um neue Details ihres Lebens zu ergründen, und so, wie sie einst noch auf dem Gang zum Tode ihrem begeisterten Apologeten, Adam Lur, glühende Liebe eingestößt, hat ihr bloßes Andenken fast in gleicher Weise einen Pariser Advokaten, Namens Watel, an sie gefesselt. Er hat es sich förmlich zur Aufgabe gemacht, alle Reliquien, die von Charlotten noch aufzufinden waren, in seinen Besitz zu bringen, und namentlich verdankt man ihm die Herausgabe von Charlottens Proceßakten, die lange Zeit in der Sainte Chapelle, jenem Juwel gotthischer Baukunst, das man während und nach der Revolution als Archiv benutzte, vergraben lagen.

In gleicher Weise hat ein „normännischer Bibliophile“ alle

Schriftstücke, die man bis jetzt von ihr aufgefunden, und deren Originale sich als lesbare Autographen in verschiedenen Händen befinden, gesammelt und veröffentlicht. — Ein Buch, das unter dem Titel „Marie Charlotte Corday d'Armand, von Chéron de Billiers“ erst ganz kürzlich die Presse verlassen hat, soll, wie man uns im Voraus versicherte, wenig positiv Neues enthalten, und dessen Hauptreiz sollen die zweiundzwanzig verschiedenen Porträte Charlottens bieten.

Ein um so höheres Interesse gewinnt das Wenige, was uns über Charlotte verbürgt ist, und namentlich die wenigen Schriftstücke — es sind deren nicht mehr als zwölf — die ganz authentisch von ihrer Hand herrühren. Diese Schriftstücke unverkürzt mitzutheilen, ist vorzugsweise der Zweck dieses Aufsatzes, und wir hoffen, damit auch einem deutschen Publikum eine willkommene Gabe zu bringen, denn eine Charlotte Corday gehört der ganzen Welt. Zu ihrer Erläuterung und Ergänzung bedürfen diese Briefe nothwendig des verknüpfenden Bandes der biographischen Notizen, und wie Vieles davon auch dem unterrichteten Leser schon hinlänglich bekannt sein mag, fürchten und scheuen wir doch gerade in diesem Falle die Wiederholung nicht.

Wir entnehmen unsere Mittheilungen über sie zunächst einer Biographie des Normannen Louis Dubois, der Charlotten noch persönlich kannte, und die etwa um 1828 erschien, sowie einer Apologie Charlottens von Canet-Gironville, die bereits im Jahre IV der Republik veröffentlicht wurde und mit einem elenden Kupferschilde versehen ist, der Charlotte in dem hohen Männerhute mit großer Kokarde vorstellt, den sie nach der Mode jener Zeit trug, und mit dem sie Marat ihren ersten Besuch abstattete. Am Abend, bei der Ermordung, trug sie eine Haube. Auf diesem Bilde hält sie einen Fächer in der Hand, und nach ihm ist wohl jenes andere entworfen, welches nach Charlottens That in Paris exportirt wurde, und auf dem sie in der andern

Hand ein großes Messer hält. — So schlecht das Bild ist, frappirt es dennoch durch den Zug fester Männlichkeit, welcher die Physiognomie charakterisirt. Jedenfalls stimmt es besser zu der wirklichen Charlotte, als jene schwächlichen, zarten Frauenbilder mit schwarzen Haaren, blauen, schüchternen Augen und kleinen, feinen Händen, wie man sie häufig und namentlich selbst im Museum von Caen sieht.

Außer den genannten benützen wir noch die Reliquen von Chauveau-Lagarde, Charlottens Verteidiger, und die Processakten, welche Batel herausgegeben. — Die jetzigen Einwohner von Caen wissen von ihr nur noch durch Ueberlieferung, und diese ist höchst ungenügend, denn selbst die Zeitgenossen wußten sich ihrer kaum mehr zu erinnern, als man anfang, sie nach Charlotte zu befragen. Sind doch sogar einem angesehenen Manne von Caen, Deugen-Lengreiß, zwanzig an ihn geschriebene Briefe, welche nach der Campagne von Brécourt noch existirten, und in denen sie sich vorzugsweise über Politik und Literatur verbreitet, spurlos abhanden gekommen. Der schon erwähnte „bibliophile normand“ sagt: „Seit fünfzehn Jahren haben wir in Caen und der Umgegend die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt; wir persönlich und Leute, die wir dafür interessirten, haben mehr als zehntausend Kilogramme Papier zusammengetragen und durchsucht, die wir uns bei Versteigerungen, in den Tabakeläden und von Kaufleuten zu verschaffen wußten. Wir haben öffentliche Archive und Privatsammlungen durchsucht, aber nichts von oder über Charlotte Corday gefunden, wenn auch sonstige Ausbeute daraus hervorging“.

Ueber Charlottens Aeußeres werden wir noch am besten belehrt. Die Franzosen unterscheiden dabei sehr fein; sie sagen: „C'était une belle femme, mais elle n'était pas jolie“. Das heißt, sie war stark, groß, kräftig, von blühender Gesichtsfarbe, aber nicht zierlich, nicht anmuthig; es war mit Einem Worte eine normännische Schönheit, und, süßen wir

hinzü, auch ein normännischer Charakter. Die psychologische Erklärung dieses seltenen Wesens, welche die Geschichte uns versagt, und an der die Poesie so oft gescheitert ist, wird uns dann vielleicht am nächsten gerückt, wenn wir den Charakter ihrer Rasse berücksichtigen.

C'était une belle femme — gewiß, die Frau, welche nicht allein die moralische, sondern auch die physische Kraft hatte, das Messer bis ans Hest in Marats Brust zu stoßen, kann keine zierliche Salenfigur, sie muß der Typus der großen, starken Frauen ihres Landes gewesen sein. Bis zum letzten Augenblick sehen wir diese physische Kraft ihr treu bleiben, und die Sanftmuth, welche sie mit der Energie ihres Wesens verband, war jedenfalls mehr Frucht ihrer geistigen Bildung, als angeborene Eigenschaft.

Jene kühnen Nordlandsfahrer, die sich das nördliche Frankreich erobert und nicht allein einer der gefürchtetsten kriegerischen Stämme des Mittelalters gewesen, sondern auch die Träger der Poesie jener Epoche wurden, zeigen durch ihre ganze Geschichte eine wunderbare Mischung von Phantasie und einen bis zur Brutalität gehenden Hang zur Gewaltthätigkeit. Damit verbunden sie und besitzen sie noch bis heute eine Fähigkeit des Charakters, einen Eigenwillen, der in ganz Frankreich unter der Bezeichnung: *tâle normande* zum Sprichwort geworden ist.

— Die hervorragendste Gestalt der normannischen Sage, Robert der Teufel, ist nichts anderes, als der warmblütige Typus seines Stammes; diese unbändige Natur, die keine Furcht kennt, die vor keiner Gewaltthat zurückbebt, wo es gilt, den eignen Willen durchzusetzen, repräsentirt vollständig jenes wilde Geschlecht, das zu wiederholtenmalen sengend und brennend fast ganz Frankreich durchzog, mit roher Unerblichkeit jedes Hemmniß vor sich niederwerfend. Später wird dieser wilde Most zum edlen Weine. Kunst und Poesie erblühen in dem von der Natur reich gesegneten Lande; aber die kühne Abenteuerlust ist noch nicht er-

leschen, noch nicht der gewaltthätige Sinn, das in Wirklichkeit auszuführen, was die Phantasie dem Wunsche vorgespiegelt. In dem kühnen Vossard, in Wilhelm dem Eroberer, erhebt sich die normännische Natur noch einmal fast bis zur ursprünglichen Wildheit seines sagenhaften Vorgängers. Ihn verlangt nach Englands Krone, und ohne langes Besinnen streckt er seine Hand darnach aus. Halb durch List zwingt er seine widerstrebenden Vasallen, ihm übers Meer zu folgen. Wenn er nicht die erste Schlacht gewann, war er verloren; aber er gewinnt sie und gründet eines der mächtigsten Königreiche Europas.

Es ist keine Versündigung an Charlotte Corday, wenn wir sagen, ein Hauch von dem Geiste dieses Reden hat sich, wenn auch in ungleich edlerer Gestalt, noch einmal in ihr verkörpert. Eine glühende Phantasie, gepaart mit rücksichtsloser Energie, die selbst vor dem Aeußersten nicht zurückbebt, der romantische Hang des Mittelalters, das auszuführen, was der Seele in wachen Träumen als wünschenswerth und nothwendig erschienen — dieß scheint uns der Grundzug ihres Wesens zu sein, um so mehr, als auch nicht die Spur eines persönlichen Motivs sich in ihre Handlungsweise mischt. Kein Hauch von irdischer Liebe hat dieses Herz berührt, und Alles, was man darüber gemuthmaßt und gefabelt, hat sich als völlig grundlos herausgestellt. Jeder Versuch, Charlottens That daraus zu erklären, verzerrt ihr Bild und macht sie darum namentlich zu einem unfruchtbaren Gegenstand für den Roman- und Tragödien- dichter.

Daß ferner die gewaltige Zeit es war, die den gewaltigen Kern ihres Innern hervorlockte und sie zu einer That trieb, welche lehrt, wie der Fanatismus keiner Bedingung des Zeitalters, noch der Bildung unterworfen ist, bedarf kaum der Erwähnung. Mit wahrhaft schmerzlichem Gefühle aber müssen wir die ungeheure Einseitigkeit und Verblendung beklagen, in

der Charlotte währte, mit Marats Tode sei Frankreich der Friede zurückgegeben. Ihre weibliche Natur einerseits, ihre klösterliche Erziehung andererseits ließen sie übersehen, daß Ereignisse, wie die französische Revolution, weder durch den Einzelnen hervorgerufen und charakterisirt, noch durch die Hand des Einzelnen aufgehalten werden.

So gibt uns nichts und Niemand genauere Kunde, wann der ungeheure Entschluß sich Charlottens Seele bemächtigte, wie er darin keimte und wuchs. Das Wenige, was sie selbst davon verrieth, wird sich später aus ihren Briefen und ihrem Verhöre ergeben. Zu ihrem Heile starb sie mit der Ueberzeugung, daß sie wirklich Frankreich gerettet habe.

Zwischen Marat und Charlotte hat die Geschichte heute gerichtet. Beide Fanatiker, beide gewalthätig, aber sie ebenso muthig und unerschrocken, als er persönlich feige war, wurden beide durch die Ereignisse aus der Dunkelheit hervorgerissen und bis über das Maß des gewöhnlichen menschlichen Empfindens hinausgeführt. Die innerste Natur von Beiden hat die Zeit herausgeleht, und wie verschiedenartig auch die Gefühle sein mögen, mit denen wir die tödtende Priesterin und das Opfer betrachten, so erscheinen sie uns doch beide in ihrer blutbesleckten Gestalt als Wesen, deren Beschaffenheit ganz zu durchdringen unser geistiges Auge umsonst sich abmüht.

Marie Anne Charlotte Corday d'Armand wurde am 27. Juli 1768 in einer Hütte der Gemeinde Lignerie im Arrondissement von Argentan, Departement de l'Orne, geboren. Sie stammte aus einer geistig hoch begabten Familie, denn ihre Urgroßmutter Marie, nach der sie auch genannt wurde, war keine geringere, als des großen Corneille Schwester. Sie wurde niemals anders als Marie genannt, und nur durch einen Irrthum des Anklageakts ist sie als Charlotte auf die Nachwelt gekommen.

Die Mutter starb frühe, und so bestand die Familie außer dem Vater nur noch aus zwei Brüdern und einer jüngeren Schwester. Ein unabhängigerer Sinn, als er damals unter den Edelleuten herrschend war, muß ihrer Familie nicht fremd gewesen sein, denn Charlottens Vater, der dritte von vier Brüdern, hatte schon in seiner Jugend eine Schrift gegen das Erstgeburtsrecht verfaßt. Er mochte sich um so berechtigter dazu fühlen, als Herr von Corday mit einem Jahres Einkommen von 1500 Frsch. leben mußte, was selbst in jener Zeit dem Glend gleich kam. Das einzige authentische Zeugniß über Charlottens Kindheit und Jugend war in dem Verhör niedergelegt, welches ihr Vater nach Marats Tod in Argentan zu bestehen hatte. Dieses wichtige Altenstück ist bis heute spurlos verschwunden, und ebenso sind es die Briefe, welche sie aus dem Hause der Madame de Bretteville an ihren Vater schrieb, und worin sie ihm die Porträts der in Caen befindlichen Girondisten entwirft.

Noch ziemlich jung wurde Charlotte nach dem Tode der Mutter nebst ihrer jüngeren Schwester in der Abbaye des Dames, wo öfter adeliche Fräulein erzogen wurden, aufgenommen. Dieselbe stand zu jener Zeit unter der Leitung einer Madame de Velsunce, und man hat eine Zeitlang geglaubt, aus dieser Beziehung das Motiv für Marats Tod herleiten zu dürfen. Ein junger französischer Officier, Monsieur de Velsunce, der in Caen in Garnison lag, verkehrte häufig mit seiner Tante und deren Pensionäriinen. Gleich am Anfang der Revolution wurde der junge Mann bei einer Straßen-Ümeute, der er sich hochmüthig und unbesonnen entgegenwarf, indem er das Volk verhöhnte, getödtet. Daß dieses Ereigniß Charlottens Gemüth tief berühren mußte, versteht sich von selbst, aber es ist grundfalsch, daß sie den jungen Velsunce geliebt und nur, um seinen Tod zu rächen, zum Mordstahl gegriffen habe.

Noch ehe sie das Kloster verließ, trat Madame de Penté-

coulant an die Stelle der früheren Aebtissin, und auch dieser Name wurde in Charlottens Geschick verflochten, indem sie den Neffen dieser Dame, Gustave Doucet de Pentécoult, welcher gleichfalls Officier und später Mitglied des Nationalconvents war, zu ihrem Verteidiger wählte. Aber Doucet erschien nicht, was Charlotte veranlaßte, ihn, noch fast am Fuß des Schaffotes, deshalb mit zermalmenden Worten anzuklagen. Die Geschichte hat ihn seitdem von dem Vorwurf der Freigiebigkeit freigesprochen. Damals selbst schon verdächtig, hatte er seine Wohnung verlassen, hielt sich in Paris versteckt und erhielt Charlottens Auforderung, sie zu verteidigen, erst vier Tage nach ihrer Hinzunahme. Er entfloß später nach der Schweiz, hielt sich dort bei einem armen Schreiner verbergen und kehrte erst nach dem Sturz der Schreckensherrschaft nach Frankreich zurück.

Innige Freundschaft verband Charlotte während ihres Aufenthaltes im Kloster und auch noch später mit einer Freundin, einer späteren Madame Gautier de Villiers, die vor noch nicht langer Zeit in Versen, in der Umgegend von Caen, gestorben ist. Diese Freundin besaß mehr als sechzig Briefe von Charlottens Hand, sowie eine Menge kleiner Andenken. Kaum war die Kunde ihrer That nach Caen gedrungen, als der Vater der jungen Dame Alles, was sich von Charlotte in seinem Hause verband, aufs sorgfältigste vernichtete, aus Furcht vor einer Handjuchung. Es ist anzunehmen, daß noch Vieles von Charlottens Hand in gleicher Weise dem Untergang geweiht wurde, da sie mit vielerlei Personen in schriftlichem Verkehr stand.

Nach dem Ausbruch der Revolution und der Aufhebung des Klosters fand Charlotte ein Asyl bei einer verwittweten, weitläufigen Verwandten, einer Madame de Bretterville, ihrer Tante à la mode de Bretagne, wie man in Frankreich sagt. Sie bewohnte mit ihr deren Haus in der Rue St. Jean, zu dem der Fremde heute noch neugierig wallfahrtet, das aber keine Spur seiner früheren Bewohner mehr zeigt. Mit einiger

Entrüstung betrachteten wir die Wand der zweistöckigen, frisch angestrichenen Fassade und die drei breiten Fenster, hinter denen schneeweiße Vorhänge sichtbar waren. Dieses Haus wurde an der Stelle des alten im Jahre 1850 ganz neu erbaut, und wir sehen nichts mehr von der steilen Wendeltreppe, die hinauf in Charlottens Zimmer führte, nichts von dem kleinen Gang, durch den sie sich jeden Morgen in das Zimmer ihrer Tante begab. Auch der finstere Hof und die Werkstätte des armen Schreiners im Hinterhaus, den Charlotte öfter besuchte, sind verschwunden, wohl aber können wir uns noch überzeugen, wie die Fenster dieses Hauses nach der Rue des Carmes gerichtet sind, worin das Gebäude der alten Intendantur steht, welches die verbannten Girondisten bewohnten, und deren Thun und Treiben Charlotte somit vom Morgen bis zum Abend beobachten konnte, um so ungestörter vielleicht, als die Rue St. Jean nicht, wie Lamartine in der ersten Auflage seiner Girondisten höchst komisch bemerkt, „öde und verlassen“, sondern die äußerst lebhafteste Hauptstraße der Stadt ist.

Da Madame de Bretterville schon bejahrt war und wenig Verkehr hatte, lebte Charlotte gleichfalls sehr zurückgezogen mit den wenigen alten Freunden ihrer Tante, die alle dem Adel angehörten. Ihr Vater lebte damals mit der jüngsten Tochter in Argentan, während die Brüder in England emigriert waren.

Wir müssen an dieser Stelle erwähnen, daß vor drei Jahren in der Revue des deux Mondes Casimir Perrier das Manuscript einer alten Dame, einer Jugendfreundin Charlottens, Madame de M., mittheilte, in dem sie ihre Erinnerungen niedergelegt hat. So interessant dies Actenstück sein könnte, so wenig ist es thatsächlich der Fall. Im Gedächtniß der alten Dame muß sich Manches verschoben haben, denn sie macht öfter falsche Angaben oder solche, die nichts weniger als wahrscheinlich sind. Das Beste bleibt es jedenfalls, daß sie von zwölf Briefen, die ihr Charlotte geschrieben, und die ihre Mutter aus Angst zerstört,

zwei zu retten wußte, die wir sogleich mittheilen werden. Der Verkehr zwischen den Freundinnen war öfter ganz unterbrochen und erhielt sich vom Jahre 1791 an, wo die Mutter der Frau v. W. mit ihren Töchtern nach Rouen zog, nur noch durch einen spärlichen Briefwechsel, der aber zuletzt auch aufhörte.

Den Mittheilungen dieser Frau zufolge zeigte Charlotte schon als Kind den unbeugsamen Charakter ihrer späteren Jahre. Nachdem sie das Kloster verlassen, soll sie sich mit ihrem Vater in Folge ihrer politischen Ansichten überworfen, sein Haus verlassen und deshalb ein Asyl bei Madame de Bretteville gesucht haben, die sie vorher gar nicht kannte. Diese wird als eine äußerst beschränkte und unselbstständige Person geschildert, die durch die unvermuthete Erscheinung Charlottens in große Verlegenheit gerieth und erst durch das Zureden der Mutter der Frau v. W. bestimmt wurde, sie bei sich zu behalten. Einige Monate später fand eine Ausöhnung mit dem Vater statt, bei einem Diner, welches Madame de Bretteville am Michaelistage 1791 gab, und dem außer Charlottens Brüdern und einem ihrer Freunde Madame de W. nebst den übrigen bewohnte. Es war zugleich ein Abschiedsfest für die jungen Leute, die auf dem Punkte standen, nach England abzureisen. — Als der Vater Gorday einen Toast auf den König ausbrachte, soll Charlotte sich geweigert haben, mitzutrinken, was jedoch dem Briefe gegenüber, in dem sie sich über Ludwigs Hinrichtung ausdrückt, unglaublich klingt. — Die Freundin erzählt noch weiter, wie Charlotte vorzugsweise gern von der Größe der römischen Frauen gesprochen und sich auch häufig der antiken Redeweise bedient habe, was die jungen Mädchen langweilte. Diese Art sich auszudrücken finden wir auch in ihren Briefen. Es muß überhaupt zwischen ihr und ihren Altersgenossinnen schon frühe eine tiefe Kluft gewesen sein, und es mochte nur ein geringes gegenseitiges Verständniß zwischen ihnen herrschen. Noch erzählt Frau von W., daß Charlotte niemals Rousseau

habe lesen wollen, um nicht in ihrem Glauben irre zu werden; auch dies ist falsch, wie wir von Louis Dubois hören werden. — Doch gehen wir nun zu den wenigen Briefen über, die sich aus jener Zeit erhalten haben und wohl am besten Aufschluß über ihre damalige Denkweise geben.

Der älteste derselben ist vom 24. September 1788 und wohl noch im Kloster geschrieben. Er ist an eine Madame Duhaubelle gerichtet, die ein Landgut in der Nähe von Liffieur bewohnte, und lautet:

„Madame, ich würde die Ehre gehabt haben, Ihnen schon früher zu schreiben und Ihnen für Ihr freundliches Andenken zu danken, wenn ich nicht zuvor das „Leben der Heiligen“ hätte durchsuchen müssen, um die Schutzpatronin meiner kleinen Cousine aufzufinden, deren Leben ich Ihnen mit wenig Worten erzählen werde“.

„Gegen das Jahr 300 lebte in Rom eine vornehme Frau Namens Aglae, die ungeheure Reichthümer besaß und ein sehr leichtfertiges Leben führte. Sie hatte nur drei gute Eigenschaften, die Freigebigkeit, das Mitleid und den Sinn für Gastfreundschaft. Nachdem sie mehrere Jahre im Laster gelebt, ward Aglae von der Gnade berührt, und sie sagte zu ihrem Haushofmeister, der sich gleichfalls bekehrt hatte, er solle den heiligen Märtyrern beistehen und ihr Reliquien von ihnen bringen, um diese anzubeten und durch deren Fürbitte von ihren eigenen Sünden erlöst zu werden. Bonifacius antwortete ihr scherzend: „Wenn ich Reliquien von Märtyrern finde, werde ich sie bringen, aber wenn Euch meine eigenen Reliquien als die eines Märtyrers gebracht werden, wollt Ihr sie dann auch aufnehmen?“ Wirklich unterstützte Bonifacius die Heiligen, wurde deshalb zum Tode verurtheilt, und es wurde ihm der Kopf abgeschnitten; seine Diener trugen den Körper fort. Unterdessen war der Aglae ein Engel erschienen und sagte zu ihr: „Derjenige, der Euer Diener gewesen, ist jetzt Euer Bruder. Empfangt ihn

wie Eueren Heiland und weist ihm einen würdigen Platz an; Eure Sünden werden Euch durch seine Fürbitte vergeben werden". — Sogleich verließ Aglae, gefolgt von einer großen Zahl Geistlichen, ihr Haus und ging den heiligen Reliquien entgegen. Aglae ließ ihnen eine prachtvolle Kirche erbauen, in der sich zahlreiche Wunder begaben; von da an entsagte sie vollständig der Welt, gab alle Güter den Armen, lebte noch dreizehn Jahre in ausübender Frömmigkeit und starb den Tod der Heiligen. Sie wurde in der Kapelle bestattet, die sie dem heiligen Bonifacius erbaut, und die Kirche feiert beider Fest am selben Tag."

"Dies, Madame, war die Schutzheilige meiner Kleinen Cousine, der ich ein ähnliches Ende wünsche, und die ich zärtlich umarme, ebenso wie ihre liebenswürdige Schwester. Man hat mir gesagt, Madame, daß Ihre Geschäfte auf Ihrem Landgute beendigt seien, und ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück dazu, denn es ist sehr angenehm zu wissen, woran man sich zu halten hat. Indessen kann ich mich nicht darüber freuen, denn es ist ein sicheres Zeichen, daß Sie uns verlassen werden. Ich hoffe in dem Fall zu sein, Sie nächstes Jahr zu sehen und Sie mündlich versichern zu können, mit wie viel Ehrerbietung ich, meine liebe Cousine, Ihre sehr ergebene und gehorsame Magd bin.

M. Corday".

"Meine Schwester beauftragt mich, sie Ihnen zu empfehlen, und Ihren Kleinen sendet sie hundert Grüße".

Das Original dieses Briefes befindet sich in Paris, und die Unterschrift ist, jedenfalls auch aus Furcht vor Entdeckung, durchgestrichen; doch kann man sie noch deutlich erkennen.

Höchst eigenthümlich ist die Orthographie und ebenso die Interpunktion aller Briefe. Letztere fehlt fast ganz; es ist oft schwer, die Sätze richtig abzutheilen, und bei ersterer machte sich namentlich das Wegbleiben der Apostrophirung bemerkbar. Artikel, wie Fürwort sind immer mit dem Hauptwort oder dem

Zeitwort in einem fortlaufenden Worte geschrieben. Die Schriftzüge sind für eine Frauenhand auffallend groß und fest und bleiben dies unverändert bis zu den letzten Zeilen, die sie schrieb.

Das folgende Billet vom 10. September, ohne Angabe einer Jahreszahl, ist, nach dem Styl zu urtheilen, wohl aus der nämlichen Zeit, wie der erste Brief. Es ist an einen Lehrer Eccavalier gerichtet, bei Gelegenheit von Versen, die dieser für ein Glied von Charlottens Familie, Vien-Nimée, genannt, gedichtet:

„Ich kann Ihnen, mein Herr, auf keine andere Weise meine Dankbarkeit für Ihre kleine Arbeit zu Ehren von Vien-Nimée bezeugen, als indem ich Ihnen mittheile, wie viel Beifall und Verehrung es seinem unbekannten Verfasser eingetragen; denn nicht ohne Mühe ist es mir gelungen, zu erfahren, wem ich dafür verpflichtet bin. Nichts gibt unsere eigenen Empfindungen rührender wieder, als diese Verse. Ich bitte Sie, mein Herr, von der Dankbarkeit und den ehrerbietigen Empfindungen überzeugt zu sein, mit denen ich die sehr demüthige und ergebene Dienerin des Verfassers von Vien-Nimée bin.

W. Gerday“.

Dieses Billet befindet sich in der Sammlung eines Herrn in Alençon.

Man sieht, es war noch eine sehr demüthige, sehr kindliche Charlotte, die diese und die vorhergehenden Zeilen schrieb. In den schon erwähnten Briefen an ihre Freundin, Madame de M., nimmt sie schon einen höheren Flug, sie sind aber auch vier Jahre später geschrieben. Der erste lautet:

März 1792.

„Ist es möglich, meine liebe Freundin, daß du, während ich über die Hautheit murrte, das Opfer der abscheulichen Plattern gewesen! Ich denke, du wirst dich freuen, wieder davon befreit zu sein, und darüber, daß sie dein Gesicht geschenkt haben. Es ist dies eine Gnade, die sie nicht jeder hübschen Person er-

weisen. Du warst krank, und ich wußte es nicht. Versprich mir, meine Liebste, daß du, wenn dir wieder ein solcher Einfall kommt, es mir zuvor meldest, denn es ist traurig, das Schicksal seiner Freunde nicht zu kennen. Du fragst mich nach Neuigkeiten; im Augenblick, meine Liebe, gibt es keine in unserer Stadt; die empfindsamen Seelen sind wieder auferstanden und abgereist. Die Verwünschungen, welche du gegen unsere Stadt ausgesprochen, haben ihre Wirkung gethan; wenn noch kein Gras in den Straßen wächst, so kommt es daher, daß die Jahreszeit dafür noch nicht gekommen. Die Faubours sind abgereist, und selbst ein Theil ihrer Möbeln. Monsieur de Cussi hat die Fahnentwacht; er heirathet ein wenig Mademoiselle Fleuriot. Trotz dieser allgemeinen Desertion sind wir sehr ruhig, und je weniger Menschen da sind, je weniger Gefahr einer Insurrektion ist vorhanden. — Wenn es von mir abhinge, würde ich die Zahl der nach Neuen Geflüchteten vermehren, nicht aus Furcht, sondern um bei euch zu sein und von euern Stunden zu profitiren; denn ich würde dich sehr schnell zu meiner englischen oder italienischen Sprachlehrerin erneunen und bin sicher, daß ich von dir in jeder Beziehung lernen würde. Madame de Bretteville, meine Tante, dankt euch sehr für euer Angedenken und für euern Wunsch, zu ihrer Ruhe beizutragen; aber ihr Alter und ihre Gesundheit verbieten ihr eine derartige Erleichterung. Sie erwartet mit Vertrauen die kommenden Ereignisse, welche nicht verzweifelt zu werden scheinen. Sie bittet dich, Madame L. zu sagen, wie dankbar sie für deren Sorge sei, und daß Niemand ihr aufrichtiger ergeben sein könne, als sie. Sie vermißt euch Beide sehr und ist gleich mir überzeugt, daß ihr nicht so bald in eine Stadt zurückkehren werdet, die ihr mit so viel Recht verachtet. Mein Bruder ist vor einigen Tagen abgereist, um die Zahl der irrenden Ritter zu vermehren; sie könnten auf ihrem Wege Windmühlen begegnen. Ich kann mir nicht, wie unsere ausgezeichneten (*savants*)

Krißokraten, vorstellen, daß man einen Triumphzug halten wird, ohne zu sechten, um so mehr, da die Bewaffnung der Nation ehrfurchtgebietend ist. Ich will wohl zugeben, daß diese Leute ungeübt sind, aber der Gedanke der Freiheit verleih' ein gewisses Etwas, das dem Muths gleicht, und außerdem kommt ihnen noch die Verzweiflung selbst zu gute. Ich bin also nicht ruhig, und welches Loos wird uns überdies erwarten? Ein entsetzlicher Despotismus! Wenn es gelingt, das Volk wieder in Ketten zu schmieden, so fallen wir aus der Charybdis in die Scylla und werden unter allen Umständen leiden müssen. Aber, meine Schöne, es ist ein Journal, das ich dir hier gegen meine Absicht schreibe, denn alle diese Klagen nützen uns zu nichts, und während des Carneval sollten sie noch strenger verpönt sein.

„Ich habe dir noch eine traurige Mittheilung über mich selbst zu machen; ich habe nämlich deinen Brief verloren. Ich weiß deine Adresse nicht mehr und bitte dich, mir dieselbe gleich zu senden, wenn du diese Zeilen erhältst. Madame Walmentó ist mit Madame Malherde auf das Land gegangen, und ich weiß nicht, an wen mich deßhalb wenden; darum unterzeichne ich mich nicht, für den Fall, daß Jemand gegen meinen Willen statt deiner dieses Gekrikel lese.

„Ich nehme meinen Brief, der einige Tage geschlummert, noch einmal zur Hand, meine sehr Schöne, weil man uns große Ereignisse ankündigte, die ich dir noch melden wollte. Es ist aber nichts eingetroffen. Alles ist ruhig, trotz des Carneval, von dem man nichts merkt. Die Masken sind verboten; du wirst dies in der Ordnung finden. Monsieur de Sandos ist zurück; man weiß nicht warum, Niemand begreift sein Vetragen. Diene mir zum Dolmetscher bei Madame L. und versichere sie meiner ehreerbietigen Anhänglichkeit. Lebe wohl, mein Herz“.

Sehr merkwürdig ist in diesem Briefe neben der Herzlichkeit gegen die Freundin die feine Ironie, mit der sie selbst diese

nicht verschont, und welche sich bei Erwähnung der Emigranten sogar bis zum Spotte steigert. Diese Ironie war ein Hauptzug ihres Wesens und verließ sie fast bis zum letzten Augenblicke nicht. Der zweite Brief an Madame de M. ist der folgende:

2. Mai 1792.

„Ich empfangе mit immer neuem Vergnügen, meine schöne Freundin, die Beweise deiner Freundschaft, aber es betrübt mich, daß du leidest bist. Es scheint dies eine Folge der Plattern zu sein, du mußt dich schonen. Du fragst mich, mein Herz, was in Versen vorgefallen. Alle Schändlichkeiten, die man begehen kann. Etwa 50 Personen wurden beraubt, geschlagen und die Frauen beschimpft. Es scheint sogar, daß es diesen hauptsächlich galt. Drei davon sind einige Tage darauf gestorben; die andern sind krank, wenigstens die meisten. Die von Versen hatten am Ostertag einen Nationalgardisten und selbst seine Kokarde beschimpft; dies heißt einen Esel bis an seinen Zaum beleidigen. Darauf stürmische Deliberationen; man zwingt die Behörde, den Abzug von Caen zu gestatten, dessen Vorbereitungen zwei und eine halbe Stunde währten. Die von Versen, schon am Morgen benachrichtigt, glaubten, man mache sich über sie lustig. Schließlich hatte der Pfarrer noch Zeit, sich zu retten, indem er eine Leiche, die man gerade bestatten wollte, unterwegs stehen ließ. Du weißt, daß Diejenigen, die da waren und die man gefangen nahm, der Abbé Adam, de la Vallée, Stifteherrn des heiligen Grabes, ein fremder Pfarrer und ein junger Abbé der Gemeinde waren; die Frauen sind die Nichte des Abbé Adam, die Schwester des Pfarrers, und zu diesen kommt noch der Bürgermeister. Sie blieben nur vier Tage im Gefängniß.

„Ein Bauer, von den Beamten darüber befragt, ob er ein Patriot sei, erwiderte: „Ja, ganz gewiß, meine Herrn, alle Welt weiß, daß ich der Erste war, welcher bei der Ver-

steigerung auf die Güter des Clerus ket, und ihr wißt wohl, daß die anständigen Leute nichts davon wollten". Ich glaube nicht, daß ein geistreicher Mann besser geantwortet hätte, als dieses arme Thier; selbst die Richter, trotz ihres Ernstes, hatten Lust zu lachen. Was soll ich dir noch sagen, um dieses traurige Kapitel zu beenden? Die Gemeinde hat sich im Augenblick umgewandelt, um auch „à la club“ zu spielen; man hat die Neubekehrten gefeiert, die ihren Pfarrer würden ausgeliefert haben, wenn er wieder erschienen wäre.

Du senast das Volk man ändert es geschwind.

Denn Haß und Liebe wechseln wie der Wind.

„Sprechen wir nicht mehr von ihnen! — Alle Personen, von denen du mir redest, sind in Paris. Heute reist der Rest unserer ehrlichen Leute nach Rouen ab, und wir bleiben fast allein. Was willst du? Dem Unmöglichen gegenüber hält Keiner Stand. Es wäre mir in jeder Hinsicht lieb gewesen, wenn wir uns in eurer Gegend niedergelassen hätten, um so mehr, da man uns mit einer nahen Insurrektion bedroht. Man stirbt aber nur einmal, und was mich über die Schrecken unserer Lage tröstet, ist dieses, daß Niemand etwas an mir verliert, wenn du nicht etwa meine zärtliche Freundschaft für etwas zählst. Du würdest vielleicht überrascht sein, mein Herz, unsere Befürchtungen zu sehen, aber ich bin sicher, du würdest sie theilen, wenn du hier wärest. Man wird es dir sagen können, in welchem Zustand sich unsere Stadt befindet, und wie die Geister gähren.

„Lebe wohl, meine Schöne, ich verlasse dich, denn es ist mir unmöglich, noch länger mit dieser Feder zu schreiben, und ich glaube, daß ich schon zu lange gezögert habe, dir diesen Brief zu senden. Die Kaufleute sollen heute abreisen. Ich bitte dich, mir zum Dolmetscher zu dienen und Madame L. von mir die ehrerbietigsten Empfehlungen zu sagen. Meine Tante beauftragt mich, ihr und dir auszudrücken, wie theuer

ihr Euer Andenken ist, und bittet Euch, auf ihre aufrichtige Anhänglichkeit zu zählen. Ich sage dir nichts von meinen Gefühlen; ich will, daß du davon überzeugt seiest, ohne daß ich immer das Nämliche schwache“.

Der Hauptinhalt dieses Briefes bezieht sich auf eine Emeute, die in den ersten Tagen des April 1792 in Verson stattfand. Sie wurde durch den Pfarrer veranlaßt, der sich weigerte, den Eid auf die neue Verfassung zu leisten. Der größte Theil der Einwohner nahm Partei für den Pfarrer, die übrigen erklärten sich als Gegner und riefen die Patrioten und die Nationalgarde von Caen zu Hülfe, die sich mit zwei Kanonen nach Verson begaben. Der Tumult wuchs durch diese Verstärkung und hatte die beklagenswerthen Austritte zur Folge, von denen Charlotte erzählt. — Rührend ist die Stelle, wo sie sagt, daß Niemand mit ihr etwas verlieren würde. Wie allein stehend muß sie sich trotz ihrer Jugend gefühlt haben!

Der nächste Brief, welchen man Herrn Chéren de Villiers verdankt, der ihn in alten Familienpapieren gefunden, ist an dessen Großmutter, Madame Rose Haugeran du Fayot, gerichtet und nach der Hinrichtung des Königs geschrieben:

Den 28. Januar (1793).

„Du kennst die entseßliche Nachricht, meine gute Rose; Dein Herz hat gleich dem meinigen vor Entrüstung gebebt; so ist denn nun wirklich unser armes Frankreich den Elenden überliefert, die uns schon so viel Leid zugefügt haben! Gott weiß, wie dieß Alles enden soll. Ich, die ich deine gute Gesinnung kenne, kann Dir sagen, was ich darüber denke.

„Ich befe vor Entsetzen und Entrüstung. Alles, was man sich Schreckliches denken kann, birgt sich in der Zukunft, die uns durch solche Ereignisse vorbereitet wird. Es ist offenbar, daß uns nichts Traurigeres begegnen konnte. Ich bin fast dahin gekommen, das Loos derjenigen unserer Verwandten zu beneiden, die den Heimathboden verlassen haben, so sehr ver-

zweifle ich daran, die Ruhe zurückkehren zu sehen, die ich vor noch nicht langer Zeit erhoffte. Alle diese Männer, die uns die Freiheit hätten geben sollen, haben sie ermordet; es sind nichts als Henker. Laß uns das Schicksal unseres armen Frankreichs beweinen!

Ich weiß, daß Du sehr unglücklich bist, und möchte Deine Thränen nicht auch noch unserer Mißgeschickte wegen fließen machen. Alle meine Freunde sind verfolgt; meine Tante ist der Gegenstand aller Arten von Vergeleien, seitdem man weiß, daß sie Delphin Asyl gegeben, ehe er nach England ging. Ich würde das Gleiche thun, wenn ich es könnte, aber Gott hält uns hier zurück für andere Geschehnisse.

Der Kapitän ist hier durchgereist, als er nach Evreux zurückkehrte; es ist ein liebenswürdiger Mann, der Dir sehr ergeben ist. Ich schätze ihn wegen der Zuneigung, die er für Dich hat. Ich weiß nicht, wo er jetzt ist; wenn Du ihn bald siehst, so erinnere ihn daran, daß er mir einen Empfehlungsbrief für meinen Bruder an Herrn de Beygour, Euren Verwandten, versprochen hat. Ich möchte ihm eines Tages diesen Dienst vergelten. Wir sind hier eine Meute von Räubern, wir sehen deren von allen Farben; sie lassen Niemanden in Ruhe, man könnte dazu kommen, diese Republik zu verabscheuen, wenn man nicht wüßte, daß die Gewaltthaten der Menschen nicht bis in den Himmel reichen. — Alles in Allem, nach dem schrecklichen Schlag, der das Universum erschüttert hat, beklage mich, meine gute Rose, wie ich Dich beklage, da es nicht Ein gefühlvolles und großmüthiges Herz geben kann, welches nicht blutige Thränen vergießt.

Ich sage Dir viele herzliche Grüße von allen Seiten; man liebt Dich immer noch sehr. Marie von Corday."

Dieser merkwürdige Brief, dessen Klagen weniger Ludwigs Person, als dem möglichen Verluste der Freiheit gelten, beweist am besten, wie Charlotte keiner Partei angehörte, und wie

sie sich selber in der Abstraction verlor. Während sie die Gewaltthat eines ganzen Volkes verdammt, scheut sie sich nicht vor der Gewaltthat des Individuums, die für das Gemüth doch weit schreckhafter ist, als jene; während sie durch den Königsmord den Sturz der Republik fürchtet, macht sie durch ihren Dolchstoß Marat zum Halbgott.

Bald nach dem Tode des Königs erfolgte der Bruch im Innern des Nationalconvents; ein Theil der girondistischen Partei ward geächtet und zog sich nach Caen zurück, wo sie eine Art Gegenregierung zu bilden und einen Feldzug gegen Paris zu organisiren versuchten, unter dem Schutze des Generals Wimpffen, der die Nordarmee commandirte. Erst in jenem Momente der Aufregung, welcher das nördliche Frankreich durchbelebte, tritt uns Charlottens Bild ganz und voll entgegen. Einer ihrer genauesten Biographen, Louis Dubois, sagt: „Es war zu Ende des Juni 1793, als ich Charlotten zuerst bei Herrn Lévêque, Präsidenten des Departemental-Directoriums, begegnete. Bei ihm traf ich auch öfter Dougen-Lengreix, Barbareur, Buzot, Leuret, Girez du Pré und andere Mitglieder der girondistischen Partei. Charlotte war mir zuerst aufgefallen durch ihre ebenso edle, als anmuthige Schönheit. Ihre Gestalt konnte eigentlich groß genannt werden, ihre Formen schienen von classischer Proportion. Jung, frisch, ebenso anziehend als schön, elegant und bescheiden in ihrer stets natürlichen Haltung, verschleierte sie durch einen Hauch von Melancholie die Lebhaftigkeit ihrer Blicke. Die schönsten Farben schmückten Wangen und Lippen, und die weichen Ringeln ihres braunen Haares, sowie die fein geschwungenen Bogen der dunkeln Brauen gaben ihrem Gesichte von einem regelmäßigen Oval den allerreizendsten Ausdruck. Das blaue Auge, geistreich und zärtlich zugleich blickend, fügte einen ungemeinen Reiz zu den sanften Tönen ihrer Stimme. Ihre bestimmte, elegante und doch zurückhaltende Ausdrucksweise war merkwürdig durch die natürlichste und edelste Ein-

sachheit. — Nur zufällig begegnete man ihr zuweilen in der Gesellschaft, denn sie verließ selten ihre Verwandte, Madame de Bretterville. Dennoch sah ich sie zu vier verschiedenen Malen. Mit weiblichem Zartgefühl vermied sie es, die Zusammenkünfte von Männern zu besuchen, wie überhaupt jede Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen. Dennoch wohnten wir, durch den Zufall zusammengeführt, gemeinschaftlich der „Centralversammlung zum Widerstande gegen die Unterdrückung“ bei, wodurch damals für den Augenblick die Stadt Caen electrifirt wurde.

„Ich werde es nie vergessen, wie ich bei einem Frühstück von fünfzehn Personen neben Charlotte saß und wir uns über Politik und Literatur unterhielten. Sie nannte mir als ihre Lieblingschriftsteller J. J. Rousseau und Raynal. Ich ließ ihr den „contrat social“ und verlor unglücklicherweise zwei Bilette, die sie mir bei dieser Gelegenheit geschrieben.“

Caen, „die stolze und republikanische Stadt“, wie Girz du Pré damals von ihr sang, beherbergte in ihren Mauern die Mehrzahl der proscribirten Deputirten. Es ist ebenso unbegreiflich als unerklärlich, mit welcher Sorglosigkeit die verbannten Girondisten die Contrerevolution vorbereiteten. Völlig unklar über die wahre Stimmung des Volkes, verloren sie die beste Zeit mit Reden und Proklamationen. Der geistreiche Girz du Pré dichtete seine Spottlieder mit einer Geistesfreiheit, die genugsam zeigt, wie wenig er das nahe, blutige Schicksal seiner Partei ahnte. Wenn die genialsten Sarcasmen Danton, Robespierre und Marat hätten erschlagen können, so wären ihre Tage gezählt gewesen, aber diese Keulenschläge fielen nur um so empfindlicher auf ihre Urheber zurück. — Mit noch vielen Andern scheint Charlotte das Leichtsinrige und Unwürdige dieses Benehmens verachtet zu haben; dieß geht treffend aus einer ihrer Antworten vor dem Revolutionstribunal hervor. Darum glauben wir, sie habe bei ihrem Entschlusse weit mehr daran gedacht, ganz Frankreich, als insbesondere die Girondisten zu retten. Sie waren

ja noch ungefährdet, als sie Caen verließ, redeten und perorirten halbe Tage lang vor Charlottens Fenster auf der Straße herum und hatten gleich ihr ein felsenfestes Vertrauen auf die Stimmung des Volkes sowohl, als auf General Wimpffen und dessen Armee.

Gewiß geschah es ebenso sehr im wirklichen Interesse ihrer Freundin, des Fräuleins Forbin, als um Barbarour näher kennen zu lernen, daß Charlotte sich diesem zu nähern versuchte. Die genannte Dame war nach der Schweiz geflüchtet, hatte aber Ansprüche auf eine Pension, die sie sich zu erhalten wünschte, und Charlotte ersuchte Barbarour, bei dem Ministerium in Paris die dafür nöthigen Schritte zu thun. — Solche kleine Züge zeigen uns zu unserem Erstaunen, daß der gefesselte Zustand noch so außerordentlich nicht sein konnte, weil man es wagen durfte, für eine Emigrantin eine Pension in Anspruch zu nehmen.

Das Zusammentreffen von Barbarour und Charlotte theilt Poutet in seinen Memoiren folgendermaßen mit: „In der Intendantur, wo wir Alle wohnten, erschien, um mit Barbarour zu reden, eine junge Dame, groß, wohlgebildet, vom anständigen Aussehen. In ihrem Gesichte, das zugleich schön und hübsch war, sowie in ihrer ganzen Haltung lag ein Gemisch von Sanftmuth und Stolz, das nur zu deutlich ihre himmlische Seele verrieth. Sie kam, immer begleitet von einem alten Diener, und erwartete Barbarour in einem Saale, in welchem jeden Augenblick Einer oder der Andere von uns zu finden war. Während eines Gesprächs, das sie mit Barbarour hatte, kam Pétion und rißete einige Worte an „die schöne Aristocratin, welche komme, um Republikaner zu sehen“. „Ihr beurtheilt mich heute, ohne mich zu kennen, Bürger Pétion“, antwortete Charlotte, „eines Tages werdet Ihr besser wissen, wer ich bin“.

Baultier, ein angesehener Mann aus Caen, den Charlotte genau kannte und der viel mit den Girondisten verkehrte, er-

zählte, Barbarour habe sich später vorgeworfen, nicht von diesem Augenblick an Charlottens große Seele besser gewürdigt zu haben; zugleich aber beklagte er tief den Streich, der an ein Wesen verloren sei, welches bereits von Krankheit fast aufgerieben und überdies nur die Gliederpuppe von Danton und Robespierre gewesen. „Wenn solche Handlungen sich anriethen“, sagte er, „so hätten wir ihren Dolsch nicht auf Marat gerichtet“.

Aus diesem Zeugniß geht genugsam hervor, wie auch nicht der Schein eines Einverständnisses zwischen Charlotte und Barbarour bestand. Es ist allerdings ein merkwürdiges, aber nur zufälliges Zusammentreffen, daß eben am Tage von Marats Ermordung, am 13. Juli, jene Broschüre erschien, durch welche die verbannten Girondisten auf die am 8. Juli von St. Just gestellte Anklage antworteten, und deren Urheberchaft Leuvert zugeschrieben wird. Es heißt darin: „Muth, Herr von St. Just, nur noch einige Augenblicke habt Muth, Ihr, Eure Freunde vom Wohlfahrtsausschuß, und besonders Euer Marat . . . Ja, schändliche Vöfewichter, der Augenblick der Rache ist nahe, die Allgewalt der Nation umzingelt Euch, die Art ist geschliffen!“ Weiter heißt es: „Eure schuldigen Häupter können sich der Gerechtigkeit des Volkes nicht mehr entziehen, das sich Euch naht und sich bereits auf Euch stürzt u. s. w.“

Es ist kläglich, wenn wir uns diesen herausfordernden Worten gegenüber die bekannte Revue der den Girondisten ergebenen Truppen vergegenwärtigen. Sie fand statt an einem Sonntag, den 7. Juli, auf dem Cours la Reine, einem Theil der herrlichen Alleen, welche eine Hauptzierde der Stadt sind. Charlotte wohnte dieser Revue inmitten einer großen Volksmenge bei. Als nun die Trommeln wirbelten, als die verbannten Deputirten die männliche Bevölkerung von Caen aufforderten, sich der Armee anzuschließen, die im Siegesschritt nach der anarchischen Hauptstadt ziehen und sie züchtigen werde, da traten nicht mehr als siebenzehn Männer und Jünglinge hervor, auf

eine Bevölkerung von 40,000 Einwohnern. Charlotte, welche anfänglich mit Begeisterung auf diese Freiheitkämpfer blickte, mochte sich später doch bedeutend ernüchtert fühlen, denn sie äußerte in ihrer ironischen Weise in ihrem Briefe an Barbareux, daß sie bedacht habe, wie es so vieler Opfer nicht bedürfe, und daß dafür die Hand einer Frau genüge.

Am 8. Juli zog die insurrektionelle Armee, welche den Berg stürzen wollte, unter dem Commando des General Wimpffen gen Foreur, darauf zählend, daß sie sich unterwegs lawinenartig vergrößern werde. Als es aber einige Tage später bei Vernon zum Kampfe kam, waren es nicht mehr als 130 Mann. In einem Augenblick wurden sie von der Revolutionärsarmee geschlagen und zerstreut, und Wimpffen floh nach England, um der Rache des Berges zu entgehen.

Am 9. Juli reiste Charlotte nach Paris ab, versehen mit einem Paß, der ihr bereits am 21. April nach Argentan ausgestellt worden war. Es ist dieß abermals ein Beweis, wie man zu jener Zeit noch ziemlich ungehindert reisen konnte. — Aus dem Verhöre, welches ihr Vater am 20. Juli 1793 bestehen mußte, weiß man noch, daß er von Charlotte einen Brief vom 9. Juli, aus Caen datirt, erhielt. Darin zeigte sie ihm an, sie werde Frankreich verlassen haben, bis er diesen Brief erhalte, weil sie nicht glaube, daß man dort noch lange in Ruhe leben könne. Auch ersuche sie ihn, keine Nachforschungen nach ihr anzustellen, indem noch Niemand wisse, wohin sie gehen werde. — Dieser Brief, dessen Inhalt Herr von Corday nur mündlich angab, ist vor längerer Zeit auch im Druck erschienen, aber seine Authenticität ist sehr zweifelhaft, da Niemand das Original gesehen.

Madame de Bretteville ward gleichfalls durch Charlotte zu dem Glauben veranlaßt, sie gehe nach England; aber es gehört zu den Phantasmagorien des Herrn von Lamartine, daß er sie heimlich und mit einem Zeichenkassen, den sie unterwegs ver-

schent, das Haus verlassen sieht. Sie reiste in aller Form ab, mit einem wohlgefüllten Koffer, denn mit schmerzlicher Nüchternung lesen wir in den Proceßakten das Verzeichniß der verschiedenen Toilettegegenstände, welche man in dem Hotel, wo sie gewohnt, gefunden.

Canet Gironville, der bereits im Jahre IV der Republik eine glühende Apologie Charlottens erscheinen ließ, sagt, an diesem Zeitpunkt angekommen, von ihr: „Sie liebte das Vaterland wie eine Braut ihren Geliebten! Sie sah es verlassen von den Ciceros und Catos ihrer Zeit, die es während der dringendsten Gefahr nur durch Proklamationen und Lieder rächten. So viel Gleichgültigkeit und Schwäche jammerte sie. Ihre schöne Seele war entrüstet, daß diese Gründer der Republik sich so sehr erniedrigten, in diesem Augenblicke keine andern Hülfsmittel finden zu können, als schlechte Verse gegen ihre Feinde zu schmieden. — Ich weiß von einem Einwohner von Caen, der Charlottens Tante genau kannte, daß diese sich in den letzten Tagen, welche der Ausführung ihres Entschlusses vorausgingen, über ihr Aussehen voll mißmuthiger Unzufriedenheit beklagte. Zuweilen fand sie Charlotte in Thränen, und, um die Ursache derselben befragt, antwortete sie: „Ich weine über das Unglück meines Vaterlandes, über das meiner Verwandten und über das Deinige auch, meine Freundin; denn wer versichert mich, daß Du nicht auch von den Blizstrahlen getroffen wirst, die schon so viele redliche Bürger zerschmettern? So lange Marat lebt, wird es keine Sicherheit mehr für die Freunde der Geseze und der Menschheit geben?“

Anderer erzählen auch, aber es ist unerwiesen. Charlotte habe die letzte Nacht wachend und die Erzählung von Judith lesend zugebracht, und man habe die Bibel noch aufgeschlagen in ihrem Zimmer gefunden.

An einem Dienstag, 9. Juli, reiste sie mit der Post ab und kam erst am Donnerstag in Paris an, eine Strecke, die

heute der Gitzug in fünf Stunden zurücklegt. Die Geschichte dieser Reise werden wir später aus ihrem Briefe an Barbarour kennen lernen. — In Paris angekommen, stieg sie in der Rue des Vieux-Augustins im Hotel de la Providence ab, dessen Wirth Granlier hieß. Die Wirthsleute sagten aus, sie habe sich, von der Reise ermüdet, bereits um fünf Uhr zu Bette begeben und bis zum nächsten Morgen um acht Uhr geschlafen.

Shakespeare läßt seinen Brutus vor Cäsars Ermordung ausrufen:

„Seit Cassius mich spornte gegen Cäsar,
Schließ ich nicht mehr.
Wid zur Vollführung einer furchtbar'n That
Dem ersten Antrieb ist die Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum!“

War sie wirklich stärker als Brutus, oder hat der große Seelenkennner seinem Helden nicht die rechten Worte in den Mund gelegt? —

Die Ereignisse der beiden folgenden Tage sind so genau bekannt, daß wir dieselben nur kurz wiederholen.

Im Interesse der schon erwähnten Freundin Mademoiselle Herbin und um ihr ein Packet von Barbarour zu überbringen, besuchte Charlotte am ersten Tage Duperré, blieb aber kaum fünf Minuten bei ihm. Doch dach war genug, um ihn, so wie den Bischof Hauchet, Charlottens Landsmann, der Mitwissenschaft, ihrer That anzuklagen, ein Verdacht, den Beide mit dem Leben büßen mußten. — Dann kaufte sie im Palais Royal das Messer, mit dem sie ihre That auszuführen gedachte. Es war ein starkes Wehgermesser mit einem Griff von Ebenholz, die Klinge steckte in einem ledernen Futteral. Die Procès-acten theilen über diesen Moment eine bemerkenswerthe Antwort Charlottens mit. Ueber die näheren Umstände dieses Kaufes befragt, und namentlich darüber, an welcher Seite sich das Magazin, in welches sie getreten, befunden, sagte sie; „Es

war ein Mann, der mir das Messer verkaufte, aber ich erinnere mich weder des Magazins noch der Seite, an der es sich befindet, da ich erst kaufte, nachdem ich wohl zehnmal die Kundschaft durch den Garten des Palais Royal gemacht". Dieses Zögern und Zweifeln im letzten Augenblicke thut uns weh; es ist menschlicher, als viele der erhabenen, aber allzu antiken Ausdrücke in ihrem merkwürdigen Abschiedsbriefe und ihrer Adresse.

Am andern Morgen schrieb sie gleich nach ihrem Erwachen ihren ersten Brief an Marat, der aber nicht mehr vorhanden ist, obgleich einige Geschichtsschreiber ihn wörtlich mittheilen. Sein Wortlaut ist wohl am getreuesten in Chabots Bericht an den Convent wiedergegeben. Die lakonische Kürze desselben, ohne Unterschrift, entspricht ganz dem Charakter unserer Heldin und es lautet: „Ich komme von Gaen; Ihre Liebe zum Vaterlande muß sie wünschen lassen, die Verschwörung kennen zu lernen, die man dort vorbereitet. Ich erwarte Ihre Antwort.“ Daß sie trotz dieser Zeilen beim ersten Besuch an Marats Thüre abgewiesen wurde, ist bekannt.

Den zweiten Brief an Marat unter ihrem Halbtuch verborgen, wo man ihn später fand, ging sie am 13. Juli Abends sieben Uhr zum zweitenmale zu ihm. Sie schreibt: „Ich schrieb Ihnen diesen Morgen, Marat; haben Sie meinen Brief erhalten, darf ich einen Augenblick Gehör erhoffen? Wenn er in Ihre Hände gekommen, so hoffe ich, Sie werden es mir nicht abschlagen, im Hinblick darauf, wie wichtig die Sache ist. Es genügt, daß ich sehr unglücklich bin, um ein Recht auf Ihren Schutz zu haben!“ So kurz diese Zeilen sind, so wohl berechnet waren sie, um Marats Neugierde zu erregen. Es bedurfte dessen nicht. Marats Geliebte, Simonne Evetard, von ihm jedoch Albertine genannt, verweigerte ihr zwar wieder den Eintritt, aber er hörte es von seinem Zimmer aus und gebot, daß man die Fremde eintreten lasse.

Marat befand sich in einem durch Vorhänge geschlossenen

Alkoven, in welchem seine Badewanne stand. In diesen Alkoven ließ die zürnende Albertine auf Marats Befehl Charlotte treten und verließ dann das Zimmer, um zwei Schüsseln, die für sein Abendbrod bereit standen, hinauszutragen, da sie, wie sie im Verhöre sagte, fürchtete, „die Person, die ihr gleich verächtlich erschienen, möchte im Hinausgehen Gift darauf werfen“. — Kaum hatte sie sich entfernt, als Marats letzter Hülferuf: „Zu mir, meine Freundin, zu mir!“ an ihr Ohr drang. Von den Leuten begleitet, die im Vorzimmer arbeiteten, stürzte sie herein, und man sah Charlotte ruhig in der Fensterbrüstung stehen. Während die meisten sich um Marat bemühten, ihn aus dem Wasser zogen, auf sein Bett legten, die Wunde untersuchten und Hülfe herbeiholten, bemächtigten die übrigen sich Charlottens Person.

Entsetzlich war der Austritt, der nun folgte, namentlich als der herbeigerufene Arzt Marat für todt erklärte. Charlottens Dolchstoß hatte die Hauptschlagadern durchschnitten und fast augenblicklichen Tod herbeigeführt. Es war kaum möglich, sie vor der Wuth der Weiber zu schützen. Alle Schrecken der Guillotine müssen nichts gewesen sein gegen diese diese Stunden, die Charlotte noch in Marats Wohnung zubachte.

Montanó erschien, nahm an Ort und Stelle den procès-verbal auf, und erst nach Mitternacht wurde das erschöpfte Mädchen nach der Abbatte gebracht, wo noch ein zweites Verhör sie erwartete. Ganet Gironville erzählt, das erste, was sie in der Abbatte that, sei gewesen, sich erstaunt umzusehen und dann auszurufen: „Dies ist also die Belohnung, die man mir dafür zubest, daß ich das Land von einem Ungeheuer erlöset, das einer eingebildeten Freiheit zu Liebe zweimalhundert und fünfzigtausend Köpfe opfern wollte!“ (Es ist bekannt, daß Marat stets diese Zahl von Kobespierre und Danton verlangte, und daß er daran die Erringung der Freiheit knüpfte.)

Dann sich zu den Wagen wendend, sagte Charlotte:

„Wachet, ihr werdet sehen, mit welcher Ruhe die Unschuld schlummert!“ — Hierauf setzte sie sich ruhig auf das elende Lager des Verbrechers. — Am folgenden Morgen fragte sie die Wachen, ob der Himmel rein sei. Der wenigst Grausame von ihnen antwortete ihr, man sehe keine Wolken. „Nun wohl“, sagte sie, meine Seele gleicht dem Himmel; ich habe Frankreich einen eben so großen Dienst geleistet, als ob ich einen Tiger erlegt hätte, der den Wäldern Sibiriens entflohen wäre, um sich mit unserem Blute zu leben“. Ueber ihre Witschuldigen befragt, antwortete Charlotte: „Ich habe keinen andern als diesen Arm; ich kümmerge mich nicht um die Folgen eures Urtheils, denn ich fürchte den Tod nicht. Die Natur hatte mich dazu verurtheilt, von dem Augenblicke meiner Geburt an.“ Sie begann auf Papier in Form eines Briefes einige Gedanken aufzuschreiben bezüglich der Leiden von Völkern, welche durch die Anarchie unterdrückt werden. Der Stoff war unerschöpflich. Die Wachen nahmen ihr das Blatt und fragten sie, ob sie fertig sei. „Nein“, erwiderte sie, „ich habe nur noch einen Satz hinzuzufügen, welcher lautet: „Das Haupt der Anarchie ist gefallen, ihr werdet den Frieden haben!“

Canet Girouville spricht hier wohl von Charlottens berühmter Adresse an das französische Volk, die es schwerlich kannte, da die Regierung ihn sorgfältig geheim hielt. Es wird zwar von Einigen behauptet, sie sei in einer Broschüre vom Jahre 1793 erschienen, doch ist diese nicht mehr aufzufinden. Ihrem vollständigen Wortlaut nach wurde sie zuerst durch Batel veröffentlicht. Das Original hat man in Paris vor einigen Jahren öffentlich versteigert, und es wurde um den Preis von 800 Franken vom Grafen Hunoldstein erworben. — Ehe wir die Adresse geben, hören wir noch einen Augenblick Canet Girouville: „Drouet und Chabot hatten sich Mühe gegeben, Charlotte ins Gefängniß zu führen und allen ihren Verhörern beizuwohnen. Chabots erste Sorge war es, seine Hand in

ihre Tasche gleiten zu lassen, da er sich einbildete, das Motiv ihrer Handlung sei Gold gewesen. Er fand nichts darin, als einen silbernen Fingerhut, eine goldene Uhr von einem Uhrmacher in Caen und 50 Thaler in Silber nebst 160 in Assignaten. Er ließ ihr das Geld, verlangte aber die Uhr für sich zu behalten. Mit der Ironie, die ihr eigen war, sagte sie zu Chabot, dem früheren Mönche: „Laßt mir die Uhr. Vergeßt Ihr, daß die Kapuziner das Gelübde der Armuth ablegen?“ — Sie wollte weder einen beeidigten noch einen unbeydigten Priester, um sie zum Tode vorzubereiten, und man verurtheilte sie, im rothen Kleide des Mörders zur Guillotine geführt zu werden“.

Viele Conventsmitglieder benutzten die Verhöre, um Charlotte im Gefängniß zu sehen; durch ihre gewaltige That war für den Augenblick jedes andere Interesse in den Hintergrund gedrängt. Unter diesen befand sich Harmand de la Meuse, der namentlich Charlottens äußere Erscheinung am übereinstimmendsten mit der heutigen Tradition schildert. Er sagt: „Sie war von mittlerer Größe, eher kräftig als zart gebaut; das Gesicht oval, die Züge schön, großartig, aber etwas stark, das blaue durchdringende Auge paßte zu dem strengen Ausdruck der Züge. — Hände und Arme waren würdig, als Modell zu dienen; ihre Geberden und ihre Haltung athmeten Würde und Anmuth“. — Während ihr die Arme auf den Rücken gebunden waren, suchte der unverschämte Chabot ihr ein Papier zu entreißen, das in ihrem Halstuch steckte. Charlotte bog sich zurück, das Tuch verschieb sich, und halb außer sich, beschwor sie die Männer, ihre Bande lösen zu lassen, damit sie ihren Anzug wieder in Ordnung bringen könne. Es geschah, und Harmand fährt, nachdem er dies erzählt, folgendermaßen fort: „Dann sagte Charlotte: „Wenn es Ihnen gleichgültig ist, meine Herren, ob man mich noch quält, bevor ich sterbe, so würde ich um die Erlaubniß bitten, meine Ärmel herunterzstreifen oder Hand-

schuße unter die Bande anzulegen". — Ich ersticke fast und ging schnell weg, um mich nicht zu verrathen. Die Personen, welche dieses lesen, werden glücklicher sein, als ich es war; sie dürfen weinen ohne Furcht, daß man ihre Thränen als verbrecherisch deute!"

Wir geben nun Charlottens „Abresse an die Franzosen" ihrem vollständigen Wortlaute nach.

„Freunde der Geseze und des Friedens".

„Wie lange, o, unglückliche Franzosen, werdet ihr euch noch in der Unruhe und den Spaltungen gefallen? Genug und viel zu lange haben Ausrührer und Bösewichter das Interesse ihres eigenen Ehrgeizes über das allgemeine Interesse gestellt. Warum, unglückliche Opfer ihrer Wuth, warum erwürgt, warum vernichtet ihr euch selbst, um das Gebäude ihrer Tyrannei auf den Ruinen des verzweifelnden Frankreichs aufzurichten?"

„Von allen Seiten stehen die Parteiungen auf; der Berg triumphirt durch das Verbrechen und die Unterdrückung; einige Ungeheuer, mit eurem Blute gewäsket, sind die Mittelpunkte dieser verabscheuungswürdigen Complotte und führen uns zum Abgrund auf tausend verschiedenen Wegen.

„Wir arbeiten an unserem eigenen Sturze mit mehr Energie, als man jemals aufgewendet, um die Freiheit zu erlangen. Franzosen, noch ein wenig Zeit, und es bleibt von euch nichts mehr, als die Erinnerung, daß ihr einst gewesen!"

„Schon marschiren die erzürnten Departements auf Paris, schon umloht das Feuer der Zwietracht und des Bürgerkriegs die Hälfte dieses weiten Reiches. Es gibt noch ein Mittel, es zu retten, aber es muß schnell angewendet werden. Schon macht der schändlichste dieser Bösewichter, Marat, dessen Name allein alle Verbrechen versinnbildlicht, indem er durch den rächenden Stahl fiel, den Berg erzittern; er macht Danten und Robespierre erbleichen, diese andern Räuber, die auf dem blutigen

Throne sitzen, von den Blüten des Himmels umgeben, welche die rächenden Götter der Menschheit ohne Zweifel ihnen nur darum überlassen, um ihnen einen desto tieferen Sturz zu bereiten und Alle zu erschrecken, die sich könnten gelüsten lassen, ihr eigenes Wohlfühlen auf den Trümmern geläuschter Völker aufzubauen! Franzosen! ihr kennt eure Feinde, erhebt euch, schreitet vorwärts! Möge der vernichtende Berg nur noch Freunde und Brüder zurücklassen! Ich weiß nicht, ob der Himmel uns eine republikanische Regierung bescheert, aber einen Mann des Vergess kann er uns nur im Uebermaß seiner Rache zum Herrn geben.

„O, Frankreich, deine Ruhe hängt ab von der Aufrechthaltung des Gesetzes! Ich verleihe es nicht, indem ich Marat tödte; von der ganzen Welt verdammt, steht er außerhalb des Gesetzes . . . Welcher Gerichtshof wird mich verurtheilen? Wenn ich schuldig bin, so war es der Alcide auch, da er die Ungeheuer vernichtete; aber sind ihm wohl je so abscheuliche begegnet? Freunde der Menschheit, ihr werdet ein wildes Thier, das sich von eurem Blute gemästet, nicht beklagen, und ihr armseligen (tristes) Aristokraten, welche die Revolution nicht genugsam geschont hat, ihr werdet ihn auch nicht beklagen, denn ihr habt nichts gemein mit ihm.

„O, mein Vaterland! deine Mißgeschicke zerreißen mein Herz, ich kann dir nichts bieten, als mein Leben. Ich danke dem Himmel, daß ich die Freiheit habe, darüber zu verfügen. Niemand wird durch meinen Tod verlieren; ich werde Paris nicht nachahmen, indem ich mich selber tödte, ich will, daß mein letzter Seufzer meinen Landsleuten nützlich sei, daß mein Kopf, durch Paris getragen, ein Zeichen der Vereinigung für alle Freunde des Gesetzes werde, und daß der wankende Berg seinen Sturz mit meinem Blute geschrieben sehe. Möge ich sein letztes Opfer sein, und möge die gerächte Welt erklären, daß ich mich um die Menschheit wohl verdient gemacht! Sollte man üb-

rigend meine Handlungsweise von einem andern Gesichtspunkt betrachten, so kümmert es mich wenig:

Mon esprit, peu jaloux de vivre en la mémoire,
Ne considère point le reproche ou la gloire;
Toujours indépendant et toujours citoyen,
Mon devoir me suffit, tout le reste n'est rien.
Allez, ne songez plus qu'à sortir d'esclavage!*

„Meine Verwandten und Freunde sollen nicht beunruhigt werden. Niemand kennt meine Pläne. Ich füge meinen Tauschein zu dieser Adresse, um zu zeigen, was die schwächste Hand vermag, die eine vollständige Hingebung lenkt. Wenn mein Unternehmen nicht glückt, Franzosen, so habe ich euch den Weg gezeigt! Ihr kennt eure Feinde, erhebt euch, schreitet vorwärts und schlaget zu!“

Wer kann diese kraftvollen Worte lesen, ohne aus Neuem mit bitterem Schmerz zu beklagen, daß ein so bedeutender Geist sich bis zum Werd verirren konnte, ja, daß er noch seinen Mitbürgern empfiehlt, auf demselben Wege voranzuschreiten! Welche Hülle, welchen Schmerz, welche Energie athmen diese Zeilen, die in Wahrheit eines Cajo Gracchus würdig sind! — Der Berg hätte ihr freilich eher den Werd, als diese Gesinnungen vergeben können, als ihre ganze Persönlichkeit, die schon gleich nach der That die Gemüther so gewaltig ergriff, daß selbst ihr Verhörrichter Rantano an den Convent berichtete, die Mörderin des Marat sei übrigens eine „angereicherliche“ Frau.

Am 15. Juli schrieb sie an den Sicherheitsausschuß, und zwar mit aus dem Grunde, um zu bitten, daß man sie allein schlafen lasse. Es war ihr ungemein peinlich, auch während der Nacht von Wachen umringt zu sein.

* Voltaire, mort de César.

Den 15. Juli 1793,
Jahr II der Republik.

„Bürger des Sicherheitsausschusses.

„Da ich noch einige Augenblicke zu leben habe, kann ich hoffen, Bürger, daß ihr mir erlaubet, mich malen zu lassen. Ich möchte dieses Erinnerungszeichen meinen Freunden hinterlassen, und überdies, so wie man das Bild guter Bürger schätzt, verlangt die Neugierde oft nach den Bildnissen großer Verbrecher, die ja dazu dienen, den Abscheu vor ihren Verbrechen zu verlängern. Wenn ihr meine Bitte gewähren wollt, so ersuche ich euch, mir morgen einen Miniaturmaler zu senden. — Ich wiederhole das Verlangen, mich allein schlafen zu lassen. Seid, ich bitte euch darum, meiner Dankbarkeit versichert.

Marie Corday“.

„Ich höre beständig unter meinen Fenstern die Gefangennehmung von Fauchet, meinem Mitschuldigen, ausschreien. Ich habe ihn niemals anders als von dem Fenster aus gesehen, und dieß ist schon länger als zwei Jahre. Er wird von mir weder geschätzt noch geliebt; ich habe ihm immer eine eraltirte Einbildungskraft zugetraut und nicht die mindeste Charakterstärke. Er ist derjenige Mensch auf der Welt, dem ich am wenigsten gern einen Plan anvertraut hätte. Wenn ihm diese Erklärung nützlich sein kann, so bekräftige ich hiemit deren Wahrheit.

Corday“.

Wieder tritt uns in diesen Zeiten Charlottens Ironie, bis zum Spott gesteigert, entgegen. Sie verhöhnt förmlich den Sicherheitsausschuß, indem sie ihm vorstellt, wie die Neugierde die Bilder großer Verbrecher verlange.

Ernstler ist der Abschiedsbrief, den sie am selben Tag an ihren Vater richtete. Aus seiner Kürze mag deutlicher der Wunsch hervorgehen, sich nicht selbst zu erweichen, als Gleichgültigkeit gegen die Andern.

An Herrn von Gerbay d'Armand.

Rue du Bâle in Argentan.

„Verzeihe mir, mein lieber Vater, daß ich ohne deine Erlaubniß über mein Dasein verfügt habe. Ich habe viele unschuldige Opfer gerächt, bin vielem Unheil vorausgekommen, das eines Tags enttäuschte Volk wird sich freuen, von einem Tyrannen erlöst zu sein. Wenn ich dich zu überzeugen suchte, daß ich nach England gehe, so war es, weil ich hoffte, unerkannt zu bleiben; aber ich habe die Unmöglichkeit davon eingesehen. Ich hoffe, daß man dich nicht beunruhigen wird; in jedem Falle glaube ich, daß du Vertheidiger in Caen finden wirst. Ich habe zum Vertheidiger Gustave Doucet gewählt. Ein solches Attentat läßt übrigens gar keine Vertheidigung zu, es ist nur der Form wegen. Lebe wohl, mein lieber Papa; ich bitte dich, mich zu vergessen oder vielmehr sich meines Leides zu freuen, denn desselben Ursache ist schön. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie alle meine Verwandten. Vergiß nicht diesen Vers von Corneille: „Das Verbrechen macht die Schande aus, und nicht das Schaffel“. Morgen um acht Uhr wird man mich richten, den 16. Juli.

Gerbay“.

Das interessanteste Schriftstück, welches Charlotte zurückgelassen, ist ohne Zweifel ihr Brief oder ihre Briefe an Barbarour, deren Anfang sie in der Abbaye und das Ende in der Conciergerie geschrieben. Es ist gleichsam ihr Vermächtniß, und daß sie dieses an einen Entferntstehenden und nicht an ein Glied ihrer Familie richtete, mag sich daraus erklären, daß sie wünschte, diese Briefe möchten in die Oeffentlichkeit gelangen, und zweitens mochte es ihr auch zu schmerzlich sein, die darin mitgetheilten Details dem Vater oder der Schwester anzuvertrauen. Sie mochte nicht scheiden, ohne ihr Innerstes bloßgelegt zu haben, und sie that dies mit einer wahrhaft plastischen Ruhe, zugleich mit einer Geistesfreiheit und schalkhaften Anmuth, die uns die

mitunter antilistrende und dadurch geschraubte Ausdrucksweise vergessen läßt. Zum erstenmal ist durch Vatel zugleich mit den Proceßacten ein vollständiges Facsimile dieser Briefe veröffentlicht worden. Nicht ohne Rührung und Staunen blinzt das Auge auf diese großen, festen und klaren Züge, die eben so wenig ein Zittern der Hand verrathen, als der Inhalt ein Beben der Seele. Barbaroux hat diese Briefe nie erhalten und nur aus den Zeitungen ihre Existenz erfahren. Sie werden noch heute im Regierungssarchiv aufbewahrt. — Um einen Begriff zu geben von der Art und Weise, wie Charlotte französisch schrieb, copiren wir genau den ersten Satz des Briefes:

1.

Im Gefängnisse der Abbaye, in dem ehemaligen Zimmer von Brissot, am zweiten Tag der Vorbereitung zum Frieden.

„Vous avez désiré, citoyen, le detail de mon voyage. Je ne vous serai pas grâce de la moindre anecdote, Jetais avec de bons montagnard que je laissé parlé tout leur content et leurs propos aussi sots que leur personnes Etaient desagreable, ne serviront pas peu a m'endormir, je ne me reveillé pour ainsi dire qu'a Paris.

„Einer unserer Reisenden, welcher ohne Zweifel die schlafenden Frauen liebt, hielt mich für die Tochter eines seiner alten Freunde, gab mir ein Vermögen, das ich nicht besaß, ließ mir einen Namen, den ich niemals gehört habe, und bot mir endlich sein Vermögen und seine Hand an. Als mich sein Geschwätz zu ermüden begann, sagte ich: „Wir spielen ja völlig Comödie; es ist traurig, bei so viel Talent keine Zuschauer zu haben, ich will unsere Reisegefährten heilen, damit sie Theil an der Zerstreuung nehmen“. Ich machte ihn sehr übler Laune. Während der Nacht sang er Klagelieder, die geeignet waren einzuschläfern.“

Ich verließ ihn endlich in Paris, indem ich ihm abschlug, ihm meine Adresse und die meines Vaters zu geben, bei dem er um mich anhalten wollte. Er verließ mich höchst verstimmt. Ich wußte nicht, daß diese Herren die Reisenden befragt hatten, und ich bestand darauf, Niemand von ihnen zu kennen, um ihnen nicht die Unannehmlichkeit einer Erklärung zu verursachen. Ich folgte darin meinem Orakel Raynal, welcher sagt, daß man seinen Tyrannen die Wahrheit nicht schuldig ist. Durch die Reisende, die mit mir war, haben sie erfahren, daß ich Sie kenne, und daß ich mit Duperré gesprochen habe. Sie kennen die feste Seele Duperrés; er hat Ihnen wahrheitsgetreu geantwortet. Ich bestätigte seine Aussage durch die meinige, es liegt nichts gegen ihn vor, aber seine Festigkeit ist ein Verbrechen. Ich gestehe, daß ich fürchtete, man möchte entdecken, daß ich mit ihm gesprochen; ich bereute es zu spät. Ich wollte es wieder gut machen, indem ich ihn aufforderte, sich zu Ihnen zu verfügen, aber er ist zu entschieden, um sich überreden zu lassen. Ueberzeugt von seiner Unschuld und von der der ganzen Welt (*sûr de son innocence et de celle de tout le monde*), habe ich mich zur Ausführung meines Planes entschlossen.

„Werden Sie es glauben? Raudet ist eingekerkert als mein Mitschuldiger! Er, der nicht wußte, daß ich nur existire! Aber man ist nicht zufrieden, nichts als eine unbedeutende Frau den Namen dieses großen Mannes zum Opfer bringen zu können, — Verzeihung, o Sterbliche, dieses Wort entehrt eure Gattung! Er war ein wildes Thier, welches im Begriff stand, das ganze Frankreich durch das Feuer des Bürgerkrieges zu verheeren. Nun lebe der Friede hoch! Dank dem Himmel war Er nicht als Franzose geboren!

„Vier Mitglieder befanden sich bei meinem ersten Verhör. Ghabot sah aus wie ein Narr, Legendre wollte mich am Morgen bei sich gesehen haben, mich, die ich niemals an diesen Mann gedacht habe. Ich traue ihm nicht die Mittel zu, der Tyrann

seines Landes zu sein, und überdies hatte ich nicht die Absicht, Leben zu bestrafen. Alle, die mich zum erstenmal sahen, behaupteten mich schon seit lange zu kennen. —

„Ich erzähle Ihnen keine Einzelheiten des großen Ereignisses, Sie werden sie aus den Journalen erfahren. Ich gestehe, daß das, was mich vollständig bestimmt hat, der Muth war, mit dem unsere Freiwilligen sich Sonntags, den 7. Juli, anwerben ließen. Sie werden sich entsinnen, wie entzückt ich davon gewesen, und ich nahm mir damals vor, Pétion die Zweifel bereuen zu lassen, die er mir über meine Gesinnungen ausdrückte. Ich überdachte, wie Marat nicht die Ehre verdiene, daß so viele brave Leute auszögen, den Kopf eines Mannes zu holen, den sie noch dazu verfehlen konnten, oder der in seinen Sturz viele gute Bürger mit hinabreißen möchte — es genügte dafür die Hand einer Frau. Ich gestehe, daß ich eine Hinterlist beging, um von ihm empfangen zu werden, aber alle Mittel sind gut in einem solchen Fall. Als ich von Caen abreiste, gedachte ich ihn auf dem Gipfel des Berges zu opfern, aber er ging nicht mehr in den Convent.

„Ich wünschte Ihren Brief aufbewahrt zu haben, man würde daraus besser erkannt haben, daß ich keinen Mitschuldigen hatte; dieß wird sich jedoch ausklären. Man ist so gut republikanisch in Paris, daß man nicht begreift, wie eine überflüssige Frau, deren wenn auch noch so langes Leben doch zu nichts nützen würde, sich mit kaltem Blute opfern kann, um ihr ganzes Land zu retten. Ich erwartete sicher, augenblicklich zu sterben. Muthige und über alles Lob erhabene Männer haben mich der sehr entschuldbaren Wuth dieser Unglücklichen entzogen. Da ich wirklich ganz ruhig war, litt ich von dem Geschrei einiger Weiber, aber wer sein Vaterland rettet, bemerkt nicht, wie viel es kostet. Möge sich der Frieden so schnell herstellen, als ich es wünsche! Dieß ist ein großes Vorspiel, ohne dasselbe hätten wir ihn jedoch nie erreicht.

„Seit zwei Tagen erfreue ich mich in löstlicher Weise des Friedens, das Glück meines Landes macht das meinige aus. Es gibt kein Opfer, durch das man nicht größere Bönne empfinde, als es Kampf gekostet, um sich dazu zu entschließen. Ich zweifle nicht, daß man meinen Vater ein wenig quält, der doch schon an meinem Verluste genug hat, sich zu betrüben. Wenn man meine Briefe bei ihm findet — die meisten enthalten eure Portraits — so bitte ich euch, es mir zu verzeihen, daß sich einige Scherze auf eure Rechnung darin befinden; ich ließ mich durch den Leichtfinn (legèreté) meines Charakters dazu verleiten. In meinem letzten Briefe machte ich ihn glauben, daß ich mich aus Furcht vor den Schrecken des Bürgerkriegs nach England begeben habe. Mein Plan war damals, mein Incognito zu bewahren, Karat öffentlich zu tödten und so, im Augenblicke selbst sterbend, die Pariser in Unwissenheit über meinen Namen zu lassen.

„Ich bitte Sie, Bürger, Sie und Ihre Kollegen, die Vertheidigung meiner Verwandten und Freunde zu übernehmen, wenn man sie beunruhigen sollte. Meinen lieben Freunden, den Aristokraten, sage ich nichts, ich bewahre deren Andenken in meinem Herzen. Ich habe immer nur ein einziges Wesen gehaßt und habe bewiesen, mit welcher Heftigkeit; aber es gibt deren Tausende, die ich noch mehr liebe, als ich ihn haßte. Eine lebhafteste Einbildungskraft, ein gefühlvolles Herz verheißten ein sehr bewegtes Leben; ich bitte Diejenigen, die um mich trauern sollten, dieß zu erwägen, und sie werden sich freuen, mich mit Brutus und andern Alten der Ruhe in den elysäischen Feldern genießen zu sehen. Was die Modernen anbetrifft, so gibt es wenige wahre Patrioten, welche für ihr Land zu sterben wissen; fast Alles ist Egoismus. Welch ein armseliges Volk, um eine Republik zu gründen! So muß man wenigstens den Frieden herstellen, und die Regierung wird thun, was sie kann; zum

mindesten wird es dann nicht der Berg sein, der regiert, wenn man mir glauben will“.

„Ich befinde mich so gut als möglich in meinem Kerker; die Gefangenwärter sind die besten Leute von der Welt; man gab mir Gendarmen, um mich vor der Langeweile zu behüten. Ich fand dieß sehr gut für den Tag und sehr übel für die Nacht; ich habe mich wegen dieser Unanständigkeit beklagt, der Ansehung hat es aber nicht für nothwendig gehalten, darauf zu achten. Ich glaube, daß es die Erfindung Chabets ist; nur ein Kapuciner kann solche Ideen haben. Ich vertreibe mir die Zeit damit, Gedichte zu schreiben; ich gebe das letzte Couplet von Balady Jedem, der es haben will. Ich verspreche allen Parisern, daß wir die Waffen nur gegen die Anarchie ergreifen, was buchstäblich wahr ist“.

2.

„Man hat mich in die Conciergerie gebracht, und die Herren des Gerichtshofs versprechen mir, Ihnen meinen Brief zu senden, und ichahre also fort. Ich mußte ein langes Verhör bestehen, ich bitte Sie, sich dasselbe zu verschaffen, wenn man es veröffentlicht. Als man mich gefangen nahm, hatte ich eine Adresse an die Freunde des Friedens bei mir. Ich kann sie Ihnen nicht senden und werde deren Veröffentlichung verlangen, aber wohl vergebens. Ich hatte gestern Abend die Idee, dem Departement des Calvados mit meinem Portrait eine Huldigung darzubringen, aber der Wohlfahrtsausschuß, den ich deshalb angegangen, hat mir nicht geantwortet, und nun ist es zu spät. Noch ersuche ich Sie, Bürger, meinen Brief dem Bürger Neugen mitzutheilen; ich adressire ihn nicht an ihn, aus verschiedenen Gründen, erstens bin ich nicht sicher, ob er sich nicht in diesem Augenblick in Exceur befindet, und dann fürchte ich, da er von Natur gefühlvoll ist, daß ihn mein Tod

betrüben möchte.* Ich weiß übrigens, daß er ein so guter Bürger ist, um sich durch die Hoffnung auf den Frieden trösten zu lassen; ich weiß, wie heiß er ihn wünscht, und hoffe, daß ich seine Wünsche erfülle, indem ich denselben erleichtert. Wenn einige Freunde eine Mittheilung dieses Briefes wünschen sollten, so bitte ich Sie, dies Niemand abzuschlagen. Es ist die Regel, daß man einen Verteidiger wählt, ich nahm den meinen auf dem Berge, es ist Gustave Deulcet; ich stelle mir vor, daß er diese Ehre ablehnen wird, obgleich sie ihm wenig Mühe machen würde. Ich dachte daran, Robespierre oder Chabot zu wählen. — Noch werde ich verlangen, über den Rest meines Geldes zu verfügen, und biete es alsdann den Frauen und Kindern jener braven Einwohner von Caen an, die ausgezogen, Paris zu befreien. Es ist sehr merkwürdig, daß mich das Volk aus der Abbaue nach der Conciergerie hat ruhig führen lassen. Dies ist ein neuer Beweis seiner Mäßigung. Sagen Sie das unsern guten Einwohnern von Caen, sie erlauben sich zuweilen kleine Insurrectionen, die man nicht so leicht unterdrückt.

„Morgen um acht Uhr wird man mich richten, um Mittag werde ich wahrscheinlich gelehrt haben, um in der römischen Sprache zu reden. Man muß wohl an die Tapferkeit der Bewohner des Calvados glauben, weil selbst die Frauen dieses Landes der Festigkeit sätzig sind. Uebrigens weiß ich noch nicht, wie die letzten Momente vergehen werden, und erst das Ende krönt das Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlichkeit wegen meines Schicksals zu heucheln, denn bis zu diesem Augenblick habe ich nicht die mindeste Todesfurcht; ich schätze das Leben immer nur um des Ruhens willen, den es haben konnte. Hoffentlich werden Duperré und Baudez morgen in Freiheit

* Es geht aus diesen Worten deutlich genug hervor, daß der Brief nicht so sehr für Barbaroux, sondern eigentlich nur für Dougen-Lengreid geschrieben ist, mit dem Charlotte schon früher in Beziehung stand.

geseht; man behauptet, Pechterer habe mich auf eine Tribüne in den Convent geführt. Was fällt ihm auch ein, Frauen dahin zu führen? Als Deputirter durfte er nicht auf der Tribüne, und als Bischof durfte er nicht in der Gesellschaft von Frauen sein; so ist dies also eine kleine Strafe, aber Duperré hat sich nicht den mindesten Vorwurf zu machen. — Marat wird nicht in das Pantheon kommen, er verdiente es doch so wohl. Ich beauftrage Sie, die Schriftstücke zu sammeln, die für seine Leichentede geeignet sind.*

„Ich hoffe, daß Sie die Sache von Hrl. Forbin nicht aufgeben werden. Hier ihre Adresse, wenn man ihr schreiben muß: Alexandrine Forbin, in Mendrisio über Zürich in der Schweiz. Bitte, sagen Sie ihr, daß ich sie von ganzem Herzen liebe. Ich will noch ein Wort an Pepe schreiben, meinen übrigen Freunden schreibe ich nichts. Ich verlange von ihnen nur ein schnelles Vergessen, ihr Schmerz würde mein Andenken ehren. Sagen Sie dem General Wimpffen, ich glaube, ihm mehr als eine Schlacht gewonnen zu haben, indem ich ihm den Frieden erleichtere. Leben Sie wohl, Bürger, ich empfehle mich dem Andenken der wahren Freunde des Friedens“.

„Die Gefangenen der Genciergerie, weit davon entfernt, mich zu beschimpfen, wie die Leute auf der Strafe, schienen mich zu beklagen, das Unglück macht immer mitsühelnd, dieß ist meine letzte Bemerkung“.

Dienstag 16. acht Uhr des Abends.

„An den Bürger Barbareux, Deputirter des Nationalconvents, Flüchtling in Caen, Rue de Carmes, Hotel de l'Intendance“.

„Gorday“.

* Welch bitterer Spott in diesen letzten Sätzen über Fanchet und Marat! Es ist übrigens erwiesen, daß sie weder mit Fanchet, noch allein im Convent war.

Das einzige Merkmal von Aufregung, welches in diesen Briefen zu finden ist, besteht in dem häufigen Abspringen von Gedanken und Bemerkungen, zu denen sie dann oft eben so unvermittelt zurückkehrt. Im Originale tritt dies noch auffallender hervor, doch kann ihr diese Schreibweise überhaupt eigen gewesen sein, und es fehlen uns nur die Mittel zur Vergleichung.

Am folgenden Tage, dem 17. Juli, wurde Charlotte Morgens acht Uhr in den Justizpalast vor das Revolutionstribunal gebracht. Die Conciergerie befindet sich bekanntlich innerhalb der Umfassungsmauern desselben. Fouquier-Tinville fungirte als öffentlicher Ankläger, ihr Verteidiger war ein junger Mann Chauveau-Lagarde, dessen Name mit dem Charlottens auf die Nachwelt gekommen. Er befand sich zufälligerweise in dem Gerichtssaale, und da Charlottens erwählter Verteidiger aus den oben erwähnten Gründen nicht erscheinen konnte, ernannte der Präsident ihn dazu. Vernehmen wir aus seinem Munde die Erzählung dieser merkwürdigen Verhandlung, wenn auch nur bruchstückweise:

„Ich nahm meinen Platz neben Charlotte. Da sie mich erkannte, warf sie einige unruhige Blicke auf mich, als ob sie fürchte, ich könnte eine Art von Vertheidigung versuchen, die sie verleugnen müsse. Die Debatten dauerten nicht länger als eine halbe Stunde. Keinem Maler ist es gelungen, das Bild dieser außerordentlichen Frau ganz getreu wiederzugeben. Man mochte wohl ihre ziemlich starke, aber doch zugleich leichte Gestalt, ihre langen, nachlässig auf die Schulter herabhängenden Haare, ihre von langen Wimpern beschatteten Augen und das Oval ihres Gesichtes darstellen, aber es war nicht möglich, die große Seele nachzubilden, welche ihre ganze Physiognomie belebte. Gerade so verhält es sich mit den Verhandlungen ihres Processes. Es wäre leicht gewesen, wie ich es jetzt thue, ihre Worte buchstäblich zu berichten, aber die Blätter jener Zeit

hätten es nicht gewagt. Doch auch außerdem wäre es unmöglich, das zu beschreiben, was mir den tiefsten Eindruck machte, ich meine den Ton ihrer fast kindlichen Stimme, die stets im Einklang mit der Einfachheit ihrer Geberden und der unerschütterlichen Seelenruhe ihres Gesichtes war und doch wieder so wenig zu den Empfindungen und Gedanken paßte, die sie ausdrückte. Man kann eben so wenig versuchen, eine richtige Idee von dem Eindruck zu geben, den sie auf die Geschwornenen, die Richter und die ungeheure Masse, welche den Justizpalast erfüllte, hervorbrachte. Es schien, als betrachteten sie Charletten als Richter, der sie hierher vor seinen erhabenen Richterstuhl gerufen. Mit einem Worte, diese moralische Seite der Verhandlung war bei ihrem Prozesse das, was der physisch-menschliche Ausdruck ihrem Gesichte gewesen. Man konnte es fühlen, aber nicht beschreiben“.

„Nachdem man sie über die Details ihrer Handlung befragt, und ihr vorgeworfen, daß sie unter falschem Verwand sich bei Marat eingeführt, sagte sie: „Ich gestehe, daß dieses Mittel meiner unwürdig war, aber ein jedes ist gut, wo es sich um das Vaterland handelt. Außerdem mußte ich den Schein annehmen, als ob ich ihn achte, ein solcher Mann ist mißtrauisch“.

„Frage: Wer stößte Euch denn so viel Haß gegen Marat ein? — Antwort: Ich bedurfte des Hasses Anderer nicht, der meinige genügte. — Frage: Aber der Gedanke, ihn zu tödten, mußte Euch doch durch Andere beigebracht worden sein? — Antwort: Man führt das schlecht aus, was man nicht selbst erdacht. — Frage: Was haßtet Ihr denn in Marat? — Antwort: Seine Verbrechen! — Frage: Was versteht Ihr darunter? — Antwort: Die Verheerungen Frankreichs, die ich als sein Werk betrachte. — Frage: Was Ihr die Verheerungen Frankreichs nennt, sind nicht sein Werk allein. — Antwort: Dieß mag sein, er aber versuchte Alles, um den vollständigen

Ruin herbeizuführen. — Frage: Was hofftet Ihr, indem Ihr ihn tödtetet? — Antwort: Meinem Lande den Frieden wieder zu geben. — Frage: Glaubt Ihr denn alle Marats ermordet zu haben? — Antwort: Nun, da dieser todt ist, werden sich die andern vielleicht fürchten.

„Da man durchaus eine Verschwörung zwischen ihr und den Girondisten herausfinden wollte, befragte man sie nachdrücklich über ihren Verkehr mit diesen. „Wartet Ihr mit ihnen freundschaftlich verbunden?“ — „Nein, aber ich sprach mit Allen“. — „Wo wohnen sie?“ — „In dem Intendanturgebäude“. — „Womit beschäftigen sie sich?“ — „Sie machen Gedichte und Proclamationen, um das Volk zur Eintracht zurückzuführen“.

„Ein Gerichtsdienet brachte und zeigte ihr den Delch, dessen sie sich bedient hatte, und sie ward befragt, ob sie ihn wiedererkenne. In diesem Augenblick allein veränderten sich ihre Züge, sie wandte sich ab und sagte mit bebender Stimme, während sie das Messer mit der Hand zurückstieß: „Ja, ich erkenne ihn, ich erkenne ihn!“

„Da sie Marat im Bade getroffen, ihm das Messer senkrecht in die Brust gestoßen und ihn mit einem Streiche getödtet hatte, bemerkte ihr der öffentliche Ankläger, daß sie den Stoch wohl überlegt habe, und er fügte hinzu: „Ihr müßt in diesem Verbrechen sehr geübt sein!“ — Da rief Charlotte: „Ja, das Ungeheuer! Er hält mich für eine Mörderin!“

„Dieser Ausruf beendigte die Verhandlungen wie mit einem Donnerschlag, und man gab mir das Wort. Nach dieser letzten Antwort und nachdem ich mich erhoben, hörte man zuerst in der Versammlung ein dumpfes Geräusch, wie ein Zeichen des höchsten Erstaunens, und dann folgte eine Todtenstille, die mein Herz wie mit Eiskälte durchdrang. Während nun der öffentliche Ankläger sprach, ließen mir die Geschworenen sagen, ich möge schweigen, und der Präsident, ich solle mich darauf be-

schränken, die Angeklagte für verrückt zu erklären. Sie wünschten Alle, ich möchte sie demüthigen. Was Charlotte betrifft, so war ihr Gesicht immer das gleiche. Sie sah mich in einer Weise an, die deutlich sagte, daß sie nicht gerechtfertigt sein wolle. Ich begnügte mich mit wenigen Worten: „Die Angeklagte gesteht mit kaltem Blute das entsetzliche Attentat, welches sie begangen; mit derselben Kaltblütigkeit gesteht sie dessen lange Vorausüberlegung, sie gesteht die entsetzlichsten Nebenumstände, mit Einem Worte, sie gesteht Alles und sucht sich nicht einmal zu rechtfertigen. Darin, geschworne Bürger, beruht ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe und diese vollständige Selbstverläugnung, die sogar Angesichts des Todes keine Spur von Gewissensbissen zeigt, sie sind nicht natürlich, wenn auch in mancher Beziehung erhaben. Sie erklären sich nur durch die Exaltation des politischen Fanatismus, welche ihr den Dolch in die Hand gedrückt. Es kommt euch zu, geschworne Bürger, zu beurtheilen, von welchem Gewichte diese moralische Betrachtung in der Waage der Gerechtigkeit sein muß. Ich berufe mich darum allein auf eure Klugheit und Vernunft!“

„Während ich so sprach, ging ein Strahl der Befriedigung über ihr Antlitz. Sie wurde einstimmig verurtheilt. Der Präsident verkündigte ihr das Todesurtheil, sowie die Confiscation ihrer Güter, und fragte sie dann, ob sie noch etwas zu sagen habe. Statt aller Antwort ließ sie sich zu mir führen und richtete das Wort an mich: „Mein Herr“, sagte sie, „ich danke Ihnen vielmals für den Muth, mit dem Sie mich vertheidigt haben in einer Weise, die Ihrer und meiner würdig ist. Diese Herren haben mein Vermögen confiscirt, und ich will Ihnen den größten Beweis meiner Dankbarkeit geben. Ich bitte Sie, meine Schulden im Gefängniß zu bezahlen und rechne dabei auf Ihre Gerechtigkeit“.

Man brachte sie hierauf in die Cenciengerie zurück. Ihre

Schulden beliefen sich nur auf 36 Livres Assignaten, die ich dem Thürsteher der Abbatte bezahlte“.

Nachdem sie in ihr Gefängniß zurückgekehrt war, wurden augenblicklich die Vorbereitungen zu Charlottens Hinrichtung getroffen. Sie benutzte die Zwischenzeit, um ihre letzten Zeilen, die vernichtenden Worte an Gustave Doucet zu schreiben, die er jedoch nicht verdiente. Das Original dieses Briefes befindet sich in Caen, und auch dessen Schriftzüge verrathen nicht das mindeste Beben.

„Der Bürger Doucet de Pentécaulant ist ein Heiðling, weil er es abgeschlagen hat, mich zu verteidigen, da doch die Sache so leicht war. Derjenige, welcher es gethan, hat sich dessen mit der möglichsten Würde entledigt. Bis zum letzten Augenblick werde ich ihm dankbar dafür sein.

Marie von Gordon.“

Eine der letzten Personen, mit denen Charlotte verkehrte, war ein Deutscher, Johann Jakob Hauer von San-Algoheim in Rheinhessen, geboren 1751, gestorben 1829. Schon vor dem Tribunal hatte er, sowie ein französischer Maler Rouer, ihr Bild begonnen und kam nun in die Conciergerie, es zu vollenden. Durch ihn ist die Farbe von Charlottens Haar definitiv festgestellt. Es war aschblond. Sein Bild, wohl das gelungenste von allen, befindet sich im Museum von Versailles, und ein Stich davon ist den Procèsakten Vatelets beigezfügt. Die Falte auf Charlottens Stirne, der schmerzliche Zug um den Mund rühren und erheben uns zugleich; trotz ihres Wuthes mochte ihr doch vor dem letzten Augenblicke bangen. Die antike Statue schaut uns aus diesem Bilde mit warmen Menschen-
 augen an. Ihre Kleidung ist dieselbe, in der sie vor dem Tribunal erschien; sie trägt ein Kleid mit anliegenden Ärmeln, hoch herausgehendes Halsstück und die bekannte französische Haube mit breitem Strich. — Charlotte wünschte, daß eine verkleinerte Copie dieses Bildes an ihre Familie geschickt werde, was ihr

der Maler mit Freuden versprach. Wenige Minuten später trat der Henker, mit dem rothen Gewande über dem Arme, ein. „Mein Herr“, sagte sie, sich an Hauer wendend, „ich weiß nicht, wie ich Sie für das Interesse belohnen soll, das Sie mir beweisen, und für die Mühe, die Sie sich mit mir gegeben. Ich habe Ihnen nur dieses anzubieten, wollen Sie es als Andenken an mich bewahren?“ Mit diesen Worten nahm sie die Schere aus des Henkers Hand, schnitt eine dicke Locke ihres abschblendenden Haars ab und gab sie Hauer. Die Wachen und selbst der Henker schienen von diesem Auftritt gerührt. — Hauer bewahrte Charlottens Locke als ein kostbares Vermächtniß auf; Viele haben sie bei ihm gesehen, und sie soll sich noch im Besiß seiner Familie befinden.

Während eines heftigen Gewitters bestieg Charlotte den roth ausgeschlagenen Revolutionskarrren. Da sie sich jeden priesterlichen Beistand verboten, so sah sie da ganz allein, ohne Zuspruch, ohne Trost, nur auf sich selbst gestellt. Länger als eine Stunde dauerte die grausenhafte Fahrt von der Conciergerie bis zu dem heutigen Place de la Concorde, wo seit des Königs Hinrichtung die Guillotine stand. — Ein Deutscher war der letzte, mit dem Charlotte verkehrt, und einem andern Deutschen sollte sie auf diesem Wege noch die glühendste Liebe, die hingebendste Begeisterung einflößen. In der Straße St. Honoré sah sie zuerst der jugendliche Deputirte von Mainz, Adam Lur, der mit Georg Forster die Stadt Mainz im Convent vertrat. Die Gefühle, welche Charlottens Anblick ihm einflößten, waren so mächtig, daß er bereits am 19. Juli eine Broschüre veröffentlichte, in der er ihre That verherrlichte und damit den Grundstein zu seinem eigenen Verderben legte. Die Haltung, welche Charlotte bis zuletzt beobachtete, geht am anschaulichsten aus seinen Worten hervor, er sagt darüber:

„Charlotte Corday, erhabene Seele, unvergleichliches Mädchen, ich will nicht von dem Eindruck reden, welchen du auf

die Herzen Anderer machen wirst, ich begnüge mich, die Gefühle zu schildern, die du in meiner Seele erzeugt hast. — Mittwoch, am 17. Juli, am Tage deiner Hinrichtung, gegen Abend, wurde ich überrascht durch dieses übereilte Urtheil, von dem ich jedoch alle Einzelheiten kannte. Ich wußte mindestens genug, um daraus zu schließen, daß diese Person einen außerordentlichen Muth entwickeln würde. Es war nur der Gedanke an diesen Muth, der mich in der Straße St. Honoré beschäftigte, als ich sie auf dem Karren herankommen sah; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich außer der Unerstoddenheit, die ich erwartete, keine unerschütterliche Sanftmuth inmitten des barbarischsten Geheuls wahrnahm und diesen sanften, durchdringenden Blick, die feuchten Blicke, welche in diesen schönen Augen leuchteten, aus denen eine ebenso zärtliche als entschlossene Seele sprach! Herrliche Augen, ihr hättet Helsen erweichen können! Wüde eines Engels, die mein Innerstes durchdrangen und es mit der heftigsten Bewegung erfüllten, die ihm bis dahin unbekannt geblieben, mit Empfindungen, deren Süßigkeit ihrer Bitterkeit gleichkommt, und deren Bewußtsein erst mit meinem letzten Seufzer erlöset wird. Während zwei Stunden, von ihrer Abfahrt bis zur Ankunft am Schaffot, behauptete sie die nämliche unbeschreibliche Sanftmuth. Ohne Stütze, ohne Trost war sie auf ihrem Karren den beständigen Verwünschungen einer Menge preisgegeben, die des Namens Mensch nicht mehr werth war. Ihre sich stets gleichbleibenden Blicke schienen zuweilen diese Masse zu durchirren, um zu suchen, ob nicht ein menschlicher unter ihnen sei. Sie bestieg das Schaffot. Sie starb, und ihre große Seele erhob sich zu dem Aufenthalt der Catene, der Brutusse und noch einiger Andern, deren Verdiensten sie gleichkommt oder noch übertrifft.

„Charlotte, himmlische Seele, warst du wirklich nur eine Sterbliche? Kennt die Geschichte deines Gleichen? Triumphire

Frankreich! Triumphire Caen! Denn du hast eine Heldin hervor-
gebracht, von der kein zweites Beispiel sich in Rom oder Sparta
findet!“

Am Schlusse ruft Adam Lur noch aus: „Möge eure
Tyrannei mit eurem Irrthum endigen! möge man an derselben
Stelle, wo die unsterbliche Charlotte fiel, ihr eine Statue mit
der Inschrift errichten: „Größer als Brutus!“

Charlotte starb in der That, wie Lur es erzählt, mit dem
Muth und der Seelenruhe eines Cato von Utika, während
wüthende Weiber die Lust mit ihrem Geschrei erfüllten. Deren
wüßtes Geseul schien das einzige zu sein, was sie zuweilen er-
schütterte. Nachdem ihr Haupt gefallen, hob Samsons Knecht
es hoch empor, um es der versammelten Menge zu zeigen, dann
schlug er mit einer Reinheit sondergleichen auf die rechte Wange.
Selbst der wilden Zuschauermasse war dieß zu viel, und ein
dumpfes Gemurmel des Mißfallens beantwortete diese unmensch-
liche Handlung. — Der Volksmund erzählte, die andere Wange
sei tief erröthet, wie im Unwillen über die erlittene Schwach-
heit. Ueber die Möglichkeit dieser Erscheinung entspann sich ein leb-
hafter Streit zwischen den berühmtesten Aerzten jener Zeit, an
dem sich namentlich Hersters Freund, der bekannte Dr. Edm-
mering aus Frankfurt, theilnahmte und die Frage entschieden ver-
neinte.

Noch erzählt uns Riouffe in seinen Memoiren, daß ein
Pariser Journal, „Der französische Republikaner“, in seiner
Nummer vom 19. Juli den Muth hatte, zu sagen: „Die
naheende Hinrichtung hat sie nicht erschüttert; selbst noch auf
dem Schaffot war ihr Gesicht heiter, und ihre Wangen behielten
ihre natürliche Farbe“.

Am 6. November bestieg Adam Lur die Guillotine, indem
er sich laut Glück dazu wünschte, unter demselben Messer zu
fallen, welches Charlotte Cordays Haupt bluten gemacht. —

Zwei Tage zuvor hatte ein Dekret des Convents den sterblichen Ueberresten Marats die Ehren des Pantheons zugesprochen.

Weiter und weiter wogte der klutige Strom der Revolution und schlang Charlottens Freunde und Gesinnungsgenossen nacheinander hinab. Alle starben so unerschüttert, wie sie das Beispiel gegeben, und mit Schmerz rufen wir aus: Warum wird im Leben so viel Muth, so viel Seelengröße und Standhaftigkeit, wie dieser kurze Zeitraum gesehen, erst im Momente der höchsten Gefahr geboren und muß so ohne Ruhen für das Menschengeschlecht wieder verloren gehen!

Doch von Allen, die da fielen, können wir Charlottens Tod am wenigsten beklagen, denn undenkbar ist es, wie sie hätte fortleben können mit dem Bewußtsein eines Mordes, sobald das Fieber der ersten Exaltation vorüber war. Hat doch selbst Charlottens berühmte Zeitgenossin, Madame Roland, von der man sagte, daß sie der Kopf der Revolution gewesen und Charlotte deren Arm, sich heiß nach dem Tode gesehnt und die Guillotine als ihre Bestreiterin begrüßt, weil sie es müde war, in einer so traurigen Zeit zu leben.

Aber während die Wirksamkeit dieser Frau, ihr ganzes Fühlen und Denken wie ein vollendetes Gemälde sich vor unseren Blicken entrollt, ist und bleibt Charlotte ein halbes Räthsel der Natur, und inmitten der höchsten Bewunderung wird uns bei ihrer Betrachtung immer wieder jenes Gefühl ergreifen, welches Byron mit den schönen Worten schildert:

„Dich Tröpfchen Blut, der Streifen klein und leicht
Von ihrer Wange alle Schönheit schenkt;
Blut sah er oft — konnte's sehen, aber dann
Zog es im Kampf — versprach es der Mann.“

Per se.

Ein Spaziergang durch die Schweizerische Bundesstadt.

Ist nicht fast jedem Menschen ein Wort oder eine besondere Gabe eigenthümlich, die mit seiner ganzen Individualität auf's Innigste verwächst? Die leiseste Erinnerung daran ruft uns plötzlich die besondere Persönlichkeit auf's lebhafteste vor den Geist, selbst wenn sie uns jahrelang entrückt gewesen. Ebenso verhält es sich mit Ländern und Städten. Wer kann das Wortlein „halter“ vernehmen, ohne dabei augenblicklich an Oesterreich und die Oesterreicher zu denken, und wem ruft nicht das classische „Per se“ blitzeschnell die ehrwürdige, alterthümliche Bundesstadt am Rande der grünen, „schnellströmenden“ Aare vor das innere Auge? Dieser lateinische Ueberrest, der den Gang der Geschichte allein überdauert hat, tönt dort heute noch fortwährend aus Jedermanns Munde, es ist der erste und der letzte Laut, welcher uns in Petrus Wauern empfängt und entläßt. Per se paßt auf alles, es ist ein Affirmativum in des Wortes verwegenster Bedeutung, und nur die Veränderung des Tones belehrt uns, wie es gemeint ist. Und „Per se!“ so wollen wir es denn frischweg wagen, den Leser einmal in unserer

Weise von der Per se-Stadt zu unterhalten, vorausgesetzt, daß er unsern Vorschlag mit einem recht freundlichen Per se! beantwortet.

Kennst du den prächtigen Lazzarone in dem schönen Gedichte von Anastasius Grün's „Schutt"? Jener Haufte der Faulen erzählt uns mit löstlichem Humor, wie alle Nationen der Welt an seinem Brellsteine, auf dem er liegt, vorüberziehen, wie er keine aufzusuchen braucht, wie sie Alle zu ihm kommen, und daß ihm auf Erden nur noch der Eine Wunsch bleibe, die Maccaroni möchten Schlangen sein, damit sie zu ihm hinkriechen könnten, statt daß er sie selber holen müsse. Aber nicht bloß unter Neapels tiefblauem Himmel gibt es solche Brellsteine, an denen die Bewohner beider Hemisphären sich vorüberdrängen, es existiren deren noch mehrere, und es kommt nur darauf an, sich an solchen Lieblingsplätzchen der gesamten Welt auf eine Weile zum Lazzarone zu machen und gleich ihm das bunteste Gewühl an sich vorbeigleiten zu lassen. Zu diesen Plätzen zählen wir ohne Besinnen den berühmten „Kirchhof" von Venedig, besser gesagt, die Plattform, eine dem Fremden geläufigere und jedenfalls weniger melancholische Benennung.

Kirchhof heißt die herrliche Terrasse mit den dichtbelaubten Kastanienbäumen, die stets einen löstlichen Schatten verbreiten, nicht etwa, weil unser Fuß dort auf Gräbern wandelt, sondern weil sie buchstäblich der „Hof" ist zu der prächtigen gothischen Kathedrale, die sich in ihrem Hintergrunde erhebt und ihre Nähe oft gar erhebend zu erkennen gibt, wenn die wundervolle Orgel, von einer Meisterhand in Bewegung gesetzt, zu tönen beginnt und bald hoch ausbrausende, bald sanft hinstrebende Töne den Alpen entgegenhaucht.

Die Alpen — zauberhaftes, majestätisches Wort, dessen bloßer Laut die Seele erbeben macht und ihr alle die Empfindungen zurüchtruf, welche ihr Aublick, der gewaltige, unbeschreibliche, an jedem Tage, wo sie dem Auge sich zeigen, neu erweckt,

Gefühle der tiefsten Ehrfurcht und höchsten Erhebung. Wie oft empfanden wir es den Schweizern gegenüber inmitten ihres eigenen, herrlichen Landes, daß wir um ein großes Gefühl reicher sind als sie, um eine ganz besondere Art von Schweizerheimweh. Es ist dieß jene zitternde, tief poetische Empfindung, die den Fremden schon überwältigend ergreift bei dem bloßen Sehen einer läutenden Herde, die ihn plötzlich sich sagen läßt: Ja, ich bin in dieser Schweiz, dem Lande meiner Sehnsucht, so lang ich denken kann, dem Lande, welches in meiner kindlichen Seele durch die Erzählungen von Tell und Winkelried die ersten Einbrüche von Freiheit und Menschenwürde in mir wach rief; ich hebe das Haupt und sehe vor mir den Fluß, so grün und kristallenhell, wie sonst nirgends in der Welt, die schwellenden Matten und über Allem das gewaltigste, was die Erde erzeugt, die Giganten von Schnee und Eis im sanften Schimmer des Abendlichts. Keiner, der dieß mit ganzer Seele geschaut, kann es wieder vergessen, und weil uns so ein Festtag geworden, was dem Schweizer nur eine schöne, aber tägliche Gewohnheit ist, sind wir reicher als er, trotz unserer Entbehrung.

Aber daran denken wir jetzt nicht, wir stehen ja auf der Plattform, genießen das schöne Bild mit der Fremdenmenge, die sich an die steinerne Brüstung lehnt, den rothen „Vädedet“ oder auch zuweilen den begünstigten, neu auftauchenden Nebenbuhler „Berlepsch“ in der Hand und sich bemühen, zwischen Wolken und Nebel heraus die stolzen Berghäupter auszufinden. Ein so reiches Halsband von dunkeln Diamanten, so malerisch und harmonisch aneinander gefügt, hat die Erde sich wohl nirgends wieder um den Busen geschlungen, wie diese Kette der Oberlandeberge. In langer Reihe aneinander geschlossen, ersetzen sie durch ihre Menge und ihre mannichfaltigen Formen, was jeder Einzelne an Großartigkeit durch die Entfernung verliert, und der Reisende ist beneidenswerth, welchem sie sich in ganzer, unverhüllter Schönheit zeigen. Freilich, oft vergehen Wochen,

während deren nur einzelne Spitzen sichtbar sind, und es ist wehmüthig und ergötlich zugleich, zu hören, wie dann der Fremde bemüht ist, sich zu orientiren, und wie er gar oft einen weißen Nebelfleck zwischen grauen Wolken mit andächtiger Nüchternung als eines der Silberhörner der Jungfrau begrüßt.

Aber wie dem auch sei, der nächste Morgen führt ihn weiter, und nicht allein von den Alpen, auch von der Bundesstadt selbst haben die Wenigsten mehr gesehen, als Enge und Schänze, etwa noch den Zeitloekenturm und den Bärengraben; und versteigt sich der wissbegierige Reisende bis zum Innern des Bundespalastes, wohnt er gar einer Sitzung des National- oder Ständerathes bei, wenn ihm das Glück günstig ist, so hat er Alles gethan, was ihm in seiner Eigenschaft als Tourist möglich war. Von dem eigenthümlichen Leben und Treiben jedoch, das in dieser Stadt sich noch regt und bewegt, von dem eigentlichen Volke und seinem Leben, von dem Geiste, der in den düstern, grauen Sandsteinhäusern athmet, von dem Mittelalterlichen, das neben moderner Kultur sich im Familien- und Gesellschaftsleben erhalten, dem zähen Bürgerthum, das wie ein Polyp sich fest an das Alte und Hergebrachte klebt — davon hat kaum Einer eine Ahnung, der mit dem rothen Buch bewaffnet hinunter auf die Schwelle blickt, über welche die Märe sich brausend wälzt, oder hinauf zu den Alpen, der alten Schweizerveste, dem Schweizer so nahe verwandt in seiner schreissen Abgeschlossenheit und Kälte. Zu den Alpen müssen wir gehen, sie kommen uns nicht entgegen; auch zu dem Schweizer müssen wir uns geistig durcharbeiten, er kommt nicht zu uns, und manches Schöne blüht und vergeht neben ihm, ohne daß es ihm je an's Herz gedrungen, gleich der Blume auf dem starren Felsgestein seiner Berge.

Von den Vielen, die jährlich das alte Bern durchziehen, gibt es gewiß einige, die gerne noch einmal mit uns im Geiste die belebten Straßen durchwandern und in die dunkeln Häuser

eintreten, damit zu der Erinnerung an die Natur auch ein lebendiges Bild des Volks sich geselle.

Kommt also nur herbei zu dem Lazzarene und setzt euch zu ihm auf die bequeme Bank, in deren Ecke gedrückt er besseres als Macaroni, nämlich eine köstliche Glace verzehrt, und dann laßt uns nach Herzenslust schauen und träumen.

In den Bergen hat es zwei Tage lang geregnet, da flüchtet sich Alles nach der Stadt und bleibt Alles in der Stadt, und so zieht es so bunt als je jahrmärktähnlich an unserem halb geschlossenen Auge vorüber. Mehr noch als die Sprache verräth uns die Toilette die verschiedenen Nationalitäten, denn Mode ist es gegenwärtig, keiner bestimmten Mode zu huldigen. Die Einoline ist das einzige kosmopolitische Band, welches die Weiber des Erdballs zu einer großen Verbrüderung, oder besser gesagt, Verschwesterung vereinigt. Alle Männer unter Einen Hut zu bringen, ist unmöglich, alle Weiber in Einen Rock zu stecken, war das Werk weniger Jahre; wer ist nun der süßsamere Theil? Im Uebrigen ist die einzige Mode diese, daß jede Frau sich aus dem unerschöpflichen Kram das herausgreift, was ihr das Schönste und Passendste dünkt.

Die Engländerin wählt sich das Bunte, die Amerikanerin das Praktische, die Französin das Elegante und Kostbare, die slavischen Damen ein wenig von Allem, die Deutsche das Einfache und Billige; aber sie wird darin noch übertroffen von der Schweizerin, die sich sogar, weil doch alles in der Welt irgendwo seine Liebhaber finden muß, mitunter bis zum Geschmacklosen herabläßt. Nach den Geneserinnen ist wohl die Bernerin noch die eleganteste, aber über die Toiletten der Westschweizerinnen breite sich der Schleier christlicher Tugend. Die meisten dieser Damen lieben eine so gielle Versammlung der widerstrebendsten Farben, daß die große Furzt der Schweizerinnen vor dem „Kuni“, d. h. dem Herrn und Gebieter der Kuhheerden, sich daraus ganz genügend erklärt. Aber auch

Vern hat seine weiblichen Cato's und Brutusse, die mit souveräner Verachtung Alles zurückweisen, was nur schmückt und nicht bloß kleidet, und mit wahrer Ehrfurcht sehen wir diese Ueberreste einer alten Zeit unter den frivolen Schwestern herumwandeln, die ihre weiten Röcke eine halbe Elle zu lang machen, nur um dann das Vergnügen zu haben, sie wieder gleich einer Gardine rings herum aufzuschürzen. Aber trotz unserer Ehrfurcht erscheinen sie doch dem verwöhnten Auge so wunderbar, daß es mit wahren Wohlgefallen auf der stattlichen Oberländerin ruht, die im seidenen Sonntagsstaat, mit den schweren silbernen Ketten geziert, gar prächtig dahervandelt.

Eine Enttäuschung müssen wir indessen hier dem männlichen Leser bereiten, denn Wahrheit muß sein. Wenn die Tyrannin Kleide dem Schillerschen „Hauch der Grüste“ verwandt ist, so ist sie trotz alledem emporgestiegen in „die reineren Lüfte“. Verner Bürgerinnen verschmähen zum Theil noch standhaft die Crinoline. Verner Bäuerinnen keineswegs. Keine Oberländer Magd geht mehr durch die Verner Straßen, ohne daß sie jene Erfindung des Teufels und der Hossarth unter ihrem schlichten Bauernrock trüge. Da habt ihr wieder den ganzen Unterschied zwischen „Verstand“ und der Einfalt des „lindlichen Gemüths“.

Aber siehe, da kommt eine recht ehrbare Gesellschaft, der man es auf den ersten Anblick ansieht, daß es verständige Leute sind. Die Damen tragen schwarzseidene Kleider, die, wie es sich auf Reisen schickt, drei Finger breit über dem Boden aufhören, dazu kein Barett, keine Watelet, nicht einmal den gewöhnlichen runden Hut, sondern Capothüte, und die Männer sind ebenso solid gekleidet. Welcher Nation wögen die curiösen Leute angehören? Es war ein köstlicher Nachmittag, und die Alpenfirnen, welche schon acht Tage lang ihr Negligé nicht abgelegt, entzusehen sich endlich wieder einmal der Welt zu zeigen, was eigentlich an ihnen ist. Daß in einem so liebenswürdigen Moment viel, sehr viel an ihnen ist, das sieht denn

auch der Ungläubigste und Unglücklichste in Bezug auf Alpen-
ansichten ein, und daß es sich schon der Mühe verlohnt, ihnen
trotz aller Launen den Hof zu machen. Auch meine ehrbare,
räthselhafte Gesellschaft war ganz im Schauen verloren, da hörte
ich klar und deutlich den Ausruf: „Wat e mooije gezeecht!“
Nun war ich orientirt, — Holländer waren es, liebe gute
Holländer aus einem Provinzialstädtchen, wo es jedenfalls noch
gar nicht für fatsoenlyk galt, runde Hüte zu tragen, und wo
man mit solchen gewagten Neuerungen erst anfängt, wenn die
übrige Welt damit aufhört.

Holland und Schweiz — welche verschiedene Vorstellungen
erwecken die Worte in uns, wie wenig gleichen sich die Länder,
und wie sehr die Menschen, welche dieselben bewohnen! Die
Geographen versichern uns zwar, daß die Entwicklung eines
Volkes sich zum großen Theil nach den geographischen Verhält-
nissen seines Landes richtet. In diesem Falle aber könnte ihre
Theorie ein wenig zu Schanden werden. Gibt es zwei Länder
von ungleicherer Physiognomie, als die Schweiz und das eigent-
liche Holland? Dort nur die Ebene, an vielen Stellen nicht
mehr als eine kumpfe, sumpfige Niederung, hier das höchste
Gebirgsland Europas; dort zwar auch unendlich viel Wasser,
aber trüb, schlammicht, matt dahinschleichend, hier das flüssige
Element in seiner reinsten Schönheit, sprudelnd, stürzend,
hüpfend, bald Nymphe in durchsichtigem blauem oder grauem
Gewande, bald schelmische Nixe im Silberflor, und bald der alte,
zürnende Berggeist, vom weißen, sprühenden Schaum umhüllt;
dort feuchter, kalter Nebel, hier die frische belebende Bergluft.
Nichts als die grünen, saftigen Matten mit den prächtigen
Rüben erinnern uns an die endlosen holländischen Wiesen, die
nicht minder stolze Heerden weiden, und auf denen diese, wie in
der Schweiz, Tag und Nacht im Freien bleiben. Aber wie sehr
stimmen dennoch, trotz dieser Contraste, die beiden äußersten
Pole des Germanenthums mit einander überein, in Charakter,

Gefinnung, geistigem Wesen und einer Menge von Sitten und kleinen Lebensgewohnheiten! Hier wie dort sehen wir ein Volk, dessen Wohlstand ursprünglich aus der nämlichen Quelle, der Viehzucht entspringt, und wo heute noch ein kräftiger, starker Hirten- und Bauernstand den Schwerpunkt des nationalen Lebens bildet. Hier wie dort darum der entschiedene republikanische Sinn, denn der holländische König bedeutet kaum mehr als der schweizerische Bundespräsident, und hier wie dort, bezüglich der religiösen Bedürfnisse des Volks, die calvinistische Richtung vorherrschend, trotz Zwingli und den holländischen Reformstranten; denn in beiden Ländern wird diese freiere Lehre immer mehr von den strengen Glaubensformen des französischen Reformators zurückgedrängt.

So bilden der sächsische und schwäbische Stamm im Norden und Süden zusammen die harte Schale germanischen Wesens, welche das eigentliche Deutschthum, den weichen, bildsamen fränkischen Kern in der Mitte umschließt. Und diese beiden Schalen passen, wie paradox dies auch Manchem klingen mag, so genau aufeinander, wie die beiden Hälften jener alten Bildsäule des Apoll, die nach der Vorschrift des strengen „heiligen“ Styls von zwei verschiedenen Künstlern an zwei verschiedenen Orten angefertigt wurden. Es ist darum kein Wunder, daß trotz der Verschiedenheit der Länder sich die eine Nation so wohl bei der andern fühlt, weil sie eine Menge ihrer täglichen Lebensgewohnheiten wieder bei einander finden, und eben so die nämliche Denkweise. Schaaren von Erzieherinnen begeben sich jährlich aus der Schweiz nach Holland, und vorzugsweise ließen sich früher die Schweizer bei den Holländern anwerben. Andererseits ist eines der liebsten Reiseziele des Holländers, der in den letzten zehn Jahren wunderbar mobil geworden, die Schweiz, wenn ihm schon das Reisen dort mitunter sauer genug ankommt. Viele Holländerinnen finden das Reiten nicht anständig oder auch gefährlich, und so erklimmen sie oft mit kühnem

Muthe Verggipfel, über deren Beschaffenheit sie sich vorher nicht einmal in der Phantasie Rechenschaft geben konnten.

Die meisten Schweizer und Holländer sind sich wahrscheinlich der vielen inneren Bezüge, die sie mit einander verbinden, kaum bewußt, aber dem objektiven Beschauer, der in beiden Ländern gelebt, drängen sie sich von selbst auf. Eben so achtbar als langweilig ist bei beiden das starre Festhalten an dem Gewohnten und Hergebrachten — in Bezug auf das politische Leben nachahmungswürdig, für den täglichen Verkehr bleiern und erlöbend. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß jede Tugend ihre Rückseite hat, und daß wir es an beiden Orten mit dem Sauerteig des nationalen Lebens zu thun haben, mit einem eigensinnigen, hartnäckigen, auf seinem guten Recht beharrenden Bauernstand. In den selten Wiesengründen beider Länder liegt der Schwerpunkt, welcher schließlich dem Geographen doch Recht gibt. Wägen sie auch noch so sauerkörpisch sein, hätten wir Franken doch etwas mehr von dem halsstarrigen Wesen der Rindviehzüchter der holländischen Provinzen und der Cantone!

Wahrhaft erdrückend für den Deutschen ist übrigens der Haß, mit dem beide übereinstimmend den mittleren Bruder betrachten. Es ist der alte, unversöhnliche Kampf zwischen einer prosaisch nüchternen und poetisch unpraktischen Seele, der Streit zwischen Dorern und Jonern, der sich hier wiederum erneut. Wir achten unsere reicheren und kräftigeren Brüder von ganzer Seele, wir beneiden sie um die Freiheitsschätze, die sie sich errungen, aber unser Herz zieht sich in ihrer Nähe zusammen, wir verstehen einander nicht, weil die höhere Sympathie, die alle Theile einigen sollte, vollständig fehlt. Aber, weil wir die Jener sind, dürfen wir uns auch zugestehen, daß wir sie gerechter beurtheilen, als sie uns, deren geistige Ueberlegenheit ihnen peinlich und drückend ist. Unsere höhere Bildung, unsere ideellen Errungenschaften, die ihnen ja nicht weniger zu gute

kommen, ja, fast noch mehr als uns selbst, betrachten sie mit Kälte und Geringschätzung, und immer wieder deuten sie schmerzungslos mit hartem Finger auf unsere offene, brennende Wunde, unsere politische Urtreue und Haltungslosigkeit. Den Schweizer und Holländer dagegen eint ein Band tiefer Sympathie, und mit Achtung blickt die eine Nation auf die andere. Der Verkehr, in dem sie seit Jahrhunderten mit einander stehen, blieb auf ihre gegenseitige Entwicklung auch keineswegs ohne Einfluß. Achten Freiheitssinn, welcher in politischer und religiöser Hinsicht sich dort eine Zeit lang fast bis zu einer idealen Höhe erhob, das Beispiel einer wahrhaft demokratischen Regierung zeigte Holland der Schweiz zu einer Zeit, wo diese noch in stetem Kampfe mit den Adelsgeschlechtern begriffen war. Die Ideen eines Hugo Grotius, eines Oldenbarneveld, welche ja die Lebenszeit dieser Männer weit überdauerten, brachten die Schweizer Officiere, die in holländischen Diensten gestanden, mit heim in ihre Verge, und an ihnen zum Theil entflammte sich der Widerstand des Schweizlers gegen die Herrschaft der Aristokratie in den einzelnen Cantonen.

Ein blutiges Beispiel davon gibt uns die Geschichte Berns. Dieser Canton war immer der stolzeste und übermüthigste von Allen, und nachdem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bereits das Haupt des Majors Davel in Lausanne unter dem Beil des Henkers gefallen war, weil er die Waadt losreißen wollte von Bern und dessen adeligen Bögten und Drängern, bereitete sich in der Bundesstadt selbst ein noch blutigeres Schauspiel vor. Samuel Henzi, aus holländischen Diensten zurückgekehrt, hatte dort eine entwickeltere Freiheit gefunden, als in seiner Vaterstadt, wo die wenigen Adelsgeschlechter die Bürgerschaft mit oligarchischer Härte bedrückten. Von patriotischem Eifer befeelt, beschloß er Bern zu befreien und es auf die Bahn einer freieren Entwicklung zu leiten. Er verband sich zu diesem Zweck mit seinem Freunde, dem Stadtlieutenant

Fueter, der gleich ihm aus einem alten Bürgergeschlecht stammte. Als drittes Haupt der Verschwörung gewannen sie einen gewissen Bernier, der aber an Geist und Körper tief herabgekommen war. Sie warben eine Anzahl Mitverschworener, und schon war der Tag bestimmt, an welchem die Regierung gestürzt werden sollte, als der ganze Anschlag einem der Rathsherren verrathen wurde. Henzi, Fueter, Bernier und noch viele andere wurden sogleich verhaftet, und mit grausamer Härte verfolgte die Regierung ihren Sieg. Trotz dem Murren des Volks machte man den drei Häuptern den Proceß als Hochverräthern und verurtheilte sie zum Tode. In der Stadt selbst wurde das Schaffel errichtet, und die Verurtheilten wurden inmitten einer lautlosen Menge dahin gebracht. Henzi, der geistige Urheber des Ganzen, getragen von der Idee, die ihn besetzte, starb mit wunderbarer Fassung. Fueter wurde noch zuvor die rechte Hand abgehauen. Ueber den ganzen Proceß breitet sich noch bis heute ein mysteriöses Dunkel; er soll eben so übereilt als partiisch geführt worden sein, und man sagt, alle Acten darüber seien vernichtet worden; wenigstens wird unter diesem Vorwande deren Herausgabe hartnäckig verweigert. Nachkommen der Familien Henzi und Fueter leben jetzt noch in Bern.

Doch wenden wir uns von dieser traurigen Episode zu den mehr äußerlichen Merkmalen, welche die innere Verwandtschaft der so weit von einander getrennten Stämme bekunden. Sogleich die Bauart der Häuser erinnert uns lebhaft daran. Da stehen sie eben so dicht aneinander gereiht, eben so schmal, oft nur mit zwei Fenstern in der Fronte, wie die Häuser an den Graachten, nur hier von grauem, trübseligem Sandstein, während dort die bunten, mit weißen Mäandern eingefassten Backsteine sich weit freundlicher ausnehmen. Drinnen finden wir neue Aehnlichkeiten; neben dem riesigen Racheisen noch häufig den Kamin, und hinter dem Getäfel hier wie dort eine Phalanx von Wandschränken, die alle übrigen Schreine entbehrlich

machen und gewiß das Entzücken einer deutschen Hausfrau sein würden. Dabei dieselbe Reinlichkeit, dasselbe strenge Festhalten an den Stunden der Mahlzeit und an dem Ort, wo sie eingenommen wird, derselbe Reichthum an massivem Silber, der von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, und sogar derselbe Theesessel, der auf ausgeglühten Torskohlen beim Frühstück und dem Abendshee neben der Hausfrau siedet.

Aber eine der schönsten und angenehmsten Aehnlichkeiten zwischen beiden Völkern offenbart sich uns in den Diensthoten. Wer war jemals in Holland und erinnert sich nicht mit Verhagen an das gewandte Dienstmädchen, das in seiner Kleidsamen Tracht, die von Sauberkeit glänzt, sich zu jeder Stunde des Tages vor fremden Augen zeigen kann? und welchen Besucher der Schweiz hat es nicht mit Wohlgefallen erfüllt, wenn die nette Bernerin mit dem Vorhemd („Mänteli“ genannt) und den Armeln von blendender Weiße, dem dunkeln Wieder und den silbernen Ketten daran in das Zimmer tritt und dann den Gast mit zutraulicher Höflichkeit und raschem, gewandtem Wesen bedient? Es ist, als ob beiden mit der Nationaltracht auch der freiere, unabhängigere Sinn, ein erhöhtes Gefühl von Ehrbarkeit und Selbstachtung geblieben wäre. Man sehe dagegen unsere Mägde an, die sich nicht scheuen, den halben Tag mit ungekämmten Haaren, im schlampigsten Auszug einherzugehen! So verwaschen, wie ihre Kittunikleider, ist auch ihr ganzes Wesen. Den meisten ist es gleichgültig, ob sie gut oder schlecht arbeiten, wenn es nur gethan ist. Mit Einem Worte: „sie halten nichts auf sich“. Dieß thut aber selbst die niedrigste Holländer und Schweizer Magd. Vielleicht gehen wir in unserm Schluß zu weit, aber dennoch scheint es uns, daß das Gefühl, einer Nation anzugehören, so stark, so erhebend für den Einzelnen sein muß, daß es selbst die kleinsten und unscheinbarsten Theile des Ganzen durchdringt.

Dagegen erheben diese Mägde auch wieder ihre eigenthüm-

lichen Ansprüche. Die Häuslichkeit der Holländerin und Schweizerin wird vielfach gerühmt, doch besteht sie mehr im „Zuhausebleiben“, als in der persönlichen Beschäftigung mit den häuslichen Erfordernissen, um diese bekümmert sich die Magd viel eingehender und ausschließlicher als bei uns. Sie würde es sogar als eine Beleidigung ansehen, wenn ihr die Madame zu oft beispringen wollte, und weiß sich auch bei besondern Vorkommnissen so einzurichten, daß sie mit dem Laufenden fertig wird. Für eine deutsche Hausfrau, welche, wie es in dem alten englischen Sprichwort heißt, *must have her finger in every pie*, wäre dieser Zustand der Dinge entsetzlich. Unsere Verhältnisse und die durchschnittliche Untüchtigkeit der Dienstboten zwingen eine redliche Frau freilich dazu, Allem selbst nachzusehen, obgleich es mitunter gewiß besser wäre, wenn sie das Ehrgefühl des Mädchens erweckte, indem sie ihr auch etwas allein überließe.

Daß diese freien Töchter der Natur übrigens auch nicht verschlen, in den ihnen untergebenen Haushaltungen eine gewisse Tyrannei auszuüben, liegt in der Natur der Sache, und deutsche Hausfrauen gerathen mitunter in Verzweiflung über ihre republikanischen Mägde, die in der Küche kein Oberheitsrecht anerkennen. Man läßt sich daher deutsche Mädchen kommen; aber so süß ist die Uebung der Herrschaft, so berauschend die Lust der Freiheit, welche aus den Alpen herüber weht, daß sie es bald nicht besser machen, als ihre stammverwandten Schwestern, nur mit dem Unterschied, daß ihr Despotismus weniger leistungsfähig ist. Bemerkt muß übrigens noch werden, daß der bessere Schulunterricht in der Schweiz nicht wenig dazu beiträgt, die Mädchen und Frauen der unteren Klassen anständiger und überlegender zu machen, als bei uns. — Man verzeihe uns diese Abschweifung, aber ein Vaterlandsfreund muß mit allen Mitteln zu wirken suchen, und hoffentlich erhöht es die Begeisterung deutscher Frauen für eine einzige deutsche Nation, wenn wir

ihnen als eines der wichtigsten Resultate dieses glücklichen Zustandes bessere Mägde in Aussicht stellen.

Ja, unser Geist hat sich weit, weit verirrt, während der Körper, der saule Lazzarone, noch ruhig an der alten Stelle sitzt, und dennoch wird er abermals durch das Ohr auf eine Fortsetzung seiner vorigen Betrachtung gelenkt. Die Holländer haben dicht neben uns Platz genommen, auf der andern Seite eine Gesellschaft von Bernern. Beide Parteien unterhalten sich lebhaft unter einander, und wahrhaftig, wenn wir die Augen schließen, wissen wir kaum mehr zu unterscheiden, wo die Schweizer, und wo die Holländer sitzen. Ist das nicht der nämliche Gurgelton, derselbe Accent, sind es nicht dieselben langgezogenen Laute, welche man auf beiden Seiten vernimmt? Sie würden einander keineswegs verstehen, aber unser deutsches Ohr in der Mitte erkennt deutlich die innige Verwandtschaft der beiden äußersten Pole unserer Sprache. Zwar sind uns beide Sprachen fremd, aber wir lernen sie schnell verstehen und übersehen ihr Gemeinsames, so wie das Besondere, welches sie trennt.

Die holländische Sprache hat den Vorzug, daß sie schon sehr frühe eine Schriftsprache geworden ist, und sich zu festen Formen ausgeprägt hat; das Schweizerdeutsch ist nur Dialekt geblieben, und zwar in jedem Canton ein anderer. Sobald der Schweizer schreiben und lesen will, muß er sich zum Hochdeutschen bequemen, das er aber erst in der Schule lernt, und das ihm als Kind so fremd ist, daß überall in den untersten Klassen noch der Dialekt mit ihm gesprochen werden muß. Aber auch als Erwachsener redet der Schweizer hochdeutsch nur, wenn er muß; unter sich spricht man es nie, und will man sich in gewählteren Ausdrücken ergehen, so spricht der Berner französisch.

Aber wie abscheulich uns dieser Dialect auch klingt, so dürfen wir nicht vergessen, daß seine Quelle eine edle ist, keine geringere als das alte Allemannische, welches ja seine Zweige

auch noch tief herein in deutsches Gebiet erstreckt. Wer Hebel's Gebichte unverständlich findet, der lese sie nach einem Aufenthalt in der Schweiz, und er wird sie dann leicht verstehen. Er wird auch zugleich gerechter gegen die dortigen Dialekte werden. Wer zum erstenmal einen Berner in seiner Mundart sprechen hört, glaubt das roheste, gemeinste Deutsch zu vernehmen. Sprechen nun gar mehrere zusammen, so wird es fast unerträglich, man glaubt in einer Synagoge zu sein. Einer redet genau wie der andere, und die Organe sind so täuschend ähnlich, daß man Bekannte von Fremden nicht zu unterscheiden vermag, wenn man die Leute nicht sieht. Doch ist es leinewegs eine verdorbene, sondern nur eine uns in vieler Beziehung fremde Sprache, welche wir hören, ein Nachhall aus vergangenen Jahrhunderten, der in seiner Ursprünglichkeit geblieben, während unser Hochdeutsch sich fortentwickelt hat und dabei gerade auch nicht immer besser geworden ist. Immerhin laufen dort Bezeichnungen und Worte mitunter, welche allerdings durch ihre Naivetät und bezeichnende Schärfe Anerkennung verdienen, aber dennoch unsere Lachmuskeln aufs Äußerste reizen.

Wir sitzen erstarrt, wenn eine feine Dame von ihrem „Nasenkumpen“ spricht, unter welchem Kunstausdruck sie das Taschentuch versteht, und wenn sie ferner erzählt, man habe einer Freundin „die Haare abgehauen“, was abschneiden bedeutet. Bei der Beschreibung einer Bergpartie versichert sie, „man sei auf seinen vier Tazen gelaufen“; und wie sie sich nun gar ausdrückt, um etwas als schmutzig zu bezeichnen, dieß kann in guter Gesellschaft durchaus nicht wiedergegeben werden. Von einem bärtigen Herrn sagt man, er habe „eine schöne Schnauze“, und ein Mörder wird nicht geköpft, sondern „gegründet“, da „Gründ“ Kopf bedeutet. Ebenso heißt es von Allem, was gut riecht, daß es gut „schmeckt“, was zu den komischsten Verwechslungen Anlaß gibt. Ein ganz aparter Berner

Ausdruck, über den selbst die übrigen Schweizer sich amüsiren, ist „lustig“. Alles was dem Berner gefällt, ein Stuhl, ein Tisch, ein Kleid, ein Kuchen, eine schöne Aussicht u. s. w., ist „lustig“, und es wäre sehr hübsch, wenn diese „Lustigkeit“ die ganze Bundesstadt charakterisirte. Außerst komisch und oft ganz unverständlich lauten die Participialableitungen. Statt geschrieben sagt man „geschrauen“, statt geschaut „geschöchen“, statt gebrannt „gebrunnen“, statt geschimpft „geschumpfen“ u. s. w. Der gemeine Mann bedient sich noch kräftigerer Ausdrücke; das schöne Geschlecht ist ihm das „Wywervolt“, und der Ausdruck „Dunders-Dytche“, worunter man uns arme Deutsche versteht, ist sogar in höheren Kreisen geläufig. Sehr schlecht lauten die französischen Worte, mit welchen der Berner Dialekt versetzt ist, und die man in demselben, ebgleich alle Berner und Bernerinnen französisch sprechen, deutsch ausspricht. Fortwährend hört man „adorable, graziös, impayable, convenable“ u. s. w. Was aber das Verständniß des Dialekts besonders erschwert, das ist die Zusammenziehung des Artikels „das“ und der Präposition „zu“ mit dem Haupt- und Zeitwort. Wenn das Dienstmädchen seine Gebieterin fragt, ob sie ihr „s' Hübli“ bringen soll, so schwören wir dem Laute nach, sie habe ihr ein „Süppli“ angeboten, und ladet sie uns zum „Z' Awetrinke“ ein, so stehen wir ganz verblüfft ob dieser nicht zu entziffernden Aufforderung, zum Abendthee zu kommen.

„Z' Awetrinke“ — magisches Wort, das mit dem Glodenschlag sechs durch die ganze Westschweiz in Hütte und Palast ertönt und in den französischen Cantonen nur in das gleichbedeutende „gouter“ übersetzt wird. Zur selben Zeit breitet sich über alle diese Lande ein für delikate Magen wahrhaft entsetzlicher Geruch von heißem Fett, denn ein „Z' Awetrinke“ ohne „Rüchli, Strübli oder Röstli“ (sprich: Röstli) ist kaum zu denken. Kaffee und Brod bilden in den meisten und besonders in den bürgerlichen und bäuerlichen Haushaltungen den Rest

dieser Abendmahlzeit. In feineren Häusern wird auch vielfach Thee getrunken, und die Zugabe erweitert durch Crêmen, Obstkuchen, Macaroni oder dergleichen. Aber die eigentliche Nationalspeise bleibt das in heißem Fett Gebadene, und zwar vorzugsweise die billigste Sorte desselben, „die Rösti“. Dieß sind rohe, zerschnittene Kartoffeln, welche mit viel Butter beigeseht und auf einer Seite zu einem dicken Kuchen gebacken werden. Wenn sie gar sind, stürzt man den Kuchen auf eine Schüssel um und genießt das einfache Gericht zu dem Abendbasse. In den meisten Häusern Berns ist dieses Lykurgische Mahl nicht allein die Abendmahlzeit, sondern auch für viele Arme und Unbemittelte das Diner.

Dem fremden Wanderer unter den „Lauben“ oder „Arkaden“ ist es gewiß schon aufgefallen, wie häufig sich neben den Hausthüren die Aufschrift „Kaffeebüchli“ befindet. Dieß bedeutet das Vorhandensein einer Kaffeeküche, in welcher zu jeder Tageszeit Kaffee nebst warmem Gebäckem verabreicht wird. Nicht bloß der Bauer, der zum Markte kommt, nimmt dort sein Mittagemahl ein, auch gar mancher Student oder Schüler begnügt sich für die Wochentage mit der billigsten aller Speisen, mit Kaffee und Rösti. Wie viel nach Vogts Theorie hierbei für das Gehirn herauskommen mag, wollen wir unerörtert lassen; denn per se, es wird Nacht und wir sitzen immer noch auf der Bank unter dem breitästigen Kastanienbaum.

Unsere Holländer sind längst fort, vielleicht schon gen Thun abgefahren, die verglühnten Alpen starren uns unheimlich an wie Gespenster, die Aare rauscht noch wilder und stürmischer als sonst, die rothen Bänder verschwinden mehr und mehr, und das Geräusch der lebhaftesten Stadt, das sich am Abend um das Doppelte erhöht, schlägt drängend an unser Ohr. —

Unter den Arkaden wegt es von Menschen, und im Schein der Gaslampen sind sie zweimal so hell als am Tage. Aber heißt das nicht Eulen nach Athen tragen, oder täuschen wir

und? Nein, es ist Wahrheit, — zu dem weissen, überirdischen Glanze der brennenden Lust will sich noch der matte Strahl von zwei irdischen Talg- oder Wachskerzen gesellen; denn da schreitet sie uns leidhastig entgegen, die stattliche Oberländermagd, und ihre Hand hält eine Laterne, die fast die halbe Breite der Arkade einnimmt. Die Fenster derselben glänzen wie Krystall, und den Fuß der leuchtenden Kerzen umschlingt poetisch ein Rosenkranz. Ihr folgt gravitatisch — Verzeihung, schönes Geschlecht, deine lieblichste Repräsentantin ist es keineswegs, welche hier naht, sondern eine recht alte Schwartze mit einer schwarzen Vermummung über dem Kopf. Warum in aller Welt läßt sie sich noch heller beleuchten, als sie es bereits ist? Warum? Im alten Athen durfte Abends keine ehrbare Frau ausgehen, ohne daß ihr eine brennende Fackel vorangetragen wurde; in dieser Hinsicht nun befinden wir uns in Athen. Die ungeheure Laterne ist in Vern die holde Beschützerin zarter, weiblicher Tugend; sie zeigt leuchtend an, daß Diejenige, welche ihr folgt, beflissen ist, den Weg der Sittsamkeit zu wandeln. Unter deren Schutz ist sie so sicher, als wenn eine Schaar Polizeidiener sie umringte, und dieß will etwas heißen in Vern-Athen, denn unter den niedern Steinwölbungen geht es Abends oft roh und wild genug her. Wer am Tage die liegenden Thüren bemerkt hat, welche sich an jedem Hause vor dem Bogen der Arkade auf die Straße hinaus erstrecken, denkt schwerlich daran, daß dieß der Eingang in die Kellerräume der Häuser ist. Viele dieser Keller sind öffentliche Weinkeller; da wird nun unter der Erde getrunken, gesungen und gebrüllt, als wäre die Hölle los. Schwankend klettern die Betrunknen die schmale Stiege herauf und taumeln unter der Arkade fort, wo ihnen zu begegnen kein Vergnügen ist. Darum allen Respekt vor der Laterne! Wir möchten keiner Dame, jung oder alt, rathen, Abends, wenn sie keine männliche Begleitung hat, ohne sie auszugehen; weder vor Nüchternen, noch vor Betrunknen würde sie sicher sein.

Welche Masse von Spirituosen aller Art übrigens in der Bundesstadt vertilgt wird, und wie viele Gelegenheiten dazu über und unter der Erde geboten sind, dafür liefert folgender Spruch, der beim Offiziersfeste viele Heiterkeit erregte, den besten Commentar. In der Mitte eines Durchgangs zwischen zwei Straßen, in dem sich auf der einen Seite nur die Nebensagade eines neu gebauten Schulhauses befindet, auf der andern eine uralte Mauer mit einem ebenso alten Häuschen, hing die bezeichnende Inschrift:

„Ja, Wahrheit ist's und keine Pinte,
Hier ist eine Straße ohne Pinte!“

Pinte bedeutet so viel als bei uns Aneipe.

Doch dürfen wir den Berner Bürgern nicht nachsagen, daß sie allein es sind, welche so tapfer peculiren; am Samstag und Dienstag rücken Hülfsstruppen ein, die auch das Ihrige dazu thun. An diesen Tagen sind die Wochenmärkte und die Landbewohner der Umgegend strömen herbei, zu verkaufen und zu kaufen. Wenn die Geschäfte vorüber sind, erquidt man sich in den Kellern, und erst spät in der Nacht rollen die Berner Wäglein wieder heimwärts. Eine Stadt wie Bern, auf einer Terrasse erbaut, wo man mitunter aus dem vierten Stockwerk direkt auf die Straße gehen kann, und wo der Weg in die Verggärten der Zuder- und Herrengasse, ähnlich dem Urnenloch, durch finstere Kellerräume führt, hat keine Gärten, wo sich ein Theil ihrer Lebensbedürfnisse erzielen ließe. Alles muß vom dem Lande heringebracht werden, und hübsch ist es, auf dem Markte eine Mannichfaltigkeit von Obst und Gemüse zu finden, welche bei uns gar nicht möglich ist. Wir finden hier die Erzeugnisse des Frühlings, Sommers und Herbstes vereinigt, da alles auf den Bergen später blüht und reift. So stehen neben Äpfeln und Birnen noch duftige Erbbeeren, die man bis zum September genießen kann, junge, zarte Erbsen bei neuen Kartoffeln und

Bouquets von Flieder, Maiblumen und Alpenrosen neben niedlichen Rosen und andern Sommerblumen.

Was uns aber noch mehr interessirt und unserem Auge den Markt noch bunter macht, das sind die verschiedenen Trachten, welche sich da zusammen finden. Wir glauben auf einem Maassenballe zu sein, wenn uns der ächte Seenn, wie er in den Urkantonen sich noch häufig findet, mit den hohen, kurzen Puffärmeln und den nackten Armen entgegen kommt. Diesen nackten, schnigten Arm steckt er in den Kessel, welcher mit Milch gefüllt über dem offenen Kaminsfeuer an einem Haken hängt, und rührt und luctet die sich bildende Käsemasse, bis sie in die Form gebracht werden kann. Dieser nackte Arm flößt uns einigen Abscheu gegen die köstlichen Schweizerkäse ein, die er auf den Markt bringt, und es gibt Schweizerinnen, die aus heiligem Respekt davor keinen Wissen Käse anrühren. Appetitlicher entsteht der helländische Käse, den die Hofbäuerin selbst mit zarten, weißen Händen, da sie nichts anderes arbeitet, luctet. Freilich benützt sie dazu auch nur die Milch ihrer eigenen Kühe, während in der Schweiz die einer ganzen Heerde in den Kessel kommt und Manneskraft dazu gehört, mit dem enormen Schweizerkäse fertig zu werden.

Dem Seunen folgt dann etwa eine schmutze Sinnenstalerin auf dem Fuße, mit dem schwarzseidenen Halstuch, das ihr lose über den Rücken flattert, während die Enden vorn in das Nieder eingesteckt sind, oder eine Frau aus dem armen Haslithale in dem rothen, malerisch umgesteckten Kopfstud, das trotz seiner Unermlichkeit seine Gesichter so wundervoll kleidet. Leider modernisiren sich auch in der Schweiz die Landestrachten immer mehr, doch bleibt bis jetzt noch genug Charakteristisches und Kleidames übrig. Wahrhaft abscheulich sehen jedoch die Männer aus, und das schmutzig braune Tuch, in welches sie Alle gekleidet sind, wird uns nur erträglich, wenn wir hören, daß es meist handgemachtes ist. Aber einen schöneren Schnitt

dürften sie doch annehmen, denn der kurze Rock mit den blanken Knöpfen ist das Lächerlichste und Häßlichste, was man sehen kann. Dazu gibt der runde, schwarze Hut und der rothe Regenschirm unter dem Arm das Bild eines ländlichen Dandy ab, wie er sich kaum in grellerem Contraste neben der netten Oberländerin zeigen könnte.

Die Tracht der Oberländerin ist und bleibt doch die hübscheste, besonders wenn sie im Sonntagsstaate zum Markte kommt, nicht um zu verkaufen, sondern um zu kaufen, vielleicht gar für die bevorstehende Hochzeit. Dann prangt sie von Kopf bis zu Fuß in Seide, und um den Nacken legt sich stolz eine der beliebtesten Zierrathen der Schweizerin, eine schön geflochtene Haarlette mit goldenen Gliedern, die häufig an ihrem Ende eine goldene Uhr trägt, welche so pfiffig zwischen Wieder und Mänteli gesteckt wird, daß sie zur Hälfte herausschaut und den Leuten genau anzeigt, wer da geschritten kommt. Dazu hängen die schweren silbernen Ketten über Rücken und Brust herab, und wieder müssen wir an Holland denken, an die Käsemärkte, wo die Frauen und Töchter in noch reicheren Schmucke zu erscheinen pflegen. Granat- und Korallenschnüre mit breiten Goldschlössern, ja manchmal sogar mit Brillanten besetzt, zieren den Hals und lange Gehänge, nicht minder kostbar, die Ohren. Man sieht, nicht bloß das Handwerk, auch der Hirtenberuf hat seinen goldenen Boden, und die Frauen erhalten ihr Theil davon. Blicken wir dagegen auf die theilweise Verarmung unseres Land- und Städtbevölk — wahrhaftig, aus den goldenen und silbernen Halsketten der Schweizerinnen und Holländerinnen ließe sich wohl manche staatsökonomische Weisheit lernen!

Durchwandern wir noch einmal an einem geräuschlosen Tage die Arkaden und betrachten wir das Stillleben, welches sich dort neben dem rastlos vorübergleitenden Menschenstrom geltend macht. Was Bern vorzugsweise seinen eigenthümlichen Charakter und in den Augen des Nordländers einen besonderen

Reiz verleiht, das sind eben jene Arkaden, welche im Verein mit den rothen Fensterlüssen, die malerisch von dem grauen Stein der Häuser abstechen, die Stadt bereits zu einer ächt südlichen machen. Als Berchtold von Zähringen, dessen Erzstatue die Plattform schmückt, Bern gründete, übergab er die Leitung des Baues dem Herrn von Rubenberg, dessen Schloß hart am Gurten lag. In der Gründungsurkunde heißt es: „Die Häuser der neuen Stadt sollen von Holz erbaut werden und auf steinernen Arkaden ruhen; diese sollen nur acht Fuß breit seyn, die Dächer sollen mit Schindeln gedeckt werden.“ Das Haus der Rubenberge, eines der ältesten und bekanntesten in der Schweizer Geschichte, ist erloschen, und bei dem schon erwähnten Officiersfest sagte eine Inschrift darüber:

„Das Haus der Rubenberge ist nicht mehr —
Vergbuben aber gib't wie Sand am Meer!“

Eben so ist es mit den Arkaden, sie trotzen der Zeit länger, als das Geschlecht ihres Erbauers, und stehen noch fest, wohl lange Zeit ein Schutz gegen Sonne und Kälte, aber ein Nachtheil für Alle, welche die kellerartigen, dumpfen, oft halb dunkeln Räume des untersten von ihnen verdeckten Stodwerks bewohnen. So verlegen denn diese Bewohner meist ihre Beschäftigung, so weit es nur angeht, heraus auf die Straße zwischen die runden Bögen der Strebebeisler, unter denen meist an beiden Seiten eine Steinbank, oft mit Holz überkleidet, angebracht ist.

Bei Regen und Sonnenschein, bei Sturm und Kälte, bei Tag und Nacht werden diese Plätze nie leer, und es dürfte sich da für einen Genremaler manch hübsches Motiv finden. Doch empfehlen wir ihnen dafür keineswegs die widerwärtigsten Inassen dieser offenen Räume, die Tapezierer, die da den ganzen Tag hämmern und klopfen und mit einer furchtbar knarrenden Maschine, deren Geräusch einen Menschen um den Verstand bringen könnte, die langen Eccegradflechten auflockern; noch weniger jedoch die Mägde und Bürgerfrauen, welche an

derselben Stelle massenhaft die alten Matratzen öffnen und die Haare aufzupfen. Man geht kaum hundert Schritte, ohne wenigstens über zwanzig Haufen alter Kopf- und Kuschhaare zu stolpern. Es ist zu glauben, daß im Sommer 1862 nicht eine einzige Matratze in Bern in den alten Verhältnissen geblieben ist, und wir können versichern, daß im folgenden Winter Bern ganz gewiß weich und warm gebettet liegt, trotz Dappenthal, italienischen Anneriongelüsten und der Frage: ob Freihandel, ob Schutz Zoll?

Filen wir schnell zu einem lieblicheren Bilde, dorthin, wo der blühende Oleander vom frühesten Morgen bis zum Abend auf dem kleinen Tischchen vor der Pflanz prangt. Das muß eine sorgsame Hand sein, die ihn so pflegt und hütet, daß er trotz des Staubs der Straßen, trotz des feinen Zugs, der wie ein tödtliches Wespenst zwischen der offenen Hausthüre und der breiten Straße unaufhörlich hin und herweht, gedeiht. Nirgends sonst erheitert ein blühendes Gewächs den alten, grauen Stein, es muß wohl die besondere Freude des stillen Mädchens sein, die Tag für Tag hier sitzt, den Kopf auf ihre Arbeit geneigt; nur zuweilen sieht sie freundlich auf zu den rothen Blütenkelchen. Sie trägt, wie fast alle, die hier außen ihre Beschäftigung treiben, die Berner Tracht. Jugendglanz und Jugendfrische ist längst aus dem feinen Gesichte gewichen, das gewiß einst schön war, und das jetzt eine milde Resignation verklärt. Gewiß, der blühende Baum gehört zu ihrem Schicksal, und sie zu ihm — das Wie? wollen wir nicht enträthseln.

Gleich neben ihr geht es lustiger zu. Da sitzt eine Mädchenschule an einem Tisch, so lang, als es der Raum gestattet. Sechs bis acht ältere und jüngere Mädchen drängen sich um die Meisterin, die mit geübter Hand die Mänteli, Röckeli und Tischöppeli zuschneidet. Nichts was draußen auf der Straße oder drinnen unter der Laube vorgeht, entgeht ihrem scharfen Blick und den noch schärferen Zungen. Wir möchten gerne

zuhören und misslachen, aber dieses Deutsch verstehe wer kann! Es steht noch um einen Grad tiefer als die Schweizer Sprache der Salons, ist noch kräftiger, noch naturwüchsigter und macht uns wiederum den Eindruck, als ob alle heftig mit einander stritten, während sie sich doch nur unterhalten.

An der nächsten Arkade eilen wir rasch vorüber. Da hat eines jener unglücklichen Geschöpfe sich niedergelassen, welche uns so oft in der Schweiz den herrlichsten Naturgenuss verderben und das Herz pochen machen, wenn sie uns unvermuthet nahen. Der Cretinismus ist in Bern heimischer, als in vielen andern Schweizer Städten. Bei den höheren Ständen soll es eine Folge der immerwährenden Heirathen von Verwandten unter einander sein, bei dem Volke wieder vielfach hervorgerufen durch die dumpfigen Kellerwohnungen und schlechte Nahrung. Ueberall begegnen uns die traurigen Gestalten, und zu unserem Troste suchen wir uns schnell zu erinnern, daß sie doch zuweilen geistig nicht so ganz vernachlässigt sind, als es scheint, daß einst mit ihnen ein Leidensgenosse diese Straßen durchschritt, den ein hohes Talent besetzte, und der sich einen dauernden Namen gemacht. Wir meinen Gottfried Mint, den man den Kaken-Raphael nennt, wegen der außerordentlichen Treue, mit der er Thiere und besonders Kaken malte. Jeden Zug hat er diesem Thiere abgelauscht und durch seinen Pinsel verewigt. Ein bekannter Maler, Freudenberger, hatte ihn zu sich genommen, um ihn Farben reiben zu lassen; als er ihm lallend mittheilte, er wolle auch ein Maler werden, lachte er ihn aus. Aber das arme Geschöpf wußte sich zu helfen; er nahm, weil ihm jedes andere Material fehlte, alte Spielfarten (in Bern ist die Rückseite derselben ganz weiß) und malte Kaken und Hunde darauf. Wir waren so glücklich, diese ersten Anfänge seiner Kunst in einem Berner Privathause zu sehen. Eben so malte er Straßenkinder, mit denen er spielte, und ein altes Bettlerpaar, das in Bern wohl bekannt

war, und dessen sich ältere Leute noch sehr wohl erinnern. Alles ist mit der natürlichsten Deutlichkeit dargestellt, man glaubt, Menschen und Thiere müßten vor unsern Augen lebendig werden. Seine späteren Kopienbilder sind durch den Druck genügend vervielfältigt und bekannt. Natürlich fehlte es ihm, nachdem er so schlagende Proben seines Talentes abgelegt, nicht an Leitung und Aufmunterung, aber er starb mit zwanzig Jahren. Ein Spielgefährte des Kint war eben so ausgezeichnet im Malen von Schmetterlingen und Käfern, von denen wir gleichfalls Proben gesehen. Wie sein Unglücksgefährte, starb er sehr jung, ehe sein Talent weiter ausgebildet werden konnte.

Da bietet uns das frische, junge Mädchen, die gleichfalls mit einer Handarbeit täglich auf dem gewohnten Plage sitzt, ein freundlicheres Bild. Jeden Morgen prangt auf ihrem Tisch in einem Glase ein frischer Blumenstrauß, und der Geber ist nicht weit, denn gar manchmal springt ein Arbeiter in der grauen Blause von der jenseitigen Arkade herüber und lehnt sich an das Gitter, welches häufig den Steinsitz von der Straße trennt; und am Abend wirft zwar der breite Pfeiler einen tiefen Schatten auf die Bank, dennoch erkennt man am Ende derselben ein glücklich plauderndes und lachendes Mädchen.

Der Abend bringt überhaupt ein anderes Publikum in die Lauben. Da werden die Kinder, deren Hauptummelsplatz sie gleichfalls sind — wo wollten sie auch sonst frische Lust schöpfen? — hineingetrieben, und die Alten kommen heraus. Das Tageswerk ist vollbracht, Kaffee und Möschi verzehrt; nun ließt der Mann da außen seine Zeitung, bald laut, bald leise, bald für sich, bald einem größeren Kreis; und die Frau plaudert mit einer Nachbarin. Ja, erfrischen sie sich denn jetzt nicht durch einen Spaziergang, gehen sie nicht hinaus, ihre herrliche Natur zu genießen, die Pracht der erglühenden Alpen zu bewundern? So wird manche Leserin fragen.

Ei, per se, sie bedanken sich schönstens! Höchstens läuft

man einigemal unter den Arkaden hin und her, etwa auch hinaus auf die Schanze, voilà tout! Geht nur am Abend mit uns ungefähr eine Stunde weit vor die Stadt, ob uns ein Mensch begegnet, der wie ein fröhlicher Spaziergänger aussieht! Wunderselten. Eine Ausnahme machen „d'Engi“ und „s' Schänzli“. Da kommen erstens die Fremden in Schaaren, und auch viele Schweizer ziehen hinaus mit Kind und Kegel. Aber sobald der Kaffee getrunken, die Strübli verzehrt sind oder der Speckfuchen, ein Gericht, das nur ein Strassenwagen verdauen kann, geht es schnurgerade wieder nach Hause. Kommt man nach sieben Uhr über die Enge und sieht hie und da ein Windlicht glänzen, um das sich einige dunkle Gestalten drängen, dann heißt es gewiß: „Das sind Dytische!“ Kein Berner setzt sich länger in das Freie, als bis das z'Awetrinke vorüber ist; den Reiz einer milden Sommernacht, wo man unter dem Sternhimmel bei Musik und traulichem Gespräch zusammensitzt, weiß dort niemand zu schätzen. Man „sitzt in der Schweiz nie spazieren;“ entweder rennt man, wie auf einer wilden Jagd, oder bleibt ganz zu Hause. Die nahen, schattigen Wälder, die prächtigen Alleen, welche sich weit um die Stadt herum ziehen, locken nur wenige, man ist meist dort allein. Es ist gewiß sonderbar, aber die wenigsten Schweizerinnen sind gut zu Fuße und werden darin meist von den Fremden übertroffen. Gewiß liegt es daran, daß man die Kinder und jungen Mädchen zu wenig an weiteres Gehen gewöhnt.

Aber, per se, da schlägt es schon zwölf auf dem Zeitglockenthurm, wir sind lange herum gewandelt. Der Bähringer im Giebel des Thurms pocht mit seiner metallenen Faust an die klingende Glocke, der Hahn öfnet den Schnabel, und die Bärchen erscheinen hinter den aufliegenden Thüren. Wie immer, stehen Schaaren von Fremden, Kindern und Leuten aus dem Volke davor, starren hinaus und betrachten das Wunder mittelalterlicher Kunst.

Aber nicht weniger mittelalterlich weht es uns an, wenn wir durch den Bogen des Thurms schreiten und das neue, elegante Haus betrachten, welches sich hart an seiner Seite erhebt. Es ist ein beliebtes Hotel, das aber wahrscheinlich einen seltsamen Namen trägt, welcher schon manchem ein wenig Kopfszerbrechen mag verursacht haben. Zu „den Pfistern“ heißt der Gasthof, und wir erinnern uns, daß wir noch einen andern gesehen, „zum Distelzwang,“ einen „zu den Affen“ u. s. w. Die seltsame Benennung dieser Häuser nun ist noch bis auf den heutigen Tag mit dem Gemeinwesen der Stadt Bern aufs innigste verflochten. Pfister heißt „Bäcker“. Also den Bäckern gehört dieses Haus, aber nicht bloß einer Bäckerzunft, sondern einer Stubengesellschaft, welche „zu den Bäckern“ heißt, und zu der noch eine Masse von Leuten gehören, die nicht entfernt daran denken, Brod oder Kuchen zu backen. Mit Recht wird aber jedermann weiter fragen: was ist denn eine „Stubengesellschaft?“ Denn so bekannt diese Einrichtung während des Mittelalters war, so wenig weiß das neunzehnte Jahrhundert etwas davon. Längst sind sie in Italien, Frankreich und Deutschland zu Grabe getragen, aber der zähe Schweizer hat sie festgehalten; denn nicht allein in Bern, sondern auch in Zürich, Basel und an andern Orten bestehen sie noch, in jeder Stadt nach ihrer eigenthümlichen Art. Freilich hat die Neuzeit schon oft mit starker Hand an der alten Form gerüttelt, durch welche innerhalb des gemeinsamen Bürgerverbandes ein festgeschlossener Kern von „Altbürgern“, eine kleine Republik in der Republik, sich erhalten hat. Bis jetzt waren alle Bemühungen vergebens, wie heilsam auch eine Umgestaltung dieser Verhältnisse für das ganze Gemeinleben und die Gesellschaft sein dürfte.

Um indessen die Sache genügend zu erklären, müssen wir uns einen Augenblick mit der Geschichte dieser Stubengenossenschaften beschäftigen. Ihren Ursprung haben sie in den Hand-

werkervereinen der lombardischen Städten, in denen sich der Handwerker- oder dritte Stand gegen die Anmaßungen des Adels und der vornehmen Bürgerschaft fest zusammenschloß. Denselben Kriegsdiensten und Steuern unterworfen, fanden sie ungerecht, von Gericht und Rath ausgeschlossen zu sein. Die Innungen bildeten Waffengesellschaften unter sich und verlangten gleiches Recht mit den rathsfähigen Geschlechtern. In vielen Städten siegten die Gewerke über die Ritter und die alten Stadtgeschlechter und ertröhten sich häufig noch größeres Recht, als diese. Die damals bestehende militärische Eintheilung der Städte nach Thoren ging in Folge dieses Kampfes in eine corporative Eintheilung nach den Zünften oder Waffengesellschaften über. In diese reihten sich die alten Adelsgeschlechter und die Gesellschaften der Kaufleute ein; auch einzelne achtbare Bürger ließen sich in die Zunftgesellschaften aufnehmen. So wurden die vorher feindlichen Elemente durcheinander geworfen und bildeten bald nur noch eine einzige, wenn auch in verschiedene Abtheilungen gegliederte Masse. Ihre Aufgabe war, die Stadt gegen äußere Feinde zu beschützen. Daß sich innerhalb dieser Organisation das Gleichartige wieder zu näherem Zusammensein band und verband, war natürlich, aber keine Gesellschaft hatte ein Vorrecht vor der andern. Von der Lombardie aus verbreitete sich diese Bewegung über Frankreich, die Niederlande und im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auch über Deutschland. Um nun speciell auf Bern zurückzukommen, so mangelte dort der Rechtsgrund gegen Adel und Geschlechter, denn die Stadt entstand und entwickelte sich in anderer Weise, als die meisten alten Städte.

Wie schon erwähnt, wurde Bern von dem Herzog Berchtold von Zähringen gegründet um das Jahr 1191 als eine Militärkolonie. Der Zweck war derselbe, wie bei der Gründung von Freiburg, nämlich den Adel des Reichthums gegenüber der Gewalt der Herzoge im Zaume zu halten und sich zugleich

den Bürger zu verpflichten, indem man ihn schützte. Es wurden Jäger ausgesandt, einen geeigneten Platz aufzusuchen; sie wählten einen Fichwald an der Aare, welcher bald der neuen Stadt weichen mußte. Noch zum letzten mal hielt der Herzog darin eine Jagd ab, und man beschloß, die Stadt nach dem Thiere zu nennen, welches zuerst erlegt werde. Dies war ein Bär; von ihm heißt die Stadt „Bern“, und ist noch bis auf den heutigen Tag das edle Geschlecht der „Ruhe“, wie man dort sagt, das Wahrzeichen der Stadt.

Schon bald nach ihrer Gründung ward jedoch die Stadt reichsunmittelbar. Zwischen Rittern, Geschlechtern und Handwerkern war von vornherein kein Unterschied; aber durch den Uebermuth der Ritter blieb auch dort der Kampf nicht lange aus. Vorsichtig gemacht durch das Beispiel der andern Städte, hüteten sie sich wohl, einen Theil ihres erzwungenen Rechts freiwillig aufzugeben, und man gestattete den Zünften nur Rechte innerhalb ihrer Gesellschaften. So befanden sich noch zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Bern nur Handwerker, welche lediglich die Interessen ihres Gewerbes berathen durften, einen sehr geringen Zunftzwang ausübten und dem Rath und Schultheißen ganz untergeordnet waren. Die Art der Fortentwicklung ist nicht genau bekannt, aber dies steht fest, daß schon im Jahr 1429 den Handwerkern größere Rechte eingeräumt waren. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sind die Gesellschaften bereits geschliche Abtheilungen der Bürgerschaft, und niemand, selbst der Ritter und Adelige nicht, ist Bürger, wenn er nicht Stubengenosse einer Gesellschaft geworden.

Im Jahr 1476 bestanden sieben Gesellschaften, gegenwärtig gibt es deren nur noch drei. Unter den eingegangenen Genossenschaften befinden sich die Winzer oder „Reb-lüt“, da Bern schon seit mehreren Jahrhunderten keinen Wein mehr baut, weil die Qualität als allzu schrecklich befunden wurde. Doch

existiren noch Häuser, die sich nach ihnen benennen; so heisst z. B. eine der bekanntesten Apotheken die „Ach-lüt-Apotheke“, weil sie früher den Witzern gehörte.

Die noch bestehenden Gesellschaften sind die der Junker (Distelzwang), Steinhauser (Äffen), Gerber (Mittellöwen und Rothlöwen), der Bäcker (Pistern), der Metzger, Weber, Schuster, Kaufleute, Schmiede, Schiffer und Zimmerleute. — Des Vudels Kern nun, welcher die Stubengesellschaften bis auf den heutigen Tag so fest zusammenhält, ist das Vermögen, welches jede gemeinschaftlich besitzt. Dieses sogenannte „Stubengut“ wurde und wird noch erworben durch die Einzahlungen der eintretenden Genossen. Diese Einzahlungssummen waren jedenfalls sehr verschieden, wie auch gegenwärtig das Vermögen der einzelnen Gesellschaften, und richtete sich wohl anfänglich nach der größeren oder geringeren Einträglichkeit des betreffenden Gewerbes. In den ärmeren Gesellschaften gehörten natürlich auch die ärmeren Bürger, und in diese kann man am leichtesten aufgenommen werden. Erhöht wurde die Küplichkeit des gemeinsamen Besitzes durch Vermächtnisse, welche bald der einen, bald der andern Gesellschaft zufließen, von denen jede außerdem ihre besonderen Armengüter besitzt.

Jeder in Bern neu angekommene Mann musste in eine der Gesellschaften eintreten, sonst wurde er nicht geduldet, und bei der Ausnahme hatte er Wehr und Harnisch vorzuzeigen. Wer kein Stubenrecht besaß, wurde ausgewiesen. Erst im Jahr 1680 wurde die Niederlassung von Zuziehern oder Hinterlassenen gestattet. Diese sind nun gegenwärtig die „Neubürger“, gegenüber den „Altbürgern“ oder sogenannten „Perurbürgern“, die innerhalb ihrer dreizehn Gesellschaften eine festgeschlossene aristokratische Phalanx bilden, obgleich ihr eigentlicher Grund und Zweck, die militärische Verpflichtung, längst aufgehört hat. Auch zum „Hewerlaufen“ waren sie früher verbunden.

Im Uebrigen hatten die Genossenschaften in ihrem Innern

einen theilweise communistischen Charakter und den Zweck freundschaftlichen, geselligen Zusammenkommens. Kein Stubengenosse, wenn er auch noch so faul und schlecht war, konnte ganz verarmen; die Gesellschaft erhielt ihn, und für Wittwen und Waisen ward und wird heute noch auf's beste gesorgt. Jede Stubengesellschaft besitzt noch bis auf diesen Tag ihre besondere Trinkstube, wo die Mitglieder sich freundschaftlich zusammensinden und von Zeit zu Zeit gemeinschaftliche Feste abhalten. Wer etwa den behaglichen Gasthof zu „den Affen“ besucht und Lust hat, eine Trinkstube zu sehen, darf sich nur den Saal der „Affengesellschaft“ aufschließen lassen. Er wird die Wände von oben bis unten mit Affen in allen möglichen Größen und Situationen bemalt finden. Hier kommen noch, wie vor Jahrhunderten, die „Steinhauer“ zusammen, von denen aber nur die wenigsten wirkliche Steinhauer sind. Aus diesen Trinkstuben, mit denen Herbergen verbunden waren, entstanden nach und nach Hotele, welche den Gesellschaften gehörten, deren Namen sie tragen. Das städtische Haus der „Pfister“, eine der reicheren Gesellschaften, wurde erst vor etwa zwölf Jahren neu erbaut und durch die Genossenschaft feierlich eingeweiht, ehe es dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde.

Es war ein ächt brüderliches republikanisches Zusammenleben innerhalb dieser Trinkstuben, wo der Bernburger der alten Zeit bei einem Glase Wein von des Tages Last und Hitze ausruhte. Als Anlaß zu festlichen Zusammenkünften in der Väter Tagen werden uns genannt die „Neujahrsmahle, Ostermahle und Rechnungsmahle“. Auch Promotionsmahle kamen vor. Zuweilen durften die jüngeren Knaben Theil an diesen Mahlzeiten nehmen. Bei den „Kausenten“ hatten sie beim Rechnungsmahl einen besonderen Tisch mit Fleisch, Brod, Bierchen und einem „Küggi“ oder Zudermilch. An einem Pappelbaum, den sie schütteln durften, hingen Birnen, Äpfel und Nüsse. Es

einfach waren die Sitten, daß selbst die Männer während der Mahlzeit noch häufig Milch tranken statt des Weins.

Im achtzehnten Jahrhundert hörte der militärische Zweck auf, und die Gesellschaften blieben, was sie noch sind: Abtheilungen der Bürgerschaft, die sich fortwährend für die besondere und auserwählte Bürgerschaft hält. Deren Zahl beträgt etwa dreitausend, wird also von der der „Neubürger“ bei weitem überstiegen; dennoch sind sie der Kern der Stadt, die Aristokraten, von welchen die Patricier oder Junker nur einen kleinen Bruchtheil bilden. Ohne ihren gemeinschaftlichen Besitz wären sie wohl schon längst aus einander gefallen. Darum vertheiligen sie denselben auch hartnädig und weisen jeden Vorschlag, das Gut unter sich zu vertheilen, zurück. In der That haben sie auch so mehr davon, als wenn es anders wäre. Jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft empfängt eine jährliche Rente und eine ziemlich bedeutende Holzlieferung. Jeder „Rittellöwe“, welches die reichste Gesellschaft ist, bekommt im Jahr, sobald er oder sie majoränn ist, sechs Klafter Holz und nahe an zweihundert Franken. Armere Gesellschaften geben natürlich weniger.

Es können immer noch Hintersassen in die Reihen der Bernburger aufgenommen werden, aber es ist schwierig und sehr kostspielig, denn die Einzahlung muß der Rückzahlung entsprechen. Der Vortheil eines solchen Eintritts beruht außer der Ehre vorzugsweise auf der Sicherheit einer thätigen Unterstützung bei etwaigen Unglücksfällen und der Versorgung von Frau und Kind, wenn der Mann mittellos sterben sollte. In einem Lande, wo es weder Pensionen noch Wittwengehälter gibt und Leute aus dem gebildeten Stande sich häufig durch den Tod ihres Versorgers in die bitterste Armuth versetzt sehen, hat diese Sicherheit ihre bedeutende Anziehungskraft, und wir können es keiner neubürgerlichen Mutter verargen, wenn sie in still verschwiegener Brust den Wunsch hegt, ihr Sohn oder ihre Tochter möge durch Heirath in die Reihe der Bernburger ein-

treten. Selbst in diesem Falle ist die Sache noch schwierig und spießig, aber immer bleibt es ein großer Vorzug, von einem Bernburger als Ehgemaht erwählt zu werden. Leider wird diese Ehre einem hinterlässigen Nüchlein nicht oft zu Theil, denn man sorgt dort von früh auf, daß Alles hübsch beisammen bleibt, eine Sorge, welche durch die Abgeschlossenheit der einzelnen Gesellschaftskreise erleichtert wird.

Auf die Regierung des Cantons haben diese Genossenschaften keinerlei Einfluß mehr, wohl aber im Innern der Gemeinde, was durch manche Beispiele belegt werden kann. Wir dürfen z. B. nur an die Gründung der höheren Töchterchule denken, welche einzig den Bernburgerinnen zu Gute kommen sollte; alle Neubürgerinnen waren davon ausgeschlossen. Dieß hatte allerdings die erfreuliche Folge, daß sich augenblicklich eine Gesellschaft von Neubürgern bildete und für ihre Töchter die sogenannte „Einwehnermädchenschule“ errichtete, damit sie in Bildung nicht gegen die andern verkürzt würden. Schließlich sah sich die Stadt genöthigt, auch ihrerseits die neue Schule mit einigen Geldmitteln zu unterstützen, und unter der Leitung ihres ausgezeichneten Directors, Dr. Gustav Frölich, eines Deutschen, hat sie längst die Schule der Altbürger überholt. Mit einem Lehrerinnenseminar verbunden, von einem freieren, gebiegeneren Geiste getragen, als alle bis jetzt bestehenden Mädchenschulen und Institute, kann sie in ihrer Art süßlich für eine Musteranstalt gelten, innerhalb und außerhalb der Schweiz. Ganz gewiß ist sie eine der Hauptmerkwürdigkeiten von Bern, wenn auch weder im Vödelser noch im Verlepser etwas darüber zu lesen ist.

Es besteht eine ewige Reiberei zwischen Bernern und Bernburgern. Verlangen die ersteren eine vollständige Sprengung der alten, mittelalterlichen Form, wollen sie, daß die Gemeinde in der Gemeinde aufhöre, so werfen ihnen dagegen die letzteren vor, es sei ihnen dabei nur um das Geld der Genossenschaften

zu thun, welches in die allgemeine Gemeindefasse fließen sollte. Dennoch mußten sie es, obgleich mit viel Murren und Widerstreben, erdulden, daß ihnen vor mehreren Jahren der Stofrath einen größesten Theil an der Armenpflege entzogen, was gewiß nur gerecht war.

So republikanisch sich nun die ganze Einrichtung anseht, so besteht dennoch auch unter den Genossenschaften ein gewisser Rangunterschied. Den vornehmsten Platz nehmen die Wehger ein; bei allen öffentlichen Auszügen, bei denen die Zünfte erscheinen, haben sie unbedingt den Vortritt mit ihrem zerfetzten Fahnen, welche den glorreichen Sieg der Aehnen bei Laupen gesehen, den diese zunächst entschieden. Ihr Recht ist darum ein so gutes, daß es noch jetzt nach Jahrhunderten von den Mitgenossen neidlos anerkannt wird. Dem Siege bei Laupen, im Juni 1339, dankt Bern sein Fortbestehen und seine Selbstständigkeit. Beunruhigt und voll Reid über das rasche Aufblühen der Stadt, hatten unter dem Schutze Ludwig's des Bayern sich die Grafen und Edlen aus Neuenburg, dem Waadtland, dem Aargau und dem Hochlande verbunden, dieselbe zu vertilgen. Es war für Bern ein Kampf auf Tod und Leben, und mit verzweifelter Anstrengung wehrten sie sich gegen den überlegenen Feind. Bei Laupen, das dieser besetzt hielt, kam es zur Entscheidung. Rudolph von Erlach, dessen Reiterstatue vor der Berner Kathedrale steht, führte die Berner und Verbündeten, welche ihnen von anderen Cantonen zur Hülfe geschickt waren, an. Im Augenblick der höchsten Gefahr erschienen die Berner Wehger auf dem Wahlplatz, und sie hieben so tapfer ein, daß die Feinde flohen, und daß das gerettete Bern die Wehger als die Helden des Tags begrüßte. Wohl mögen sie jetzt noch stolz auf diese That einherstreiten, im Gefühl, daß sie heute wieder zu gleichem Widerstand bereit wären, wenn der Schatz des Vaterlandes es heißte; denn was gibt es

Größeres und Erhabeneres für ein Volk, als eine glorreiche Erinnerung?

Obzuzumal die Wehger ausjogen, hatten sie sich in ihrer Trinkstube zu einem gemeinsamen Mahle versammelt; sie stärkten sich mit Rindfleisch und — gelben Rüben, da in der Gile keine andere Zuspeise zu beschaffen war. Ob nun das Fleisch oder die Rüben sie so besuerten, vermögen wir nicht zu entscheiden; aber aus dankbarer Erinnerung kommen noch jetzt die Wehger und was zu ihrer Gesellschaft gehört, jedes Jahr am Schlachttag von Laupen zusammen, um — Rindfleisch und gelbe Rüben zu verzehren. Diese Mahlzeit heißt das „Rüblimahl“. Daß es im Laufe der Zeiten bei Fleisch und Rüben allein nicht mehr sein Bewenden hatte, wird jedem einleuchten, und seit nun noch gar eine alte Dame eine besondere Stiftung für das „Rüblimahl“ gemacht hat, soll es äußerst flott dabei zugehen; es darf sogar jedes Mitglied noch einen Freund mitbringen. Doch dürfen Rindfleisch und Rüben bei dem Mahle nicht fehlen, und die Tafel muß geschmückt sein mit den hölzernen Schüsseln und Tellern, auf denen jene damals verzehrt wurden.

Was wird aber nun unsere zarte deutsche Leserin dazu sagen, wenn wir ihr anvertrauen, daß der Bernburger Wehger (es gibt natürlich auch Wehger unter den Hinterjassen) eben so gesellschafts- und salonsfähig ist, wie jeder andere seiner Genossenschaft? Sie muß nicht etwa daraus schließen, daß dieß nur „Kauschellenwehger“ sind, die ihre Anrechte arbeiten lassen und selber von ihrem Reichthum zehren. Keineswegs, wir sahen mit eigenen Augen einen jungen Bernburger Wehgermeister unter der „Schaale“ (dem Fleischscharten) stehen und Fleisch auswiegen, welcher drei Tage darauf die Tochter eines Arztes, ein feines, gebildetes Mädchen, gleichfalls eine Bernburgerin, zum Tran-Altare führte. Dieses Eine Beispiel genügt, um zu zeigen, wie ganz anders dort die gesellschaftlichen Zustände liegen, als bei uns. Dieser junge Wehger steht an

Bildung gewiß nicht hinter seiner Braut zurück. Hat sie als Bernburgerin die höhere Töchter Schule besucht, so er als Bernburger die Cantonschule; in so weit nicht der specielle Beruf in Frage kommt, ist er eben so gebildet als der Arzt, der Richter, der Kaufmann seines Kreises. Er kann Nationalrath, Ständerath, ja der Bundespräsident selber werden, und dennoch schaubert und vor der Hand, welche Ochsen schlachtet und sie aus einander legt. Dem hinterwäldischen Metzger gegenüber würde es der Bernerin eben so gehen, und immerhin müssen wir uns stets daran erinnern, daß wir uns in einer demokratischen Republik befinden, wo der Bürger und Bauer Alles, das Militär und der Beamte gar nichts gelten oder vielmehr als besonderer Stand kaum existiren. Wir hören von einer Frau Regierungsräthin sprechen und sind höchlich erstaunt, eine Oberländer Bäuerin in ihr zu finden, deren Mann gegenwärtig im Grethrath fungirt. Wir wünschen Lausanner Chocolade zu kaufen; man weist uns zu einer kleinen alten Dame, die uns in der Beletage in einem netten Salon empfängt und das Verlangte aus einem großen Glaschrank hervorholt. Dennoch ist sie in unsern Augen nicht mehr als eine Krämerin, und wir sind in hohem Grade erstaunt, sie etwa am Abend bei einem Bernburger „Zwetrinke“ als einen der geachteten Gäste wiederzufinden, wenn wir überhaupt so glücklich sind, in unserer Eigenschaft als Fremdling dazu eingeladen zu werden. Die kleine „Chocoladejungfer“ war früher Ladenmädchen in einem Ellenwaarengeschäft. Der Sohn dieses Hauses zählt gegenwärtig zu den bekanntesten und berühmtesten Namen Berns und ist auch in Deutschland gar wohl angesehen; dieß verhindert nicht, daß seine verwitwete Mutter mit dem Ladenmädchen zusammen wohnt. Sie verkaufen ihre Chocolade gemeinschaftlich und klären, was sie sind, hervorragende Mitglieder der reinen Gesellschaft Berns.

Die Stellung der Frauen ist überhaupt in der Schweiz

eine freiere und unabhängigere als bei uns. Viele sind Lehrerinnen oder ernähren sich in anderer Weise selbst, noch bei Lebzeiten der Eltern, was sie jedoch keineswegs von der besseren Gesellschaft ausschließt, während bei uns die Eintrittskarte dazu mit Nichtsthun bezahlt sein muß. Auch sind die Schweizerinnen in Stadt und Land zu Allem gründlicher vorgebildet, als die deutschen Frauen, da das Schulwesen weit besser ist, als bei uns. Daß sich mit ihrem Wissen selten Grazie und geistige Anmuth verbindet, liegt wohl weniger an dem Unterricht, als an dem verständigen, nüchternen Charakter des Volkes und an der religiösen Richtung desselben. Um sich darin nicht stören zu lassen, hält man sich absichtlich eine Menge von Bildungsgegenständen fern, welche die Deutsche begierig aufgreift und die ihr jedenfalls noch tausendmal nützlicher wären, wenn sie zu deren ganzem Verständniß die gründlichere Schulbildung der Schweizerin besäße. — — —

Daß bei so strenger Absonderung der Extrem geselliger Vergnügungen nicht allzu hoch steigt, begreift sich von selbst; auch haben es darin die Väter und Mütter bedeutend besser, als bei uns. Die souveräne weibliche Jugend bedarf weder der Chaperons noch der Tanten. Es genügt, daß die jungen Mädchen einen Cavalier haben, welcher sie zu den Bällen und Kränzchen begleitet, die meist nur von jungen Leuten besucht werden. So spät in der Nacht, als es der jungen Dame gefällt, bringt sie der Cavalier wieder nach Hause. Man hört jedoch nicht, daß es dabei weniger anständig zugehe, als bei unsern von Müttern und Tanten bewachten Zusammenkünften. Es sind natürlich immer geschlossene Gesellschaften, wo dieß zulässig ist. Aber der Verkehr der beiden Geschlechter ist überhaupt ein freierer und, müssen wir hinzufügen, die Sitte in Bezug auf die Verheiratheten lockerer als bei uns. Innerhalb der Ehe gilt französisches Wesen mehr, als deutsches. Sehr bequem für den Verkehr im Innern des Hauses ist der neutrale

Boden des Salons, wo sich den Tag über niemand aufhält und wo die einzelnen Familienglieder ungestört empfangen können, wenn sie wollen. Will ein Herr der Tochter des Hauses einen Besuch abstatten, so empfängt sie ihn allein im Salon, und beide bleiben so lange beisammen, als es ihnen gefällt. Jedensfalls aber lernt der deutsche Anbeter das Mädchen, welches ihm gefällt, im allgemeinen Wohnzimmer besser kennen, als auf dem rothen Nüschepfa des Salons in Bern, wie sehr auch das Hofmachen durch dieses *Tête-à-Tête* erleichtert wird. Der Wunsch des Jüngeren, mit Älteren zu verkehren, ist überhaupt so gering, daß es selbst bei Privatgesellschaften, die junge Mädchen ihren männlichen und weiblichen Bekannten geben, verkennt, daß die Eltern in ihrem eigenen Hause daren ausgeschlossen sind. Ländlich, sittlich!

Und „ländlich, sittlich!“ wiederholen wir, wenn wir noch der eigenthümlichen Sitte gedenken, die mit den Hochzeiten verbunden ist. Während es uns schön und poetisch erscheint, daß die geschmückte Braut noch zum letztenmal sich in den festlich aufgeputzten Räumen des elterlichen Hauses bewegt, ehe sie dem Gatten in seine Wohnung folgt, daß ihre Ehe an dem Altare eingegnet wird, an dem sie zu beten gewöhnt war, wählt man dafür in der Schweiz, sowohl in den deutschen als in den französischen Cantonen, immer einen dritten Ort. Nur in den seltensten Fällen wird eine Hochzeit an dem Geburtsort der Braut oder des Bräutigams gefeiert und eingegnet. Lebt man in der Stadt, so begibt man sich zu diesem Zweck auf das Land, lebt man auf dem Land, so geht es in die Stadt. Das Warum dieses Verfahrens ist niemand klar, aber sehr klar ist es, daß die Hochzeiten dadurch bedeutend vertheuert werden. Alle Hochzeitsgäste werden auf Kosten der Eltern der Braut am Ort und Stelle und wieder nach Hause geschafft.

Wir hatten Gelegenheit, eine derartige Hochzeit in ziemlich großem Stil *par distance* mitzuerleben. Sie wurde in einem

schönen großen Dorfe fast vier Stunden von Bern entfernt, wo sich natürlich ein guter Gasthof befindet, gefeiert. Der Weg war weit, man mußte darum früh aufbrechen. Der Cavalier einer jungen Dame unserer Bekanntschaft holte sie schon Morgens nach sieben Uhr dazu ab. Zu dieser frühen Stunde mußte die Arme bereits in schönster Gesellschafts-toilette, mit bekränztem Haupte, dastehen. Gleichfalls der Sitte gemäß hatte der Giebies ihr am Abend vorher zwei Paar weiße Glacéhandschuhe und ein enormes Bouquet geschickt. Sie bestieg mit ihm den Wagen und fuhr nach dem Brauthause, wo nach kurzer Begrüßung die ganze Gesellschaft in nicht weniger als acht Wagen verpackt nach ihrem Bestimmungsort abfuhr. Um elf Uhr fand die Trauung statt, dann das Diner, und erst am Abend gegen zehn Uhr kam man wieder nach Hause. Während man es viel bequemer hätte haben können, war man dreizehn Stunden lang in Bewegung. Werden Freunde zu einer Hochzeit in eine andere Stadt geladen (wo man dann eben auch nicht bleibt, sondern wieder mit der ganzen Gesellschaft irgend wohin aufs Land geschafft wird), etwa von Bern nach Zürich, so bezahlt ihnen der Hochzeitgeber gleichfalls die Reise. Auf unsere erstaunte Frage, ob man dieß denn wirklich annähme, antwortete man uns sehr naïv: „Gi per se! Wenn man uns dabei haben will, muß man uns auch die Reisefkosten erstatten!“ Wir rufen auch: „Per se!“

Aber wir sind lange gewandert und haben uns manchmal weit verirrt, der Leser wird müde sein. — Doch hoch! da schmettert es lustig die Straße heraus: das sind unsere Lieblinge, die Schüler der Cantonalschulen, die Cadetten; die müssen wir uns doch noch einen Augenblick betrachten.

Diese kräftigen Jungen, diese künftigen Vaterlandsvertheidiger, sie werden auch wirklich Soldaten, indem sie Soldaten spielen. Uns klopfst immer das Herz, wenn wir die muntern Bursche daher marschiren sehen, in ihren verschiedenen Uni-

Sörmchen und mit dem schmutzen Anführer an der Spitze, der die rothe Schärpe, die ihn kennzeichnet, so stolz auf der Brust trägt und den entblößten Degen mit fester Hand empor hält. Zwischen ihnen raffen ihre zwei kleinen Kanonen mit den Pulverwagen, welche sie selbst an starken Striden ziehen, die um die kleinen Hände geschlungen sind. Sie kommen von der großen Schanze und führen ihr Geschütz wieder nach Hause, das während der drei großen Tage des Officiersfestes kaum kalt werden durfte. Den ersten und den letzten Schuß haben sie den Officieren des Schweizer Volksheroes entgegengelallt und überhaupt die ihnen zugewiesene Rolle bei dem Feste trefflich durchgeführt. Wenn wir dabei nach Hause denken! Was wäre das für ein Geschrei, wenn zwölf- und vierzehnjährige Jungen Kanonen abfeuern, wirkliche Säbel schwingen und mit Flinten, die schießen, ererciren wollten! Alle Haare ständen den Müttern zu Berge, während die Schweizerinnen im Gegentheil selbst auf einen Berg laufen, um von da aus ihre Ruben manövriren und schießen zu sehen. Jedes Jahr feiern die Cantonalschüler ein großes Fest, bei welcher Gelegenheit ein Kriegsmanöver gehalten wird. Dieses Jahr wurde die Unge erfüllt, und natürlich war ganz Bern dort versammelt, das Schauspiel mit anzusehen. Die Sieger wurden herrlich durch Frauenhand belohnt. Die Schülerinnen der Frölichschule beglückten sie mit einer kostbaren Fahne, die in der Schule selbst gearbeitet worden; auf der einen Seite prangt in rothem Felde das eidgenössische weiße Kreuz, auf der andern das Wappen der Stadt, der braune Mup. Ja, es lebt ein frischer, vaterländischer Geist dort in der Jugend beider Geschlechter, und mit wehmüthiger Trauer denken wir dabei an daheim, wo es eben so sein könnte.

Das Offiziersfest fand seltsamerweise wenig Sympathie bei der vornehmeren Berner Welt, man hielt es für gemacht und zwecklos; der eigentliche Zweck sei nur Essen, Trinken und

Tanzen, so sagte man. Manche Aristokraten und Patrizier kamen gar nicht vom Lande herein und ließen die geschlossenen Fenster ihrer Wohnungen weder schmücken noch illuminiren. Andere Bürger thaten nur, was man eben thun mußte. Um so eifriger schmückte der kleinere Mann in den engen Straßen; und die Municipalität, der es natürlich um die Ehre der Stadt zu thun war, blieb an Anstrengungen hinter ihnen nicht zurück.

Keine Stadt ist aber auch so geeignet, malerisch ausgeschmückt und beleuchtet zu werden, als Bern mit seinen breiten Fenstern, den Arkaden und der Masse alterthümlicher Brunnen, die sich in der Mitte der Straßen erheben. Auf diese Brunnen war eine besondere Sorgfalt verwendet, und jeder war in seiner Weise und nach seiner Bedeutung poetisch und sinnig geschmückt und mit einer Inschrift geziert. Inschriften, die in der Mitte von Quirlen hingen, welche über die Straßen gezogen waren, und Aufschriften waren überhaupt zahllos vorhanden, hochdeutsch, schweizerdeutsch, französisch, italienisch und romanisch.

Das Schopfkind des Tages war Tessin und seine Offiziere, und in allen vier Sprachen wurde es Victor Emmanuel zu verstehen gegeben, bald grob, bald höflich, daß er sich nur alle Annerkennungslüste möge vergehen lassen. Sehr schwungvoll hieß es einmal in einer hübschen Strophe, eher würde die Keuß sich zurück nach ihrer Quelle wenden, als daß ein Theil der freien Schweiz abgetrennt werden solle, und höchst drollig versichert ein Conditor, die Schweiz sei kein Stück Torte, wovon sich der „König-Ehrenmann“ ohne weiteres ein Stück abschneiden könne. Ein ganz wüthender Patriot nannte sogar den armen Victor Emanuel einen Nasgeier, und am Abend erschien diese Majestätsbeleidigung noch obendrein illuminirt; aber es fiel keinem Polizeimenschen ein, sich darum zu bekümmern. Auch gegen Louis Napoleon wurde in wüthiger Weise Front gemacht. An dem Kindlifresserbrunnen stand folgende Inschrift:

„Unser großer Nachbar hat verschlungen
Alle Sarghardenjungen,
Mann und Frau und Weib und Kind.
Will sein Appetit nicht schwinden,
Wird er es dann selbst ergründen,
Dah wir keine Kinder sind!“

Als die Helden des Tages endlich erschienen, war natürlich ganz Bern auf den Beinen und an den Fenstern, und auch uns klopfte das Herz beim Anblick der Wehrkraft dieses kleinen Volkes, das so stark und kräftig dasteht, nur auf seine eigene Tüchtigkeit gestützt. — Wenn auch selbst ohne jede höhere Kenntniß in Bezug auf militärisches Kamasschenknepswesen, wird doch in Deutschland darin unser Auge von Jugend auf so gut geschult, daß auch das unsrige einigermaßen kritisch den Aufzug der Offiziere beurtheilen konnte. Wir vermochten keinen großen Unterschied zum Nachtheil des Volksheroes zu entdecken. Die Uniformen sind in ihrer Verschiedenartigkeit alle recht leidlich, und der Anzug der Schützen, der Kerntruppen des Schweizermilitärs, ist so hübsch, wie wir irgend etwas in Deutschland gesehen. Im Noth selbst aber steckt das Beste, der Bürger des Staates, seine natürlichste Stütze. Nach den drei Festtagen zieht er das bunte Kleid wieder aus und ist Bauer, Handwerker, Arzt, Kaufmann, Advokat — mit Einem Worte der eigentliche Kern des Volks, kein abgetrennter, ihm beinahe fremd gewordener Theil desselben. Die Noth saßen ihnen darum nicht schlechter, als unsern Lieutenants und Hauptleuten, und sie schritten noch aufrechter daher und schauten noch stolzer daren, denn jeder fühlt, daß er den eigenen Herd, das eigene Haus zu schützen berufen sei in der Stunde der Gefahr.

Und wir vergaßen es gerne diesem Schauspiel gegenüber, daß die Schweizer uns so oft durch ihr verschlossenes Wesen abstoßen, ihre Engherzigkeit kränken, durch ihr Mißtrauen be-

trüben. Per se, es ist doch ein herrliches Land, und in seiner
Gesamtheit ein prächtiges Volk, das uns ein ebenso prächtiges
Beispiel gibt. Darin stimmen gewiß noch Viele mit uns ein,
durch ein kräftiges per se! per se!

Bilder aus Frankreich.

I.

Gesellschaftliches.

„Die Franzosen sind ihrer Natur nach monarchisch, die Deutschen republikanisch“ — wer hat diesen Satz nicht schon aussprechen hören und ihn mehr oder weniger für eine Phrase gehalten? Man braucht indessen nicht sehr lange in Frankreich zu leben, um sich von der Wahrheit dieser Phrase zu überzeugen. Es ist sehr natürlich, wenn wir aus der Ferne wähnen, daß jenes Volk, welches recht eigentlich die Mode repräsentirt, das eine Revolution um die andere gemacht, ebenso veränderlich, so wetterwendisch, so bizarr wie die erstere sein müsse. Den Franzosen geht es damit, wie einem deutschen Weilschmerzdiachter — er schludert eine Fluth von Thränen und Seufzern in die Welt; was er träumt, ist unendliches Weh, und was er singt, ist Verzweiflung und Menschenverachtung. Betrachtet man aber den Menschen in der Nähe, so ißt, trinkt und schläft er wie andere christliche Leute auch und — er thut sehr wohl daran, denn es lebe die gesunde Vernunft!

Fast ähnlich ergreift es dem Franzosen mit der Mode; es

ist oft nur ein Ueberschuß seiner Phantasie, der sich in deren Excentricitäten ablagert; für den eigenen Gebrauch behält er selten mehr davon, als sich mit seinem feinen Geschmac und einem angebotenen Gefühl für das Anmuthige verträgt. Modes-
Rarten und Rärinnen gibt es überall, in Deutschland ganz gewiß nicht weniger, als bei den Franzosen, die au fond so ernsthafte, nüchterne, respectable und arbeitssame Leute sind, daß man selbst dann noch davon betroffen wird, wenn man auch nicht das mindeste Verurtheil gegen sie mit über den Rhein gebracht hat. Den Sinn für Kleiderpracht kann man ihnen allerdings nicht absprechen, der ist ihnen als Erbsheil von den alten Galliern geblieben, deren Sucht, sich mit goldenen Arm-
ringen, glänzenden Helmen und allerlei Zierrathen zu schmücken, schon Cäsars Soldaten als höchst bestreblich anfiel. Dafür sind sie in anderen Dingen um so mäßiger; sie trinken nicht, sie rauchen kaum, und gar manche junge deutsche Frau gönnte dagegen dem lieben Gatten mit Vergnügen jährlich einen neuen Rock mehr und sich selbst die ersparten Bierkrenzer und Cigarren-
thaler zum Nadelgeld.

Doch von dem Conservatismus des Franzosen wollten wir ja eigentlich reden, und wahrlich — nicht das kalte, steife, dafür verschrieene Holland ist allein die Stätte, wo mit starrer Con-
sequenz an dem Hergebrachten, an Sitte und Gebrauch fest-
gehalten wird. Schon in der Schweiz, und nun gar in Frank-
reich findet sich fast ganz das Gleiche. Bei uns herrscht In-
dividualität, in Frankreich die Convenienz, und wie schön nun auch einerseits unsere Beweglichkeit, unser Streben, und das Neue anzupassen und zu assimiliren, sein mag, müssen wir doch andererseits mit einiger Beschämung gestehen, daß wir, was nationelles Gepräge betrifft, anfangen, immer mehr einer ab-
gegriffenen Münze zu gleichen. Freilich, wir haben ein wenig von Allem, aber nirgends ein Ganzes, und es ist ja so natürlich, daß politisch freie Völker um so inniger an ihren nationellen

Lebensformen hängen; conservativ in der Freiheit, bleiben sie es auch darin. Sind denn die Franzosen politisch frei? wird man uns vielleicht spöttisch fragen, und wir antworten dreist: Ja, so wie die Flamme ungelesen fortbrennt, wenn sie auch momentan durch Schutt und Geröll erstickt ist!

Trotz alledem scheint uns im Hause des Franzosen gar Vieles der Reform bedürftig, und zunächst sollte dieselbe jener lieblichsten und schönsten Zierde desselben, den jungen Mädchen, zu Gute kommen. Von unserem deutschen Standpunkte aus betrachtet, sind sie gewiß die unglücklichsten, aber auch die langweiligsten Geschöpfe der civilisirten Welt. Nichts, gar nichts wird ihnen zu Theil, was ein deutsches Mädchenherz erfreut, und was ihm oft in nur zu hohem Maße gereicht wird. Da ist kein Schwatz oder Leseständchen, keine gemischte Tanzstunde, keine Waldparthie, von der man bei Mond- und Sternenschein am Arme eines jugendlichen Schwärmers nach Hause wandelt, nachdem man sich in munteren Gesellschaftsspielen herumgetummelt; nicht einmal ein selbstständiger Ausgang, der einen schnellen Freundschaftsbesuch oder die Visite in ein Magazin gestattet, ist dem französischen Mädchen erlaubt. Wie sich die Türkin niemals auf der Straße darf ohne Schleier sehen lassen, so keine jeune Demoiselle ohne die stereotype Begleitung der Mama oder einer Vienne. Für Paris möchte es noch gelten, obgleich auch nicht einzusehen ist, welche Gefahr einem jungen Mädchen von Stande inmitten dieser Menschenwelle begegnen könnte, der nicht ebensowohl die jugendliche Lehrerin, die Paris nach allen Richtungen hin durchstreift, oder die Arbeiterin ausgesetzt wäre. Bis in das kleinste Provinzialstädtchen aber herrscht dieser absurde Gebrauch, und selbst als Kind schon wird das Mädchen niemals allein nur bis zu seiner Schule gehen.

In der Gesellschaft ist es das nämliche. Stets unter dem mütterlichen Hütchen gehalten, naht das schüchterne Tändchen,

wagt kaum die Augen aufzuschlagen und bietet mit einem graziösen Knir jeder der älteren Damen die Stirne oder die Wange zum Kuß, — eine, beiläufig gesagt, höchst langweilige Proccedur. Den Herren gegenüber spielt die jeune ingénue so gut wie gar keine Rolle; für die Verheiratheten fast ganz übersehen, verläßt sie ihren Platz nur, um in eine contredanse einzutreten, denn die meisten tugendhaften Rätter verweigern es der Tochter ganz entschieden, einen unschuldigen Walzer zu hepsen, wenn sie es auch selber thun.

So erscheint das junge Mädchen im Leben, wie in den Romanen, nie anders, als im Kostume eines schneeweißen Engels, ganz erfüllt von Sittsamkeit, Naivität und einer jeder Beschreibung spottenden Sanftmuth. Man darf sich billig wundern, nach einiger Zeit, in der Wirklichkeit wie in der Dichtung, diese überirdische Wesen als lelette, kleine Dämonen voll List und Schlaupheit wiederzufinden, sobald sie den Rubicon der Ehe überschritten haben. — Es geht ihnen wohl wie den Kindern, die in den Augen liebender Eltern und Verwandten alle halbe Wunder sind, so daß es unbegreiflich ist, wo später die vielen dummen Menschen herkommen. —

Nun gibt es aber eine große Anzahl noch beklagenswertherer junger Mädchen, die nicht einmal vor der Ehe gesellschaftsfähig werden, sondern direct aus dem Kloster an den Traualtar treten. Alles dazu Nothwendige wird vorher von den zärtlichen Eltern arrangirt, namentlich die Geldsumme festgesetzt, für die nicht Sie verkauft, sondern mit welcher Er erkauft wird. Eine fille sans dot ist nichts, als eine Mißgeburt, und findet wohl häufig ein mitleidiges Achselzucken, aber nur selten einen Mann. Es ist darum das Dichten und Trachten jedes rechtlichen, mit einer Tochter begabten Ehepaars, de faire une dot à sa fille, und es ist rührend, wie Leute, die klein angefangen, sich häufig Alles versagen und ein Leben der angestrengtesten Arbeit führen, nur um die Tochter nicht ohne Aus-

Stattungsomme zu lassen. In wahrhaft erschütternder Weise schildert Balzac dieses Verhältniß in seinem *père Goriot*, dem modernen Pariser König Lear.

Bringt der junge Mann seinerseits einen glänzenden Namen mit, so mag er bettelarm sein; andererseits wird auch wohl von ihm ein bestimmtes Vermögen verlangt, aber jedenfalls verläuft diese ganze schöne Rosenzeit, die wir Brautstand nennen, nur zwischen Rotaten, alten Herren und Damen, dem Anschauen der *corbeille de nocce*, und der kleine Gott findet kaum die kleinste Spalte offen, durch die er gelegentlich auch einmal mit hereinzuschlüpfen könnte. Er gehört ja gar nicht hierher; die Ehe ist ein Vertrag, eine Sache des Staats, der ohne die Basis der Familie nicht bestehen kann; die jungen Leute sind dumm und unerfahren, man führt sie darum zu einander, wie die äußeren Verhältnisse für einander passen, und die zärtliche Sorge der Familie geht mitunter sogar so weit, daß die beiderseitigen Schwiegereltern das junge Paar auch noch auf der Hochzeitsreise begleiten.

„Ist dies nicht Alles vernünftiger, als Gute deutschen Mondschein-Verlöbniße in's Blaue hinein, von denen man uns gesagt, daß sie oft ein Decennium und noch länger währen“, so antwortet uns der Franzose, dem wir unsere ganze Enttäuschung über diese nüchterne, nur auf kontraktlichen Zuständen beruhende Ehe kundgeben. Wir aber sagen nein und zehnmal nein! und der erzürnte Gott rächt sich dafür billigerweise um so empfindlicher nach der Trauung. So unfrei das Mädchen gewesen, so ungenirt bewegt sich nun die junge Frau, so unbeschränkt herrscht sie im Hause und über den Mann, den sie sich — es geschieht ihm schon recht — gekauft hat.

Man sagt bei uns von einem Mädchen: Sie hat sich verheirathet, im französischen aber: Man hat sie verheirathet, und man sollte hinzufügen, sie gebraucht jetzt ihre Freiheit, gleich dem Sklaven, „welcher die Kette bricht“.

Nur ein Gebet darf sie nicht vergessen, welches wir als das erste zu bezeichnen pflegen und das da lautet: Lasse Dich nicht ertörschen! wahre die dehors, gib kein öffentliches Aerger-niß, voilà tout!

Allen Respekt vor der Tugend! aber wenn eine Frau, die ihr zuwider handelst, Entschuldigung verdient, so ist es ganz gewiß die Französin, die man mit 17 oder 18 Jahren einem Manne in die Arme wirft, von dem sie nicht mehr gesehen, als zwischen einem flüchtigen Augenausschlag geschehen kann, mit dem sie nicht mehr gesprochen, als: Oui, Monsieur und Non, Monsieur!

Ein Opferlamm ist sie freilich nicht; sie schmückt sich entzückt mit den Spitzen und Diamanten der corbeille, sie laun den Moment kaum erwarten, der sie mit dem Titel: Madame mündig spricht. Der Mann ist ihr in jeder Beziehung Neben-sache, Hauptsache ist die gewonnene Freiheit, der Puh, das Vergnügen.

Ganz ungeheuerlich aber erscheint uns darnach die Härte, mit der die Gesellschaft eine Frau verfolgt, welche sich einen Fehltritt hat zu Schulden kommen lassen, der bekannt geworden. Wer hat nicht schon den französischen Ausdruck gehört: une femme perdue! Man muß es aber in Frankreich erlebt haben, was dieses Wort in seinem ganzen Umfang bedeutet. Es sagt Alles — eine femme perdue existirt in der That nicht mehr, sie ist vollständig verloren, vernichtet, von Allem ausgestoßen. Was bleibt ihr, nachdem sie ihr Paradies, den salon, aufgeben mußte? Nichts, als die schwachen Ressourcen einer Klosterbildung!

Alles, was ihre Stärke ausmachte — die Toilette, die geistreiche Conversation, der Reiz ihrer Persönlichkeit — es sind leere Schatten in dem einsamen Landhause, in das sie sich nach ihrer Niederlage zurückziehen wird, vielleicht noch in Begleitung

eines verhassten Gatten, der allein in der ganzen Welt es sich in den Kopf gesetzt, an ihre Unschuld zu glauben.

Selten geht sie ohne Kampf, aber wie vergeblich ist jedes Bemühen! Die *femme perdue* erscheint auf einem Ball, Niemand kümmert sich um sie, als einige mitleidige Seelen, die entweder noch nicht ganz genau unterrichtet sind oder es vorziehen, an das Bessere zu glauben. Umsonst, sie verfallen augenblicklich dem gleichen Schicksal und werden, selbst von den nächsten Bekannten, als *Paria's* behandelt. Nun wohl, man zieht sich öffentlich zurück, aber daheim könnte man die unglückliche Frau doch noch sehen. Es ist ebenso unmöglich — eine tugendhafte Mutter, die eine junge *ingénue* zur Tochter hat, erscheint und gibt die Erklärung ab, sie könne mit ihrer Tochter den *salon* der *Madame* so und so nicht mehr besuchen, sobald sie die *femme perdue* noch empfangen. Selbst ein Zwiesgespräch auf der Straße ist verpönt, man muß, wenn auch mit blutendem Herzen, mitverdammnen, oder man verfällt selbst dem Anathem.

Entrüstet sagten wir eines Tages zu einem französischen Arzte: „Nun, wir Deutsche sind auch tugendhaft, aber niemals wird man bei uns eine schuldige Frau mit solcher Grausamkeit behandeln, und wenn die Deutsche fehlt, so ist sie zehnmal schuldiger, als die Französin, denn in der Regel hat sie ihren Gatten frei gewählt. Außerdem sind die Frauen, welche jetzt so unbarmherzig richten, wohl auch nicht frei von Fehlern!“ „Sie haben Recht“, erwiderte er, „aber — die Sache machte Skandal, man kann nicht wohl anders!“

Das ist es, den Skandal haßt der Franzose nicht als Alles, was seinem feinen Gefühl freilich Ehre macht, man sollte dies dann aber auch bei den Prämissen walten lassen. —

Uebrigens fehlt es nicht an vernünftigen Leuten in Frankreich, die ebenso lebhaft als wir die Art und Weise der Eheschließung verwerfen und anklagen; sie hat sogar eine ganze

Literatur hervorgerufen. G. Sand verteidigt consequenterweise die Freiheit der Frau innerhalb der ehelichen Schranken, was ohne Zweifel eine höchst gefährliche Doctrin ist, während andere treffliche Schriftsteller, wie Balzac, Jules Sandeau, Charles de Bernard u. s. w., das Uebel an der Wurzel packen und die Folgen darthun, welche unwiderbringlich aus so verkehrtem Handeln entspringen müssen. Leider sind diese Autoren in Deutschland viel zu wenig bekannt.

Aber die gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs müssen sich vielfach umgestalten, bis es mit einer Sache anders wird, die so tief in Sitte und Tradition wurzelt.

Eine der größten Schattenseiten Frankreichs ist ganz gewiß die römische Ueberlieferung und die absichtliche römische Nachäfferei, die dem Volke in allen Gliedern steckt. Was die vierhundertjährige Herrschaft Roms über Gallien in das Land gepflanzt, haben die Napoleone vollendet.

Ein frappantes Beispiele dafür ist das französische Haus und die französische Ehe. Diese klösterliche Zurückhaltung der jungen Mädchen, dieser Begriff, daß für die Ehe nur ein von den Eltern abgeschlossener Vertrag genüge, ist ihnen mehr als den übrigen romanischen Völkern geblieben, und wie zweckmäßig dies zu Cato's Zeiten, der übrigens, beiläufig bemerkt, auch sein Mustergatte war, gewesen sein mag, so widersinnig ist es heute, wo die weiland römischen Matronen emancipirt sind und sich sehr wenig mehr um die Autorität und das Ansehen des Familienoberhauptes kümmern. Um den Unsinn zu krönen, hat man unter den Bourbons auch noch die Ehescheidung abgeschafft. Daß die Sittlichkeit dabei nichts gewinnt, liegt auf der Hand. —

Doch versäumen wir nicht eine — sie ist es wenigstens in den Augen vieler — Lichtseite dieser französischen Eheverwicklungen hervorzuheben. Es fehlt nämlich in Frankreich fast ganz an der in Deutschland so zahlreich verbreiteten Species

der alten Jungfer. Und wenigstens sind deren kaum zwei oder drei zu Gesicht gekommen, und diese waren *semmes artistes*. Ob in Frankreich, wo freilich wenigstens zweimal so viel Geld ist als in Deutschland, überhaupt mehr geheirathet wird, wissen wir nicht, aber soviel bleibt sicher, daß in jener Region, in der der gebildete Fremde sich bewegt, in der monde, fast Alles heirathet. Es ist dies auch sehr begreiflich; wer zur monde gehört, muß bis zu einem gewissen Grade repräsentiren können. Dazu gehört Geld, und man kann somit seiner Tochter, deren man selten mehr als Eine hat, eine dot geben. Jene Gründe aber, welche eine Menge deutscher Mädchen vom Heirathen abhalten, die „alte Geschichte nämlich, die ewig neu bleibt“, kann in Frankreich gar nicht vorkommen. Wenn dort Herzen brechen, so sind es Frauen: und keine Mädchenherzen.

Bleibt trotzdem eine oder die andere junge Rose ungebrochen, so vermuthen wir stark, daß sie in ein Kloster geht, denn irgendwo muß sie sich doch aufhalten, und sie thut wohl daran, denn beneidenswerth ist das Loos der Nonne gegenüber dem des alternden französischen Mädchens. Hat sie erst die fünf und zwanzig überschritten, so zählt sie unbedingt nicht mehr als heirathesfähig mit, muß aber nichtsdestoweniger immer noch wie vor die *jeune ingénue* bleiben, darf nur in einer Ecke sitzen, nur lispeln, ohne die Augen aufzuschlagen, niemals Jemanden zuerst antreden! darf endlich — es ist schauerhaft — immer noch nicht allein ausgehen, kurzum, sie entbehrt aller Vortheile, die bei uns eine Dame „in gewissen Jahren“ genießt. Da sagen wir freilich mit Hamlet: „Geh' in ein Kloster!“

Daß unter diesen Umständen die französischen Mädchen eine wahnsinnige Furcht vor dem Altjungfernstande haben, kann man ihnen nicht übel nehmen, und darum wehe der Mama, die es versäumt, das Töchterchen rechtzeitig mit dem Rosenband der Ehe zu umwinden. Naht der zwanzigste Geburtstag heran,

so macht der Unschuldengel die Augen etwas weiter auf, als ihm eigentlich gestattet ist, und nun hat bald der kleine Gott gewonnenes Spiel. Sind die Eltern klug, so geben sie nach, sind sie es nicht, dann tritt die verdrängte, mißhandelte Romantik auf und hält an dem einen Paare nach, was sie bei hundert andern versäumen mußte. Allen Gewalten zum Trotz, weiß sie sich zu erhalten und muß es thun; denn die Schöne, die so weit gegangen, weiß mit mathematischer Gewißheit, daß sie nun außer ihrem Werthen ganz gewiß nie mehr einen andern Mann bekommt. Selbst die Gesetze werden in derartigen Fällen gegen die widerspenstigen Eltern in Anspruch genommen, und die Letzteren müssen sich sügen. Dem deutschen Gemüthe aber thut der Anblick eines derartigen Pärchens wehl; man sieht doch an ihm, daß der Franzose auch noch lieben kann quand même, und die Zeiten des Siegwart scheinen uns zurückgekehrt, wenn der Liebende sich bis zu der Absurdität verleiht, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, um einen Haarring für die Geliebte damit zu schmücken. —

Die „monde“ hat dafür freilich keine Empfindung, und man wird fragen, was ist denn das eigentlich, die monde? Ein Lehrer antwortete einst seinen, vor der Frage, was der Erdball sei, verstummenden Schülern: „Nun, der Erdball ist der Erdball!“ Wir dürften mit demselben Rechte sagen: Die monde ist die monde; das Wort drückt es ja aus — die Welt, Alles, das Ganze. — Trotz der französischen égalité scheiden sich in Frankreich die Gesellschaftskreise weit schärfer von einander ab, als bei uns. Gar Vieles, was in Deutschland nicht zu der sogenannten „guten Gesellschaft“ gehört, ist gerade darum die bessere Gesellschaft.

Diesseits des Rheins, im Vaterlande der Individualität, kleidet man sich wie man will, wohnt man, wie es Einem gefällt, empfängt man auf seine besondere Art und — bleibt ganz genau das was man ist.

Nicht so in Frankreich: Entweder gehört man zu der monde oder nicht; im letzteren Falle zählt man gar nicht, man wird nicht gekannt, man ist Luft. Vollständig ausgeschlossen bleibt Alles, was ein öffentliches Geschäft treibt; aber hat man sich mit dem Geschäft eine brillante Rente erworben, schließt man sein Magazin und repräsentirt man, wie es die monde verlangt, so kann man und können jedenfalls die Kinder in diesen Zauberkreis aufgenommen werden. An keinem kleinen deutschen Hofe kann das Festhalten an der hergebrachten Etikette größer sein. In den größeren Städten bilden sich nun wohl innerhalb der monde, je nach Neigung oder Beschäftigung, intimere Kreise, aber alle finden ihren Vereinigungspunkt auf den Seiten oder Pällen der Präfectur oder des Maire; wer dazu hoffähig ist, wird mit zur monde gerechnet. Einen ganz exklusiven Kreis, der mit den Andern kaum verkehrt, bilden die Legitimisten, die namentlich im Norden noch zahlreich vertreten sind. Man erkennt sie leicht an ihrer Vorliebe für die französischen Lilien, die sie überall, selbst auf den Büchereinhänden, anzubringen wissen. Sie sollten sich auch noch damit tätowiren lassen! —

Was nun aber der monde im Vergleich mit unserer „guten Gesellschaft“ zum großen Lobe gereicht, das ist die vollständige Gleichheit, die innerhalb ihrer heiligen Hallen herrscht. Da macht sich weder ein bureaukratisches, noch militärisches Uebergewicht geltend; die jüngeren Beamten, Lehrer oder Professoren sinken nicht mit eingebogenen Knien in eine Ecke, sobald der Präfekt, der Maire oder der Rector angemeldet werden, und doch kommt Stellung und Ansehen dieser Männer vollkommen dem eines Ministers in unseren mittelgroßen Staaten gleich. Auf die cordialste Weise verkehren sie mit Allen, denen sie mit Recht in einem salon begegnen, wo man nur als Mensch und nicht als Beamter oder Untergebener betrachtet wird. Von einem Uebergewicht der Militärpersonen kann nun gar nicht die

Nebe sein, da diese nur ganz sporadisch und gewöhnlich erst als Oberst oder General in der monde vorkommen.

So weit wäre Alles gut, wenn die gottlose Kleidersucht nicht wäre; aber darin ruht ja der eigentliche Schwerpunkt der Repräsentation. Der Franzose ist in gewissem Sinne unendlich gastfrei; er öffnet seine Salons von Neujahr bis zu den Fasten; er empfängt und verlangt keineswegs, daß alle seine Gäste ihn wieder setiren.

Was er dagegen bedarf, sind schöne Toiletten; man soll sich davon erzählen, wie viele Atlas- und Sammtkleider auf seiner Toilette geglänzt, denn „wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch — den Salon!“

Und nun verdenke man es noch einer Französin, daß sie dem Kleidergotts Alles opfert, daß sie leichtfertig wird oder daheim lieber hungert, nur um die erforderliche Quantität von Spitzen, Diamanten und seidenen Kleidern herbeizuschaffen. Der Salon ist ihr Paradies, die einzige Arena ihres Ehrgeizes; auf jener Wage wird sie gewogen, und es gehört sehr viel Muth und Resignation dazu, sich darin zu schiden, wenn man darauf als zu leicht, d. h. als zu einfach befunden ward.

O, ihr deutschen Hausfrauen, die Ihr Euch zehn Jahre lang oder noch länger mit dem buntseidenen Brautkleide durch's Leben schleppt, an Rang diesen Französinen oft gleich, an Bildung ihnen weit überlegen, wie wäre Euch zu Muthe, wenn man von Euch verlangte, neben der erwachsenen Tochter oder dem Sohne mit ausgeschnittenem Kleide und kurzen Ärmeln auf dem Ball oder in der Soiree zu erscheinen?

Aber in Frankreich geht dies nicht anders; wie bei uns am Hofe darf nichts verhüllt werden, was der Verhüllung noch so sehr bedürfte, denn — sonst ist es keine Toilette. Ist es da zu verwundern, wenn Veilchenpulver und Schminke aller Art ein nothwendiges Requisit des Puftisches sind?

Zu den Salentoiletten gesellt sich die Besuchtoilette, welche

gleichfalls sehr gewählt sein muß und welche namentlich bei den Neujahrsbesuchen, die im großen Style ausgeführt werden, unerlässlich ist. Damit aber darf der Kleiderwahnsinn aufhören und die Einfachheit beginnen. Auf der Straße erscheint die Französin für gewöhnlich ganz unscheinbar, und was sie im Hause trägt, weiß kein Sterblicher, da sie nie empfängt, ohne darauf vorbereitet zu sein, oder nur solche Leute, bei denen es ihr gleichgültig ist, wie sie aussieht. Nun versteht sie es aber meisterhaft, ihr ganz schweres Geschwür auf die genannte Neujahrs- und Faschingzeit zu richten. Während die Deutsche sich im Durchschnitt unglücklich fühlt, wenn sie nicht bis zum Strumpfe herab gleichmäßig equipirt ist, schränkt sich die Französin, die nicht reich ist, überall da, wo man sie nicht sieht und wo es nicht gefordert wird, auf's Aeußerste ein, um dann am rechten Ort den vollsten Glanz zu entfalten. So kommt es, daß nicht gerade überall Sodom und Gomorpha ist, und daß es eine Menge honeste Frauen gibt, die sich aus der Affaire ziehen, quand même; nur darf man nicht vergessen, daß der Inhalt der corbeille de nocce von vorn herein einen soliden Grundstock für die Toilette bildet, und hinter die Couliissen muß man zu genau nicht sehen wollen.

Was aber den geselligen Verkehr andrerseits für den Nicht-Reichen bedeutend erleichtert, das ist die Einfachheit der Bewirthung und die Befreiung von jeder Gegenleistung. Es gibt Leute, die jeden Abend schön gepuht ausgehen und bei sich selbst niemals nur ein Glas Zuckerswasser anbieten.

Ebensowenig Sorge verursacht der Hausfrau die Soirée, die sie gibt, wenn es nicht eine ganz große ist. Nicht einmal ein weißes Tuch wird vorher aufgelegt, und wir haben es erlebt, daß eine Dame, die wahrscheinlich ihren Tisch schonen wollte, eine große Zeitung ausbreitete und darauf den Thee servirte. — Da man erst um 6 Uhr dinirt, so beginnt die Soirée selten vor 9 Uhr. Das Mädchen empfängt die Gäste

an der Treppe, geleitet sie an die Thüre des Salons und ruft den Namen hinein. Vorgestellt wird Niemand, auch später nicht; jeder plaudert unbekümmert mit Denen, die er kennt, und es kann geschehen, daß man sich in einem Salon voll Menschen verlassen und einsamer fühlt, als in der Wüste Sahara. Sehr schnell gruppirt man sich um die Whistische, und nur bei größeren Soireen wird auch musicirt und getanz. Nach einer Weile erscheinen die dienenden Geister mit Zuckerwasser, Himbeerfaß, Punsch, Limonade, kleinen Süßigkeiten zc. und reichen herum. Eine Secunde pausirt das Spiel, mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers stürzt Jeder den Inhalt eines Glases hinunter, verschlingt einen kleinen Kuchen dazu, und die leiblichen Genüsse sind befriedigt. Gegen Ende der Soiree wird noch ein Kuchen mit Thee oder Chocolate gegeben, und um Mitternacht tappt man durch die öden, menschenleeren Straßen nach Hause. So angenehm ein Gang um diese Zeit durch die Straßen von Paris ist, so trostlos ist er in der Provinz, wo alles Leben auf der Straße aufhört, sobald die Magazine geschlossen sind.

Bei großen Soireen und Bällen ist die Bewirthung brillanter, aber ganz im selben Style; das Essen und namentlich das Trinken ist dem Franzosen Nebensache. Sehr viel Lichter und schöne Kleider, das ist sein Genuß — er schwelgt mit den Augen, wir mit dem Munde, es kommt am Ende auf Eins heraus. Nur bei Leuten, die Diners geben und empfangen, macht sich auch der gastronomische Luxus breit; und daß sie gesellschaftlich eine Stufe höher stehen, als Diejenigen, welche sich nur durch Soireen repräsentiren, versteht sich von selbst. Am besten sind junge Ehepaare daran, denen es, selbst wenn sie in glänzenden Verhältnissen leben, kein Mensch zumuthet, sich vor den ersten sechs Jahren für zahllose Bälle, Soireen und Diners zu revanchiren.

So nachahmungswürdig für uns, wie diese Einrichtung,

würde die der Empfangs-Tage und Abende sein, deren man einen bestimmten in der Woche hat. An solchen Abenden gestaltet sich der gesellige Verkehr höchst angenehm und zwanglos, und einige Gläser Himbeerwasser oder eine Tasse Thee genügen, die Gemüthlichkeit zu vervollständigen. Manche Leute geben auch an ihren Empfangs-Abenden gar nichts; und erlaubt man sich wohl einmal darüber einen Scherz, wie z. B., daß Madame N. an ihrem *jour de réception* die Fenster aufmache, um ihre Gäste zu erfrischen, so ist dies nur ganz harmlos gemeint.

Den gelegentlichen Besuch eines Theaters oder Concertes mit eingerechnet, schließt sich damit in Frankreich der Kreis gesellschaftlicher Vergnügungen so ziemlich ab.

Die deutsche Leserin, welche ganz gewiß schon lange eine Hindeutung auf ihre gemüthlichen Kaffeevervisiten vermisse, wird sagen: Ja wohl, für die Frauen, aber die Männer —

Verzeihung, die Männer haben in Frankreich nichts, gar nichts vor den Frauen voraus, als die Arbeit. Sie dürfen die Gattin in die Soiree oder in's Theater begleiten, sie dürfen ihr helfen, die Gäste zu empfangen, im Uebrigen bleiben sie schön bei ihr zu Hause; das tausendfach geschmähte, verwünschte, beweinte Wirthshaus, die gefährlichste Rivalin einer liebenden Gattin, existirt dort nicht. Die zahllosen Kaffeehäuser Frankreichs sind nur für die Fremden und die *jeunes gens*, ein Ehemann hat nichts darin zu suchen.

„Ich mag nicht heirathen“, versicherte uns erst kürzlich ein reicher, junger Franzose, „wir Männer sind in Frankreich nach der Hochzeit nichts mehr, als das willenslose Opfer unserer Frauen und noch mehr der Schwiegermütter, sowie der Familientrannei überhaupt. Wir dürfen den Finger nicht bewegen, ohne daß ein Bannfluch über uns verhängt wird — wir sind unglücklicher als Sklaven!“

Trotz dieses abschreckenden Bildes wird ganz gewiß auch

dieser Rebellen dem allgemeinen Loose verfallen, und möge er sich damit trösten, daß auch in Deutschland nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten, wenn sie auch unerschütterlich — in's Wirthshaus gehen.

Aber auch jenes ächte deutsche Vergnügen, die Landpartie, der gemüthliche Spaziergang, welcher mit einem Glase Bier oder einer Tasse Kaffee endet, das selige Gummeln durch Wald und Flur ist dem Franzosen fast ganz unbekannt. Man ist nicht ganz unempfindlich gegen die Reize der Natur, aber man lebt ihr nur in der althergebrachten Weise, einen, zwei, auch drei Monate lang, je nach den Mitteln. Der jährliche séjour auf dem Lande oder am Meere gehört zum bon ton, er muß gemacht werden, aber ist man wieder in der Stadt, so wird der Naturenthusiasmus ausgezogen, in den Schrank gehängt und mag darin ausrufen bis zum nächsten August oder September. Nur das Volk geht zu seinem Vergnügen spazieren und belohnt sich in einer Pinte mit einem Glase Cider oder einer Flasche petit vin. Nur die deutschen Träumer machen zuweilen den Versuch, einen Nachmittagsspaziergang zu unternehmen und sich am Ziele mit Kaffee und Kuchen zu laben. Aber es ist eitel Schwärmerci, denn selbst, wenn man sich den Kuchen aus der Stadt mitbringt, bekommt man höchstens Kaffee mit Schnaps, aber keinen Tropfen Milch.

Hört es, Ihr deutschen Frauen, die Ihr etwa schon darüber frohlockt, daß dort die Männer kein Wirthshaus haben, Ihr habt auch keines und mühtet, wenn Ihr Französinnen wäret, den ganzen Sommer daheim sitzen und — gähnen. Dafür überlaßt Ihr ihnen doch gewiß gerne ihre Spitzen und Juwelen und ihre tolle Faschingslust.

Worauf sollen sich nun die Gedanken dieser Frauen, welche einfache Genüsse nicht kennen, denen die geistigen Interessen fehlen, deren Tochter im Kloster und deren Sohn im Lyceum erzogen wird, vorzugsweise richten? Natürlich auf die Toilette.

Es ist Jammer schade darum. Wie tüchtig und intelligent die Französin ist, das sieht man im Kaufmanns-, im Handwerker- und Arbeiterstande. Warum macht man mit Gewalt aus der femme du monde eine bloße Puppe, einen Zieraffen? Die Französinnen sind im Allgemeinen sehr liebenswürdig, sie sprechen gut, sie sind munter und wüthig, aber freilich, wenn man Eine kennt, kennt man sie Alle. Es kann bei der schablonenhaften Klostererziehung, die sie erhalten, nicht wohl anders sein.

Doch müssen wir der deutschen Mädchen-erziehung gegenüber wieder rühmend hervorheben, daß die Französin in Bezug auf ihre Muttersprache, die Geschichte, Geographie und auch häufig die Literatur ihres Landes weit besser unterrichtet wird, als die deutsche Frau. Darüber hinaus herrscht bei ihnen freilich gewaltige Finsterniß. Eine der erleuchtetsten Damen unserer Bekanntschaft verwunderte sich sehr, als sie gelegentlich hörte, daß man in der Schweiz drei verschiedene Sprachen spricht, und gab plötzlich den beabsichtigten Plan auf, ihren Sohn nach Genf zu bringen, damit er dort deutsch lerne.

Nichtsdestoweniger versinken wir zuweilen in die Reberei, diese naive und in sich vergnügte Unwissenheit angenehmer zu finden, als den Docenten-Len so mancher deutschen Frauen und das Antippen von allen möglichen Dingen, von denen sie doch nichts Rechtes verstehen. Wo die Französin nichts weiß, schweigt sie, und bleibt auch die Unterhaltung mit ihr meist an der Oberfläche haften, so hört sie doch selten auf, anmuthig zu sein.

Der größte Mißstand ihrer einseitigen Bildung und der daraus entspringenden mangelhaften inneren Entwicklung ist das dadurch bedingte Verhältniß zu den Kindern. Die sogenannte „Affentliebe“ steht nirgends in so reichem Aler und hat nirgends so tief einschneidende Folgen, als in Frankreich. Wir haben uns zwar, seit Rousseau sein Verdammungsurtheil dagegen geschleudert, daran gewöhnt zu glauben, daß die Französinnen sehr schlechte Mütter seien und nichts Gütigeres zu thun hätten,

als ihre kleinen Kinder baldmöglichst auf das Land zu Ammen zu geben.

Dieser Gebrauch ist fast ganz abgekommen; viele Frauen nähren ihre Kinder selbst, und bedürfen sie einer Amme, so nehmen sie meist nur eine Frau. Uns kam nur ein einziger Fall vor, wo ein junges Ehepaar während eines Aufenthalts am Meer sehr zärtlich ein Hündchen spazieren trug, zu dem sich plötzlich eines Tages ein nettes kleines Kind auf den Armen einer riesigen Herrmannin gesellte. Abends zogen Kind und Amme wieder ab; sie waren offenbar nur zum Besuch gekommen und befanden sich irgendwo in der Nähe auf dem Lande. Die Französinen und vorzugsweise die Pariserinnen waren entzückt über dieses Verfahren, und der reizende kleine Hund wurde mit seinen Besitzern kaum eines Blickes mehr gewürdigt.

Dennoch findet ein Familienleben, wie bei uns, in Frankreich nur ausnahmsweise statt; selbst wo die Kinder im Hause schlafen, halten sie sich doch den ganzen Tag über im Pensionat oder Lyceum auf. In den Freistunden nun, die sie bei den Eltern zubringen, werden sie auf alle erdenkliche Weise verwöhnt und verhätschelt, ohne daß man dabei ihre wirklichen Interessen und das, was ihnen Noth thut, berücksichtigt. Dabei erzieht man sie vor allen Dingen für die Gesellschaft, für das Hergebrachte und nicht für sich als Menschen. Ein selbstständiges Talent oder gar ein Genie, das sich mit achtzehnjähriger Hartnäckigkeit gegen die Gesetze der Convenienz auflehnt, ist bei nahe rettungslos verloren.

Aber es ist höchst erfreulich, wie es sich gerade auf dem Gebiete der Erziehung gewaltig regt in Frankreich. Die gegenwärtige politische Gebundenheit der Franzosen* hat vielleicht den ungeheuren Vortheil, daß sie Zeit gewannen, sich mit ihren

* Der Aufsatz stammt aus dem Jahre 1865.

Ann. des Herausgebers.

allerintimsten Fragen zu beschäftigen, daß der große Revolutionär der Straße anfängt, dem Conservatismus in seinem Hause den Krieg zu erklären.

Auf die Bildung der jungen Mädchen wird bereits größere Sorgfalt verwendet, und sie lernen wenigstens eine fremde Sprache zu der eigenen. Hat auch das Englische häufig den Vorzug, weil es dem Franzosen leichter fällt, so wird doch in Paris namentlich das Deutsche gepflegt und von der jüngeren Generation auch häufig schon recht gut gesprochen. Man sollte überhaupt alle unsere eingeseifchten Franzosenesser über den Rhein schicken, um sich zu überzeugen, mit welcher Achtung dort von der deutschen Bildung gesprochen wird.

„La nation savante“, so heißt es von uns jeden Augenblick, und man wird ganz schamroth, wenn man dabei doch ehrlicherweise sich der eigenen Schwächen und Mängel erinnert.

Was uns aber bei den Französinen namentlich an ein Besserwerden glauben macht, ist die Wahrnehmung, als ob sie selbst aus ihrer Nichtigkeit heraus wollten, und daß sie anfangen zu ahnen, hinter der Schranke von schönen Toiletten, Möbeln und Reghbüchern, die man um sie aufgebaut, sei doch noch etwas Besseres und Höheres.

Mit wahrer Befriedigung hörten wir Frauen aus verschiedenartigen Kreisen sich in ähnlicher Weise aussprechen, und namentlich waren dies Pariserinnen aus dem besseren Kaufmanns- und Bürger-Stande, die daran denken, wie sie ihren Kindern eine gediegenere Bildung geben können, als sie einst selbst empfangen. Eine Mutter, die uns besonderes Vertrauen schenkte, weinte fast bei dem Gedanken, ihr vierzehnjähriger, einziger Sohn könne eine „nullité“ werden. Ihrem Manne mache es nichts, ob er etwas lerne, weil er einmal 30,000 Fr. Rente habe, sie aber wolle lieber einen armen, als einen unwissenden Sohn haben.

Eine andere, den höheren Ständen angehörende, bildschöne

junge Frau wußte ihre Mitschwester nicht hart genug zu tadeln: „Wir Französinen sind närrisch“, rief sie aus und zwar im reinsten Deutsch, „daß wir Alles an unsern Körper hängen! Man arbeitet und müht sich ab, um schließlich das schwer-errungene Geld für Toiletten hinzuwerfen. Wie sind die deutschen Frauen so verständig im Vergleich mit uns!“

Wir dankten für das Compliment, obgleich — nun, man wird uns schon verstehen.

Ebenso beginnen sich Gesellschaften von Frauen zu bilden, die sich das Wort geben, niemals von dem „chiffon“, so nennt man die schönen Kleider respectwidrig genug, zu reden. Man sieht, die Männer mit ihren Strides und Herr Dupin stehen nicht ganz vereinzelt und haben bereits Hülfstruppen im feindlichen Lager gewonnen.

Eine höchst respectable Ausnahme machen schon seit langer Zeit jene Frauen, die zu der zwar aufgelösten, aber unter sich noch fortbestehenden Gesellschaft der St. Simonisten gehören. Sie stehen auf der Höhe ihrer Zeit und suchen nach jeder Richtung hin Bildung wie Aufklärung zu fördern.

Eine durchgreifende höhere Bildung der Frauen im Allgemeinen wird freilich nie erzielt werden, so lange man ihre Erziehung fast ganz in den Händen der Nonnen und der Geistlichkeit läßt. Die wahre Pandorabüchse Frankreichs ist der Klerus. Immerhin gibt es schon Ehemänner, die sich den geistlichen directeur ihrer Frau im Ehecontract verbitten oder ihr Möglichstes thun, sie vom Beichtstuhl fern zu halten. So langweilig auch einer der letzten Romane von G. Sand, *Made-moiselle de la Quintinie*, sein mag, ein so grelles Schlaglicht wirft er auf Verhältnisse, von denen wir in unseren protestantischen Ländern kaum eine Vorstellung haben. —

Doch genug, wer die französische Gesellschaft nach allen ihren Richtungen hin, in allen Verhältnissen kennen lernen will, der mache sich mit dem genialsten Sittenschilderer unserer Zeit,

den man in Deutschland nur zu wenig kennt, vertraut. Wir meinen Volzac — den Shakespeare des Romans.

II.

Ein Stück Normandie.

So langweilig, ja fast öde sich Frankreich dem Reisenden darstellt, der von Deutschland aus durch Lothringen und die Champagne nach der Capitale eilt, so lachend und vom frischesten Grün bedeckt breiten seine Fluren sich aus, sobald man den Bahnhof von St. Lazare verlassen hat und dem Norden entgegen dampft. Lange begleiten uns die prächtigen Bäume des Parks von St. Germain, in den sich jeden Augenblick eine neue, freundliche Aussicht öffnet, und dann fährt der Zug mitten durch das alterthümliche Poissy, nicht allein der Geburtsort Ludwigs des Heiligen, sondern auch der Schauplatz jener berühmten und resultatlosen Besprechung zwischen den Katholiken und Calvinisten, bei denen Theodor Beza seinen Freund Calvin vertrat. Von da wird die Gegend immer anmuthiger und hügeliger bis nach dem reizend gelegenen Mantes, wo einst durch einen unglücklichen und vorhergesagten Sturz vom Pferde Wilhelm dem Eroberer ein irdisches Ziel gesetzt wurde, denn er verstarb an dessen Folgen bald darauf in Caen.

Wer die Romantik liebt, wird sich reichlich befriedigt finden bei der Fahrt durch das liebliche Departement de l'Eure, wo ein idyllisches Bild sich an das andere reiht, nur unterbrochen von alterthümlichen Städten und Städtchen, von deren langem Bestand zerfallene Schlösser und himmelanstrebende, gothische Thürme genugsam Zeugniß ablegen. So weit das Auge reicht, bedeckt die sanftgewellte Ebene üppiges Wiesenland, das im Osten die Seine wie ein breites Band durchschneidet, während

überdies eine Menge flatter Vögelchen den zerstreut wehenden prächtigen Rüben Lohung spenden. Dörfer sieht man selten, aber um so häufiger hinter dichten Baumgruppen, die sich wie riesige, grüne Bouquets erheben, ein altergraues Strohdach, welches vermuthen läßt, daß hier Menschen wohnen.

Je näher wir dem Meere kommen, und namentlich im Departement du Calvados, wird das Land flacher und flacher, aber noch lange nicht so flach und charakterlos, wie die niederländische Küste, denn die Menge von Flüssen und Bächen, die den Ketten Frankreichs durchschneiden und sich in den Kanal ergießen, sind wilde Gefellen und haben ihr sandiges Bett tief ausgewühlt, so daß die vielfach gewundenen, steilen Ufer nicht wenig dazu beitragen, der Gegend einen malerischen Reiz zu verleihen. Den Wald ist kaum mehr die Rebe, aber noch frischer und lustiger ladet die Wiege und an, welche nun mächtige Kesselfelder in greisen, gelben Massen durchschneiden, sowie auch zahllose Fappelläken, deren Menetonic angereichen unterbrochen wird durch ganze Wälder von Apfelbäumen, die dem Hermannen vor allen andern heilig und theuer sind, denn sie spenden ihm den Nektar, ohne den er nicht leben kann, den Cider. Wohl nirgends sonst in der Welt wird Cider in solchen Massen producirt und getrunken, wie hier, leider aber auch die Hasen, und den Apfelsäften gewonnenen Spirituosen, so daß das Lob der Mäßigkeit, welches sonst dem Franzosen gebührt, auf diesen ursprünglich germanischen Stamm nicht angewendet werden darf. Der Verbrauch des Ciders ist so allgemein, daß das Apfelsäftglas in jedem Hause den Brannen ersetzt. Man mußte es seinem Dienstmädchen bei Leibe nicht zu, ihren Durst aus flarem Springquell zu stillen, es muß ihr stets Cider à discretion zu Gebote stehen. Auch dem Ciderschnaps ist das schöne Geschlecht nicht abhold, namentlich im höhern Lebensalter, und indem es, wie landesüblich, den schwarzen Kaffee reichlich damit versetzt, vereinigt es zwei nützliche und angenehme

Genüsse mit einander und sucht dann erst in süßem Selbstvergehen beseligt dahin. —

Es ist nun freilich leicht für eine Landschaft, sich im Monat Mai so frisch und lieblich zu entfalten, aber im November und December bleibt es noch fast das Gleiche; da weiden noch wie vor prächtige Rüben- und Pferdeheiden das frische Futter ab, und der Reisende, den sein Weg um diese Zeit wieder heimwärts führt, kann es recht augenscheinlich sehen, wie in einem Zeitraum von nur wenigen Stunden oder Tagen der Sommer sich in den Herbst, ja fast in den Winter verwandelt. Nun aber geht es noch vorwärts, und ehe wir die „hebe, heilige Salzfluth“ erreichen, begrüßt uns Garen, die Hauptstadt des Galvades, wie sie einst die Hauptstadt des normannischen Reiches und die Residenz ihres mächtigsten Herzogs gewesen. Am Rande einer ungeheuren Bucht hingestreckt, von der Cune durchströmt, bietet sie mit ihren sechs prächtigen Kirchen, deren Eine schon genug wäre, um von weit her aufzufallen zu werden, und die wahre Muster des romanischen, sowie des gothik-normannischen Stiles und den verschiedensten Epochen sind, einen prächtigen Anblick.

Doch für heute vermeiden wir nicht bei der alten, interessanten Stadt, denn es drängt uns weiter dem Meere zu, von dem wir immer noch etwa drei Stunden weit entfernt sind. Für uns Nachgehorene ist es unerblicklich genug, daß die alten, ererbungsstüchtigen Adelen trotz allen Uebermuthes doch nicht den Muth hatten, ihre Höfungen und Stapelplätze hinaus an die Küsten zu verlegen, sondern sich lieber landeinwärts nicht weit von den Ausmündungen anbauten. So liegt auch Garen, das, wenn es dransien an der Stelle des Kaiserthums Casterham, das ihm nur als Hafen dient und mit dem es der prächtige Cune-Kanal verbindet, stünde, kaum jemals ein Hafen hätte neben sich entstehen sehen.

Die Eisenbahn müssen wir hier verlassen — denn sie

biegt westwärts nach Eberburg ab — um und einen weniger stürmischen Schiel, dem einfachen und anspruchslosen Omnibus anzuvertrauen, der seinerseits auch auf ein anspruchsloses Publikum zählt; denn wer Prästitionen auf moderne Bequemlichkeit und namentlich auf Elasticität an ihn stellen wollte, würde sich arg verrechnen. Was auch die Gelehrten über die Entstehungszeit des Omnibus sagen mögen, so viel sieht Jedem, der in den normännischen Grenzplätzen gesehen und gelitten, fest, daß sie sehr bald nach des glorreichen Wilhelm's Zeiten entstanden sein müssen, denn es gehörten die eisernen Knochen seiner Vasallen dazu, um es lange darin aufzuhalten. Immerhin bleibt die wohlorganisirte Thätigkeit anerkennenswerth, mit der sie das Land nach allen Richtungen hin durchschneiden und die Hauptstadt mit den Städtchen und Dörfern auf zehn Stunden in die Runde verbinden.

Die kleinen Zerbäder, die noch rechts und links die Ränder des Kanals umgeben, was wären sie ohne den alten Rumpelaffen, der im August und September häufig laum die Häfen der Reisenden nach Wunsch speisiren kann?

Um so gemüthlicher reißt es sich noch im Juni und Juli, und darum seht hinab an einem heißen, thauigen Sommermorgen auf den hohen Aufsatze neben den Bauernjungen, der seine schweren, normännischen Kasse mit der angebotenen Sicherheit eines pferdebezüglichen Stammes lenkt. Sind die Wagen alt und haufällig — um so heiserer und munterer traben die Kasse dahin und legen mit halber Eisenbahngeschwindigkeit den hügelig gewellten Weg zurück. Das ist nun ächte Normandie, und der Reiz eines bekannten Liebes kommt und nicht mehr aus dem Sinn: „*Aucun séjour n'est plus beau que ma Normandie, c'est le pays, qui m'a donné le jour.*“

Welche üppige, prächtige Vegetation! und dazu zwischen den Aepfelbäumen, deren einziger Pflanzgenoff Mannschöhe erreicht, den reichen, vom buntesten Blumenstaub durchfleckten

Auenfeldern, den sätzig grünen Wiesen, den mit Früchten überladenen Apfelbäumen jene ehrwürdigen Zeugen einer frühern Kunst, die schlanke gethürmte Thürme, die, weithin über die Fläche zerstreut, sich in ihrer helzen Schönheit leicht und lustig emporheben. Die Wohnplätze, zu denen sie gehören, sind vielfach zu bloßen Dörfern herabgesunken; aber es sind poetische Dörfer, die ihrer würdig sind, mit alterthümlichen Häusern, zu denen man auf hohen Steintrappen hinaufsteigt, und mit überhängenden, weitergekränzten Erkerbühnen. Aus diesen aber spricht frisches, junges Leben in Willenen von Blüthen hervor. Die kleine Mäthe des Naumburger oder der Carlsruhe überzieht sie mit einem trientelrothen Schleier, der sich auf den Häusern der hohen Mauern, welche das Land, um es vor dem Seewind zu schützen, vielfach durchschneiden, in ein breites Purpurband verwandelt, das nun im anmuthigsten Durcheinander Hand mit Hand und Straße mit Straße zu einem weiten Kreszentum verbindet. Was Wunder, daß unter einem so romantischen Dache in dem Dörfchen Mathien Derjenige das Licht der Welt erblickte, welcher dem größten lyrischen Dichter, den Frankreich je bezeugt, dem Element Mairat, das Leben gab. Auch ihm ist die Nachwelt, nachdem man ihn lange vergessen, gerecht geworden, und wohl mehr zum Danke für den Lohn, als für seine eignen lebernen Lehrgedichte, hat die Gesellschaft der vorwärtigen Gelehrten kürzlich eine Normenfeier an der Seine beschließen lassen, wo er einst gelebt und gelebt.

Vor den Hütten dieser poetischen Dörfer — denn Häuser Klingt viel zu prosaisch — sitzen in langen Reihen die Zwerghäuserinnen auf dem Steinpflaster, das grüne Klippelstein auf den Knien, und entloset Geplauder erschallt, während die Finger weichen hin- und herfliegen und wie ein Wunder die prächtigen schwarzen Spitzen hervorzuheben, welche der Kaufmann, der ihren Koffer und Erde stellt, für ein Spitzgeld hinweghebt, um sie mit zwanzigfachen Gewinn in seinem glänzenden

Wagazin wieder aufzuschlagen. Die Niederdamen von halb Europa werden von diesen normännischen Bäuerinnen, die schon im zartesten Kindesalter die schwere Kunst erlernen, mit schwarzen Spitzengeweben versorgt, und auffallend ist es gewiß, wie im Vaterlande der gothischen Spitzenarbeit in Stein die Spitze nicht allein seit Jahrhunderten dem Velle gearbeitet, sondern auch als höchster Schmuck von ihm getragen wird. Selbst auf die Männerkleidung erstreckt sich diese Verliche, denn die nationale blaue Blause ist in der Normandie höchst püchlich am Kragen und an den Armen mit einer weissen, spitzentartig gewebten Bortur besetzt. Leider werden die Frauentrachten, wobei eine Haube mit langen Fasern von ächter weisser Spitze unentläßlich war, immer seltener, und die dürftig gekleideten Klöpplerinnen, die hier an der Erde sitzen, sind weit davon entfernt, in solchem Schmucke zu prangen, im Gegentheil muß ihre Geißt die Fackel selbst des ernsthaftesten aller Reisenden in Bewegung setzen.

Herr Hampelmann wird mit Vergnügen hören, daß kein Geringerer, als er, der ehrliche Schupkeißige dieser nicht eben reizenden Frauenleyle ist, welche sämtlich die flasliche „baumwollene“ Schlafmütze, das Symbol der deutschen Reichthum, auf dem Haupte tragen, die Tiedel selbst über das linke Ohr herabhängend. Bedürfte es noch eines Beweises für die Blutsverwandtschaft der Germanen und Normannen, so wäre er hier mit gefunden, nur mit dem Unterschied, daß bei uns die Männer die Schlafmützen tragen.

Aber über sie und die reizensten Töchter hinaus blickt der Blick an der hohen blauen Wand, die nun anstands und von der wir und herzfliegend sagen, daß sie nichts Anderes sein kann, als das heilige Meer. Diese und Held sind nun häufig unterbrochen durch weithäufige Paule, zu deren alten thümlichen, mit spitzen Giebeln versehenen Eulichen und Wohnhäusern lange Fappellallen führen. Nur noch wenige dieser

Befitzungen beherbergen die entflammten Fletten, sie sind weiß in die Hände der trichgewerbenen Deutgeriffe übergegangen und dienen ihr zum Sommeraufenthalt, während diese letzteren dafür von den legitimistischen Gutsnachbarn mit sehr geringschätzenden Blicken betrachtet wird. — Die blaue Wand wird bald dunkler, bald heller, sie bewegt sich, weiße Schaumwellen spritzen auf, und majestätisch wallen die Kluthen des Ozeans heran. Bald neigt sie und den Fuß, die himmlische Salzfluth, die wohl kein Sterblicher zum erstenmale eber nach langer Trennung wieder sieht, ohne tiefe Bewegung, ohne Schauer und Entzücken undummer, anbetender Andacht. Wer kann das Meer und seine Schönheit beschreiben? Keiner, denn es ist unbeschreiblich wie die Alpen, wie ein Sonnenaufgang, wie alle großen Wunder der Natur — nur die Empfindungen, die sie in uns wecken, kann der Mensch versuchen widerzugeben!

Was aber gerade diese Küste so schön macht, ist dies, daß seine letzte, tiefste Oede Erde und Wasser von einander scheidet. Sie lassen sich nicht, sondern wie ein lebendes Paar sucht Eines des Andern Schönheit durch sich selbst zu erhöhen. Nur ein schmales Stückchen Flugsand liegt zwischen ihnen; dann erhebt sich die Felsen-Abhängung, welche fast überall die vorwändige Küste umgibt, und steigt in wilder Zerklüftung oft bis zu einer Höhe von einigen hundert Fuß hinan. Auch da, wo diese salzlose zu geringerer Bedeutung herabsinkt, bietet sie einen großen Reiz durch die zahllosen Höhlen und Klüfte, die das Tiefen der Kluth in die Sandsteingebirge hineingeworfen. Wie ein Kind möchte man darin umherlaufen, Versteck spielen, und wie ein König ruht man auf den feinsten Teppichen und Cepheiden, welche die weiße Hand der Welle in den Felsen hineingeworfen, zu Füßen den sammtreichen Meeressand als Teppich.

Aber wehe dem Träumer, der zu lange hier weilt! bald naht sich wieder kranzend, lebend und glühend die wilde Kluth,

oft bis zur Decke der Höhlen hinaufsteigend, und darum schnell hinaus auf die sicheren Felsen, die kurzeh, dieses Stad bedekt und denen gar manchmal eine wandernde Schaafherde als Staffage dient! Kaum dreißig Schritte davon streckt schon fruchtbares Land sich aus; da wegt und zur Rechten das brausende Meer und zur Linken mit leiserm Rauschen das grüne Auenfeld, und breitet die Wiese mit weidenden Herden sich aus.

Je höher die Fluth anschwillt, je mehr bedekt sich die Meeresfläche mit Borlen aller Art, die auf den günstigen Moment warten, um in den schüppenden Hafen einzufahren. Die Segel aufgespannt, schweben sie im Scheine der Abendsonne wie rothe Wölken auf der smaragdnen Welle, während der ungeheure Regen, den die weite Ducht umschreibt, auf deren äußerster Spitze, la Môle, sich die weißen Leuchthürme des Havre erheben, in blauem Dunst verschwimmt. Einen kurzen Moment strich der Sonne Widerschlag auch das heile Seine-Wasser, purpurn blüht es dort auf, die Leuchthürme verklärt rosiges Licht, dann sinkt schnell die Dämmerung herab, die nichts mehr unterbricht, als die hene erttende und schüppende Leuchte auf la Môle und des Himmels ewige Sterne. —

Es ist bekannt, daß der Wogenstoß an der französischen Küste des Kanals weniger stark als an andern Orten ist; was aber bei einer Verhaderat zugleich Erwiderung für das Auge sucht, wird sich gewiß befriedigt haben. Außerdem leben immer den henen, weichen Meeresstrand an dieser Küste, der sich sogar bei dem neu entstandenen Baderte Eubourg den Namen der plage d'or erworben hat.

Weniger entsprechend dürfte die Art und Weise sein, wie gehet wird; für den unbetheiligten Zuschauer und Beobachter aber ist es eine tägliche Unterhaltung, der an Romil kaum etwas anders gleich kommt. Man hatet in Frankreich mit einer Reizetät, die an die glücklichsten Zeiten des goldenen Alterthums erinnert. Badefarten gibt es nicht; nur eine lange Reihe von

Holzstämme, die so weit landeinwärts stehen, daß die Fluth sie nicht erreichen kann.

Sobald nun diese herankommt, ziehen sich Herren und Damen in die Kabinen zurück, um bald in einem wahren Scherzsteinlegen-Auszug wieder zu erscheinen. Die schönsten, elegantesten Frauen sind kaum wieder zu erkennen in den schwarzen, weiten Beinleidern, die bis zum Knöchel reichen, den kurzen, schwarzen Hosen, die durch einen Gürtel zusammengehalten werden, und der gelben Nachtschuhhaube, welche den Kopf bedeckt. Wäre Verstand in diesem Koshime aus dem Weir gestiegen, es würde den alten Kirchenvätern Homer und Hesiod gewiß niemals eingeschallen sein, sie zur Schönheitsgöttin zu erheben.

Die Männelein erscheinen in noch leichteren Schwimmkleidern, und wahrlich es gehört große Selbstverlängerung, ja oft noch etwas mehr dazu, in diesen kalzigen Birtelstunden lang unter der Aufbaumenge am Strande umherzuschlappen. Endlich steigt die Welle hoch genug hinan, und mit süßem Rausche geht es hinein; den Strajsten und den Kindern steht ein sonnenbraunter baigneur zur Seite oder ein schwimmlustiger Anwesender.

Die Vorhändigen ahnen den Ruckeln nach, gehen schwüst hinein und empfehlen sich durch zahllose Verbeugungen jeder herankommenden Welle; bald aber plätschert, laugt und schwimmt es durcheinander, wie eine Schaar von schwarzen Tänzern, und das Publikum am Ufer liegt im Sande und laßt sich hoch zu Tode, denn es können Gestalten und Formen zum Verthein, die selbst den stärksten Melancholiker zur Heiterkeit stimmen müßten. Am pilantesten aber wird die Pade-Gendrie, wenn eine Gestalt nach der andern wieder auf das trockne Element zurückkehrt — nun sind sie wahrhaft abhändernd. Die Weh-anständigen laßen sich schnell von befreundeter Hand einen Mantel oder Schal umwerfen, die Ungewandten gehen oder laufen trübend wie sie sind nach der Padelabiaz, wo sie ihre irdische

Hüße wiederfinden, nebst einem Bad für die mit Sand bedeckten Hüfe. An den Sonntagen aber ist es am allerhöchsten, da kocht auch das souveräne Volk und spart den halben Franken für die Kabine, welche ihm die natürlichen Höhlen der salaise ersetzen. Aus unzähligen Verschieden kommen die lächerlichsten Gestalten hervorgeschuft, und der abgestreifte Sonntagsstaat bleibt essenkundig auf dem Sande liegen.

Wahrhaft entzückend unter den kleinen Zeebüdren, die sich links und rechts von Caen befinden, erschien und Benzeral und das kaum fünf Minuten entfernte Henillegatt. Hier sagten schon, daß diese Küste von einer Menge kleiner Flüsse durchschnitten wird, die sich in den Canal ergießen und sehr wesentlich zur Beichung des Handels beitragen. Da ist die Sculle, die Orne, die Dive und weiter aufwärts bei Franville die Penque, welche Flüsse theilweise mit schönen Häfen versehen sind, von denen aus lebhafter Verkehr mit dem englischen Ufer unterhalten wird. Weniger bedeutend für den englischen Handel, als für die englische Geschichte, ist die Dive, denn an deren Mündung lagerte einst der tolle Landrüber Wilhelm, den die Geschichte höflich genug den „Greberer“ nennt. Von Tag zu Tag spähte er auch nach günstigem Winde, der ihm die Ueberfahrt gestatte. Doch dieser blieb aus; die Vasallen langweilten sich, warteten und drohten heimzukehren. Es blieb in dieser Noth nichts anderes übrig, als sich wieder an die Gliedmaßen der Heiligen zu wenden, die dem Normannenherrn schon einmal bei dem bekannten Betrag, den er an König Harald verleihte, so wohl genügt hatten. Sie wurden herbeigeschafft, und zuerst versuchte man es mit den kleinen Knöchelchen, den Schlüsselsteinen, Kniersteinen u. s. w., diese wurden in heiligster Prozession herumgetragen. Aber der Herr, der die Winde und Wellen regiert, blieb davon ungerührt, er wollte wohl, daß ihm seine Heiligen in ganzer Gestalt ihre Fürbitte darbrächten. So lang man denn einige Tage hüten auch die großen Knochen

in noch feierlicherem Aufzug umher, und siehe da — das Wetter wirkte. Am folgenden Morgen blähte der richtige Wind die Segel der normännischen Flotte.

Zeit gewonnen, Alles gewonnen, würden wir in unserem nüchternen Jahrhundert sagen; nicht so jene rechen und gläubigen Ritter, die ihrem listigen Herrn nun mit Enthusiasmus folgten, nachdem er selbst voll heißer Ungeduld schon am frühen Morgen allen andern Schiffen weit vorausgefahren war.

Die heutigen Normannen begnügen sich damit, nur noch die englischen Wagen durch enorme Butter-, Fleisch- und namentlich Viec:Sendungen zu erobern, von denen ganze Schiffsladungen über den Kanal gehen. — Von dem Beginnen des Normannenherzogs aber gibt eine steinerne Säule Kenntniß, die sich auf dem steilen Hügel, der noch rechts das Ufer der Dive bildet, erhebt und vor mehreren Jahren von der normännischen Gesellschaft für Alterthumskunde errichtet wurde.

Raum eine Viertelstunde weiter ostwärts liegt Benzeval, früher nur ein armseliges Fischerdorf, aber jetzt ein eleganter, beliebter Badeort. Es war ein wenigiger Sonntagmorgen, an dem wir von Caen aus dahin fuhrten, und zwar mit einer eigenthümlichen Expedition. — In dem bigott katholischen Lande haben sich seit den Hugenottenkriegen, die ja in der Normandie mit besonderer Heftigkeit geführt wurden, protestantische oder besser gesagt calvinistische Elemente erhalten, die bis zum heutigen Tage so weit erstarkt sind, daß sie in den größeren Städten selbstständige Gemeinden bilden, welche unter sich auf's Innigste zusammenhalten, wenn auch ihr bescheidener Betjaal den Schmuck des Thurnes entbehren muß und kein feierliches Geläute die Gemeinde zusammenruft. „Le temple“, so nennt die französische Sprache, vielleicht im Rückblick auf das Heidenthum, diese Stätten, mit größerer Intoleranz, als ihnen sonst zu Theil wird, obgleich kein rechtgläubiger französischer Katholik

privatim daran zweifelt, daß Alles, was Calvinist heißt, in den untersten Pfuhl der Hölle verdammt ist.

Um auch jenen Befennern des protestantischen Glaubens, die auf dem Küstenstriche zerstreut wohnen, eine gemeinschaftliche Erbauungsstätte zu geben, hat schon vor zwei Jahren ein reicher Pariser Bankier, dessen Vorfahren durch das Edikt von Nantes aus der Normandie vertrieben wurden und nach Frankfurt übersiedelten, wo ihr Name in der geachteten Weise fortlebt, an der Küste von Benzeval einen Tempel erbauen lassen, der allsonntäglich fromme Waller in sich vereinigt. Die kleine, zierliche Kirche, die hart am Strande steht, war seinerzeit feierlich eingeweiht worden, und jetzt rief ein neues Fest die gläubigen Gemeinden zusammen. Es galt der Einweihung eines *maison de santé*, welches derselbe Wohlthäter der Gegend in Gemeinschaft mit einem reichen Normannen hatte erbauen lassen, um dadurch unbemittelten, kranken Protestanten entweder ganz umsonst oder nur gegen nur geringe Vergütung einen Aufenthalt am Meere möglich zu machen. Zugleich werden protestantische Erzieherinnen jeder Nation, die sich in Frankreich aufhalten, zu dem unbedeutenden Pensionspreis von zwei Francs per Tag darin aufgenommen, um entweder ihre Ferien da zuzubringen oder eine Pabekur zu gebrauchen. — Das ist gewiß ächte Religiosität, wenn sie sich in solcher Weise mit Humanität paart, und nicht der schäbige Sommermorgen allein erhöhte unsere Stimmung, als wir mit einem großen Theil der Gemeinde von Caen und Benzeval näherten. Auch von dem nahen Trouville aus war eine protestantische Omnibusfahrt organisiert worden, und der Andrang war so groß, daß wir uns vorläufig damit begnügen mußten, das geräumige *maison de santé* nur von Außen zu bewundern.

Als die Einweihungsfeier verüber, begab man sich um ein Uhr nach dem Kirchlein, das bald überfüllt war. Eine bebrüllte Dame setzte sich vor das auf einer Erhöhung stehende

Harmonium, und der Gesang begann nach den mit Noten versehenen Gesangbüchern. Dann bestieg ein, wie man uns später sagte, berühmter Redner die Kanzel und begann eine feurige Predigt über ein Thema, das wir hier zulezt vermuthet. Er sprach über — den Unglauben! Wein Gott, dachten wir, also auch hier, in dieser entferntesten Thule, in diese doch ganz gewiß mit frommer Aufrichtigkeit zusammenhaltende Gemeinde ist das Gespenst des 19. Jahrhunderts eingebrungen! Eine Weile tauschten wir dem Redner, als aber „la plume de Moïse“ und ähnliche Bloßsetzungen sich wiederholten, überließen wir es ihm allein, mit dem Apostel Paulus und dem Unglauben fertig zu werden, und betrachteten uns die Gemeinde etwas näher.

Der vornehmste Theil des Publikums bestand aus schwarzröthigen pasteurs und den frommen Gebern; und auch viele Damen hatten sich eingefunden, die Mehrzahl aber gehörte der Landbevölkerung und dem Bürgerstande an. Alle lauschten andächtig, und mit Behmuth schweifte der Gedanke in die finstere Zeit zurück, wo solche Versammlungen mit Blut und Nord entzigen.

Die Weltgeschichte geht oft sehr langsam, aber sie geht doch!

Wie Mancher mochte unter Tirsen sein, dessen Verdern ihren Glauben mit dem Leben bezahlten, denn daß sich tief der schmähtichsten und grausamsten Verleisungen hugenottische Elemente erhalten haben, beweiß beispielweise der Fackelentrast einer Wöhle bei Bernières, deren Garten noch bis zum heutigen Tage als Leichenacker für Protestanten benutzt werden darf.

Was uns aber jetzt fast mit Gewalt hinauszieht, das sind nicht die Soldaten der Katharina von Medicis, sondern die brausenden Wogen der hohen Fluth, die fast bis zum Rufe des Rindseins rollen, und deren ewiger Tüdelklang fast den Gesang der Gemeinde übertönt. — Den Nachmittagsgottesdienst schenken wir uns und sind in zehn Minuten in dem reizenden Houllougast, das gewiß noch nicht die Ehre hat, von den Herren Geographen

gekannt zu sein, denn bis vor wenig Jahren bestand es nur aus einem halben Duzend elender Fischerhütten. Nun aber macht es den Eindruck, als ob Jemand den Inhalt der herrlichsten Nürnberger Schachtel ausgeleert und von einem Zauberer in herrliche Häuser und Gärten habe verwandelt lassen. Hel- ländische und schweizerische Architektur haben sich vereinigt, die reizendsten Villen von der Welt zu schaffen. Von rothen, mit weißen Streifen eingefassten Backsteinen erbaut, bedeckt sie ein herrlich geschnitztes schweizer Holzdach; ähnliche Gallerien laufen daran herum und bilden bald offene Ballone, bald blumen- geschmückte Veranden, zu denen lustige Treppen hinanführen. Es können freilich nur reiche Leute sein, die diese eleganten, kleinen Palläste, sowie das einzige, nicht weniger elegante Hotel bewohnen, Leute, denen Treuville zu geräuschvoll, die dortige Gesellschaft zu gemischt geworden, und die sich hier ein recht ansehnliches Ruheplätzchen aussuchen. Doch was kümmern uns alle diese feinen Herren und Damen, die mit herrlichen Stöcken bewaffnet in dem Meeresand umherstreifen, gegenüber der unend- lichen Pracht des Ozeans?

Die Küste steigt hier bereits bergähnlich hinan, und es lehnt sich sehr der Mühe, diese Höhe, welche nach dem Meere hin kurzes Heidegras, nach Süden aber ein unermessliches, üppiges Weizenfeld bedeckt, hinaanzuklimmen und zu schauen.

Wachte auch einst dem vermöhnsten Auge des Griechen, im Vergleiche mit den blauen Fluthen des Mittelmeeres, die nor- dische See grau und trübe erschienen sein! Heute konnte sie ganz gewiß mit dem tiefen Azur, der lächelnden Heiterkeit eines südlischen Gewässers wetteifern, und nicht leuchtender stieg einst das weiße, schaumgeberne Kof auf den Ruf des Gottes aus den krySTALLenen Tiefen des jonischen Meeres empor, als wie nun Tausende seiner Nachgeborenen sich glanzumflossen auf dem glatten Wasserspiegel umhertummelten.

Nur leise tönte das Rurmeln der ablaufenden Fluth bei

herauf zu unserem Königsstige, sonst tiefe Stille ringsumher; aber um so lauter Klopfe und wogte es in der Brust: „O Gott, das Leben ist doch schön, wenn auch Keiner weiß, woher und wohin!“

Aber auch das Zürnen des Meeres und seine Schatten: seiten sollten wir kennen lernen, als wir einige Wochen später zu längerem Aufenthalt nach dem weniger eleganten und romantischen Luc sur mer zogen, das aber seiner gesunden Lage wegen (es ist von Flußmündungen nach beiden Seiten hin entfernt) sehr stark und namentlich von Parisern besucht wird.

Es ist bewundernswerth, wie genügsam der Franzose sich bei seinem séjour auf dem Lande bewimmt. Sans prétentions zu sein, gehört zum Landvergnügen, und man nimmt auch dieses wieder ganz wörtlich. Auf die jämmerlichste Weise stopfen sich erst ganze Familien in 3—4 kleinen Zimmerchen zusammen, wodurch sich allerdings die Billigkeit erhöht. Der Besitzer des einzigen Hotels von Luc war, namentlich da ihm die Konkurrenz fehlte, Virtuose in der Kunst, aus seinen Appartements eine Hängestonne zu machen. Für mäßige Wohnungen, die gerade dem Bedürfnis von zwei Personen genügten, forderte er den Pensionspreis von Vieren, weil er behauptete, so Viele könne man wenigstens darin unterbringen, ja, es seien schon Sechse darin gewesen.

Es war empörend für ein deutsches Gemüth, so als Sordelle behandelt zu werden, und unerwarteter Zuspruch fand sich in der Gattin des Menschenhändlers, die in wohlklingendem Deutsch erklärte, es sei in der That wahrhaft unanständig, wie man sich in Frankreich aufeinander zwänge, sie habe in Deutschland nie Derartiges gesehen. Freudiges Staunen ergriß uns, hier deutsche Laute zu vernehmen, die sonst niemals ertöntem, und das Räthsel erklärte sich bald dahin auf, daß die gute Frau als Erzieherin vierzehn Jahre in Wien gelebt hatte. Sie schwärmte für Deutschland und hatte sich einen, wohl für ihr Leben aus-

reichenden Vorrath an deutscher Sentimentalität mitgebracht. Als natürliche Folge davon verabscheute sie sichtlich sowohl ihren Gatten, als auch das ungeheure Comptoirbuch, vor dem sie den ganzen Tag und halbe Nächte sitzen mußte, um Zahlen aufzuschreiben. Es war rührend-lächerlich, als sie eines Tages ihren innersten Empfindungen Luft machte, indem sie die Hand auf's Herz legte und mit erhobenem Tone zu kessamiren begann: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust, die Eine will sich von der Andern trennen“ u. s. w. Aber alle Sympathieen, die sich schnell zwischen uns und der „Zweiseligen“ entspannen, rührten den Gatten nicht, der offenbar nicht einmal eine halbe Seele, sondern an deren Stelle nur einen gierig hinabschlingenden Geldbeutel besaß.

Ein Haus „la belle plage“ hatte zwar eine wunder-volle Lage, aber im Innern stalt der plagen Plage genug. Thüren und Fenster befanden sich im jämmerlichsten Zustand, und da bei dem Einschachtelungssystem des Mannes niemals Zeit blieb, einen Fußboden aufzuwaschen, so sieht dieser der Landstraße ähnlicher, als sonst etwas. Beim furchtbarsten Sturme zogen wir in die „belle plage“ ein, die uns zum Willkomm beinahe schon in der ersten Nacht über dem Kopfe eingestürzt wäre. Draußen und drinnen sah es gräßlich aus! der Regen stürzte in Strömen nieder und verband sich mit dem Meere zu einer undurchdringlichen grauen Dunstmasse; dazwischen heulte und tobte der Wind und braussten die Wellen, daß man einander kaum verstehen konnte. Bald stürzte der Regen durch die schlechten Fenster in's Zimmer herein, der Sturm pfliff und tobte durch Thüre und Lamin, die Gypsbede bröckelte sich ab und fiel plätschend in die Regenspüßen — es war eine entsetzliche Nacht. Endlich stieg ein schneidend kalter, dunkelgrauer Morgen heraus, — und nun auch noch nach der durchwachten Nacht jähneclappernd auf das französische déjeuner warten zu sollen, dies war einem christlichen, deutschen Magen zu viel zugemuthet. Darum schnelle

heraus mit der als Centrebombe eingeschmuggelten Spiritusmaschine und den würzigen Trank gebraut, der unter allen Verhältnissen Leib und Seele zusammenhält. Endlich steht er dampfend vor uns, mit Begierde wird die Tasse an den Mund gesetzt, aber — Schauder und Entsetzen! es ist eitel Salz, was wir da hinabgeschlungen! In alle Brunnen hatte sich die zum Ansehen so herrliche Salzfluth ergossen, kein Tropfen Süßwasser war im ganzen Hause zu finden, der erschlante Rasseer mußte ungenossen den neidischen Seegöttern geopfert werden. Ach, in diesem Momente fanden wir das Meer unaussprechlich!

Aber der Schmerz dauerte nicht lange; um Mittag hörte der Regen auf, und von Minute zu Minute ward das Schauspiel großartiger. Haushoch stiegen die Wellen empor und wurden von dem Winde wild durcheinander gepeitscht; eine Fischeibank nach der andern rissen sie los und warfen sie hin und her, wie einen Ball, bis sie in Stücke zerrissen war.

Wir konnten um so beruhigter genießen, als uns der Mann ohne Seele nun doch ein besseres Quartier angewiesen hatte. Den reichsten Ertrag aber brachte der nächste Morgen; da stieg eine unbewölkte Sonne strahlend empor und leuchtete über der noch wild erregten Fluth. Wie sie sich nun hob und senkte und dabei in allen Farben des Regenbogens spielte, glich sie einer riesenhaften Perlmuttermuschel, die über einem finstern Abgrund schwebte.

Wir waren so naiv, ein Buch mit hinaus an den Strand zu nehmen, aber fort damit! wer mag lesen, und wäre es selbst die Odyssee, wer an etwas anderes denken am Meere, als an das Meer!

Hier ist die Faulheit Gesetz, und der Fleiß läßt nur Geistesübungen zurück; es gibt nichts Zweites auf der Welt, was so zum immerwährenden Genuße, zur süßesten, behaglichsten Ruhe auffordert. Wer müde, recht müde ist, namentlich von geistiger Arbeit der pilgere zum Ocean — es ruht sich nirgends

so wohlthun aus, als auf dem weichen Meersand, dem Blick hinaus auf das ewig wechselnde Spiel der Wellen gerichtet. Das ist ein Nirwana voll Ruhe und Seligkeit, aus dem man nimmermehr erwachen möchte.

Aber da kommt ein Schwarm Kinder, für die nun gar das Leben am Meere ein irdisches Paradies ist, daher, und man erinnert sich, daß es noch etwas sehr Wichtiges zu thun gibt, nämlich Muscheln und Steine zu suchen, und man durchwühlt stundenlang den Sand mit dem Eifer und der Aufregung des Spielers und schleppt schwere Taschen voll heim, als ob man das Herrlichste gewinnen. — Am Morgen nach dem Sturme sah der Strand wie ein Schlachtfeld aus, und reiche Beute war zu finden zwischen den zudenden Resten von Quallen und Medusen, die wie getriebene Amethyste umherlagen. Unter den Meerespflanzen hatte es noch schlimmer aufgeräumt, oft gleich der Strand einer Wiese von der Wäse Eertange, den die Fluth darauf zurückgelassen. Sogleich war Menschenhand geschäftig, die leichte Beute für sich zu verwerthen; Hunderte von Karren führten den Tang, ein treffliches Düngemittel, hinaus auf die Felder, eber auch wurde er zum ferneren Gebrauch in hohen Häufen hinter den Thüren der Bauernhäuser aufgeschichtet. Für besondere Liebhaber von Salzgeruch war nun ausreichend gesorgt; es wurde der Nase oft zu viel.

Aber den Reiz eines Aufenthaltes am Meere noch zu erhöhen, finden nicht nur Geist und Phantasie, sondern auch der Humor seine vollste Befriedigung. Auf welche belustigende Weise gehandelt wird, haben wir schon berichtet, und außerdem ist nichts ergötzlicher, als das Leben und Treiben am Strande zu beobachten, wenn man genug hinausgesehen und geträumt.

Die meisten Familien, namentlich solche, die in der Nähe wohnen, mietben sich für die Saison eines der kleinen Häuser, die reihenweise am Strande stehen. Da diese Häuschen vollständig eingerichtet sind (est findet sich sogar das nöthige Silber-

zug darin), so führt man darin seinen eigenen Haushalt und richtet sich ganz nach Lust und Laune ein. Dies zu erleichtern, fahren den ganzen Tag zweirädrige Karren am Strande hin und her, mit Gemüse, Früchten, Kartoffeln u. s. w. beladen.

Für frische Fische, Seekrebse und Muscheln, deren Inhalt gerne genossen wird, sorgt täglich das Meer, sowie die nahen Muschelparke von Gourselles für Austern.

Einigemal am Tag erschallt eine laute Glosse, und sogleich drängt sich Alles hinaus nach der Balaise, wo auf einem großen, steinernen Tisch die Erzeugnisse des Meeres öffentlich versteigert werden. Diese Scene ist höchst ergötzlich und würde einem Maler ein hübsches Genrebild liefern. Am oberen Ende des Tisches der Aukruiser mit dem großen Kontenbuch, über das hinaus er selten versäumt, einen guten oder schlechten Wip zu machen, wenn sich die Möglichkeit dazu bietet, an seiner Linken die gebäuteten Fischweiber mit der bekannten Schlafmütze auf dem Kopf und den hohen Röcken, die ihre Waaren enthalten, gegenüber das launlustige Publikum, Köchinnen, Herren, Damen in Kapuzen, Kindern — Alles schreit durcheinander, bis die auf dem Tische zappelnde Waare dem glücklichen Käufer zugeschlagen und nun in Körben, Taschentüchern, zuweilen auch Hüten fortgeschleppt wird.

In und vor den kleinen Häusern herrscht das fröhlichste Leben, und namentlich am Abend belebt sich der Strand in bebaglichster Weise. Da wird an den geöffneten Fenstern oder unter der Veranda dinirt, Lichterglanz strömt herans, lustiges Lachen und Plaudern erschallt, man sieht die heitersten Mienen der Umherstehenden und könnte sich gerne einbilden, das ganze Leben sei nur ein Fest, ein fröhliches Gelage.

Im Winter sehen diese Stätten grausam verödet; Alles wird fest geschlossen, der Schlüssel wird einer Vertrauensperson im Dorfe übergeben, und im nächsten Jahr findet man sein Eigenthum unangetastet wieder. Der Besitz eines betrugten

Strandhauses wird als eine sehr rentable Kapitalanlage geschätzt; man vermietet es im Juli und August zu hohen Preisen und genießt denn doch noch im September die Annehmlichkeit eines Seeraufenthalts beinahe gratis.

Ein Hauptreiz des Meeres ist für die Französin die elegante und eigenthümliche Toilette, welche sie sich dort gestattet. Hier sind eine Menge kleiner Extravaganzen erlaubt, die sonst auf der Straße und im Salon strenge verpönt sind. Leider sind es gerade diese, die nur zu oft ihren Weg in das Ausland und dort eine ungehörige Nachahmung finden. Man geht darin so weit, daß Herren wie Damen sich zuweilen eine Art von Phantasiecostüm ersinnen, in welchem sie während der Badesaison erscheinen. Ein reicher, junger Pariser gefällt sich als deutscher Student und zieht im kurzen Sammtrock, mit Koller und Raunenstiefeln herum, ein Anderer hüllt sich in einen schwarzen Sammtmantel, dessen Kapuze er Wergens über den Kopf zieht, so daß sich die Kinder vor ihm fürchten, wie vor einem Scherenspiegler; eine schwachtende Dame läßt ihre schönen Haare (vielleicht sind sie auch falsch) in zwei langen Zöpfen herabfallen, und wieder Andere gehen nebst ihrem Begleiter von Kopf bis zu Fuß in rothen Glacé gekleidet. Aber auch die feinsten und zartesten Stoffe sieht man hier, wo ja nichts verdoiben, nichts beschmutzt wird, wo man sich im Ballkleid auf den Sand legen kann, ohne Furcht, es zu beschädigen. Nur die Farben leiden Noth unter dem Hauche der Salzluft, blau und grün fliegt davon, und ist schon darum das Tragen der rothen Farbe eine Art Nothwendigkeit.

Welchen Hintergrund für das eitle, kühne und her trippelnde Menschengeschlecht bieten aber auch die grauliche Fläche des Ozeans, der gelbe Meersand und der klare, durchscheinende Himmel. Wie scharf und bestimmt zeichnen sich alle Umrisse da ab, wie frisch und klar tritt jede einzelne Erscheinung vor das Auge, — schon dies allein wirkt anregend und erheiternd.

Wahrhaft pittoresk aber wird das Bild an solchen Tagen, wo sich zwischen die elegante Welt die ländliche Bevölkerung mischt: der Mann in der unabänderlichen Blause, den schwarzen Cylinder auf dem Kopf, und die Frauen mit ganz unglaublichen Hauben, bald Zuckerhüte, bald Schiffe in vollen Segeln darstellend, und dabei den ungeheuren rothen Familienregenschirm unter dem Arm, ohne den selbst bei dem schönsten Wetter nicht ausgezogen wird. Den einzigen Schatten in der bunten Menge bilden die dunklen Röcke der Priester und Nonnen, die auch hier wie überall zahlreich vertreten sind und äußerlich den Karneval vollenden helfen. —

Wochen fliegen so in leichter, angenehmer Weise schnell dahin; nun gestärkt und belebt zieht Jeder heim, nachdem er die Schönheiten von Land und Meer nach eigener Manier genossen, und auch uns führt der wackelnde Omnibus, trotz allem Abschiedswehe, zur rechten Zeit wieder zurück nach Caen.

III.

Caen.

Madame de Sevigné sagt in ihren Briefen gelegentlich einer Reise durch die Normandie: „Dieses Land ist sehr schön und Caen die hübscheste, aussprechendste, und heiterste Stadt. Sie könnte nicht schöner gelegen sein und hat die schönsten Straßen, die schönsten Kirchen, die schönsten Gebäude, dazu herrliche Wiesen-Promenaden und ist endlich die Quelle unserer trefflichsten Schöngenster!“ Dieses letztere Compliment adressirt sich sehr direkt an den nun halbvergessenen Schäferpoeten Segrais, um dessentwillen sich die berühmte Frau einige Tage in Caen aufhielt. Segrais ist todt, die alte Hermannenstadt ist nach unserm heutigen Begriffen im Innern nicht weniger als heiter, von den mittelalterlichen Heide zeigen nur noch wenige

in respektablen Resten die Spuren früherer Schönheit und Größe, die Kirchen jedoch erheben noch in aller Pracht ihre schlanken Thürme, die kein häßlich-störendes Schieferdach, sondern derselbe graue Sandstein, aus dem sie erbaut sind, deckt; die Wiese mit ihren prachtvollen Aueen grünt und blüht immer neu, edler, besser gesagt, sie hört Jahr aus Jahr ein kaum damit auf, und auch die Schöngelster gebeißen noch und lassen höchst beschreiben ihre Werke auf eigene Kosten drucken: *en petit nombre, à l'usage de quelques amis*. Wir haben noch und noch eine kleine Bibliothek solcher Werke zum Geschenk erhalten und gesehen gerne, daß sie häufig besser sind, als Vieles was bei uns pompast auf dem öffentlichen Markte erscheint. —

Den Ursprung des Namens der Stadt, die schon um's Jahr 300 von sächsischen Eindringlingen erbaut sein soll, zu ergründen, wird uns Niemand zumuthen, um so weniger als sich schon viele Gelehrte vergebens darüber den Kopf zerbrechen haben. Am nichtlichsten ist unstreitig die Erklärung des erwähnten Zegrais, der Caen nach allerlei Umschweifen von Canard ableitet, weil dieser delikate Eumpstegel in der Umgegend besonders heimisch ist. Hatten wir uns um so lieber an Canard, als dieser Vorzug der alten Stadt geblieben, wenn ihn auch Jean von Seigné nicht verewigt hat. Man hätte sie eigentlich Wiesenstadt nennen sollen, nach dem Ideal von einer Wiese, an deren Nordseite die thumgekrönte Stadt sich erhebt. Wehl über eine Stunde weit dehnt sich ununterbrochen diese grüne Fläche dem Ufer der Orne entlang, und von dem Flusse aus bis in die Stragen hinein verbindet sie diesen mit der Stadt durch eine gebogene, viertoppelte Aue, den *cours la reine*, so genannt nach der unglücklichen Marie Antionette. Auch wurde unter dessen Bäumen jene bekannte Kervue über die Freiwilligen von Caen durch die verbannten Girondisten abgehalten, bei welchem Charlotte Corday sich in dem entschlichen Entschluß befürkte, nach Paris zu gehen, um Marat zu ermorden. Ein

anderer Genuß, wie man in Frankreich allgemein derartige Spazierwege nennt, zieht sich weit hinaus zwischen Fluß und Wiese hin, und die viersache Reihe von Lindenzäumen bietet mit ihrem dichtverschlungenen Aesten selbst in der heißesten Sommerhitze ein undurchdringliches Schattendach. Diesen herrlichen Promenaden, so nahe bei der vollreichen Stadt, fehlt nichts als der Fanatismus deutscher Spaziergänger, denn fast immer ist es einsam unter den hohen Bäumen, und nur zuweilen beginnt sich dort ein buntes Leben zu regen. Da ist zuerst im Frühjahr die vierzehntägige Messe, während deren sich Ende an Ende reist und ein wahrer Hasching von Lust und Heiterkeit ertönt ist. Doch gehört dies Fest zunächst nur dem Velle von Stadt und Land, sowie auch die eintägige Michaelismesse, auf der man sich mit den Winterbedürfnissen versorgt. Diese Messe heißt im Volksmunde der Zwiebelmarkt, und wahrlich sie verdient den Namen, denn da strömt eine solche Quantität dieses ordinären Gewächses zusammen, daß man damit alle bekannten und unbekannten Bewohner des Weltalls, die Engel mit eingerechnet, zum Weinen bringen könnte. Ihre Menge macht sie stolz; sie kommen in zweirädrigen Wagen angefahren, die in doppelter Reihe aufgesperrt sind und zwischen denen die Zwiebelhändler sich hin- und herbewegen. Nachdem wir zweihundert — sage zweihundert — dieser Wagen gezählt, gingen uns die Augen über, und wir hatten Zeit Lebens an Zwiebeln genug! —

Im Sommer aber, zu Anfang August, da machen die noblen Possionen sich breit auf dem cours und auf der Wiese, da beginnen die Pferde-Wettrennen, und einen herrlicheren turf, als die letztere darbietet, findet man vielleicht nirgends wieder. Die Rennen von Caen, seit 1837 eingeführt, sind berühmt, was in einem Lande, dessen Haupterwerb in der Pferdezucht besteht, nicht zu verwundern ist. Von Paris und England kommen die Liebhaber zu diesen courses in die Hauptstadt des

Calrades herüber, und wahrlich Liebhaberei gehört dazu, an diesem langweiligsten aller Vergnügungen Freude zu empfinden. Man muß selbst ein Pferd oder ein reicher Pferdebesitzer sein, um sich für diese courses zu begeistern, von denen man in Wahrheit sagen kann, daß sie der Berg sind, welcher die Wand zur Welt bringt. War das Wochenlang ein Hämmern, Sägen und Bauen auf der schönen, grünen Wiese, bis die Tribünen, die Schranken, die Pferdehütten u. s. w. aufgebaut waren — nur normännisches Gras konnte dies aushalten und immer wieder frisch und grün werden. Endlich erschien der große Tag und mit ihm ein ellenlanges Programm, das eine Menge der herrlichsten, auferlesensten Pferde verhiess. Ein schönes, edles Ross zu sehen, ist eine Augenweide für Jedermann, man freute sich also mit den Andern auf das zu erwartende Schauspiel und mischte sich in den bunten Strom, der heute zu Ross, zu Wagen und zu Fuß nach dem cours strömte. Dieser war nach der Wiese hin mit mehreren Reihen sehr primitiver Bänke versehen, und außerdem wurde das bekannte französische Stuhlvermietungsgegeschäft in möglichster Ausdehnung betrieben. Für einen Franc erhielt man Zutritt auf den cours, für 2 Sous einen Sitz, und nun begann das Vergnügen oder, besser gesagt die unerträglichste Langeweile. Stundenlang saßen und in gespannter Erwartung auf Etwas harrten, daß, wenn es endlich kommt, wie ein Schatten vorüberfliegt — wenn man dies als Strafe den Menschen zumuthete, sie würden Jeter darüber schreien. Da war auch nichts, was die Seele ein wenig erfrischt hätte, keine Musik, kein Jubel, nicht einmal eine Tasse Kaffee oder ein Glas Eis, um sich zu erquicken, denn nur das Volk ist bei derartigen Vergnügungen so gemein, sich auch einen leiblichen Genuß zu verschaffen. Ach, wie anbetungswürdig fanden wir an diesem Nachmittag das Volk, gegenüber den gepuderten Herren und Damen, die wie Marionetten fortwährend unter den Bäumen hin und her spazierten, um ihre Toilette

von allen Seiten bewundern zu lassen! Die Toilette — das ist auch hier wieder das große Wort, das eigentliche Wettrennen, denn was hat das da draußen auf der Wiese viel zu bedeuten? Nach fast stundenlangen Pausen heißt es: Jetzt kommt's! Ja, was kommt denn? Von den zwanzig oder dreißig Pferden, die im Programm für eine Nummer angezeigt sind, kommen höchstens vier bis fünf und durchrennen ihre Bahn. Es ist wahr, der eine Moment, oder besser gesagt, die eine Secunde ist schön — das endlose Grün des Wiesen Teppichs, der blaue Himmel, die alterdgraue Stadt und als Staffage zu diesem Gemälde die fliegenden Renner, mit stolz erhobenem Kopf und wehender Mähne — dies ist malerisch, aber sehr theuer erkauft. Kaum sind die Kasse am Ziele angelangt, so beginnt das Kleiderwettrennen von Neuem, bis man vor wandelnden Modesjournalen und lebendig gewordenen Bazars nicht mehr weiß, wohin man sehen muß, um sich auszuruhen. Der französische Kleiderwahnsinn culminirt bei diesen jährlichen courses; vollständig neue Toiletten werden allein dafür angeschafft. Man kauft für die zwei oder drei Tage Spitzen für Hunderte von Francs und bemüht sich dann gleich nach den courses, sie, natürlich mit Verlust, wieder loszuwerden. Was sonst verschwendet wird an Wetten und Pferden, wer kann das berechnen?

Gegen Abend ist endlich das Vergnügen überstanden, die eitelste und langweiligste aller vanity fairs vorüber; in die Gefühle höchst getäuschter Erwartung mischt sich noch Schreck und Leidwesen um einen stark beschädigten Jockey, den der Renner vor den Augen des Publikums abgeworfen. Ernüchtert an Leib und Seele geht man heim und fragt sich verwundert, warum man diese lebendigste aller Zerstreuungen auch noch künstlich auf deutschen Boden verpflanzt, wo sie nicht einmal eine nationale Bedeutung hat. Es läßt sich freilich mit vornehm herablassender Miene darauf antworten: *Carior* für's Volk!

Aber wohl dem, der diesen Auswüchsen der Vlofirtheit gegenüber noch Plebejer ist! —

Unter allen Umständen selbsthüthlicher und begreiflicher ist das Schauspiel der Regatta, welches wir am Napoleonslage zu bewundern Gelegenheit hatten. Mit kühnem Anlauf überspringen wir dabei die ganze Stadt und versehen uns an das geräumig: Hasenbassin, in dem die Wasser: Wettfahrten ausgeführt werden.

Dieses und gleichfalls neue Schauspiel ist weitand interessanter, spannender und amüsanter als die courses, obgleich man uns versicherte, daß die Regatta von Caen kaum ein Schattenbild der Regatten in Havre und Cherbourg sei. Doch dies gilt gleich; dem Neuling war es eine Lust, die kräftigen Gestalten der Schiffer auf ihrem Elemente zu bewundern, wie sie theils rudern, theils schwimmend dem gesteckten Ziele zustrebten, wie ihnen zum Lohn die unvermeidlichen Medaillen, aber auch ziemlich reiche Geldsummen entgegenwinkten. Wunderbar schön war eine der Uebungen, wo der Mann, nur auf einem kleinen Floße stehend, sich mit zwei Stechrudern auf der Fläche erhalten und fortbewegen mußte. Wenn so der Mensch und nicht das Thier sich abmüht, vermöge seiner Kraft und Gewandtheit der Sieger über Müsstrebende zu werden, regt sich Theilnahme und Interesse in der Brust des Zuschauers, und der Humor bekommt zuletzt auch sein Theil, wenn am Schluß der Regatta ein Schwarm Enten nach dem andern in das Wasser geworfen und von den Schwimmern verfolgt wird, bis sie alle gefangen sind. Ebenso werden schwankte Ballen über dem Wasser befestigt, an deren Ende Preise hängen. Wer es müde ist, den Enten nachzujagen, klettert an's Ufer, tritt mit nassen Füßen den schlüpfrigen Steg und — plump, liegt er wieder unten im Wasser. So geht es unzähligemal, bis sich alles in Lust und heiterer Laune auflöst. Zwischen den heimkehrenden gepuften Damen und Herren laufen die fast nackten, schlamm-

bedeckten, nur mit einem nothdürftigen Schwimmkostüm bekleideten Sieger ungenirt umher, zappelnde, trieselnde, quackende Enten in den Händen, und erzählen von ihren Erfolgen und Triumphen. Die Scene wird sehr gut antik-griechisch, sehr plebejisch, aber man gähnt doch nicht dabei und geht belustigt nach Hause, während in den Kaffeehäusern am Hafen sich bis in die Nacht hinein das Volk seinem empereur und sich zu Liebe an Cider berauscht und an tollen Schwänken ergötzt. Gegen zehn Uhr machen die Præfectur, die öffentlichen Gebäude und einige sehr loyale Privathäuser den schwachen Versuch, durch Illumination Frankreichs Nacht zu erhellen, und dann legt sich der Napoleonstag schlafen, bis — ?, nachdem er am Morgen durch ein großartiges Tebeum, dem alle Notabilitäten der Stadt in ihren schon erwähnten Kasernenanzügen beiwohnten, in Scene gesetzt worden war. Das Tebeum brauste gar gewaltig durch die romantischen Bogen der Haupt- und Staatskirche von Caen, der St. Etienne, und da sind wir nun, wo wir schon längst hätten sein sollen, an dem Schmuck und dem Stolz der alten Normannenhauptstadt, an ihren prachtvollen Kirchen. Sie hat deren so viele, daß sie trotz der Bigotterie des Volkes nicht mehr alle gebraucht werden können, und daß die Kirche des heiligen Nikolaus sogar, trotz ihrer Schönheit und ihres Alters, in einen Heu- und Strohspeicher für die Elemente umgewandelt wurde.

Wenn wir von den architektonischen Schätzen der Romanie hören, so denken wir unwillkürlich an Neuen; jene Stadt personificirt und gewissermaßen die Kunstpege des französischen Mittelalters. Aber in noch höherem Grade fast gebührt diese Ehre dem alten Caen, denn es enthält zwei Denkmale des durch die Gotik verdrängten romanisch-normännischen Styles, wie er sich an wenigen Orten so rein und vollständig erhalten hat. Beide Kirchen stammen aus dem elften Jahrhundert und sind unter der Regierung Wilhelms des Eroberers

erbaut. Die größere und prachtvollere, die schon früher erwähnte St. Etienne am Westende der Stadt ließ Wilhelm errichten, die kleinere, zierlichere am Ostende seine Gemahlin Mathilde von Flandern. Zur Ehre dafür, daß sie sich trotz naher Blutsverwandtschaft ehelich mit einander verbunden, wurden diese Quader aufeinandergethürmt, und stiegen diese schlanken Thürme himmelan; zugleich sollten beide Kirchen den Gatten zum Grabmonument dienen. Es waren doch nicht die ägyptischen Könige allein, die sich so kolossale Ruhestätten erbauten, denn eine solche Kirche ist wohl eine Pyramide werth.

Der kluge Wilhelm wußte aber auch außerdem das Nützliche mit dem Fremmen zu verbinden. Seine Kirche, die früher abgetrennt von der Stadt lag, wurde mit einer großartigen Abtei, in der sich jetzt das Lyceum befindet, seinem Palaste, einer Kaserne — man verzeihe uns dies profane Wort jenem interessanten alten Gebäude gegenüber — für seine Garden und mit anderen Gebäulichkeiten verbunden; das Ganze aber umschloß eine starke Festungsmauer und diente so dem Eroberer einestheils als Schutz, andernteils als Zwingsburg gegen den Unabhängigkeitsinn der Bürger von Caen.

Von diesen Schöpfungen hat sich nur die Kirche vollständig erhalten, bis auf den Mittelthurm, der auf der Kreuzung der Schiffe steht; er wurde bei der Belagerung von Caen durch Heinrich V. von England beschädigt und später von den Calvinisten vollständig zerstört, wie diese denn überhaupt während der kurzen Zeit ihres Besizes der Normandie an Kirchen, Klöstern und Grabmälern den möglichsten Vandalismus geübt.

Das Innere der Kirche mit ihren weit gesprengten Bögen, der lustigen Galerie, die darüber hinläuft, und dem breiten mit doppelter Fensterreihe versehenen Chor, der, später erbaut, schon bedeutende Hinnneigung zur Gotik zeigt, macht einen großartigen Eindruck. Nicht der gotische Bau Herz und Auge nach Oben, so dehnt Beides sich hier weit aus; wenigen feier-

lich und erhaben als Jener, aber heiterer, erinnert der romanische Bau noch an seinen Ursprung, an das liebenswürdige Alterthum, an das große Stück Heidenzeit, welches sich herüber in das Christenthum gerettet. — Den schönsten Schmuck der Kirche bilden die zwei Thürme, die sich wie Zwillinge Brüder über dem Portale hoch und schlank erheben und doch auf die sinnigste Weise von dem unbekannten Baumeister individualisirt sind. Erst bei genauer Beobachtung entdeckt man, wie die Kronen beider Thürme ganz verschieden konstruirt sind, ja wie der eine um ein wenig kleiner ist als der andere. Mit welcher Liebe, mit welchem feinen Geschmack diese alten Künstler bauten, geht so recht aus solchen kleinen Zügen hervor.

Eine schwarze Marmorplatte, die man im Jahre 1801 am Eingang des Thores gelegt, erinnert allein daran, daß tief unter ihr der Staub des gewaltigen Wilhelm ruht. Zweimal wurde sein Grab zerstört: einmal durch die Calvinisten, und dann während der französischen Revolution. Aber was ist dies im Vergleiche zu den tragischen Details seiner wirklichen Bestattung, die Himmel, Erde und Mensch ihm gleichmäßig zu verweigern schienen?

Wilhelm war in Mantes vom Pferde gestürzt und hatte sich dabei verwundet. Man brachte ihn nach Reuen, wo die Wunde in Folge seiner übermäßigen Corpulenz gefährlich wurde. Sechs Wochen lag er auf dem Krankenlager, mit Gedanken der Rache gegen die Pariser beschäftigt, die ihn in einem frechen Witzwort verhöhnt hatten. Mit seinem Sohne Robert war er überworfen, Wilhelm der Rache schwifte sich, sobald des Vaters Zustand sich verschlechterte, nach England ein, um dort Besitz zu ergreifen, nur der Jüngste, Heinrich, war bei ihm, aber mehr darum bekümmert, die Geldsumme, welche ihm der Vater als Erbtheil hatte auszahlen zahlen, in Sicherheit zu bringen, als seiner Sohnespflicht zu genügen. Wilhelm stirbt, und augenblicklich tritt die furchtbarste Verwirrung ein. Ungewiß

über die Folgen dieses Ereignisses, sucht Jeder das Seine in Sicherheit zu bringen. Die Bürger von Neuen vergraben ihr Geld und ihre Kostbarkeiten, verschleudern ihr Hausrath um Spottpreise, und selbst der herzogliche Ballast wird von den höheren und geringeren Hofbeamten vollständig ausgeplündert. Sogar des Lagers beraubt, liegt Wilhelm Leichnam fast nackt an der Erde; endlich erinnert sich der Klerus seiner Pflicht, den Leichnam zu bestatten. Aber Niemand findet sich zur Hülfe bereit, Niemand will den Leichnam des Verhafteten antühren und ihn zur ewigen Ruhe geleiten. Furchtbar roh waren freilich diese Zeiten, aber gerecht!

Nach langem Suchen übernimmt es ein Landmann, Namens Herluin, des Herzogs Leiche nach Caen zu bringen. Man gibt ihm eine Bedeckung, ein Theil der Geistlichkeit schließt sich an, und so wird Wilhelm theils zu Wasser auf der Seine, theils zu Land nach Caen gebracht. Die Geistlichkeit von St. Etienne sorgte für ein würdiges Leichenbegängniß. Aber während des Zuges nach der Kirche bricht ein furchtbares Gewitter aus; Alles flüchtet sich in die nahen Häuser, zuletzt lassen auch noch die Träger die Leiche mitten im Sturme stehen. Als dieser sich gelegt, beginnt man das traurige Geschäft von Neuem. Da im Momente, als die Leiche in die Gruft gesenkt werden soll, erhebt sich Affelin, ein Bürger von Caen, und ruft: „Ich erlaube es nicht, daß man diesen Mann hier bestatte! Der Boden, auf dem wir stehen, ist mein; hier war meines Vaters Haus, man hat ihn mir widerrechtlich genommen. Ich habe ihn weder verschenkt, noch verkauft, noch verpfändet, noch verwirkt — haltet ein, ich will nicht, daß mein Grund und Boden diesen Mann bedecke!“

Affelin war im Recht; für 60 Sous wurde ihm vorläufig das Stückchen Land abgelaufen, dessen Wilhelm Leiche zur ewigen Ruhe bedurfte. Der Mann, der ein ganzes Königreich an sich

rig, mußte nun im Tode dem Rechte eines freien Bürgers weichen.

Das Entschlichste aber sollte für die Umstehenden noch kommen: Die Gruft war gemauert und zu enge, um die Masse des unförmlichen, angeschwellenen Körpers in sich aufzunehmen. Man zwängte ihn hinein, da harß die Leiche auseinander, und aller Weichrauch, alle Wohlgerüche der Kirche konnten den furchtbaren Geruch, der das Gotteshaus erfüllte, nicht dämpfen, so daß die kirchliche Feierlichkeit sich zuletzt fast in wilde Rucht auflöste.

Die Erinnerung an dieses Gottes- und Volksgericht gibt genug zu denken, wenn man in dem wohlerhaltenen Kreuzgang der Abtei von St. Stephan umherwandelt und zu den grauen, schlanken Thürmen hinausschaut. —

Die Schwesterkirche von St. Etienne, la Trinité, und Mathildens Grabmal ist gleichfalls noch wohl erhalten, und die Erinnerungen, die sich an dieses interessante Monument des romanisch-normännischen Styles knüpfen, sind weniger ergreifend. Auch mit dieser Kirche war ein Kloster, die Abhaye aux Dames, verbunden; einen Theil des Klosters nannte man den Pallast der Königin Mathilde, den sie oft bewohnte. Abtei und Pallast sind verschwunden, aber ein anderes Kloster und ein großartiges Hospital stehen an deren Stelle.

Im Jahre 1083 wurde Mathilde in ihrer Kirche beerdigt, ihre Asche aber wurde durch dieselben Ereignisse beunruhigt, die diejenige ihres Vaters störten. 1819 errichtete man ihr im Gher einen einfachen Marmorsarg mit einer Inschrift in den Lettern des ersten Jahrhunderts: „Sie liebte die Gerechtigkeit, sie tröstete die Armen, und arm für sich selbst, ward sie sich des Reichthums nur bewußt, um ihre Schätze an die Hülflosen zu vertheilen“. Trotz dieses Lobes hat die Geschichte auch von ihr dunkle Flecken aufgezeichnet, die genugsam an die Heuchelei und Wildheit des Zeitalters mahnen. Das Interessanteste jedoch,

was Mathilde den späteren Zeiten zurückgelassen, ist eine Probe der weiblichen Kunstfertigkeit jener Tage, die als kostbares Vermächtniß in Bayeux, sechs Stunden von Caen, aufbewahrt wird. — Nachdem ihr Vatte England erobert, stellte sie mit ihren Frauen auf einem groben Gewebe mit bunter Welle die ganze Geschichte dieser Eroberung und die Ursachen derselben bildlich dar. Der Zeug ist kaum eine Elle breit, die Figuren sind etwa einen Fuß hoch und, wie man sich denken kann, ungefähr so beschaffen, wie die Menschen auf einem ägyptischen Wandgemälde oder in dem bekannten *livro des sauvages*.

Diese Arbeit, aufbewahrt unter dem Namen: *la toilette de Guillaume le Conquérant*, ist 211 Fuß und noch einige Zoll lang und erzählt in 11 Scenen die Geschichte jener Tage. Rund herum läuft eine besondere Bordüre, in welche Thiere aller Art, Schlangen, Greise, Löwen, Pferde u. s. w. eingezeichnet sind, sowie auch die Darstellung einiger Aesopischer Fabeln. Höchst wahrscheinlich wurde die Arbeit für Wilhelm's Bruder und treuesten Anhänger, den Bischof von Bayeux, angefertigt, denn sonst würde man sie wohl in Rouen oder Caen aufbewahrt haben. Heute betrachtet sie die herrliche Kathedrale von Bayeux als ihr unschätzbarstes Kleinod, und nur einmal im Jahre wird sie während einer Woche in der Kirche ausgestellt. Die Arbeit beginnt mit der Wegsendung des Tänen Harald nach England durch Eduard den Bekenner. Ueber den Hauptfiguren stehen jedesmal lateinische Inschriften, so daß man sich über deren Bedeutung nicht täuschen kann. Harald zieht fort, den Falken auf der Faust, wie dieser Vogel überhaupt eine große Rolle in der ganzen Stiderei spielt; am Meeresstrande hält er erst noch Tafel, dann schiffet er sich ein; der darauf folgende Schiffsbruch, sowie daß Harald in die Gefangenschaft des Grafen Pontthieu gerieth, wird durch eine Inschrift erzählt. Damit schließt die erste Scene, und in so ausführlicher Weise sind auch alle übrigen dargestellt. Ein Haus, ein Schloß ober

einige Bäume sondern die einzelnen Scenen von einander ab. Es folgt Harald's Befreiung durch Wilhelm, dessen Aufnahme an seinen Hof, Harald's Versprechen, Wilhelm's Ansprüche auf England zu unterstützen, dann Harald's Zug nach der Bretagne, zu dem Wilhelm ihn veranlaßte. Nach seiner Rückkehr zeigt uns das Bild, wie er den bekannten Schwur auf die Reliquien leistet, durch den er sich verpflichtet, Wilhelm nach Eduard's Tode die Festung Dover, sowie noch andere Festungen zu übergeben; alsdann trägt ihn ein Schiff nach Englands Küste zurück, und dort setzt sich das gestückte Schauspiel fort. — König Eduard sitzt auf seinem Throne, und Harald berichtet ihm von der Reise; hiernach liegt Eduard krank zu Bette, dann sieht man ihn todt und erblickt zuletzt sein feierliches Begräbniß in der Westminsterkirche, welche die Nadel der fleißigen Stickerinnen gleichfalls reproducirt hat. Es folgen Harald's Thronbesteigung, sowie die Huldigung seines Volkes; aber auch bald darauf kommt das Schiff, welches Harald's verrätherischen Bruder Tostig nach Frankreich trägt, um Wilhelm über den Kanal zu laden. Wilhelm gewährt die Bitte, und nun beginnt ein reges Leben. Männer laufen hin und her, fällen Bäume, bauen Schiffe, und dann kommen andere, die an langen Stangen Panzerhemde und Karren voll Waffen auf die Fahrzeuge tragen. Wilhelm's Schiff zeichnet sich vor den andern durch seine Größe und ein Banner mit dem Zeichen des Kreuzes aus. Die nächste Scene führt uns wieder nach England in die kleine Bucht von Pevensey; die Schiffe kommen an, werden ausgeladen, und die Mannschaft wird weggeschickt, das Material zu einer Gasterei herbeizuschaffen. Der Eine bringt ein Schwein, der Andere ein Schaaf, der Dritte ist im Begriff, einen Ochsen zu tödten. Dann wird gekocht, gebacken, gebraten und zwar in primitivster Weise; das ganze Thier hängt über dem Feuer an einer Eisenstange, die ihm durch den Leib gestossen ist. Später sieht man den Herzog an einer halbrunden Tafel sitzen,

die mit Fischen, Kuchen und kleinen Zinkgeschirren bedeckt ist. Ein Hofbeamter reicht ihm knieend eine Schüssel. Nach der Tafel wird Kriegsrath gehalten; nachher waffnet sich Wilhelm und zieht mit seinen Mannen nach dem nahen Hastings, das man besetzt. Eine Feuerbrunst zeigt sich als Verläuferin der blutigen Schlacht, die nun unter Wilhelm's Führung beginnt und sehr ausführlich dargestellt ist. Sie endet mit des tapfern Harald Tod und der Inschrift: Fuga verterunt Angli! Leider endigt auch damit das Kunstwerk des 11. Jahrhunderts. Das letzte Stückchen der abgerissenen Leinwand zeigt noch die Conturen der folgenden Zeichnungen, aber hier riss die Nadel der fleißigen, kunstfertigen Hand, die wahrscheinlich der Tod gelähmt.

Wir haben nur die Hauptzüge des Inhalts dieser Arbeit gegeben, die in kulturhistorischer Beziehung das höchste Interesse hat. Wie die assyrischen, die ägyptischen, die pompejanischen Wandgemälde und heute noch Aufschluß geben über das häusliche und äußere Leben der untergegangenen Völker, so diese Stickerei über die Gewohnheiten unserer germanischen Vorfahren. Ihre Kleidung, ihre Waffen, ihre Hausräthe, ihre Schiffe, ihre Werkzeuge, dies Alles lesen wir ab von der Arbeit der Königin Mathilde und ihrer Frauen. Was sind dagegen unsere nutzlosen Tändeleien in Perlen und Seide, unsere Phantasieblumen, unsere Vögel und Schmetterlinge, wie es keine gibt? Wenn sich etwas davon erhält, so werden sie unsern Nachkommen schwerlich den Respekt einflößen, den uns diese Arbeit, aus dem größten und unscheinbarsten Material gefertigt, abnöthigt. Wäre es nicht ein trefflicher Gedanke, dem Beispiele der alten Normannenfürstin zu folgen und die deutschen Frauen die deutsche Geschichte der Reihe nach sticken zu lassen? Sie würden sie bei dieser Gelegenheit wenigstens gründlich lernen, und wer weiß, wozu schließlich noch die

deutschen Männer im Stande wären, wenn sie diese Geschichte so recht anschaulich vor sich hätten! —

Zu so seltenen Ideenverbindungen gelangt man bei Betrachtung alter Städte und Denkmäler — darum schnell zurück zur Gegenwart. Die *Abbaye aux Dames*, die Kathilde gegründet, und deren erste Abtissin ihre Tochter Cäcilie war, existirt heute nicht mehr. Die französische Revolution hat sie mit so vielen andern Klöstern zerstört, aufgehoben und deren letzte Schülerin Charlotte Corday heraus ins wirre Leben und bald darauf zum Tode getrieben. Auch sie war ein lechtes Denkmal alter Normannenkraft, aber auch alter Normannenwildheit. Jetzt sind mit der schönen Kirche ein Augustinerinnenkloster und das städtische Hospital verbunden, in welchem die Ersteren Pflegerinnen sind. In ihren weißen, wollenen Gewändern und schwarzen Schleiern huschten sie geschäftig und gespenstisch über Treppen und Gänge, und zuletzt hatten wir noch den Genuß, sie hinter dem Gitter, welches leider den herrlichen, rein romanischen Chor von der übrigen Kirche trennt, die Vesper singen zu hören. Was war das für eine Musik, und welche Physiognomien blickten aus der schwarzen Umhüllung hervor! Da war auch nicht ein mildes Engelsgesicht, wie wir uns so gerne die Nonnen vorstellen, nicht ein süßer, herzbewegender Ton. Eine so wenig ansprechende Gesellschaft von alten Jungfern mit scharfen, edigen Zügen und noch schärfsten Stimmen hatten wir zuvor noch nie gesehen. Fort von ihnen, hinunter in die merkwürdige Krypta oder Unterkirche, deren schwere Bogen massige Säulen, die zusammengeschobenen Riesen nicht unähnlich, tragen! Bei dem ungewissen Schimmer der Laterne — denn die kleinen rautenförmigen Fenster, die draußen gerade am Boden aussitzen, werfen kaum das Tageslicht herein — betrachteten wir Kathilden's Grabstätte. Außer ihr sollen noch achtunddreißig Abtissinnen hier begraben sein. — Gott schenke ihnen die ewige Ruhe!

Die Besichtigung der übrigen Kirchen von Caen, die zum Theil eben so interessante Muster des gothischen, wie die eben erwähnten des romanisch-normannischen Styles sind, gewährt kaum geringeren Genuß, nur knüpfen sich nicht so interessante, historische Erinnerungen daran. Man achtet dagegen etwas genauer auf das Publikum und das Treiben in der Kirche selbst. Schon in Paris fühlten wir uns von der Wahrnehmung betroffen, wie in einem ganz katholischen Lande der Zauber, mit dem unsere Phantasie gerne den Katholicismus umwebt, gar gewaltig schwindet. Unseren verschlossenen protestantischen Kirchen gegenüber gefällt uns die Freiheit, mit welcher der Katholik jeden Augenblick in seinen Tempel treten und darin beten kann. Aber wie sehr wird diese Freiheit Gewohnheit, wie unsferlich ist das Innere einer solchen Kirche. Es geht darin genau so zu, wie in einer Haushaltung. In einer Kapelle wird eine Leichenmesse abgehalten, in der nächsten hämmert ein Schreiner und schwagt mit seinen Gefellen, im Chor geht der mit einer langen weißen Schürze bekleidete Büttel herum und fegt mit einem Staubbesen die Statuen der Heiligen ab, dazwischen fällt es zuweilen noch irgend einem Individuum ein, auf der Orgel zu spielen — und da soll man noch feierlich gestimmt sein? Hier kann es wohl in Wahrheit heißen: *Chacun pour soi et Dieu pour tous!*

In der Normandie, wo die Leute zehnmal bigotter sind, als in Paris, geht es noch bunter zu. In den gräßlichsten Aufzügen kommen sie in die Kirche mit Butter-, Käse- und Haringstörben, werfen sich auf die Knie, schleudern verächtliche Blicke auf den Reher, der aufrecht steht mit einem verrätherischen Guide statt des Gebetbuchs in der Hand, und ziehen wieder ab, Düste zurücklassend, die alle Wohlgerüche Arabiens kaum übertäuben. Nun denke man sich dazu, daß in Frankreich die Feier des Sonntags in seiner Eigenschaft als Ruhetag vollständig abgeschafft ist. Jede Arbeit ist erlaubt und wird gethan,

wie an den Wochentagen. Der erste Feiertag, den wir in Paris erlebten, war der Himmelfahrtstag; wer kann dabei an anderes denken, als an festlich gepuzte Menschen, Sträucher von Buchslaub und blühendem Ginster, gewaschene Gesichter, gekämmte Haare und Landpartien? Nichts von alledem — so schmutzig wie gestern hingen die Maurer auf den Gerüsten des vor unserm Fenster neu entstehenden Hauses und hämmerten und klopfen. Von der Straße tönten die gleichen Ausrufe, die Läden standen offen — das Leben bewegte sich im selben Geleise rastlos fort, und so Tag für Tag. Als wir unsere staunende Verwunderung äußerten, erklärte man uns, daß dies nicht anders möglich sei, die Leute wollten am Sonntag ebenso wohl essen, wie an den Werktagen, und es sei eine Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit, sie am Arbeiten zu hindern, wenn sie Lust dazu hätten. Sehr vernünftig, aber sehr unschön! Nun war es uns plötzlich klar, warum in Frankreich, in Paris, wie in der Provinz die untere Klasse so schmutzig, so erbärmlich und verwahrlost aussieht. Was bei uns einen Theil des sonntäglichen Gottesdienstes ausmacht, und es ist gewiß nicht der schlechteste Theil desselben, das ist, daß der Mensch, wenn er nicht ganz gesunken, sich an diesem Tage wäscht, kämmt und ein reines Hemde anzieht, daß er einen Moment Ruhe hat, um zu sich selbst zu kommen. Welche Contraste! Jenseits des Kanals am Sonntag die Ruhe des Kirchhofs, als oberster Göze die heilige Langweiligkeit, und hier nur Arbeit, nur Unruhe für Den, welchem es so gefällt, und dagegen in jedem Augenblick so viel Kirche, als er will! Da lebe denn doch der deutsche Sonntag, der noch außer der Kirche dem gemeinen Manne reine Wäsche, „Seifenregen“ — wie die Frankfurter sagen — Walddesfreude, Musik und Tanz und Lust zu neuer Arbeit bringt!

Die Lühelburger.

Wer erinnert sich nicht der vier stattlichen Männer, welche dort im Kaisersaale auf dem Römer in Frankfurt abgebildet stehen? Als man den Ersten derselben, den Grafen Heinrich von Lühelburg, auf dem Königsstuhl zu Rense im Jahre 1308 zum König der Deutschen erhob — da dachte doch wohl kein Mensch daran, daß es ein fremdes, kein deutsches Geschlecht sei, welches man hier zu der hohen Würde berief. Ueber 100 Jahre blieb es denn in Lust und Leid aufs Innigste mit Deutschlands Geschicken verflochten, und wog dies letztere vor, lösten sich in der That die letzten Bande der Reichseinheit beinahe auf unter der Lühelburgischen Herrschaft, so war die salumme Ernte nicht von ihnen gesäet, nicht das alleinige Resultat des Umstandes, daß diese Dynastie schon nicht mehr ihren Schwerpunkt in Deutschland suchte, sondern in dem slavischen Reichlande Böhmen, das sie, an Deutschlands staatlicher Einheit verzweifelnd, zum Mittelpunkt eines großen Oesterreichs zu erheben trachtete. Zum Glück für uns mißlang den Lühelburgern dies ebenso, wie ihnen unter jenen größeren Plänen ihr kleines Stammland aus den Händen schlüpfte, das bereits unter Wenzel an jenes neu-geschaffene Herzogthum Burgund überging, welches französische

Arglist geschaffen und wie einen Keil zwischen das östliche Frankreich und westliche Deutschland eingedrängt hatte, um händereibend zuzusehen, wie es sich nach und nach die alten Sitze deutscher Macht, die Niederlande und das Hennegau einverleibte. Das kleine Lüttelburg, jetzt auf französisch Luxemburg genannt, ging denselben Weg, aber seltsam — wie sich an seine Entfremdung von Deutschland der Niedergang des Reiches knüpft, so scheint es jetzt zum Probestein werden zu sollen, ob wir wirklich immer noch ohnmächtig und zerrissen bis ins Herz hinein sind oder auf dem Wege, eine Nation zu werden? * Jede feige Untersuchung: Ists französisch? Ists deutsch? wäre ein Frevel an der deutschen Geschichte. Weniger als irgendwo kann hier die Sprache entscheiden, denn wo hätten sich romanische und germanische Leute dauernd mit einander vermischt, als in den Ländern, welche nach dem Vertrag von Verdun das alte Lotharingen umfaßte? und schon wenige Jahrhunderte später stellte sich bezüglich der Sprache das nämliche Verhältniß heraus, wie es heute noch existirt. Flämisch redet heute noch in Belgien wie in Luxemburg das Volk, wie damals auch französisch die gebildete Klasse, wie es bereits im 13. Jahrhundert die Ritter und Vornehmen gethan, weil auf den Schlössern, wo man begierig die französischen Ritterromane las, den Gesängen der Troubadours und Minstrels lauschte, das Französische schon als die feinere Umgangssprache galt. Auf das Volk aber, nicht auf die Vornehmen kommt es in solchen Fällen an.

Das uns nicht allein äußerlich, sondern auch innerlich diese Länder entfremdet wurden, daß sich ihre Sympathien von uns abwendeten, ohne darum französisch zu werden, und daß man, wie in der Schweiz, wie in Holland, trotz der verwandten Sprache und Abstammung darnach trachtete, sich selbstständig

* Obiges wurde im April 1867 geschrieben.

Ann. des Herausgebers.

zu regieren, das lag ja nur an der wachsenden Zersplitterung und Uneinigkeit des deutschen Reiches, während das ursprünglich so kleine und unbedeutende Westfranken sich unter einer Reihe kluger Regenten erhob, die ohne welthistorische Stellung, wie sie der deutsche König und römische Kaiser einnahm, ihr Augenmerk auf das Nächste richteten, mit rücksichtsloser Strenge ihren Feudaladel niederbeugen, sich der mächtigen Engländer im Norden und Südwesten entledigen und endlich im Besitze einer unbeschränkten, monarchischen Gewalt die Westgränze Deutschlands wie eine Wiese betrachten konnten, auf der ein übermüthiges Mägdlein sich eine Mume nach der andern abzupfen mag. Unterstützt und hervorgerufen werden freilich diese Bemühungen oft genug durch die Eifersucht, die schändlichen Intriguen der deutschen Fürsten unter einander, namentlich der geistlichen Kurfürsten, die sich um so lieber an den französischen Reichsfeind anschließen, weil dieser in den endlosen Streitigkeiten des Papstes mit dem deutschen Reichsoberhaupte stets auf jener Seite zu finden ist. Am schlimmsten in seinen Ansprüchen treibt es freilich der harte, rücksichtslose Philipp der Schöne, welchem gegenüber selbst der unbedeutende Adolph von Nassau, der damals das deutsche Scepter führte, auf dem Reichstag zu Nürnberg erklärte: „Nicht länger könne das Reich ohne Scham zusehen, wie die französische Krone deutsche Reichsgüter usurpire!“ Adolphs Nachfolger, der treffliche und königliche Albrecht I., Rudolph von Habsburgs Sohn, der zu frühe für Deutschland unter dem Dolche seiger Mörder fiel, ging noch nachdrücklicher zu Werke. Er schickte 1299 weise Männer an die Grenze, die mit Philipps Gesandten die richtige Grenze regelten und vereinbarten. Am glorreichsten aber wurden Philipps Angriffe auf Flandern zurückgeschlagen von den Tuchwebern der flandrischen Städte, die in der berühmten Sporenschlacht von Kortryk (jetzt Courtray) 20,000 französische Ritter zu Boden schlugen und zum Andenken jenes Tages 3000 goldene Sporen

in der Kirche zu Mästricht aufhängen, davon die Schlacht genannt ist.

Noch während Philipps Leben sehen wir denn, nach Abrechts Hinscheiden, die Lühelburger Linie sich auf den deutschen Königsthron erheben. Graf Heinrich, ein vornehmer, ritterlicher Herr, der den Ardennenwald von Raubrittern säuberte, ihre Burgen brach und sie aus ihren Schlupfwinkeln jagte, war den Herrn Kurfürsten gerade seiner geringen Macht wegen angenehm, sie wählten ihn auf dem Königsthron zu Rense aus denselben Gründen, wie einst Adolph von Nassau, und auf besondere Empfehlung seines Bruders, des Bischofs von Trier, nachdem sie sich drei volle Tage lang herumgezankt hatten. Heinrich war leider mehr Franzose als Deutscher. Am Hofe Philipps erzogen, sprach er nur französisch und hatte dem schlauen König den Vasalleneid geschworen, wofür er eine jährliche Rente von 500 Pfund Silber bezog. Ein ächter Ritter, den Kopf erfüllt von den Phantasieen der Ritterromane, verstand Heinrich weder seine Zeit, noch seine Stellung, was durch nichts klarer bewiesen ist, als durch seine Mißachtung der deutschen sowohl, als der italienischen Städte. Einen besondern Nimbus gewann er in der Geschichte durch seinen Römerzug, den seit Friedrich II. kein deutscher König mehr unternommen hatte. Gerufen von den italienischen Patrioten, zieht er im Triumphe über die Alpen und durch die Lombardei — mit glühender Erntase begrüßt Dante den deutschen „Reigho“, in dem er und die ganze ghibellinische Partei den Befreier und Wiederhersteller Italiens erblicken. Aber der große Moment findet nur einen gewöhnlichen Menschen. Sieh mehr den Guelfen als den Ghibellinen zuwendend, weil er vornehm herablassend nur „über den Parteien stehen will“, sieht er sich bald rettungslos versangen in Schlingen und Intriguen, und murrend und verzweifelnd sieht Italiens nationale Partei ihre letzte Hoffnung schwinden. Erst nach zweijährigem Kampfe gelingt es ihm, die Krönung zu erlangen,

aber nicht einmal in der Peterskirche, sondern nur im Lateran; dabei wurde die heilige Handlung unterbrochen durch Hohn-
geschrei und Steinwürfe. — Der neue römische Kaiser sollte
Deutschland nicht wiedersehen; er starb so romantisch und
phantastisch, wie er gelebt. In Folge einer vergifteten Hostie,
die ihm ein päpstlich gesinnter Priester gereicht, erkrankte er
tödtlich. Seine Umgebung kannte die Ursache, die Aerzte wollten
ihm Brechmittel reichen, aber er weigerte sich standhaft, „den
Leib des Herrn herauszubringen!“ Seine Leiche wurde in einem
kleinen italienischen Städtchen verbrannt, nachdem man das
Herz herausgenommen, und die Asche später in Pisa beigesetzt.
Das Herz aber, das in Genua bestattet wurde, soll in der
Mitte auseinandergeborsten gewesen sein — aus Schmerz, wie
man dies in poetischer Weise gedeutet hat. Ach, Deutschlands
Herz war noch viel tiefer zerrissen und geborsten! und die Ge-
fühle der getäuschten Italiener sprach Johannes von Vermentale
in sehr energischen Worten aus: „Den Unverstand des deutschen
Ritters, welcher, unfähig die Welt zu lenken, seine Krone nicht
zu ergreifen wußte, büßten Alle, welche in alter Treue am
Reiche hingen“.

Als Heinrich nach Italien zog, ernannte er seinen vier-
zehnjährigen Sohn Johann zum deutschen Reichsverweser, eine
Reichsverweserschaft, die in ihrer Ohnmacht lebhaft an jene von
1848 erinnert. Johann vermählte sich sehr jung mit dem
letzten weiblichen Sprößling des uralten böhmischen Königs-
hauses, und so wuchs die Hausmacht der Luxemburger zur be-
deutendsten in Deutschland heran. Nach des Vaters Tode wollte
er auch die deutsche Krone erwerben, aber die Kurfürsten mochten
wiederum keinen mächtigen Fürsten, sondern nur ein gefügiges
Werkzeug. Dies schien sich zu finden in dem Wittelsbacher,
dem Ludwig, der freilich so arm war, daß er, als er die Wahl
annahm, selber erklärte, „er werde regieren, wie ein Bettel-
mann!“ Ludwig der Bayer wurde König, und der Böhmen-

König Johann wurde der böse Dämon Deutschlands, welcher im wahren Sinne des Wortes über mehr als zwanzig Jahre lang Rom und Reich aneinanderhefte, immer unter dem Beistand Frankreichs, denn dort in dem lustigen Paris war er stets zu finden, sobald ihm seine eudlosen Fehden einen Moment des Ausruhens erlaubten. Die ganze Glorie des mittelalterlichen Ritterthums vereinigte sich noch einmal in der Person dieses kühnen Parteigängers und Klopffechters, der stets da zu finden war, wo man ihn am wenigsten suchte, den alle Dichter seiner Zeit wettschernd besangen, dem die Frauen huldigten, und der in Intriguen nicht minder erfahren war, als mit dem Schwert. Romantisch wie sein Leben war auch sein Ende; auf beiden Augen blind, ließ er sich zwischen den Pferden zweier Ritter festbinden und stürzte in das Gewühl der Schlacht von Crechy, als die Kriegsdrommette ertönte. Dieser Tag, der dem französischen König im Kampfe gegen Eduard III. von England fast den Thron kostete, kostete ihn das Leben. Sein Leichnam und sein Belt fielen in die Hände des schwarzen Prinzen, der dies als die kostbarste Beute des Sieges betrachtete und sich selber mit der Pfauenfeder des glorreichen Böhmenkönigs schmückte, die zum Andenken an diesen Tag in das Wappen der Prinzen von Wales aufgenommen wurde. Beim Anblicke aber der Deutschen und Böhmen, die erschlagen neben Johann auf der Wahlstatt lagen, brach der schwarze Prinz in die Worte aus: „Wie übel eilen doch diese in den Tod für den Fremden (die Franzosen) der sie haßt und ihnen nichts gönnen mag!“

Die Kinder Johanns aus seiner ersten Ehe, die Söhne einer böhmischen Mutter, waren Böhmen mit Leib und Seele. Als der älteste dieser Söhne, Karl IV., zum deutschen König erhoben wurde, zeigte er nur Sympathieen für sein bömisches Erbland, keine für Deutschland. Mit Recht hat ein Geschichtschreiber von ihm gesagt: „Er war ein Vater für Böhmen, ein Stiefvater für Deutschland“. Es war freilich eine schwere Auf-

gabe, dieses zerrissene, im inneren Hader fast aufgelöste Reich zu lieben. Karl, geistvoll, gelehrt, ein Mann von weitem Blick, wollte schaffen, aufbauen, dies bewies er in Böhmen, aber in Deutschland konnte selbst der genialste Kaiser nur noch flüchten, und hatte er an einem Orte dem Uebel gesteuert, so riß es an einer andern Stelle wieder auf. Die deutsche Königskrone war ein solches Danaergeschenk geworden, daß gerade die mächtigsten deutschen Fürsten für diese Ehre dankten, und nur mit Mühe gelang es dem Böhmerfürsten, in der Person des unglücklichen Günther von Schwarzburg einen Gegentönig zu gewinnen. Obgleich förmlich und feierlich zu Frankfurt auf sein besonderes Verlangen gewählt, hingen ihm doch nicht mehr als drei Reichsstädte an, Friedberg, Velnhausen und Frankfurt, und durch einen schnellen Tod, wahrscheinlich an Gift, bezahlte er schon bald darauf in Eltville seine kurze Erhebung. Nun blieb Karl, der Candidat seines Erziehers, des ränkevollen Clemens V., unbesrittener Herr und versuchte stellenweise während einer Regierung von 30 Jahren dem deutschen Unwesen zu steuern.

Ihm war gelungen, was schon sein großer Vorfahr Ottokar gewollt — den Besitz der römischen Krone an sein Böhmenreich zu knüpfen. Die äußerlichen Zeichen dieser Gewalt, die Reichsinsignien führte Karl nach Prag und baute für ihre Aufbewahrung die für unüberwindlich gehaltene Festung Karlstein. Seine Hauptstadt Prag schmückte er mit herrlichen Tempeln und Gebäuden, aber der größte Edelstein, welchen er seiner Regierung einslocht, dessen funkelnder Glanz nicht allein Böhmen, sondern ganz Deutschland durchstrahlte, dies war die Gründung der Prager Universität, nach dem Muster der berühmten Pariser Lehranstalt. Seiner Freundschaft mit dem Papste und dem König von Frankreich verdankte er die Erlaubniß, daß in Prag auch die Theologie gelehrt wurde, was bis dahin nur in Paris geschehen durfte. Diese Männer ahnten freilich nicht, welchen Feind im eigenen Lager sie sich dadurch erschufen, denn von der

theologischen Fakultät zu Prag ging der erste Lichtstrahl jener siegreichen Reformation aus, die man auf Concilien und Kirchensammlungen vergebens anzubahnen strebte. Weniger folgenreich für Deutschland wurde das unter dem Namen der „goldenen Bulle“ bekannte Reichsgrundgesetz, das Karl mit vieler Mühe und Noth unter einem ungeheuren Zubrang aller Reichesstände auf dem Reichstage zu Reg mit ihnen vereinbarte. Besonders wichtig sind darin die Bestimmungen über die Königswahl, aber wir wissen, wie gerade diese und ähnliche Bestimmungen schon seit lange zwar eifrig beschworen, aber niemals gehalten wurden, und selbst Karl umging später, als er Wenzels Wahl erzwingen wollte, sein eigenes Gesetz. — Auch die ersten Keime des Bureaukratismus sehen wir unter Karls Regierung in den Boden senken; mit ihm beginnt das goldene Zeitalter der Kanzleien und der diplomatischen Verhandlungen. Obgleich persönlich tapfer, haßte Karl den Krieg, er meinte mit Recht, man könne das Geld, das er koste, nützlicher verwenden, darum schlug er seine Schlachten auf dem Pergament, und statt des Blutes begann die Tinte zu fließen.

Das Phantem der römischen Kaiserkrone reizte Karl nicht minder, als seine Vorgänger, aber die Päpste mochten keine Herrscher Italiens mehr krönen, da sie bereits seit längerer Zeit ihre eignen Ansprüche auf das ganze Land erheben. Wie einst auf Heinrich, so blickte auch jetzt wiederum die Partei der italienischen Patrioten hoffend auf den Enkel Karl; wie jenen Dante, so begrüßte diesen Petrarca mit feurigen begeisterten Worten, und der römische Volkstribun Cola di Rienzi glaubte in Karl einen Helfer an seinem Werke gefunden zu haben. Sie täuschten sich Alle — die Patrioten und der Kaiserkandidat. Gab Karl jene auf, um des Papstes und seiner eignen Pläne willen, so maß ihm dagegen der Statthalter Christi nur in sehr sarger Weise den Lohn für seine Anhänglichkeit aus. Der Legat desselben krönte ihn freilich nebst

seiner Gemahlin in der Peterskirche; aber der neue Kaiser durfte nicht eine einzige Nacht in den Mauern Rom's verweilen. Als Pilger verkleidet hatte der kunstsinnige Fürst vor der Krönung die Herrlichkeiten des alten Rom incognito beschaute; der gekrönte Kaiser wendete ihr also noch vor Sonnenuntergang den Rücken, so viel Geld mit sich hinwegnehmend, als er in der kurzen Zeit an sich reißen konnte, und gefolgt von dem Wuthgeschrei der so oft getäuschten nationalen Partei. Karl starb jedoch nicht an gebrochenem Herzen, wie sein Großvater, sondern wir sehen ihn äußerst thätig, um seinem ältesten Sohne Wenzel noch bei seinen Lebzeiten die deutsche Königskrone zu verschaffen. Durch Ränke, Schliche und die artige Bestechung von 100,000 Goldgulden gelingt es ihm, die Kurfürsten zu gewinnen, und Wenzel wird 1376 in Frankfurt zum König ausgerufen. Zwei Jahre darauf starb Karl, 63 Jahre alt, in seinem Schlosse zu Prag und wurde in der dortigen Königsgruft bestattet. Böhmen weinte und wehlagte, wie um seinen Vater, in Deutschland gab sich nur Gleichgültigkeit oder auch Ingrimm kund, während der 17jährige Wenzel dem Vater in der Königswürde folgte. Was Wenzel betrifft, so hat ihm die Geschichte übler mitgespielt, als er verdient. Wir wissen viel von seiner Jagdlust, seiner Trunksucht und der dadurch erzeugten langen Periode unüberwindlicher Trägheit, und sein Verfahren gegen den heiligen Nepomuk oder, besser gesagt, den, Kleriker J. von Pomuk erfüllt das Herz jugendlicher Schüler mit Abscheu und Entsetzen. Die Sache tritt in ein andres Licht, wenn man bedenkt, wie der böhmische Adel und Klerus ihm überall bei seinen Reformplänen entgegentraten. Wenzel war gelehrt und geistvoll gleich dem Vater, aber er besaß ein warmes Herz für das Volk und achtete die Deutschen hoch. Die vornehmsten Aemter besetzte er mit ihnen oder mit Böhmen bürgerlicher Herkunft, dabei sah er den Geistlichen scharf auf die Finger. Kein Wunder, daß Adel und Klerus

sich gegen ihn verbanden und ihn im eigenen Lande Böhmen zweimal zum Gefangenen machten. Für Deutschland hatte er wirklich Gutes im Sinn, er wollte das Reich reformiren und stützte sich dabei auf die Städte, die ihm mit warmer Liebe anhängen. Hätte sein Charakter auf gleicher Höhe gestanden mit seiner politischen Einsicht und seiner Liberalität, möchten vielleicht bessere Tage für Deutschland angebrochen sein, aber auch nur vielleicht, denn an dem Egoismus der Fürsten und des Adels waren schon kräftigere Vertreter der deutschen Einheit gescheitert. Die deutschen Städte zogen den Kürzeren in dem Kampfe, in welchem Wenzel anfänglich entschieden auf ihrer Seite stand, und das deutsche Bürgerthum mußte sich von da an bis zum heutigen Tage damit begnügen, nur eine treibende, keine gebietende Kraft im Reiche zu sein. Der schwache Wenzel aber hatte gleich ihnen zuletzt doch den Haß der Fürsten zu entgelten. Im Jahre 1400 von den Kurfürsten zu Lahnstein abgesetzt, trat ihm in Ruprecht aus der Pfalz ein Gegenkönig entgegen, dessen guter Wille und schöne Vorsätze die deutsche Reichseinheit ebensowenig wieder herzustellen vermochten, wie er. Der Sisyphusarbeit müde, stift Ruprecht bereits nach zehn Jahren in ein frühes Grab, den Lühelburgern auf's Neue das Feld überlassend.

Wenzel regiert indessen wieder in Böhmen, wo leise und unmerklich die Saatkörner keimen, welche der Geist der Zeit herüber aus England gerade mit besonderer Vorliebe auf den böhmischen Boden geweht, als dort im Norden Wenzel's gute, liebevolle Schwester, die schöne Anna, die englische Königin trug. Eifrig hatte die geistvolle Lühelburgerin ihr Herz den Lehren Wycliff's erschlossen, und nirgends wurden dessen Schriften bekannter, als in Prag. An den Funken seines Geistes entzündet fuß die Fackel, welche bald mit heller Lobe die Geister wecken und ihm den Scheiterhaufen anbrennen soll. Auch Wenzel gehörte anfänglich zu den Bewunderern und An-

hängern des Huf; als ihm aber die hussitische Bewegung zu mächtig ward, fiel er wieder ab, und ihre siegreichen Fortschritte kosteten ihm das Leben. Als die Prager die neuen Rathsherren, die er ihnen gegeben, tödteten, rührte ihn aus Zorn der Schlag, und er starb im August 1419.

Bereits neun Jahre zuvor war es Sigismund, dem König von Ungarn und Wenzel's Bruder, gelungen, die deutsche Königskrone zu erringen. Die Stimmen der Kurfürsten theilten sich zwischen ihm und seinem Vetter, dem Jobst von Böhmen, dem „größten Lügner seiner Zeit“, wie ihn die Chroniken nennen. Beide feindlichen Parteien erschienen fast zu gleicher Zeit in Frankfurt zur Wahl, und am 20. Septbr. 1410 zog die Partei des Sigismund mit ihm vor das Thor der Bartholomäuskirche, um ihn darin zu wählen. Aber dieses und alle Thore der übrigen Kirchen waren fest geschlossen, weil in der Nacht zuvor der Bischof von Mainz, der auf Seiten des Jobst stand, das Interdict auf die Stadt gelegt hatte. Man wußte sich jedoch zu helfen, in Ermangelung einer Kirche zog man auf den Kirchhof, und dort wurde Sigismund, ominös genug, zum deutschen König gewählt und später auch, da Jobst bald darauf starb, von den übrigen Kurfürsten anerkannt. Auch diesen Lügnerburger schmückten hohe Geistesgaben und die gelehrte Bildung seiner Zeit, aber er war wo möglich noch wankelmüthiger, als Wenzel, und leichtsinnigen, frivolen Wesens. Der Verrath allein, den er an Huf begangen, brandmarkt seinen Namen auf ewige Zeit und kostete ihm mit Recht sein schönes Königreich Böhmen. — Deutschlands Gebrechen sah er noch richtiger ein, als sein Vorgänger, und es muß ihm zugestanden werden, daß er sich bis an das Ende seiner langen Regierung mit Reformplänen für Deutschland trug, die jedoch eben so sehr an der Widrigkeit der Verhältnisse, wie an seinem eigenen Mangel an treuer Ausdauer scheiterten. Mehr als einmal hat Sigismund seinen Unmuth über die Unmöglichkeit,

Deutschland die so nothwendige Reichseinheit und Reichsgewalt zurückzugeben, in scharfen Worten geäußert, welche noch heute wunderbar zutreffend sind. Den Kölnern, die ihn um Hülfe gegen ihren Bischof angingen, antwortete er: „Ich kann Euch nicht helfen, wehrt Euch wie Ihr könnt, die Kurfürsten thun was sie wollen. Vielleicht wird sich die Zukunft in Deutschland besser gestalten!“ Den größten Ruhm erwarb sich Sigismund im Norden Deutschlands, indem er die Polen, welche nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg die Länder des Deutschordens erobert und übersfluthet hatten, wieder verjagte und damit den größten Theil dieses Gebietes dem Besitze des germanischen Stammes erhielt. Nicht minder wichtig wurde sein Eingreifen in die Verhältnisse der Mark Brandenburg. Dieses vielhundertjährige Bollwerk Deutschlands gegen das Vordringen der slavischen Stämme war durch innere Fehden vollständig zerrissen und fast ganz in die Hände eines zuchtlosen Raubadels gefallen, so daß „es Niemand gern hat haben wollen!“ Sigismund, nicht ahnend, welchen Rivalen der von ihm selbst gegründeten Macht er dadurch in ferner Zukunft erschaffen würde, verkaufte Brandenburg um 100,000 Gulden an den tapfern Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem Geschlechte der Hohenzollern, die schon seit lange dies wichtige Reichsamt bekleideten und bereits den Hohenstaufen die deutsche Reichsfahne voraustrugen. Hohenzollern blieb im Besitze Brandenburgs, und aus dem unscheinbaren Kerne wuchs das Königreich Preußen mächtig und mächtiger heran. Wie aber Sigismund den Grundstein dieser Macht legte, so verdankt ihm Oesterreich seine heutige eigenthümliche Zusammensetzung. Ohne Sohn setzte er zum Erben Ungarns und Böhmens, so wie seines Stammlandes, den Gemahl seiner Tochter Elisabeth ein, den Herzog von Oesterreich und nachmaligen Kaiser Albrecht II. Diese Verbindung der löfelfurgisch-habsburgischen Hausmacht erhielt sich zu Recht, trotz zahlloser

Stürme, die sie zu bestehen hatte, und trug ebenso von vorn-
herein den Keim des Zerfalls in sich, wie die brandenburgische
Schöpfung den Keim des Gedeihens.

Sigismund starb, wie er gelebt, pomphast und eitel bis
zulezt. Auf's Neue von den Böhmen verjagt, die ihn kurz
zuvor wieder anerkannt hatten, ließ er sich in einer offenen
Sänfte nach Znaim in Mähren bringen. Obgleich schon 70-
jährig, trug er einen Blumenkranz auf dem Haupt und den kaiser-
lichen Schmuck. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich,
es war am 9. December 1437, auf den Thron setzen, nachdem
er sich mit dem Kaiser-Ornat bekleidet und darüber ein Sterbe-
hemd gezogen hatte. In diesem Aufzug entschlief er, nicht wie
ein Held oder Philosoph, sondern wie ein Schauspieler, der er
auch im Leben nur zu oft gewesen. Nach seiner Verordnung
wurde die gepulvete Leiche drei Tage lang öffentlich ausgestellt,
„damit Jedermann sehe, daß all der Welt Herr todt und ge-
storben sei!“

Mit Sigismund erlosch die Dynastie der Lükelburger, und
das Haus Habsburg nahm von da an seinen unbestrittenen
Platz auf dem deutschen Kaiserstuhle ein. Das deutsche Reich
war nur noch ein Schall, ein leerer Begriff; aber so unendlich
zäh ist die Macht altübergebrachter Form, daß diese noch volle
dreihundert Jahre dauern konnte und erst 1806 lautlos zersprang.

In dieser Weise also auf das Innigste mit den Geschicken
Deutschlands über hundert Jahre lang verwebt, mitten hinein
in die verhängnißvolle Zeit gestellt, wo es sich entscheiden mußte,
wer den Sieg gewinnen sollte — die Reichsgewalt unter dem
Beistande des getreuen Städtethums oder der Partikularismus
der Fürsten, gestützt vom Adel und dem anrühigen Element
des Raubritters — muß es als eine kühne Geschichtsauffassung
mancher deutschen Blätter bezeichnet werden, wenn sie behaupten,
die Lükelburger seien eigentlich gar keine deutsche Dynastie ge-
wesen, und wenn man ihre Wahl mit der des Richard von

Cornwallis und des Alphons von Castilien auf eine Linie stellt. Der Letztere hat Deutschland nie gesehen, und der Erstere war nur in einzelnen Theilen anerkannt, während die Lühelburger als erwählte und gekrönte, als allgemein anerkannte deutsche Könige tief und einflußreich, im Guten, wie im Schlimmen, in Deutschlands Geschichte eingegriffen haben. Aber auch das wechselnde Geschick ihres Stammländchens darf uns nicht irren. Ohne Deutschlands Ohnmacht wäre es uns ebenso wenig zeitweise verloren gegangen, als die Schweiz, als die Niederlande, die doch ganz zweifellos bis in's 13. und 14. Jahrhundert zu Deutschland gehörten und sich darum vom Reiche losrissen, weil es ihnen in seiner Zerrissenheit keinen Schutz und keine Sicherheit mehr bot. Wie uns diese Lande entfremdet wurden, wie Lothringen und Elßaß in Frankreichs Hände fielen, so gerieth auch Luxemburg in seine heutige Zwitterstellung, nur particularistisch darauf bedacht, für sich zu bleiben, ohne Sympathie weder für Deutschland, noch für Frankreich. Aber nicht den Schluß sollten wir daraus ziehen, daß es von jeher ein solches Zwitterreich gewesen, sondern gerade an dem Ardenner-Ländchen sollten wir lernen, wie scharf wir unsere stets bedrohte Westgrenze zu wahren haben — lernen, daß, wenn in unsere Geschichte die Lühelburger unverwischbar eingeflochten sind, wir, in Gottes Namen, mit ihrem Gedächtniß auch Lühelburg behaupten sollen!

Romeo und Julie.

(1868.)

Als die Franzosen vor einigen Jahren Richard Wagner und seinen Tannhäuser auspöfsten, fügten sie noch den beschästen Wis hinzu, statt „vous m'ennuyez“, — „vous me tannhausez“ zu sagen.

Wir hätten wohl noch ein größeres Recht, von ihrem Gonnod, der nichts Anderes als ein Abklatsch von Wagner ist, zu sagen „vous me gounodez!“ wenn es überhaupt erklärlich wäre, weshalb man in Deutschland so begierig nach den Erzeugnissen einer Muse hascht, die sich nur durch den Reiz des Sujets einigen Erfolg zu erringen weiß. Sagten wir wirklich den Reiz des Sujets? Ja, für unsere romanischen Nachbarn, die Shakespeare und Göthe nur vom Hörensagen kennen, mag in diesem Faust, in diesem Romeo und Julie noch ein großer Zauber liegen, sie mögen selbst unter den Klängen dieser gesuchten und faden Musik den Hauch des Genius verspüren, der ihr die äußere Form geliehn und sie damit verklärt, so wie ein Bettler sich immer noch stattlich mit den Fäden eines Königs mantels drapiren mag. Für uns aber, die wir mit allen Fibern

unseres Geistes und Herzens an Schöpfungen hängen, die aus den ureigensten Offenbarungen des germanischen Wesens hervorgegangen, ist solche Verzerrung des ursprünglich Schönen, solche ästhetische Geschmacksverwirrung wahrhaft peinigend und entwürdigend. Wer hindert denn Herrn Weunob daran, sich aus den alten Thematiken des deutschen Magisters Faust, des Liebespaares von Verona, ein beliebiges Libretto zimmern zu lassen und mit seiner Musik zu verbrämen? Haben nicht Epöhr und Bellini dies vor ihm gethan und uns damit selbstständige Schöpfungen gegeben, in denen das Sujet naturgemäß so aufgefäkt ist, wie es sich für die Oper schickt? Es scheint aber, daß man, seitdem man sich der Politik so viel mit den natürlichen Grenzen beschäftigt, dafür die natürlichen Grenzen der Kunst immer mehr aus den Augen verliert. Es ist, als ob ein Aristoteles, ein Lessing, ein Hegel nie gelebt hätten. Usurpation wohin wir sehen! und auf dem Gebiete des Schönen ist der vornehmste Usurpator kein geringerer, als die sanfte blauäugige Maid, die sonst den Blick nur den ewigen Sternen zuwandte — die Musik! Sie will nicht allein die Seele mit süßer Gewalt erheben, sie will herrschen über alles und Jedes; vor ihrem endlosen Geräusch verstummt die Lippe des Weisen, die Frage des Denkers. Nur sie ist noch begehrendwerth, denn sie verleiht mehr als alles Andere Reichthum, Ehre, Ansehen und Macht, und ein Geschlecht, das nicht handeln, das nur träumen und genießen will, wirft sich ihm wie sinnlos in die Arme. Die heilige Muse wird zur Dirne gemacht, die uns nirgends mehr Ruhe gönnt. Auf allen Straßen kommt sie uns entgegen, das stille Heiligthum des Hauses wandelt sie in ein tönendes Echo um, sie ist die vornehmste Erzieherin der Jugend geworden und bildet sie systematisch zur Ländelei und zur Gedankenlosigkeit heran. Keiner mag ihr entfliehen, denn „nähmen wir Flügel der Morgenröthe und wohnten am äußersten Meere“, so würde uns doch noch die Klavierspielende Nach-

barin zur Linken und die singende zur Rechten den kaum geborenen Gedanken aus dem zuckenden Gehirne hinweghaspeln.

Wie sie nun aber ihre Macht über das ganze bürgerliche und gesellschaftliche Leben ausbreitet, so greift sie auch leicht hinüber in die Gebiete der anderen Künste und müht sich, die Poesie zu ihrer Sclavin und Dienerin herabzuwürdigen. O, wie schön vereint standen einst die beiden schwesterlichen Mufen an dem Himmel der griechischen und auch der deutschen Kunst! neidisch aber reißt nun die eine der andern den Sternenkranz vom Haupte, um sich in eitlem, trügerischem Glanze damit zu schmücken. Shakespeare und Goethe, — die beiden Unsterblichen mögen von ihrer goldenen Höhe lächelnd auf dies unhaltbare, mißverständene Treiben herabschauen, aber den Lebenden empört es das Herz, wenn man so die aufstrebende Generation um den letzten Rest des Schönen, das ihr noch geblieben, betrügt, sie in den Wahn einlullt, sie hätten Goethe's Faust, Shakespeare's Romeo und Julie gesehen, nachdem man ihnen die unsterblichen Worte dieser Dichter in den lächerlichsten Verdrehungen als Gounod'sche Recitative vorgesungen.

Zu solchen und ähnlichen Betrachtungen wurden wir veranlaßt, als wir vergangenen Sonntag der ersten Aufführung von Gounod's neuestem Opus, Romeo und Julie, beizuwohnten. Nach dem Gesagten ergibt es sich von selbst, daß, wie im Faust, so auch hier der Verfasser des Libretto genau dem Stücke Shakespeare's gefolgt ist. In wie weit dabei die französischen Bearbeiter des Dritten eigne Worte gebraucht, vermögen wir nicht zu beurtheilen, der deutsche Text aber gibt dieselben in so lächerlichen Verrenkungen wieder, daß man füglich über die Naivetät des Verfassers, eines Herrn Wasmann, sich auch noch auf dem Titelblatte zu nennen, staunen mag.

Vollständig neu und noch nie dagewesen ist die Ouverture der Oper, welche uns dem Kunstwerk der Zukunft, in dem sich Malerei, Plastik und Poesie unter den Fittigen der Musik

zu einem Ganzen vereinigen sollen, einen Schritt entgegenführt. Nach einem Gewirre von Dissonanzen, welches wohl den Streit der Montecchi und Capuletti versinnbildlicht, fliegt inmitten der Musik der Vorhang auf, und wir erblicken auf einer Estrade alle die handelnden Personen der Oper in einem großen Tableau übersichtlich angeordnet. Am den Fuß der Estrade reiht sich das Chorpersonal im betreffenden Costüme und singt den Shakespeare'schen Prolog zu dem Stück, wobei nur der Anachronismus vorkommt, daß, ehe noch das Stück begonnen, alle handelnden Personen es sehen, wie Romeo anbetend zu Juliens Füßen liegt. Als Epilog konnte man sich das Tableau gefallen lassen, aber am Anfang wirkt es wahrhaft komisch. Nachdem der Prolog gesungen, fällt der Vorhang wieder, die Ouvertüre fährt fort und geht zuletzt in eine Introduction über, unter deren Klängen nun das eigentliche Stück beginnt und uns auf das Maskenfest im Hause Capulet's versetzt. Eine muntere, gefällige Tanzweise schallt uns entgegen, und als bald darauf Julie auftritt, gibt sie in einer recht hübschen, melodiosen Arie ihren jugendlichen und heiteren Gefühlen Ausdruck. Damit sind aber auch, für unseren Geschmack wenigstens, fast alle musikalischen Schönheiten der Oper erschöpft. Als äußerst geschmacklos erschien uns sogleich darauf die Composition der reizenden Erzählung von Frau Mab, die Mercutio dem Romeo — es ist haarsträubend — in Shakespeare's Worten vorsingt, und die ohne die anerkannte Kunstfertigkeit unseres Baritonisten geradezu unerträglich gewesen wäre. An diesem Beispiel mochte man ganz besonders erkennen, wie die Wege der Musik und der Poesie verschieden sind; im Munde von Romeo's Pagen, als Sopranpartie, leicht und neckisch componirt, konnte man sich etwa eine Andeutung an Frau Mab und ihre Koboldstreiche gefallen lassen, aber doch kaum in einer ziemlich ernsthaften Bariton-Arie. Endlich finden wir Romeo und Julie in jenem ersten reizenden Freie-

gespräch, wo unter der Form schallhaften Maskenscherzes die ersten Reime der Liebe schnell entspringen: „Entweihet meine Hand verwegen Dich, o Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen!“ u. s. w. Aber, o Wehe! der Franzose Gounod hat den zarten Mädchenschmerz Julien's eben so wenig begriffen, als jenen Gretchen's. Innerlich getroffen, aber ihrer selbst noch nicht bewußt, scheidet Julie von Romeo, nachdem die Amme sie abgerufen, und nachdem ihr Romeo unter dem Schirme der Maskenfreiheit den ersten Kuß auf die Lippen gedrückt. In der Oper ist diese ganze Scene viel zu absichtlich aufgesetzt und dargestellt, sowie überhaupt das ganze Liebesverhältniß Romeo's und Julien's in eine viel tiefere Sphäre herabsinkt, als bei Shakespeare, da ja selbstverständlich in der Oper jede tiefere psychologische Begründung desselben hinwegfällt. Wir sehen nichts als ein ganz gewöhnliches Liebespaar, das sich sofort beim ersten Begegnen in die Arme stürzt; in der Balkonscene wirft Julie ohne langes Besinnen dem Geliebten die Liebeserklärung an den Kopf, steigt herab in den Garten, bittet um den Priester, und sich eng umschlungen haltend, singt dann das Pärchen wohl zwei Duzend Male in allen möglichen Tonarten Juliens köstliches Abschiedswort: „So süß ist Trennungswehe, ich rief wohl gute Nacht, bis ich den Morgen sähe!“ Im nächsten Acte wohnen wir der Trauung in Lorenzo's Zelle bei, und dann erhebt sich die Musik wieder zu einiger Frische und Lebendigkeit in dem nun selgenden Streit zwischen den Montecchi und Capuletti, bei welcher Gelegenheit Mercutio und Tybalt getödtet werden. Vorher geht ein kleines Lied des Bagen, das, frisch und munter vorgetragen, nicht ohne Wirkung blieb. Der vierte Act versetzt uns in Juliens Gemach, im Momente, wo Romeo von ihr scheiden soll, und diese zweite Liebescene läßt uns musikalisch eben so unbefriedigt, als die erste. Hier, wo der Dichter die Sprache des Drama bis zum höchsten lyrischen Schwunge steigert, das Herz des Hörers voll-

ständig erfüllend, bleibt kein Raum mehr für die Musik. Stellt sie sich begleitend neben und über diese Worte, in denen bereits die höchste Fülle der Harmonie enthalten ist, so kann sie deren Wirkung nicht mehr steigern, sondern sie selbst sinkt neben ihnen zur Magd herab und wird nur als ein Hemmnis, als eine Störung empfunden. Gounod konnte gewiß nichts Verfehlteres thun, als gerade in den beiden berühmten Liebes-scenen Shakespeare's eigene Worte recitativ vortragen zu lassen, und ohne Zweifel sind deshalb diese Scenen die schwächsten Partien der ganzen Oper, während sie doch die wirksamsten sein sollten. Doch weiter — Romeo geht, und nun beginnt der Unsinn. Juliens Vater erscheint in Begleitung des Vater Lorenzo, erklärt ihr, daß sie dem Grafen Paris angetraut werden solle, und läßt sie in Verzweiflung mit Lorenzo zurück. Da singt ihr nun Lorenzo in einem endlosen und die Nerven aufs Höchste ergreifenden Bass-Recitativ seinen Plan vor, wie er sie und Romeo zu retten gedenke, natürlich nur denen verständlich, die Shakespeare's Romeo und Julie genau kennen. Doch es genügt für die Oper, daß Julie ihn versteht; nach einigem Widerstreben nimmt sie das Fläschchen, trinkt es aus, und wir erwarten, sie gleich darnach, wie die andere Julie, in todtensähnlichem Schlaf hinsinken zu sehen. Aber keineswegs — sie verläßt das Gemach, die Scene verwandelt sich in einen prächtigen Ballsaal, und der Zuschauer sieht sich den Vorbereitungen zu einem unvermeidlichen Ballet gegenüber. Nach einer Weile erscheint Julie, die wir längst schlafend gewähnt, im bräutlichen Schmuck, auf den Arm ihres Vaters gestützt, vom Graf Paris begleitet. Nur zuweilen gibt sie durch bedenkliches Hin- und Herneigen des Kopfes zu erkennen, daß sie den bewußten Trank im Innern habe, wahrscheinlich sehen aber ihre Angehörigen ihre Schläfrigkeit auf Rechnung des Ballets, oder sollte dadurch die Wirkung von Vater Lorenzo's Trank erhöht werden? Jedenfalls aber war noch nie ein Ballet mehr deplacirt, noch nie

unterbrach es die dramatische Wirkung einer Darstellung gewaltsamer, als gerade an dieser Stelle von Gounod's Oper. Es ist fast undenkbar, daß dies die Absicht des Componisten ist, denn nach der halbstündigen Tänzerei hat kein Mensch mehr die mindeste Sympathie für die noch immer wache Julie und den fernen Romeo. Endlich verstummt die Tanzmusik, die Beckensprünge hören auf, ein feierlicher Choral ertönt, und man zieht Julie von ihrem Sessel auf, um sie in die Kirche zu führen. Da endlich thut der Trank seine Wirkung; sie steht wild um sich, singt noch einiges Unverständliche und sinkt dann, wie das von der Spindel getroffene Dornröschen, plötzlich schlafend um. — Der fünfte Act in der Grabkapelle läßt, wie schon vorhin erwähnt, nach dem Vorangegangenen vollständig kalt. Wie in Bellini's Oper machen die Liebenden, ohne die Dazwischentunst Anderer, das Sterben unter sich allein ab mit Shakespeare's Worten auf den Lippen, aber keine Shakespeare'sche Wirkung auf den Zuhörer hinterlassend. Müde, mit zererschlagenem Kopfe, wie nach allen Zukunfts-Opern, ohne innere Erhebung, verließen wir das Opernhaus, fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß uns die Musik nicht eher wieder die „hohe, die himmlische Göttin“ werden wird, als bis sie in die Schranken zurücktritt, die ihr, wie jeder ihrer Schwestern, durch die ewigen Gesetze des Schönen und Wahren vorgezeichnet sind, bis sie uns wieder freundlich durch's Leben begleitet, nicht aber unser ganzes Leben auszufüllen strebt.

Luther auf der Wartburg.

(1868.)

Wer, den Glück oder Absicht an den Fuß der stolzen Burg geführt, klimmt nicht gerne die walddekrönte Höhe hinauf, die Aachthundertjährige in der Nähe zu schauen, die ewig jung geblieben unter dem Zauberstab der Kü. ste, welche diese uralte Stätte deutschen Geistes ebenso reich mit glorreichen Erinnerungen, wie mit neuen frischen Kränzen schmückt. Weisheit, Poesie, Liebe und Harmonie haben sich vereinigt, dieses Monument der Vergangenheit so neu und lebendig zu erhalten, wie der grüne Walddes Schatten, der seine Thürme mit demselben kühlenden Hauche umrauscht, wie damals, als ein Fürstenthum die „Wartburg“ inmitten dieser Eichen und Buchen ins Leben rief. — Es war ein stolzes Geburtstagsfest, das man der Alten und der Neuerjüngten in dem vergangenen Jahre gefeiert. Die Zukunfts-Musik verherrlichte die Vergangenheit, und wie im Märchen schlangen sich die verschiedenartigsten Erscheinungen zu einem Ganzen ineinander. O, du kaltes neunzehntes Jahrhundert, mit welcher Biegsamkeit, welcher Phantasie weisst du dich vermittelft der Reflexion allen Formen, allen Ideen der Vergangenheit

anzuschmiegen! Wie der Phönix aus der Asche steigt, so erhebtst du den halb zerstörten romanischen Bau in neuer Pracht, in heller glänzender Farbengluth, ein Musterbild für den lernenden, wie für den sinnigen Beschauer; den Sängerstreit auf der Wartburg, der nur in der Phantasie eines Dichters stattgefunden, machst du uns zur Wirklichkeit durch den Pinsel eines genialen Meisters, und die heilige Elisabeth, welche der reelle Sinn der Gegenwart, wenn sie heute lebte, des religiösen Wahnsinns zeihen müßte, verklärst du neu durch die Klänge, welche ein gläubiger Abbé und Künstler zu ihrem Gedächtniß hervorrust.

— Es war einige Wochen vor dieser Geburtstagsfeier, als wir so glücklich waren, zum Erstenmal die Wartburg zu betreten und uns an deren Anblick zu erfreuen. Aber warum läßt ein tückisches Geschick den Sterblichen so selten ungetrübte Freude genießen? Derjenige, der uns hier den Vermuthstropfen in die goldene Schale träufelte, war der unvermeidliche Cicerone, der den Beschauer wie mit Siebenmeilenstiefeln durch die schönen, von Kunst und Erinnerung geweihten Räume geleitete und den kurzen Genuß noch vergällte durch die hergeleitete Erzählung von der heiligen Elisabeth, den Minnesängern, dem Landgrafen Ludwig u. s. w., u. s. w. Wie ein Kometenschweif zog sein mannigfaltiges Publikum hinter ihm drein, der lehte im Zug ein Thüringer Bauer im blauen Kittel, der seinem Jungen, blondbehaart und blaubeitelt wie er, auch die Herrlichkeiten der Wartburg zeigen wollte. Er gaffte den Sprecher an, schaute sich um und schüttelte den Kopf — und auch wir schüttelten den Kopf, als wir an einer Thüre die vielverheißende Aufschrift lasen: „Kemenate“. Ah, das Hauptgemach eines mittelalterlichen Schlosses, wie interessant! aber nein, darunter stand, wie in einer chemischen Fabrik, „verbotener Eingang“. „Es sind die Privatgemächer des Herzogs!“ erklärte der Cicerone und schritt an der vielverheißenden Thüre vorbei. Vorüber, ihr Schaafe, vorüber und hinaus in den Ritter- und Bankettsaal.

Wie schön und imposant ist dieser Saal, wie herrlich die Wand- und Deckenmalerei von demselben Künstler, der den Gürzenich in Köln geschmückt, aber — schon wieder ein Aber! Gleich am Eingang ward die ganze Gesellschaft aufgehalten, der lecke Fuß, der so gerne die Länge des Saales durchwandelt hätte, damit das Auge dessen Verhältnisse richtig überschau und sich den Eindruck fest einpräge, blieb festgebannt durch eine seidene Schnur, die, den Parquetboden zu schonen, am Weitergehen hinderte. Dies war bitter, noch einen Blick, dann ging es die Treppe wieder hinab — man hatte die Wartburg gesehen und auch nicht, und ward sich dessen recht tief bewußt, als man wieder am Ausgang stand, neben den aufgehängten Fellen der Auerochsen, die der Bauer mit sichtlichem Interesse streichelte und nun auch Worte fand, die unbefriedigt klangen: „Gehen wir denn nicht zu Luthern?“ sagte er, „ich war schon einmal da, aber der Junge muß doch seh'n, wo Luthern gewohnt hat!“

Ja, zu Luthern, das war das rechte Wort, der Gedanke an ihn der Pulsschlag, welcher diesen Mauern nach Jahrhunderten noch ächtes, wirkliches Leben verleiht, und hinüber ging's zu ihm, zurück durch die niedere Zelle mit der gedruckenen Rundbogenwölbung, an deren Vollenbung die Steinmetzen eifrig beschäftigt waren. Die schmale Treppe hinauf in das für jene Zeit nicht gerade enge Gemach, welches in seiner ursprünglichen Gestalt und Einfachheit geblieben, und in dem der Mann des Gedankens wie der That gearbeitet, gekämpft und gelitten hatte. Mit stummer Ehrfurcht betrachteten der Bauer und sein Sohn den altersgebräunten Tisch, der zwar nicht Luthers Arbeitstisch gewesen, aber doch authentisch aus seinem elterlichen Hause stammt, den Wallfischknochen, der dem Reformator als Schemel soll gebient haben, den grünen Kachelofen und neben diesem das Loch in der Wand, die man mit dem berühmten Tintenleß herausgekratzt hat, um ihn als Andenken

mit fortzunehmen. Ernst und würdig schauen über dem Tische das Bild Luthers von Lucas Cranach, sowie die Bilder seiner Eltern, von dem älteren Cranach gemalt, aus uns herab, wir aber wenden den Blick hinaus durch das schmale Fenster mit den runden, in Blei gefassten Scheiben auf das ewig bewegte Meer der grünen Wipfel, auf die Landschaft, die sich unter ihnen ausbreitet, und begreifen es, wie Luther hier trotz Krankheit und Seelenschmerz in der freiwilligen Gefangenschaft mit so viel Kraft und Geistesfreiheit zu schaffen vermochte.

Aber wie das Bäumlein sich aus den glänzenden Räumen der Wartburg nach Luthern sehnte, so hat die achthundertjährige Geburtstagsfeier des Schlosses auch ihm, d. h. dem Volke ein würdiges Geburtstagsgeschenk gebracht, in Gestalt eines kleinen Buches: Luther auf der Wartburg, herausgegeben von Oberschulrath Lauchhard in Weimar, das sich wohl ebenbürtig neben Oratorium, Malerei und Festreden stellen darf. Neues oder doch wenig Bekanntes ist mit Aelterem zu einem Bilde zusammengefügt, das uns den Reformator in seinem Leben und in seiner vielseitigen Thätigkeit während des zehnmonatlichen Aufenthaltes auf der Wartburg lebhaft vergegenwärtigt und dadurch diese, sowie die ganze Umgegend wiederum mit einem neuen Reize umkleidet. Hören wir Einiges aus dem interessanten Büchlein, um auf das Ganze um so begieriger zu werden.

Es ist eigenthümlich, daß Luthers Laufbahn gewissermaßen am Fuße jenes Berges begann, auf dessen Höhe er später seinem Wirken ein unvergängliches Denkmal setzen sollte. Während die Eltern in Mansfeld lebten, wurde er erst nach Magdeburg, dann nach Eisenach auf die lateinische Schule geschickt, wo er bekanntlich durch Singen frommer Lieder vor den Häusern sich bereits im 14. Lebens-Jahre einen Theil seines Unterhaltes erwerben mußte und bei diesen Gängen vor das Haus der Ursula Cotta kam, die, durch seine schöne Stimme ergriffen, ihm ein mütterliches Herz zuwendete, den Knaben zu sich ins Haus

nahm und für ihn sorgte, so lange er in Eisenach blieb. Die Schule, welche Luther besuchte, und das Haus der Ursula Cotta liegen dicht neben einander in der Nähe des Marktplazes, und auch von Luthers Lehrern in Eisenach erzählt die Chronik noch mancherlei. Bemerkenswerth ist ein gewisser Johannes Trebennius, welcher in Wahrheit ein Bürger der Zukunft zu werden verdient. Er hatte vor denselben so viel Respekt, daß er jedesmal, wenn er die Schule betrat, seine Schüler mit entblößtem Haupte begrüßte; denn, sagte er, unter diesen Knaben sitzen Leute, aus denen Gott Bürgermeister, Doctoren und Obrigkeitspersonen machen kann, man muß ihnen daher schon jetzt mit dem schuldigen Respekt begegnen. Nun, Luther hat jedenfalls den verfrühten Gruß verdient. Auch einer von Luther's Vorkämpfern war Lehrer in Eisenach, jedoch nicht mehr zu seiner Zeit, weil er damals bereits seine Keereien im Gefängniß verbüßen mußte. Von ihm aber, Johann Hiltten, soll eine merkwürdige Prophezeiung ausgesprochen worden sein. Als ihn die Mönche, deren Wesen er vollständig verwarf, mit Wuth und Scheltworten plagten, antwortete er: „Im Jahre 1516 wird ein Heiß aufsteigen, der wird euch Mönche scharf angreifen, und gegen ihn werdet ihr euch nicht zu musen wagen“.

Mit achtzehn Jahren, 1501, verließ Luther Eisenach und bezog die Universität Erfurt, wo er sich seinen bekannten religiösen Grübeleien ergab, die sich noch steigerten, als er 1505 seinen Freund Alexius von Meuchelmördern erdolcht im Wette fand, und als wenige Tage später auf freiem Felde der Blitz neben ihm in die Erde schlug. Im tiefsten Gemüthe erschüttert, hoffte er sich durch das Mönchsgelübde einer innern Angst zu entlasten und verbarg sich hinter den Mauern des Erfurter Klosters zur großen Betrübniß seines Vaters, der selber kam, den Sohn von diesem Voratz abzubringen. Luther äußerte sich später darüber folgendermaßen: „Da ich ein Mönch ward, da wollte mein Vater auch toll werden, war übel zufrieden und

wollte mir's nicht gestatten, und ich wollt's gleichwohl auch mit seinem Wissen und Willen thun. Da ich's ihm schrieb, antwortete er mir schriftlich wieder und nannte mich Du; zuvor hieß er mich Ihr, weil ich Magister war, und sagte mir alle Gunst und väterlichen Willen gar ab". — Aber das Vaterherz konnte doch nicht immer zürnen; Luther erzählt weiter, daß der Vater, als nun der Sohn die erste Messe las, zu der er ihn geladen, mit zwanzig Pferden — er war wohl inzwischen Stadtverordneter geworden — zum Kloster geritten kam und ihm zwanzig Gulden schenkte. Bei Tische fragt denn Luther den Vater, warum er ihm so böse gewesen, worauf dieser antwortet vor allen Doctoribus Magistris und andern Herren: „Ihr Gelehrten, habt Ihr nicht gelesen, daß man Vater und Mutter ehren soll?“, worauf der Sohn, wie er selber hinzusetzt, erschrak und verstummte.

Wie bald sich aber des Vaters Ansicht bewährte, wie bald Luther selbst, von Ekel und Abscheu erfüllt, namentlich nachdem er Rom gesehen, sich dem Mönchswesen wieder abwendete, ist bekannt.

Am 31. October 1517 ging Hiltens Prophezeiung in Erfüllung, da war aus dem schwermüthigen Mönche der Held geworden, der sonder Menschenfurcht seine 95 Sätze gegen den Ablass an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Sein Glück aber war es, daß auf dem päpstlichen Stuhle statt eines finsternen Zeloten der heitere, kunstliebende Medicäer saß, dem die Antike mehr galt, als der Byzantinismus, der Luther einen klugen Kopf nannte und sich „um das Gezänke zweier Mönche weiter nicht kümmern mochte“.

Als sich endlich sein Zorn gegen den kühnen, fest voranschreitenden Mönch erhob, hatte derselbe schon Freunde und Schützer in Deutschland gewonnen, und der Kurfürst von Sachsen setzte es durch, daß Luther vor der gefährlichen Reise nach Rom behütet ward und in Augsburg mit dem Cardinal

Gajetan disputiren durfte. Der Kardinal aber, dem es weniger um's Disputiren, als um's Unterdrücken zu thun war, wollte Luther gefangen nehmen lassen, und da mußte das Mönchlein ohne Hosen, Schwert, Stiefel und Sporen heimlich davon, „auf einem hart trabenden Kläpper“, so daß er am Abend nicht mehr stehen konnte und dann noch ausgelacht wurde „ob seiner Keuterei!“

So kam nach stets wachsendem Kampf und Streit der Tag von Worms am 18. April 1521, und selbst den ärgsten Feinden ward das Herz erschüttert von des furchtlosen Mannes Rede. Kaiser Karl soll gesagt haben: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muth!“ Am nächsten Tag erließ er an die Versammlung ein französisches Handschreiben, in dem er erklärte, daß er seinen rechten Glauben behaupten werde, daß der Mönch jedoch sicher nach Hause geleitet und ihm aufgegeben werde, hinfort nicht mehr öffentlich zu predigen, um dadurch Lärm und Zerstörung herbeizuführen.

Luther's zahlreiche Freunde unter den Fürsten baten um drei Tage Frist, innerhalb deren sie Luther'n zum Widerruf bewegen wollten. Der Reformator aber, der allen Warnungen zum Troß nach Worms gegangen, blieb auch hierin unbeugsam. Nun wurde ihm befohlen, sich innerhalb 21 Tagen unter sicherem Geleit an seinen Wohnort zurückzugeben, unterwegs aber das Volk durch Predigen nicht aufzuregen. Luther versicherte den Kaiser seiner Treue, dankte für Alles, versprach Alles, nur verlangte er, daß man ihn nach wie vor Gottes Wort öffentlich bekennen lasse.

Am 26. April, Morgens 10 Uhr, verließ Luther die Stadt Worms auf einem offenen Kollwagen, den ihm der Rath von Wittenberg mitgegeben. Das dichtgebrängte Volk gab ihm die lebhaftesten Zeichen der Theilnahme. Zwei Stunden später eilte ihm der kaiserliche Herold, Kaspar Sturm aus Oppenheim, mit dem eigenthümlichen Beinamen Germanier, nach, um ihm

das kaiserliche Geleit zu geben. Ebler, als Sigismund dem Fuß gegenüber, hatte Karl trotz aller gegenseitigen Vorstellungen an seinem gegebenen Wort festgehalten. Luther nicht in die Acht zu erklären, hatte er jedoch nicht versprochen, und dies geschah am 26. Mai in den härtesten Ausdrücken. Aber auch hierin hatten sich die Zeiten geändert; die furchtbare Formel mit ihrem schrecklichen Befehl, daß Niemand den gräulichen Ketzer solle „hausen, hosen, äßen, tränken“, war überlebt und blieb ohne Wirkung. In einigen Städten durfte man die Achtserklärung nicht einmal öffentlich anschlagen, und der Landgraf Philipp von Hessen verbot deren Bekanntmachung in seinem Lande.

In Oppenheim holte der kaiserliche Herold Luther auf seinem Kollwagen ein und geleitete ihn vorerst nach Frankfurt, wo er im Hause seines Gastfreundes Wolfgang Prenter, an der Ecke des Marktes, übernachtete. Von da ging es weiter nach Friedberg in der Wetterau, und hier verließ ihn der Herold, versehen mit einem Schreiben an den Kaiser, das Luther in Friedberg abgeseigt. Von da an reiste er unter dem Geleit des Landgrafen von Hessen, der ihn mit einem Geleitobrief versehen hatte, zuerst nach Grünberg in Hessen und dann nach Hersfeld. Ehrenvoll empfangen, hielt er dort am folgenden Tag trotz des Verbots eine öffentliche Predigt, zog dann weiter nach Wenta und von da nach Eisenach. Dort kamen ihm viele Einwohner zu Fuß entgegen, und freudig betrat Luther die ihm so liebe Stadt, in der er zwei Tage blieb und gleichfalls predigte. Hier verließen ihn seine Reisegefährten, außer Nikolaus von Amstorf, Professor der Theologie in Magdeburg, und mit ihm wandte sich nun Luther nach dem Werrathal, seinem Geburtsort Mähra zu, zwischen Salzungen und Marktsuhl, um seine dort noch lebenden Verwandten, namentlich den Oheim und die Großmutter, zu besuchen. Bei ihnen blieb er eine Nacht, predigte im Freien, weil die Kirche zu klein war, und

reiste am 4. Mai weiter gen Waltershausen, kam aber nur bis Schloß Altenstein, wo seine Gefangennehmung erfolgte. „Als der Kurfürst merkte“, heißt es nach den alten Aufzeichnungen, „man dürfte Herrn Luthero nach dem Kopf graben, schrieb er eilends an den Schloßhauptmann auf der Wartburg, den von Berlepschen, wie auch Burchard Hund von Wentheim zu Altenstein, sie möchten doch Lutherum, wenn er zurückpassirte, an einem Ort, wo sie meinten, in Sicherheit bringen und ihn verborgen halten. Der Kurfürst begehrte selbst den Ort nicht zu wissen, damit er seinetwegen beim römischen Kaiser keine Verantwortung bekäme“.

Der Weisung zufolge hatten sich nun die beiden Edelleute mit drei Knechten in einer Sandhöhle neben einer wüsten Kirche bei Glibbach versteckt. Mit Luther auf dem Wagen sah Nikolaus von Amorbork, Friedrich Wyconius, Pfarrer von Getha und Luthers Bruder Jakob. Nur Luther wußte um den Plan, und Amorbork hatte man ein Weniges davon entdeckt; die Reisenden erschrakn sehr, als ihnen fünf Reifige entgegenkamen und den Weg verlegten. Jakob Luther, der jedenfalls mehr von Falstaff's, als seines großen Bruders Geist besaß, sprang ohne Gruß und Abschied vom Wagen und rannte selbsteinwärts bis Waltershausen, wo er gegen Abend ankam. Die vermummten Reiter führten indessen ihre Komödie gut durch, sie stießen den Fuhrmann, warfen ihn unter die Pferde und fragten, wer Luther sei, der solle sich gefangen geben. Den beiden Herrn Theologen ward es känglich zu Muthe, aber Luther tröstete sie mit den Worten: „Confide, Amici nostri sunt!“

Sie zogen nun Luther vom Wagen, jagten den Fuhrmann mit Schlägen weg, gaben Luther ein Reitergewand und ein Pferd und eilten nun fünf Stunden lang mit ihm die Kreuz und Quere im Walde herum, so daß sie erst in der Nacht um 11 Uhr auf der Wartburg ankamen. Die Schloßbewohner

zu täuschen, brachte man einen Menschen mit, den man auf ein Pferd gebunden.

Da war nun der gewaltige Geist für eine Zeitlang in den Käfig eingesperrt, der, wie schön er auch ist, ihm immer ein Gefängniß blieb.

Bei aller Schüchternheit und Kengstlichkeit seines Wesens bedurfte sein lebhafter Geist des Kampfes, der Bewegung, um sich wohl zu fühlen und nicht eine Deute seiner Grübeleien und Träumereien zu werden. — Während er nun in Rittertracht unter dem Namen eines Junker Jörgs da oben verborgen saß, bemühten sich seine Feinde, zu erkunden, was aus ihm geworden, der Papst soll sogar Zauberer über Luthers Aufenthaltsort befragt haben, und es ist nur Schade, daß damals nicht schon die Tischlepferei erfunden war. Luther selbst war anfänglich sehr vorsichtig; er bezeichnete in seinen Briefen die Wartburg als sein *Palmyra* und datirte auch wohl: „Aus dem Lustgebiet, aus dem Revier der Vögel, vom Berge u. s. w.“ Selbst vor vornehmen fremden Gästen, die auf die Burg kamen, hielt man Luther sorgsam verborgen; außerdem wurde er in jeder Beziehung wohl gehalten und von zwei Edelknaben bedient. Doch machte es dem bis zur Kengstlichkeit redlichen Manne oft Sorge, daß er hier auf fremder Leute Kosten lebte, wie er auch ungern die freiwillige Gefangenschaft auf sich genommen, er schreibt darüber an einen Freund: „Ich habe der gemeinen Sache gewichen auf guter Freunde Rath, wiewohl ungern und ohne zu wissen, ob ich Gott damit Recht thäte. Vor mich dachte ich, man solle seinen Hals hingeben in den gemeinen Grimm!“ So lag ihm schier weniger am Leben, als daran, Andern keine Unkosten zu verursachen.

Von Krankheit heimgesucht, ward Luther oft eine Deute jener trüben Stimmungen und der Hallucinationen, an denen er schon während seines Klosterlebens gelitten. So erzählte er selbst viele Jahre später in Eisleben, wie ihm seine Edelknaben

einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die er im Kasten ausbewahrt, und wie es des Nachts mit schrecklichem Gepolter und Lärm über diese gekommen, was er nichts anderem, als dem Teufel zuschreiben konnte, obgleich die Erklärung, daß es Ratten oder Mäuse gewesen, die sich daran erlustigten, in jedem Falle natürlicher gewesen wäre.

Um so heiterer löst sich die Soge von der Teufelserscheinung, nach welcher der Reformator das Tintensack geschleudert haben soll, durch jene andere auf, die da erzählt, der Teufel sei Luther in Gestalt einer großen Schmeißfliege erschienen, und ihr habe sein kühner Wurf gegolten. Wer würde nicht auch heute noch mit Vergnügen selbst das volle Tintensack nach einer Schmeißfliege schleudern, wenn er hoffen dürfte, sie zu treffen, nachdem sie ihm eine Weile um den Kopf gesummt. — Später, als man Luther'n nicht mehr mit so ängstlicher Sorge bewachte, erquidte und erholte er sich durch häufige Spaziergänge in der reizenden Umgebung der Wartburg, namentlich nach dem nordöstlich gelegenen Hellthal, das er sein Paradies nannte. Auch auf die Jagd nahm man ihn mit, die ihm aber wenig Freude machte. „Ich habe die saure Ergöckung großer Herrn mit angesehen“, schreibt er an Spalatin, „wir haben zwei Hasen und einige arme Nebhühnchen gefangen. Gewiß ein treffliches Geschäft für müßige Leute!“ Zugleich aber gab ihm doch die Jagd wiederum Gelegenheit zu Vergleichen mit der Wuth des Papstes und des Teufels. — In Begleitung eines treuen und erfahrenen Reiters durfte nun auch Luther in Rittertracht öfter ausreiten, wobei ihm aber sein Begleiter ausdrücklich verbot, in den Herbergen sein Schwert abzulegen und gleich über die Bücher zu laufen, weil man ihn sonst für einen Schreiber ansehen werde.

Erstaunlich ist es nun, wie Luther trotz Krankheit und Unbehagen seine zehnmonatliche Muße auf der Wartburg benutzte. Dort flärte und befestigte sich sein Voratz, auf dem Wege der

Reformation muthig weiter zu schreiten, und zwar mit der Mäßigung und Geduld, zu der ihn die Freunde schon oft vermahnt; er übte und mühte sich nun, seinem oft zu heftigen Wesen Zaum und Bügel anzulegen. Am Wichtigsten für die Folge aber wurde seine Uebersetzung des neuen Testaments, die er in der Stille der Wartburg vollendet hat, und es ist höchst interessant zu erfahren, mit welcher Genauigkeit er sich bei verschiedenen Freunden über die richtigsten Ausdrücke für Edelsteine, Raubvögel, Witz u. s. w. vergewisserte. Er ging so weit, daß er mehrere Schafe schlachten ließ, damit ein deutscher Fleischer ihm die verschiedenen Theile, die für den Opferdienst wichtig waren, richtig benannte. Solchem Fleiße verdanken wir Deutsche insbesondere das Unschätzbarste, was uns Luther gegeben — die Schöpfung und Grundlage unserer heutigen Sprache.

Aber noch eine Menge anderer Schriften, die Luther auf der Wartburg gefertigt, werden uns neben jener Riesnarbeit genannt: Die Auslegung verschiedener Psalmen, Predigten, die er auf der Wartburg gehalten, und die deutsche Kirchenpostille, die er selbst sein liebstes Buch nennt, „welches auch die Papisten gern hätten“. Daran reiht sich ein Buch über die Klostergebäude, das er seinem Vater gewidmet, zum Zeichen, wie er sich wieder in seinen Gehorsam ergeben, und eine ziemliche Anzahl von Streitschriften, die seinen Gegnern klar bewiesen, daß ihr Feind wohl verwundet, aber nicht verstummt sei. — Aber sie waren es nicht, sondern seine übereifrigen Anhänger, die ihn aus seinem Bathmos wieder heraus auf das Feld des offenen Kampfes riefen. Die Unruhen in Wittenberg, die Aufregung religiöser Schwärmer, die Bilderstürmerei, mitveranlaßt durch den hochgelehrten Karlstedt, duldeten Luther nicht mehr im freiwilligen Exil. Gegen den Wunsch des Kurfürsten verließ er die Wartburg und schrieb ihm unterwegs jenen merkwürdigen Brief, der ein würdiges Seitenstück zu Luthers furcht-

losem Auftreten in Worms bildet. — In seinem Reitanzuge verließ er am 2. März 1522 die Wartburg und eilte über Erfurt nach Jena. Am 6. März langte er in Wittenberg an, wo man ihn seines langen Bartes und Anzugs wegen kaum erkannte. Durch die Hand von Lukas Cranach ward er in dieser Gestalt verewigt, die sich durch Verse, die unter dem Bilde stehen, erklärt. —

Das interessante Büchlein, dem wir recht viele Leser wünschen, gibt am Schlusse noch in den treuherzigen Worten der Chronik die Erzählung, wie Luther auf der Heimreise in Jena mit zwei Schweizerstudenten zusammentraf, die keinen höheren Wunsch kannten, als den Martinus Luther von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit denen er sich lange aufs freundlichste unterhielt und sich ihnen zuletzt in Wittenberg, wo sie wieder zusammentrafen, zu erkennen gab. —

Und so möchte dieser neue Beitrag zur Kenntniß unseres großen Reformators dem deutschen Volke nicht verloren gehen, denn nicht zu oft kann es sich erheben und trösten an dem Anblick der erhabenen Gestalten, die unsere Geschichte durchschreiten und ihr den Stempel ihrer geistigen Größe aufgedrückt haben. Siegreich bekämpfen sie den Irrthum, daß man den politischen Charakter eines Mannes von seinem Privatcharakter trennen müsse, höchstens geltend für die kleinen Leute, die der Moment in die Höhe schnellt und ebenso wieder hinabreißt. Die wahre und dauernde Größe eines Mannes, der dazu berufen ist, in die Geschicke der Welt einzugreifen, erhebt sich nur auf dem Piedestal seines Charakters und seiner sittlichen Kraft — dies hat Luther so groß gemacht, daß der Mensch in ihm gleichen Schritt hielt mit seinem Geni.

Goethe und ein vergessener Dichter.

Wohl mag sich heute kaum noch der französische Literaturhistoriker eines Dichters aus dem vorigen Jahrhundert erinnern, der, seinerzeit vielberühmt und vielgenannt, in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sein dürfte. Wer kennt bei uns Antoine Houdard de la Motte, der, 1672 in Paris geboren, die Laufbahn des Schriftstellers betrat und zwar mit der selbsterbachten *Marime*: „Die Langeweile entstand eines Tages aus der Gleichmäßigkeit!“ Diesem Grundsatz gemäß bewegte er sich in fruchtbarster Weise auf allen Gebieten d. Literatur; er dichtete Oden, Fabeln, Opern, Trauer- und Lustspiele, schrieb in Prosa Reden und Abhandlungen, verfaßte sogar politische Manifeste für die Regierung und fromme Ermahnungen für die Bischöfe.

Ob diese Vielseitigkeit des Dichters seinen Zeitgenossen wirklich ein Gegengift gegen die Langeweile geworden, lassen wir dahin gestellt sein, und ist er merkwürdig als der ursprüngliche Verfasser eines der reizendsten Gesellschaftelieder, mit denen Goethe unsere deutsche Literatur beschenkt hat. —

Lamotte-Houdard war der Sohn eines reichen Hutmachers, der ihn zum Studium der Rechte bestimmte, wegen der bich-

terischen Neigungen des jungen Mannes indessen schon frühe Protest einlegten. Sein Widerwille steigerte sich durch die Antwort, welche ein Pariser Advocat dem damaligen ersten Präsidenten des Gerichtshofes, Lamignon, in seiner Gegenwart auf die Frage gab, warum der Rechtsgelehrte sich so häufig mit zweifelhaften Processen besasse? „Weil ich zu viele gute verloren und zu viel schlechte gewonnen habe!“ war die Entgegnung, welche Lamotte den Armen der Themis entriß und der Witze zuführte. Er zählte einundzwanzig Jahre, als sein erstes Theaterstück durchfiel. Bescheidener und entmuthigter, als viele seiner Brüder, wollte er sich nun zu ewigem Schweigen verdammen und flüchtete nach la Trappe, fest entschlossen, dort Mönch zu werden. Aber der Abbé de la Roché verweigerte ihm das Ordensgewand, und so kehrte er denn nach Paris und zur dramatischen Schriftstellerei zurück, indem er vorzugsweise Operntexte dichtete. Eine andere Arbeit, die er bald nachher unternahm, drohte schon damals ihn fast berüchtigt und lächerlich zu machen, und heute mögen wir mit Staunen daran erkennen, welcher Art die Geschmacksrichtung jener Zeit gewesen. — Ohne ein Wort griechisch zu verstehen, machte sich Lamotte daran, die Iliade des Homer nicht allein in's Französische zu übertragen, sondern auch nach seinem Sinne zu bessern. Die 24 Gesänge der Dichtung reducirte er auf 12 und verbreitete sich in einer langen Abhandlung über die Fehler derselben. Er verurtheilte die Anlage des ganzen Gedichtes, die Menge der Götter und Helden, welche darin auftreten, die er eitel und geschwäßig nennt, die Gemeinheit der Schilderungen, sowie die Länge- und Einförmigkeit der Erzählungen. — Die naive Kühnheit des Homer-Verbesserers erregte zuerst die Gallie der berühmten Madame Dacier. Hatte sie auch selber die Worte des göttlichen Griechen in schleppende Alexandriner gekleidet, so war ihr doch ein Strahl seines Geistes aufgegangen, und in einer Abhandlung „Ueber die Ursachen der Geschmacksverderbnis“ nahm sie sich des angegriffenen Homer

an. Leider hatten weibliche Anmuth und Würde die Feder der gelehrten Dame zu lenken vergessen; ihre Arbeit strotzte von Gemeinheiten und Beleidigungen, so daß Lamotte seine Sache halb gewann, als er im folgenden Jahre 1715 mit einem andern Essay „Betrachtungen über die Kritik“ antwortete, der sich ebensosehr durch Witz und Feinheit auszeichnete, wie jener durch das Gegentheil. Die ganze literarische Welt von Paris theilte sich in Folge dieses Streites in zwei feindliche Lager, und es kam so weit, daß die Hauptpersonen desselben auf verschiedenen Theatern dargestellt wurden, bis man ihn endlich beilagte. —

Die Sanftmuth und Feinheit, welche Lamotte bei dem Angriff der Madame Dacier behauptete, setzte er auch den schonungslosen Epigrammen von J. B. Rousseau entgegen, wie er denn überhaupt alle Vorzüge eines echten Dichtergemüthes besaß, wenn ihm auch dessen Genie versagt blieb. Mit 35 Jahren hatte er das Unglück, zu erblinden und ertrug auch dieses Mißgeschick mit der Liebenswürdigkeit, durch die er alle Herzen gewann. Einem jungen Manne, den er einst im Gedränge anstieß, und der ihm dafür eine Ohrfeige gab, sagte er gelassen: „Mein Herr, es wird Ihnen sehr leid sein, daß Sie dies gethan, denn ich bin blind“. Er starb in Paris 1731, im neunundfünfzigsten Jahre, nachdem er auf dem Todtenbette seinem Beichtvater sein letztes Theaterstück ausgeliefert, ehrlicher als der berühmte Componist Cully, der in einer schweren Krankheit, auf gleiches Begehren, eine Partitur hergab, die der gestrenge Beichtiger vor seinen Augen verbrannte. Als er unermuthet wieder genas, jammerte einer seiner Freunde darüber, daß er nun umsonst sein neuestes Werk geopfert habe. „Beruhige Dich“, lautete die Antwort, „ich war so klug, eine alte Partitur verbrennen zu lassen!“ —

Es wurde schon erwähnt, daß Lamotte sich in jeder Dichtgattung versuchte; nur das Epigramm und das Lied, jenes unvergleichliche Genre, welches nur dem Franzosen gelingt, das

chanson) blieben ihm fremd, bis auf eine einzige Ausnahme, die zutreffend genug „les raretés“ betitelt ist. Dieses chansson allein, dem eine damals sehr beliebte Melodie, die uns auch heute noch anspricht, untergelegt wurde, machte Lamotte zu einem populären Dichter und erhielt ihn noch lange im Andenken der Ueberlebenden. Es ist das nämliche Lied, welches Goethe in glücklichster Weise und in rechtem deutschen Sinne in unsere Literatur übertragen hat, damit wiederum die Richtigkeit des Satzes bewahrheitend: Und Alles ist schon einmal dagewesen!

Einige hiesige Literaturfreunde haben das Verdienst, diesen Urtext zu Goethe's schönem Gedichte „Offene Tafel“ entdeckt zu haben, nachdem er bis dahin selbst dem fleißigsten und scharfsinnigsten Commentator von Goethe's Gedichten, Heinrich Viehoff, entgangen ist. Viehoff sagt ausdrücklich bei Besprechung des erwähnten Gedichtes: „Das Gedicht gehört nach Erfindung, Anlage und Ausführung zu den vortrefflichsten geselligen Liedern, die wir besitzen. Die Erfindung müssen wir nun freilich dem Altmeister unserer Literatur auf's Entschiedenste absprechen, er hat hier ebenso nur nachgebichtet, wie bei der „Müllerin Berrath“, deren Quelle Viehoff gleichfalls in einer französischen Ballade fand. Unzweifelhaft aber hat Goethe den Stoff zu seinem „Händchen, geh und sieh dich um u. s. w.“ aus derselben Sammlung geschöpft, der er jene Dichtung entnommen, und die Viehoff mit dem Titel: *Recueil des plus jolies chansons de ce temps*, Paris 1864 bezeichnet. — Gegenwärtig ist das Gedicht von Lamotte: *Les raretés*, in einer neueren französischen Sammlung: *Chants et chansons populaires de la France*, Paris 1843 zu finden, schön illustriert und mit einer Melodie versehen, welche uns den Beweis liefert, daß Zelter, der „die offene Tafel“ componirte, seinerseits originell versuhr, denn seine Composition hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der des französischen Liedes. Wen

Bleibhoff erfahren wir ferner, daß Goethe das Gedicht vom 12. October 1813 datirte (wiederum ein Beweis, wie ihn die herannahenden Welter der Leipziger Schlacht wenig beunruhigten), und wird uns dieses Datum bestätigt durch einen handschriftlichen Abdruck des Gedichtes nebst der Composition, der bald nach Goethes Tod, im Mai 1832, in der Musikalienhandlung von Trautwein in Berlin erschien. Hier heißt es noch nicht „Offene Tafel“, sondern das „Gastmahl“, und es sagt der unbekannte Herausgeber desselben auf dem Titelblatt unter Anderm: „Die Gabe gewinnt vielleicht noch dadurch an Werth, daß sie wahrscheinlich eine erste Handschrift des Dichters wie des Componisten ist. Denn der Dichter sagte seine Erzeugnisse, besonders jene reizenden Kleinigkeiten, deren er uns so viele geschenkt hat, ungemein scharf im Geiste auf und pflegte sie dann fast ohne Anstoß niederzuschreiben“.

In der That enthält dieses Facsimile nur wenige Correc-turen, aber diese Glätte und Schnelligkeit des Schaffens erklären sich leicht, da wir nun wissen, wie dem Dichter bereits im Geiste weitergearbeitet war. Es ist nur zu natürlich, daß Goethe, der Meister im geselligen Gedichte, gelegentlich jenes originelle französische chauson reproducirte und für die Lieb-ertafel zu verwenden suchte. Er schreibt am 26. December 1813 an Zelter: „Hast Du mich erquidt mit Teltower Mäbchen, so sende ich eine Parthie Erheiterungen an die Lieb-ertafel, an der ihr doch auch wohl wieder Teltower Producte genießen werdet!“ Darauf antwortete Zelter am 9. März 1814: „Künftig erhältst Du ein Mehreres; das Gastmahl, die Lustigen von Weimar u. s. w. sind schon componirt, sie sollen nur ein bißchen auskühlen“. Die Composition, die auskühlen sollte, ist auf der Handschrift vom 26. Februar 1814 datirt.

Um dem Leser nun selber den gewiß interessanten Vergleich zu ermöglichen, wie Goethe das französische Lied benutzte und umarbeitete, geben wir zum Schluß Beide nebeneinander.

Les raretés.

On dit qu'il arrive ici
Une compagnie
Meilleure que ce le-ci
Et bien mieux choisie:
Va-t-en voir, s'ils viennent, Jean,
Va-t-en voir, s'ils viennent.

Un abbé qui n'aime rien
Que le séminaire,
Qui donne aux pauvres son bien
Et dit son bréviaire:
Va-t-en voir etc.

Un magistrat curieux
De jurisprudence,
Et qui devant deux beaux yeux
Tient bien la balance:
Va-t-en voir etc.

Une fille de quinze ans
D'Agnès la pareille,
Qui pense que les enfants
Se font par l'oreille:
Va-t-en voir etc.

Offene Tafel.

Viele Gäste wünsch' ich heut'
Mir zu meinem Tische!
Essen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen.
Knechen geh' und sieh' Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Schöne Kinder heß ich neu,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was Hübsches sei,
Einen Grund zu lassen,

Eingeladen sind sie all,
Haben's angenommen,
Händchen geh' und sieh' u. f. w.

Une femme et son époux,
Couple bien fidèle,
Elle le préfère à tous,
Et lui n'aime qu'elle :
Va-t-en voir etc.

Un chanoine dégoûté
Du bon jus d'Octobre ;
Un auteur sans vanité,
Un musicien sobre :
Va-t-en voir etc.

Un Breton qui ne boit point ;
Un Gascon tout bête ;
Un Normand franc de tout point ;
Un Picard sans tête :
Va-t-en voir etc.

Frauen dent' ich auch zu seh'n,
Die den Ehegatten,
Werd er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Haben's angenommen,
Händchen geh' u. f. w.

Junge Fetta betief ich auch,
Nicht im Kind'sten eitel,
Die sogar bescheiden sind
Mit gefülltem Beutel ;
Diese hat ich sonderlich,
Haben's angenommen,
Händchen geh' u. f. w.

Une femme que le temps
A presque flétri,
Qui voit des appas naissants
Sans aucune envie :
Va-t-en voir etc.

Une belle qui cherchant
Compagne fidèle,
La choisit, en la sachant
Plus aimable qu'elle:
Va-t-en voir etc.

Un savant prédicateur
Comme Bourdaloue,
Qui veut toucher le pécheur
Et craint qu'on le loue:
Va-t-en voir etc.

Männer lud ich mit Respect,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die schönste schauen.
Sie erwiderten den Gruß,
Haben's angenommen.
Händchen geh' u. f. w.

Dichter lud ich auch herbei,
Ihrer Kunst zu weihen,
Die weit lieber ein fremdes Lied,
Als ihr eignes hören.
Alle diese stimmten ein,
Haben's angenommen.
Händchen geh' u. f. w.

Une nonne de Long-Champs
Belle comme Astrée,
Qui brûle, en courant les champs,
D'être récoltrée:
Va-t-en voir etc.

Un médecin sans grand mots,
D'un savoir extrême,
Qui n'ordonne point les eaux
Et guérit lui-même:
Va-t-en voir etc.

Et, pour bénédiction
Nous aurons un moine,

Fort dans la tentation
Comme St. Antoine:
Va-t-en voir etc.

Lamotte.

Doch ich sehe Niemand gehen,
Sehe Niemand rennen.
Suppe kocht und siedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nur,
Zu genau genommen!
Händchen, sag', was meinst Du wohl?
Es wird Niemand kommen.

Händchen lauf und säume nicht,
Ruf mir neue Gäste!
Jeder komme wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wehl ist's aufgenommen.
Händchen, mach' die Thüren auf:
Sieh nur, wie sie kommen! —

Goethe.

Daß die größere künstlerische Vollenbung dem Goethe'schen Gedichte zuzusprechen ist, leuchtet wohl Jedermann ein, dagegen hat er die epigrammatische Schärfe des Franzosen bedeutend abgeschwächt und ein bequemes Gesellschaftslied für Gebildete aus den couplets gemacht, die zu Lamottes Reiten in Jedermanns Munde waren, auch von Jedermann verstanden wurden. Aber wie hätte auch Goethe für ein deutsches Volk singen sollen, da es in seinen Tagen kein deutsches Volk gab?

Einst und Jetzt.

Einzugs-Erinnerungen.

(1871.)

Wer das Glück hat, in einer Residenz geboren und alt geworden zu sein, erlebte wohl mehr als einmal einen solchen „hohen Festtag“, an welchem Höchste oder Allerhöchste Herrschaften, war es nun aus Anlaß einer Thronbesteigung, einer Hochzeit, einer glücklich vollbrachten Reise u. s. w., ihren feierlichen Einzug inmitten ihrer hochbeglückten und froherregten Unterthanen, wie es dann in den officiellen Zeitungen hieß, abhielten. — Bis zu dem Revolutionsjahre 1848 hatten diese Einzüge ihr ganz bestimmtes Gepräge — unerlässlich war eine Ehrenpforte, um die sich die weißgekleidete weibliche Schuljugend, mochte es nun Winter oder Sommer sein, aufstellte, um, im Verein mit den Knaben, Spalier zu bilden und aus voller Kehle: Heil unserm Fürsten, Heil! zu singen. Weiterhin bildeten die Jünste und Soldaten Spalier, denn „Spalier“ war die Hauptsache, um das gaffende Volk in ehrerbietiger Entfernung von dem Schatzkammer zu halten, in welchem endlich das Ein-

zugeobject erschien. Wir sagen „endlich“, denn das wäre ja kein rechter Einzug gewesen, bei dem das Publikum, die Ehrenreiter, der begrüßende Bürgermeister und die hungernde Schuljugend nicht mindestens einige Stunden lang hätten harten müssen, bis endlich Glockengeläute und etwa auch einige Kanonenschüsse verkündeten, daß nun der große Moment gekommen. Höchst ergötlich hat ein zu früh verstorbener Dichter, Georg Büchner, in einem hinterlassenen Lustspiel: *Leonce und Lena*, die Qualen solcher Erwartung durch den Mund des Ceremonienmeisters bei einer ähnlichen Veranlassung geschildert: „Es ist ein Jammer. Alles geht zu Grunde; die Braten schnurten ein, alle Glückwünsche stehen ab. Alle Vatermörder legen sich um, wie melancholische Schweinschren. Den Bauern wachsen die Nägel und der Bart wieder, den Soldaten gehen die Loden auf. Die zwölf „Unschuldigen“ sehen in ihren weißen Kleidchen aus, wie erschöpfte Seidenhasen, und der Hesperos sauft um sich herum, wie ein bekümmertes Meersdweinchen.“

Was diesen Festen vor allen Dingen fehlte, war die wirklich warme Theilnahme der Zuschauer, deren Neugierde programmäßig befriedigt wurde, ohne daß sie persönlich den geringsten Antheil an den Vorbereitungen genommen hätten.

Dies ward nun freilich anders nach der Märzrevolution; da schmückte ein ganzes Volk freiwillig seine Straßen und Häuser, wie man es bis dahin noch nicht gesehen, um im höchsten Jubel der Empfindung die deutsche Freiheit und Einheit Hand in Hand bei sich einziehen zu sehen. Selbst ein hochgefürstet Brautpaar war noch nie erwartet worden, und es war kein Wunder, daß die alte Reichsstadt Frankfurt sich damals in ein Festgewand hüllte, wie es Jedem unvergeßlich sein wird, der sie in den Tagen des Verparlamentes gesehen. Aber noch war Alles damals nur Hoffnung, nicht Erfüllung, und nach wenig Wochen schon sollte ein sehr verschiedener Einzug und daran erinnern, daß es auch hier wieder warten heißt, daß das hoch-

geborene Brautpaar: Freiheit und Einheit, wie alle Hochgebornen, nicht über Nacht und von ungefähr kommt, sondern hübsch erwartet werden will.

Dem Vorparlament war der Hederputsch im Randerthal gefolgt; unsere Hessen waren es vornehmlich, die ihn bekämpft, und als Sieger hielten sie ihren feierlichen Einzug in die Residenz. Es war, wenn man so will, ein recht vergnüglicher Triumphzug mit wenig bitterer Beimischung, denn man hatte einen fast unblutigen Sieg erröset, und doch hatten die Tapfern nach 30 Friedensjahren das Hochgefühl, einmal Pulver gerochen zu haben, wenn es auch den Meisten innerlich leid sein mochte, den Heder, der damals unstrittig bei dem gemeinen Mann die populärste Erscheinung war, gejagt zu haben. Nichtsdestoweniger nahmen sie das Jubelgeschrei der Menge als ihnen gebührend entgegen; die paar Kanonen, die sie mit sich führten, waren mit Lorbeerkränzen geschmückt, und vor diesen stolzierte in einer Phantasieuniform, eine breite schwarz-roth-goldne Schärpe über der Brust und mit gezogenem Degen, zum großen Aerger der Patrioten, der Reichs-Commissär und frühere Republikaner Haufschen Platt.

Indessen bereitete sich bald in Frankfurt ein neuer glänzender Einzug vor, denn nun glaubte man die Erfüllung sicher in der Hand zu haben, nun hatte man sich ja ein sichtbares Symbol der deutschen Freiheit und Einheit auserwählt, indem man einen idealen Reichsverweser über alle die Souveränen, eigensinnigen deutschen Fürstenläpfe erhob, der sechs-spännig über dieselben hinwegkutschiren sollte, wie man ihn sechs-spännig mit hochklopfendem Herzen in der Mainstadt erwartete.

Das war ein großer Tag und auch ein langer Tag, an welchem man sich gründlich auf die merkwürdige Stunde, die Deutschland frei und einig zu machen bestimmt war, vorbereiten konnte. Von Morgens acht Uhr an war ganz Frankfurt auf den Füßen, und ebenso Tausende von Fremden, die

eigens des Tages wegen gekommen waren. Es hat überhaupt wohl selten eine deutsche Stadt eine solche Vereinigung der bedeutendsten Menschen nicht allein Deutschlands, sondern halb Europa's aufzuweisen gehabt, wie Frankfurt in dem Sommer des Jahres 1848, in dem Monath unserer schönsten Träume und Hoffnungen. Wie das wegte in den Straßen, wie die Fenster, die Dächer, die Mauern besetzt waren von Menschen jeder Gattung, und wie diese harrende, von der Julihipe halb getödtete Menge von Zeit zu Zeit hoch aufjubelte bei dem Worte: Jetzt kommt er! ein Wort, das sich immer wieder als leere Täuschung auswies! Wie litten an jenem Tage die gütigen Bewohner der Häuser, welche die Feststraße einsaßen! Kein Metzger, kein Bäcker, — nichts Eßbares außerhalb des Hauses war zu erreichen, und die Vorräthe drinnen waren aus Langeweile und Erwartung nur zu bald aufgezehrt von der unendlichen Zahl der Gäste.

Endlich — es war sechs Uhr Abends — endlich verkündigte die kleine, heisere Glocke auf dem Hanauer Bahnhof die Ankunft des Heiserschnten, heiserschnt in doppelter Beziehung seit Jahrhunderten und jahrhundertlangen Wunden. Auch das ermattete Herz belebte sich mit neuen Schlägen. Die Brust hob sich, der Mund flüsterte entzückt die Worte vor sich hin: „Deutschlands größte Stunde ist gekommen!“ Da — hier ist der Wagen; langsam bewegen sich die sechs Schimmel durch die Hurrah rufende Menge, und da hinten, in die Erde gedrückt, saß ein kleines, dünnes, lahlköpfiges Männchen in einer hechtgrauen Uniform, das ziemlich verlegen nach allen Seiten grüßte. Ach Gott, war es der Hunger, die Hitze, die Ueberreizung der Nerven — ich brach in einen unaufhaltsamen Thränenstrom aus. „Ergriß Sie der Moment so sehr?“ fragte mich eine mitleidige Seele. „Ach nein!“ rief ich, wie von einer höheren Ahnung erleuchtet, aus, „das kleine, dünne

Männchen da soll Deutschland groß, frei und einig machen?
Dies gelingt ihm nimmermehr!“ —

Und so war es — der schöne, großartige Einzug hatte einen eben so wenig realen Hintergrund, wie alle diejenigen, die man vorher gesehen und nachher noch zwanzig Jahre lang sehen sollte. Manche hatten sogar einen sehr bittern Beigeschmack, den bittersten wohl jener Triumphzug im Sommer des Jahres 1849, nachdem der zweite bairische Aufstand niedergeschlagen ward, und dieses zweite Mal mit reichlich vergossenem Bürgerblut. Nun wehten keine schwarz-rot-goldenen Fahnen mehr; kein Reichscommissär schritt hinter ihnen; sie waren flüchtig und verpönt wie die Farben des alten deutschen Reiches, und das hohe Brautpaar, welches man schon in seiner Mitte zu haben glaubte, war auf seinem idealen Einzugswagen wieder in unabsehbare Weiten verschwunden.

Aber wie Vieles man von da an auch abziehen sah ebne Sang und Klang, das man noch kurz vorher mit Jubel begrüßt hatte, das Einziehen konnten doch die Leute nicht lassen, und so zog denn auch in unsere Residenz im Jahre 1866 ein neues, geschlagenes Häuflein ein und wurde empfangen, wie man im Elternhause ein schwergeprüftcs, durch Schmerz geläutertes Kind empfängt, mit Thränen der Begehrtheit und mit Lächeln zugleich, weil man es doch überhaupt wieder besaß. Und doch war dieser Einzug leinisch und tragisch zugleich, tief bedeutsamer, als alle die Einzüge, die wir je zuvor gesehen. Der ideale Rebel fing an, sich zum festen Kerne zu gestalten, ein wirkliches Leben rang sich hervor durch Nacht zum Licht!

Es war wohl nur zu natürlich, daß solche und ähnliche Erinnerungen in uns aufwachten, als wir vor wenig Tagen wieder auf einen Einzug harrten — den ersten von so vielen, der eine positive Geltung und Bedeutung hatte; und überdies war ja die Vorstellung noch erfüllt von jenem so viel glänzenden Triumphzug, der drei Tage zuvor in Berlin statt-

gefunden. Aber hier wie dort blieb die Idee die gleiche — die festbegründete deutsche Einheit, sie zog und zieht in diesen Sommertagen allüberall in allen Thoren und Straßen des lieben Vaterlandes ein, und niemals prangte unsere Residenz in solchem Festeschmuck, wie bei diesem Einzug, der übrigens präciser vor sich ging, als der des alten Erzherzog's Johann.

„Die Berliner via Triumphalis ist unendlich prachtvoller“, sagte uns ein Herr, welcher die große Stunde dort erlebt, „aber hier ist es wie ein großes Familienfest, für das sich auch das kleinste Eßchen festlich ausgeschmückt“. — So war es in der That; das engste Gäßchen, das fernste Häuschen prangte noch mit Kränzen, Schleifen, Fahnen, vorgepflanzten Bäumen oder Inschriften. Triumphpforten an den Thoren, Ehrentempel inmitten der Straßen oder an den Kreuzungen wetteiferten im sinnigsten Schmuck, ja, noch die Thüren der Einquartierungszimmer hatte man mit Guirlanden geziert, zwischen denen in langen Buchstaben ein: „Willkommen!“ leuchtete. Am rührendsten war das Entzücken der Landleute, die massenweise herbeigeströmt waren und sich nun zwischen die Reihen der Soldaten drängten, sie begrüßend und umfangend. Die ganze Bergstraße war schon eigentlich eine via triumphalis; jedes Dörfchen, durch welches die Truppen zogen, hatte sich festlich geschmückt, und überall brachte man den Brüdern und Söhnen den sunkeladen Wein als Willkommentrunk dar.

Doch genug der Beschreibung — im Grunde gleichen sich ja alle Einzüge auf ein Haar, nur mit dem Unterschied, ob etwas dahinter steckt oder nicht; und in diesem Sinne war dies doch eigentlich der erste echte Einzug, den wir erlebt. Was aber am Ende das Herz noch am meisten erfreute, das war die Wahrnehmung, wie der Mensch, wenn er etwas Tüchtiges, Großes geleistet, von diesem Gefühl in seinem ganzen Wesen gehoben und geabelt wird. Nach unsern Bürgerkriegen kam

der Soldat roh, anmaßend, verwilbert nach Hause zurück. Wir mußten nach dem Erlebten Aehnliches fürchten; aber nein, bescheidener, gehaltener und ruhiger konnte keine größere Menge sich benehmen, als die Fünfstausend, die wir nach dem Einzug in unsern Mauern beherbergten.

So bleibt uns denn jetzt nur noch ein großer, erhabener Einzug vorbehalten, den wir bald erleben mögen, wenn endlich das einige Deutschland seine holde Braut, die Freiheit, durch die Gauen führt. Zusammen konnten sie nicht kommen — das war ein Traum, und nicht minder unfruchtbar war der Streit, wer von ihnen zuerst erscheinen müsse. Aber getrennt können sie nicht bleiben, und unsre wackeren, heimgekehrten Streiter mögen nun auch dafür zu Hause wacker mitstreiten helfen, und der Bürger mag den Soldaten ersetzen. Vielsach sprach sich denn auch dieser Gedanke aus in der Fluth von Poesien, welche sich in den Festtagen über Stadt und Land in guten und schlechten Versen ergossen. Am drastischsten und kürzesten drückten ihre Friedenshoffnungen zwei Schreiber aus; ein städtischer und ein ländlicher. Der städtische schmückte sein Magazin fertiger Kleider mit der passenden Inschrift:

Vorüber ist das Kriegsgewühl,
Drum kleidet Euch nun in Civil!

während der Dorfbewohner an seinem bescheidenen Häubchen einen Reichsadler angebracht hatte mit der Umschrift:

Unter Deinen Flügeln
Kann ich ruhig flügeln! —

Weihnachten und Neujahr.

Wenn jemals die Schilderungen des römischen Geschichtschreibers Tacitus, welcher die dicke, undurchsichtige Luft, den nassen, kalten Nebel, den trüben Horizont im Lande der Germanen nicht schaurig genug zu schildern weiß, sich als gerechtfertigt erwiesen haben, so mag es wohl in diesem Winter sein. Sehnsüchtig blickt das Auge den hellen Lichtern der Weihnachtsnacht entgegen, und wir mögen uns um so lebhafter daran erinnern, mit welchem Entzücken einst unsere heidnischen Vorfäter die Freudenfeuer auf den Bergen entzünden mochten, als endlich die hohe, heilige Zeit gekommen, wo die nordischen Götter, zur Erde niedersteigend, segenspendend auf leisen Sohlen umherwandelten. Wo sie, selber aus langem Schläfe erwachend, sich nun freuten, daß der geliebte Sohn und Bruder, der schöne Baldur, der Gott des Lichtes und der Freude, bald auferstehen müsse aus dem Reiche der Todesgöttin, um der Erde neues Grün, neue Blumen und Früchte zu bringen. — Die ersuchte Zeit der Wintersonnenwende war ja gekommen, das feurige Sonnenrad, welches die Sachsen unter dem Namen des Iul verehrten, wendete um in seinem Laufe und stieg, Licht und Wärme bringend, wieder empor über die nordische Erde!

Ja, ein Fest des Lichtes und der Freude sind diese Tage schon seit undenklichen Zeiten gewesen und in diesem Sinne bei den verschiedensten Völkern gefeiert worden, noch lange bevor uns christlichen Völkern das heilige Kind in der Krippe zum Symbol dieses Lichtes geworden. Daß Niemand die wirkliche Geburtsstunde von Jesus Christus genau zu bestimmen vermag, ist ja hinlänglich bekannt, weniger jedoch der Umstand, daß die Kirchenväter in der richtigen Erkenntniß, daß dem Menschen nichts schwerer zu entreißen ist, als eine durch vielhundertjährige Sitte und Ueberlieferung liebgewordene Gewohnheit, die christlichen Feste in die nächste Nähe der üblichen heidnischen Feste verlegten und letztere so allmählig im christlichen Sinne umgestalteten.

Nun gab es aber keines, das ganz vornehmlich bei Römern und Germanen festlicher begangen wurde, als die scheinbare Umkehr der Sonne, die den heißersehnten Frühling zurückbringen mußte. — Je nördlicher ein Volk wohnt, um so mehr weiß es die Bedeutung und die Wirksamkeit des Lichtes und der Wärme zu schätzen, um so tiefer abhängig fühlt es sich in seinem ganzen Dasein von dem freundlichen Gotte, der so sichtbarlich Leben und Segen spendet. Während so zum Beispiel im süblichen Germanien das Fest der Wintersonnenwende sich an die Feier der höchsten, bekannten Götter anlehnte, verehrten die sächsischen Stämme, welche den Norden bewohnten, noch einen ganz besondern Sonnengott, den allmächtigen Iul, und verpflanzten diese Vorstellung auf die nachbarlichen Inseln, trugen sie namentlich nach England hinüber, wo sich auch noch die meisten heutigen Weinachtsgebräuche auf diese Iulfeier zurückführen lassen.

Mit unendlicher Innigkeit und großem Jubel feiert namentlich der Skandinavier sein Weihnachtsfest, dort, an der äußersten Grenze, wo unter dem Einflusse des Lichtes sich noch Civilisation und eine höhere menschliche Thätigkeit erhalten können. Fast ebenso heilig ist ihm auch das Sonnenwendefest des Sommers,

die Mittsommernacht am Johannisstage, wo der feurige Ball schon um Mitternacht am Horizont heraufsteigt, und wo nun eine Reihe von taghellen Nächten für die vergangene Finsterniß des Winters entschädigt. Während die Feier dieses Johannis- oder Sommerwendefestes im südlichen Deutschland fast ganz verschwunden ist, hat sie sich im hohen Norden immer noch so lebendig erhalten, wie in den ältesten Zeiten, und wohl mit Recht, denn hier zum letztenmale erscheint der lichte Gott als Segensspender — dann beginnt das Reich der Erstarrung, der Finsterniß, von dem wiederum Tacitus sagt, daß dort jeder Wunsch und jede Hoffnung endige, und wo nur noch Lappen und Finnen ein dürftiges Dasein fristen.

Doch wenden wir uns nun vorerst den Römern zu, so ist es ja bekannt, wie sie zur heutigen Weihnachtszeit ihre Saturnalien, ein Fest der allgemeinsten und lautesten Freude, feierten. Eine ganze Woche wurde in der zweiten Hälfte des December dem Spezialgotte der Römer, dem Saturn, dem Gott des Frühlings und der neu entkeimenden Saaten, geschenkt. So wie, da einst Saturn allein die Welt regierte, nur Glück und Freude in der Welt gewesen und sie ihr „goldenes Zeitalter“ genoss, so sollte sich wenigstens einmal im Jahre dieser glückselige Zustand wiederholen, und zwar in den Tagen, da die Herrschaft des Lichtes neu begann. Dem Lichtgotte Saturn zu Ehren zündete man daheim und in den Tempeln unzählige Wachskerzen an und erfreute sich gegenseitig durch Geschenke. Jedes öffentliche Geschäft ruhte, der Herr bediente den Sklaven, man tastete und trank, und endlich wurden in der späteren Zeit die beiden letzten Tage der Freudenwoche zu einem besonderen Feste der Kinder bestimmt, denen man kleine Figuren oder Puppen aus Thon oder Teig schenkte.

Bemerkenswerth ist es, wie die Sitte, sich gegenseitig Geschenke zu machen, in noch höherem Grade am Neujahrstag stattfand; ein jeder Klient hatte die Verpflichtung, seinem Pat-

ron ein Neujahrspräsent zu entrichten: selbst die Kaiser nahmen solche in Anspruch und nahmen sie mitunter sogar persönlich in Empfang.

In ganz anderer Weise freilich feierte der Germane sein Winterfest; nur große Lichtmassen konnten da den heimischen Nebel zerstreuen. Man zündete hohe Freudenfeuer auf den Bergen an, und als Symbol des Sonnenrades oder Sonnenreigens wurden ungeheure Ketten mit Berg umwickelt, mit Harz getränkt, dann angezündet und unter großem Jubel die Berge hinabgerollt, so daß der Widerschein weithin das nächtliche Dunkel erhellte. Namentlich geschah dies im Süden Deutschlands, im Oberrwald oder Oberrwald, während der Sachsle daheim auf dem Heerde den ungeheuren Jul-Block entzündete, ein besonderes Holzstück, von dem immer ein Rest für das folgende Jahr aufbewahrt werden mußte, um damit den neuen Yul-log, wie die Engländer ihn nennen, anzubrennen. In alten Häusern Alt-Englands ist man dem feurigen Yul noch bis heute gerecht geblieben. In höchst eigenthümlicher Weise aber hat sich im Holstein'schen die Vorstellung, daß um diese Zeit die Götter heimlich umherwandeln und unsichtbar die Sterblichen durch Geschenke erfreuen, erhalten in dem Gebrauch des Jul-Klappens, indem man seine Gaben in allerlei lustigen Verpackungen und Selbstvermummungen den zu Beschenkten ins Zimmer wirft.

Auch Scandinavien hat sich noch seinen Antheil an dem Yul bewahrt, indem man dort zur Weihnachtszeit ein besonderes Bier, das Yul-Bier, braut, ein Beweis, daß schon unsere ältesten Vorfahren bei keiner Gelegenheit den braunen Gerstensaft entbehren konnten. Ganz allgemein aber vom Nord bis zum Süd war der Gebrauch verbreitet, das Innere der Häuser mit grünen Zweigen zu schmücken. Der Engländer bedient sich der Stechpalme, der Schwede und Norweger holt sich Tannen- und Fichtenzweige, der Deutsche jedoch nahm im

Laufe der Zeit den ganzen Tannenbaum ins Haus, besteckte ihn mit brennenden Lichtern und schuf so ein Symbol, in welchem sich Heidenthum und Christenthum auf's Lieblichste vermischen.

Diesen deutschen Weihnachtsbaum hat der Deutsche nun mit sich über die ganze Erde getragen, und da, wo sein freudiger Glanz emporlebert, haben deutsche Herzen geschlagen und deutsche Kinderaugen zu ihm emporgeblickt. Wie groß die Liebe des Deutschen für seinen Christbaum ist, daran erinnert uns lebhaft die kleine, rührende Episode aus dem Krimkriege, wo in den Laufgräben vor Sebastepol plötzlich ein heller Lichterglanz den Nebel durchdrang, und als man näher zuschaute, da waren es deutsche Soldaten, die auf der feuchten Erde sich einen Weihnachtsbaum entzündet hatten.

Und wie der Weihnachtsbaum in Deutschland sich eingebürgert und ein heimischer Besitz geblieben, so tritt uns auch die lieblichste Märchenerscheinung unsrer Kinderzeit, das holde Christkindchen, gleichfalls aus den alten, düsteren Wäldern Germaniens entgegen, hat es sich nur allein in Deutschland zu der poetischen Gestalt herausgebildet, unter der wir es heute kennen.

Von den alten Göttern, die in den zwölf heiligen Nächten „zu wihen nahten“, Weihnachten, vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, ihren Umzug auf der Erde hielten, ist sie allein noch unter uns geblieben, die gute Frau Vertba, wie sie in Norddeutschland, Frau Hulda, wie sie in Süddeutschland genannt wurde, eine Bezeichnung, die sich allmählig im Volksmunde in „Frau Holle“ umwandelte.

Frau Holle hatte ihren Sitz auf den Höhen des Obenwaldes und war, wie alle nordischen Göttinnen, zumeist Hüterin der Häuslichkeit, sie belohnte die fleißigen und pflichtgetreuen, sie bestrafte die schlechten und faulen Hausfrauen. Sie besuchte des Nachts die Spinnstuben, zerraupte die unordentlichen

Rocken noch mehr und sprach über eine lässige Frau und ihr Haus den Fluch aus mit den Worten: „So viele ungespinnene Haar, so viele böse, böse Jahr!“ Vornehmlich aber behütete und liebte sie die Kindlein, die sie aus kristallinen Brunnen, welche ihr besonders heilig waren, herausholte und dem Bach übergab. — Noch viel Schönes ließe sich von diesem göttlichen Vorbild einer deutschen Hausfrau und Mutter erzählen, doch für jetzt nur soviel, daß der christliche Kultus allgemach und an allen Orten die Verehrung der weiblichen Götinnen in den Mariencult umwandelte, in welcher alle die Tugenden Jener ausgingen. Die ihrer göttlichen Vorzüge entkleideten Gestalten bemühte sich ein frommer Glaube in Heren umzugestalten, und als solche hat die gute, schöne Frau Holle denn auch die mittelalterlichen Zeiten beunruhigt und den Volksglauben bereichert.

Aber es war umsonst — das deutsche Gemüth ließ sich seinen ihm so liebgewordenen Genius des Hauses nicht entreißen; tief poetisch vermischt es mit ihm die Gestalt der Maria und des Jesuskindes, und so entsteht unser deutsches Christkind, das holde Mägdlein mit der goldnen Krone oder dem unverwundlichen Rosenkranz auf den blonden Locken, dem lang hinabwallenden Schleier und den schneeweißen Flügeln an den Schultern. — Die alte Frau Holle finden wir nur noch in unsern Märchen, aber das deutsche Christkind lebt, waltet, athmet noch immer unter uns an ihrer Statt, beglückend und segnend, das Gute belohnend, das Böse bestrafend und heimlich Geschenke zubereitend! —

Auch die Gewohnheit, daß wir zu Weihnachten und Neujahr besondere Speisen und Backereien zubereiten, stammt aus sehr alter Zeit. Namentlich gilt dies von dem Lebkuchen oder Pfefferkuchen, den man, wohl einfacher als heute, nur aus Mehl und Honig bereite und den Teig in geschnittene Holzformen eindrückte, deren Gestalt er so annahm. Auch das

Marzipan, das Anisgebäck wird ja heute noch in ähnlicher Weise geformt, und mögen diese Gebäcke wohl als verfeinerte Schwestern des verben Pfefferkuchens zu betrachten sein.

Ganz besonders merkwürdig aber ist die Drehel, ursprünglich das aus Teig gebackene Sonnenrad, wodurch es sich auch leicht erklärt, daß sie zu Neujahr eine so ganz bevorzugte Rolle noch bis zum heutigen Tage spielt. Wann zuerst die vier Speichen des Rades in der Weise ineinander verschlungen wurden, daß unsre heutige Drehel daraus entstand, werden gelehrte Forscher schwerlich anzugeben wissen; vielleicht that es irgend ein frommer Klosterkoch im heiligen Eifer, um die heidnische Tradition damit durchzuschneiden. Der süddeutsche Gebrauch, bei festlichen Gelegenheiten eine lange Wurst hineinzubaden, scheint erst den moderneren Zeiten anzugehören.

Bei den romanischen Völkern hat sich leider die Weihnachtsfeier unter der Form eines Familienfestes nicht erhalten, um so freudiger wird das neue Jahr begangen, und zwar in altrömischer Sitte, indem man sich gegenseitig durch schöne Geschenke beglückt. Die Weihnachtsfeier, welche man sich seit einigen Jahren in Frankreich einzuführen bemüht, ist nichts als eine künstliche Nachahmung. — Eigenthümlich aber ist die Entstehung des Wortes Noël, womit heute die französische Sprache den Weihnachtstag bezeichnet, und das noch von den Franken herrühren soll. Sie verpflanzten einen uralten Gebrauch, der bei der Königswahl stattfand, in die Kirche, indem sie sich in der Mitternacht des letzten Jahrestages dort versammelten und mit ihren Schwertern nach den vier Himmelsgegenden schlugen, wobei sie ausriefen: Noël! Noël! Das heißt nouvelle und sollte die neue Zeit bezeichnen, die nun kommen mußte; vielleicht wollte man auch damit andeuten, wie Christus jetzt der wahre Herr und König über alle Welt sei.

Wenden wir nun noch einmal auf die Zeit der alten Wintersonnenwende zurück, so sehen wir, wie noch der heutige

Germane mit seiner Weihnachtsfeier den Reigen der zwölf heiligen Nächte beginnt, wie der Romane, der Franzose, der Italiener und Spanier die Mitte derselben oder, besser gesagt, den letzten Tag der römischen Saturnalienwoche als Neujahrstag besonders festlich begehen, während sich die Schlussfeier fast nur in England erhalten hat.

Unsern heiligen Dreikönigstag, Epiphania, bezeichnet der Engländer mit dem Worte Twelfthnight, die zwölfte Nacht, in der stets allerlei Schmaß und Unsinn getrieben wurde. Von der Maskenfreiheit dieses letzten Tages, wie sie sich fort und fort erhalten, hat uns Shakespeare in seinem unsterblichen Lustspiel Twelfthnight oder: „Was Ihr wollt!“ das vollendetste Bild gegeben. —

Das Johannisfest in Leipzig.

Eines der interessantesten Studien ist ohne Zweifel das der Culturgeschichte, und dem Denkenden und Beobachtenden bietet sich hierfür stets neuer Stoff aus dem täglichen Leben selbst; denn Alles was wir thun, alle unsere Sitten und Gebräuche, sind älteren Ursprungs, beruhen gewöhnlich auf ganz andern Gründen, als wir obenhin annehmen, wenn wir überhaupt einmal dazu kommen, darüber nachzudenken. So rief uns der kaum verlossene Allerseelentag, dessen rein menschliche und gemüthliche Grundlage ihn in Süddeutschland immer mehr zu einem gemeinschaftlichen Feiertage macht, an welchem nicht allein der Katholik, sondern auch der Protestant die Gräber der vorangegangenen Lieben zu schmücken eilt, ehe der Winter sie mit seinem Leichentuch umhüllt, ein ähnliches Fest ins Gedächtniß, das wir in Leipzig inmitten des Sommers angesehen. Mit Sommers Anfang, am Johannisstage, begeht man dort in der protestantischen Stadt das Erinnerungsfest der Todten, schmückt ihre Ruhestätte mit duftenden Rosen und frischen Blumen; und fragen wir uns erstaunt, wie man zu diesem Gebrauch gerade in einer Stadt kommt, wo jede Erinnerung an katholisches Wesen mit besonderer Strenge fern gehalten wurde, so findet

sich die Antwort keineswegs innerhalb der christlichen, wohl aber in der heidnischen Vorzeit des alten Sachsenvolkes.

Schon früher erwähnten wir, wie sich das uralte Fest der Winter Sonnenwende bei den meisten europäischen Völkern in die Weihnachts- und Neujahrsfeier umgewandelt hat, und gleicher Ursache entspringt das Johannisfest, das wir zwar in unseren Gegenden nur noch in schwachen Ueberresten vertreten finden, welches im Norden aber noch stets mit lautem Jubel und besonderen Gebräuchen gefeiert wird. In Schweden und Norwegen ist das Aufgehen der Mitternachtssonne am 24. Juni noch heute ein Moment des Entzückens, man besteigt Berge und Felsen, um es mitanzusehen, und gibt sich der lautesten Freude hin über ein Naturereigniß, das den Bewohnern der nördlichen Breiten lange helle Tage und kaum weniger lichte Nächte bringt, im Gegensatz zu der fast ununterbrochenen Dunkelheit des Winters. In ähnlicher Weise hat das Johannisfest seine Geltung im nördlichen Deutschland behauptet, namentlich bei den Sachsen, jenem germanischen Stamme, der dem Christenthume so viel später, als die Uebrigen, zugeführt wurde. Auch hier mußte der Sinn der Missionäre und Prediger darauf gerichtet sein, dem heidnischen Feste eine christliche Deutung unterzulegen; und wurde für das winterliche Sonnenfest Jesus Christus das Symbol, das himmlische Licht, in dessen Namen man es beging, so für das sommerliche Sonnenfest Johannes der Täufer, als das frühere Licht, welches Christum vorausgegangen war und sein Kommen verkündigt hatte. Aber dem Volke war damit nicht genug gethan, es mußte außer der kirchlichen Feier sein Freudenfest behalten und einen greifbaren Gedanken, an den es sich anknüpfen ließ. Auch hierin wußten seine Meister und Lehrer, es richtig zu lenken. Als Rosen- und Blumenfest, was es vielleicht ursprünglich schon zum Theil gewesen, erhielt sich das Fest der Sommer Sonnenwende während des ganzen Mittelalters hindurch, überdauerte Reformation und dreißigjährigen

Krieg und ist noch bis zum heutigen Tage ein Schul-, Kinder- oder Volksfest geblieben, je nach Zeit und Ort. Für Leipzig aber mochte der Tag um so wichtiger sein, als die Stadt in St. Johannes ihren Schutzheiligen verehrte, und man blieb dabei, ihn festlich zu begehen, nachdem der protestantische Christ den Täufer schon lange seiner Würde eines Heiligen entsetzt hatte. Ältere Leute erinnern sich noch, wie man am Johannisfeste Thüren und Fenster mit Rosenkränzen schmückte, wie die Schulkinder in feierlichem Zuge hinaus vor die Stadt ins Grüne geführt und bewirthet wurden, woran sich dann am Abend ein Volksfest angeschlossen, mit so viel Weib und altheidnischer Lustigkeit, daß man sich im Jahre 1830 veranlaßt fand, die Johannisfeier zu verbieten. Aber Völker sind wie Kinder; ihnen an einem bestimmten Tage ein Fest gewaltsam nehmen, heißt ihnen das Leben nehmen; alle Verbote waren vergebens, bis es gelang, der Feier des Tages eine ernstere Richtung zu geben.

Aus dem Rosenfeste ward ein Gräberfest — ein Gräberfest so eigenthümlicher Art, daß man eher in Neapel oder Palermo, als in einer der nüchternsten Kaufmannsstädte Deutschlands zu sein vermeint. Bis an den Rand des Grabes hat das Fest seinen ursprünglichen Charakter behauptet, Zeugniß ablegend von der Zähigkeit menschlicher Angewöhnung, von der Allgewalt, welche die ihn umgebende Natur auf ihn ausübt. Dem Allerseelentage, den die Novembernebel trüb umwallen, ziemt die Trauer und die Wehmuth, die Immortelle und die Winterrose und selbst der papierne Kranz. Am Johannistage aber, da glüht und leuchtet die Sonnensonne, da erfüllt Blumenduft und Vogelgezwitscher die Luft, und nur üppige schwellende Rosen bieten sich der Hand, um Kränze der Erinnerung daraus zu winden. —

Schon zwei Tage vor dem Feste wogte es und drängte es sich auf dem Markte und den öffentlichen Plätzen von Gärtnerinnen, Kränzwinderinnen und Käufern. Berge von Rosen

und dem manigfaltigsten Grün lagen aufgehäuft, um nach Wunsch verarbeitet zu werden, daneben prangten blühende Leptogewächse jeder Art, die Gräber dauernd zu schmücken. Nicht Leipzig allein, die ganze Umgegend opfert an diesem Tage ihren Rosenstolz, der auf Karren und Wagen angefahren kommt. Wer dem lautesten Getümmel aus dem Wege gehen, ein stilles Seelenopfer halten wollte, der schmückte die Gräber seiner Lieben schon am Tage zuvor, aber selbst dieser Ruhesuchenden waren so Viele, daß ihr Kommen und Gehen den Vorabend kaum weniger geräuschvoll machte, als den Festtag selbst. — Am buntesten wogte das Gewimmel vor dem Eingang des alten Johanniskirchhofs, neben der Johanniskirche und dem Johannispital, dort wo Gellerts Grab als ein vereinzelter, heilig gehaltenes Monument noch übrig ist von jenem Theil des Friedhofs, den man nun der vollreichen Straße einverleibt hat. Im Hofe des Johannispitals stand der Held des Tages, das Johannismännlein, um und um mit Rosen bekränzt, und es wäre ja nicht Johannistag gewesen, wenn man nicht wenigstens einmal vorübergegangen und ihm die schuldige Reverenz bezeugt hätte, um so mehr, als das Volk steif und fest an der Ueberzeugung hängt, das Johannismännlein werde sich mit Spuck und sonstigen Ungeheuerlichkeiten an dem Epitaph rächen, wenn man es nicht an seinem Ehrentage ausstelle und auslüste. Mit wahren Ergötzen standen wir vor diesem Stücklein Mythologie, das so hübsch ins aufklärte 19. Jahrhundert hereinragt, und betrachteten das schlechte, buntbemalte Holzbild, welches ein weißes Lamm im Arme hält. Es ist offenbar nichts anderes, als ein altes Heiligenbild, das so glücklich war, der protestantischen Bilderstürmerei und dem damit verbundenen Flammentode zu entgehen, und somitungsweise stellt es nicht einmal den Täufer, sondern den Evangelisten Johannes dar, wie das Lamm deutlich genug beweist. Aber das thut nichts — was ein ächter Leipziger ist, muß das Johannismännlein angaffen und dann

weiter gehen, vielleicht mit dem wehmüthigen Gedanken, ob er es über's Jahr wohl wieder sehen wird. Analog dem Männlein aber sieht man sich beim Austritt aus dem Hof umringt von Gestalten, die eine Wurzel zum Verlaufe anbieten, welche wie eine mißgestaltete Hand aussieht und die wunderthätige Kraft hat, vor allen Krankheiten zu schützen.

Am Festtage selbst werden die Umwehner des Johannis-thales, einer von zierlichen Gärten und netten Gartenhäuschen bedeckten Fläche, die sich zwischen dem alten und dem neuen Friedhofe hinzieht, schon in aller Frühe von rauschender Musik erweckt. Sie ertönt von einer hohen Tribüne herab, die man inmitten des Johannis-thales erbaut und mit buntemalten Masten und lustig wehenden Fahnen geschmückt hat. In gleichem Schmucke prangt das ganze Thal; zwischen und über den grünen Baumwipfeln wehet es weiß und grün (die sächsischen Farben), blinkt es schwarz-roth-gold und nickt es hinüber nach dem ungeheuren Schlachtfeld, als wollte es sagen: ich bin nun doch trotz aller Mühe und Noth eine ganz gemeine Farbe geworden, nach der Keiner mehr fragt, aber — bei Leibe nicht schwarz und weiß, „das würde an diesem Tage kein Leipziger Junge vertragen, dazu sind sie zu gute Particularisten, von denen selbst die Schwalben noch etwas lernen könnten“.

Aber folgen wir dem allgemeinen Zuge, der sich summend und geschäftig durch die verschiedenen Gänge des Johannis-thales, die hier und da mit Ehrenpforten überbaut sind, drängt, so lange der Morgen frisch und kühl ist und der Staub noch nicht in undurchsichtigen Wolken aufwirbelt. Nun, wahrlich es ist schön, in Leipzig begraben zu sein, wohl nirgends werden die Dahingegangenen mehr geehrt. Da ist Keiner zu arm und Keiner zu stolz und zu vornehm, um nicht sein Blumenopfer darzubringen, gemeinschaftlich wandeln das Kind und der Greis mit Rosen in den Händen den ernstesten Weg, stolze Carossen und kaum beschuhte Bettler ziehen neben ein-

ander her, aber ein Gedanke vereinigt, eine enblose Blumen-
guirlande umschlingt sie Alle; an diesem Tage sind sie, auch
noch lebend, Alle einander gleich! Und dem Tod widersfährt
ein gleiches Recht — kein Grab, sei es auch noch so alt, bleibt
ungeschmückt, von halbverwitterten Grabsteinen nicht die frische
Rose wie verwundert herab, und eines Mannes Grab, der
längst zu Staub und Asche geworden, wird fast vom Blumen-
schmuck erdrückt. Wer verdiente es aber auch mehr, als Gel-
kert, der populärste aller deutschen Dichter, der der ganzen
großen Masse von Ehrenmännern, die in Dunkelheit dahinglebt,
in Dunkelheit dahinstirbt, Rosen des Trostes und der Weine
auf den Pfad gestreut.

So gelangen wir denn allgemach bis zum Eingang des
großen neuen Friedhofs, wo sich abermals der Grundcharakter
des Festes im schreiendsten Contraste mit der Gegenwart offen-
bart. Hart vor dem Orte, wo kein Stoffwechsel mehr des
Leibes Nahrung bedingt, wahrt sich der Lebende sein Recht,
denn hier hat sich ein kleiner, aber sehr lebhafter Markt etab-
lirt von Semmeln, Bratwürsten, Pfefferkuchen, Schnaps und
dem unvermeidlichen Bier. Das hatten wir in der That nicht
erwartet, und während unsere Umgebung sich entrüstet über
diese Profanation äußerte, bewunderten wir im Stillen die un-
erschütterliche Naivetät des Volksgeistes, der sich durch mensch-
liche Arrangements nicht behindern läßt; man ist gewohnt, sich
am Johannisfest zu amüsiren, und man amüsirt sich, trotz Tod
und Grab.

Der Friedhof selbst prangte im sinnigsten und poetischsten
Schmuck — Rosen wohin das Auge sah, man glaubte sich nach
Spiras oder Kaschmir versetzt.

Hie und da verdichtete sich das Menschengedränge, und
aus dessen Mitte erhob sich feierlicher Gesang, indem die Stu-
dentencorps in solcher Weise Gräbern, die sie besonders ehren,
den Zoll des Angebens darbringen. Auch Gedichte sah man

an den Monumenten Solcher, die dem Gedächtniß des Publikums theuer waren, und diese wurden denn oft für die Umstehenden laut vorgelesen. — Bis tief in den Abend dauerte dies Drängen und Treiben, im Johannissthal aber machte sich von vier Uhr an die laute Lust geltend. Auf's Neue ertönte die Musik, und nun drängte man sich dort zusammen, zum Trinken, Lachen und Tanzen. In allen Gärten, die von Bewohnern Leipzigs als Sommerfrischen gemiethet sind, waren fröhliche Gesellschaften versammelt; Kinderstimmen erschallten von allen Seiten, und als es dunkel ward, stiegen feurige Raketen am Himmel empor, bengalische Feuer flammten auf, Feuerräder und Feuerregen schleuderten ihre Funken durch das Grün der Bäume, und so weit das Auge reichte, sah man den Nachthimmel durch bunte Farben erhell't.

Es war genau wie einst vor zweitausend Jahren, nur in anderer Form — statt riesiger Holzstöße schleuderten Schwefel, Salpeter, Antimon und Arsenik ihre Feuerfarben empor, statt der Urwaldmusik, die man glücklicherweise noch nicht nachgefunden hat, tönten Strauß'sche Walzer und Offenbach'sche Melodien, statt des Methes trank der Leipziger seine Gese, und der classische Schweinebraten hat sich in Bratwürste verwandelt. Dies ist aber auch Alles. Allen menschlichen Einrichtungen hat die Sonne obgesiegt, ihr Jubel- und Freudenfest ist den Bewohnern der nördlichen Halbkugel da, wo es noch gefeiert wird, ein solches geblieben, selbst über Grab und Tod hinaus.

Karl Gupfow.

(1866.)

„Die Dichter gleichen den einsamen Botenläufern, die des Morgens in aller Winterfrühe, wenn noch kaum die Hähne gekräft haben, auf den des Nachts vom Schnee verschütteten Wegen die ersten Fußstapfen wieder eindrücken müssen. Ihr habt Mittags gut spazieren wandeln! Gedenkt der Botenläufer, die zwischen Feld und Wald im ersten Morgenrauen auf unübersehbaren Schneefläche die Wege wieder auffuchen mußten!“

Es sei uns vergönnt, diese seine eigenen Worte über das Lebensbild eines Mannes zu sehen, der in der That seit mehr als dreißig Jahren in Deutschland der Botenläufer kommender Zeiten gewesen, der ihr vom Anfang bis zum Ende ein Herold und getreuer Schildträger geblieben ist. Wenige haben so unermüdlich, wie er, und in so proteusartiger Vielgestaltung gegen die alten Schranken angelämpft, die Religion, Philosophie, Politik und Diplomatie unter dem allmächtigen Schutze der heiligen Allianz um das ganze geistige Leben Deutschlands nach den Befreiungskämpfen neu aufgebaut hatten; und wo sie stürzten und fielen, mochten die Zeitgenossen die wuchtigen Schläge seiner

gewaltigen Art mit heraus hören, mochten sie ihm dankbar sein für Neugebaltungen, die sich auf den alten Trümmern erheben. Es war eine kühne Generation und er der Kühnste Einer, die zu Anfang der dreißiger Jahre die Arena der deutschen Literatur, deren Physiognomie sich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte, betraten. Die klassische Periode war entrückt und strahlte nur noch als leuchtendes Sternbild am nächtlichen Himmel, die leichten Nebel der Romantik verschleuchten Heine und Börne — da strich scharf und kalt die Morgenluft über den Plan, der Geisteskämpfer erwartete, die nicht im Selbe der Poesie, der Kunst, der Phantasie allein mehr stehen durften; ihnen mußte der Pegasus nur zu oft zum Streit- und Schlachtreß werden, die poetische Form zur Tarnkappe, unter der sie das Weh und Leid, das Hoffen und Wünschen der Nation verhüllten.

Karl Guplow wurde in Berlin am 17. März 1811 unter dem Zeichen des großen Kometen, und als der Gast in der Reihe, die jenes Jahr berühmt gemacht, zu treiben begann, geboren.

So fiel sein gährendes Jugendleben in die oben erwähnte gährende Zeit, und durch sie entwickelt und getragen ward er der treueste Repräsentant einer Literatur-Epoche, die in allen ihren verschiedenen Phasen den Stempel seiner genialen Hand empfing. Sprechen wir aber zugleich den tiefsten Schmerz dieses Lebens aus — warum mußte ein Geist, wie der von Karl Guplow, der mit wunderbarem Instinkt den leisesten Pulsschlag seiner Zeit vernahm, der mit den feinsten Fäden des Gemüthes mit ihrem Werden und Wachsen zusammenhing, vorzugeweise zur dichterischen Produktion gezwungen werden? In England, in Amerika, in jedem freien Staate würde sich neben dem Dichter der glänzendste Publizist, der talentvollste Staatsmann entwickelt haben, daheim waren es Nachlichte, oft unfruchtbare Vorbeern, die neben seinem beschwerlichen, mühevollen Wege

emporkwuchsen. Nur unter dem Damoclesschwerte der Censur, bei dem Geräffel der Festungs- und Zuchthaus-Schlösser, die damals jeden über das Gewöhnlichste hinausgehenden Geist in sichere Ruhe bannten oder über die Grenzen des Vaterlandes hinaus jagten, fand das „junge Deutschland“ Raum für seine Ideen, oft nur unter den wunderlichsten Verkleidungen, zu denen es sich häufig die Muster und das Beiwerk von der französischen Romantik entlieh, wie sie eben unter der Pflege von Victor Hugo und dessen Anhängern aufblühte. Was Wunder, daß die Ideen, welche da herüber klangen von freier Liebe, St. Simonismus, Fourierismus, vermischt mit dem seit 1789 so zauberhaften Widerhall von *liberté* und *égalité*, die Köpfe junger Männer, denen daheim der Flügel Schlag des Geistes in unbarmherziger Weise zerbrochen wurde, erhitzten und sie so zu manchen Irthümern und Verirrungen ledigen mußten, die in jedem gesunden Staate fast spurlos würden vorübergegangen sein, dem sogenannten „jungen Deutschland“ aber eine Verfolgung und damit eine Bedeutung zuzogen, die uns heute schon schwer begreiflich ist.

Fünf junge Männer, Wienberg, Laube, Mundt, Kühne und Guklow, welche die Richtung der Zeit, die unwiderstehlich nach einer Rundgebung der öffentlichen Meinung durch den Journalismus drängte, in gleiche Strömung hineingetrieben, galten als die Häupter einer Verschwörung, die die Ruhe aller sechsunddreißig deutschen Staaten bedrohte. Wir mögen dies heute um so mehr belächeln, als wir erlebt, wie schnell vorübergehend diese Verbindung gewesen, die nie auf gegenseitig verbündeten Principien beruhte, sondern nur die gewaltigste Welle war, welche die Noth der Zeit auf einen Moment zusammentrieb, damit sie im nächsten Augenblick wieder nach den verschiedensten Richtungen auseinanderströmte.

Es war Guklow, der Sohn des Volkes, der von Allen mit dem vielseitigsten Talente, dem ächtesten Dichtergemüth be-

gab, auch der Sache des Volkes am treuesten blieb und auf allen Gebieten der Literatur unerschütterte für das eine Ziel, ein „verjüngtes Deutschland“ socht, zugleich in alle Schichten der Gesellschaft die Funken eines neuen Bewußtseins werfend.

Guplow's Eltern gehörten dem kleinen Bürgerstande an; sein Vater war im Marstall eines königlichen Prinzen angestellt und bekleidete später den Posten eines Subaltern-Beamten im Kriegsministerium. Seine ersten Jugendjahre schildert er selbst anziehend genug in seinem Buche: „Aus der Knabenzeit“, das 1852 in Frankfurt erschien. Schon fröhe zeigte sich der Knabe von dem Lernerifer hochbegabter Kinder verzehrt, und wie oft schalt die besorgte Mutter den allzu eifrigen Gymnasialschüler, der bis tief in die Nacht bei mühsam erworbenem Lichtstümpfchen studirte! Höchst fördernd für seine Ausbildung wurde die Bekanntschaft mit einer wohlhabenden Familie, die neben dem prinzlichen Marstall wohnte, Guplow und seine einzige Schwester zu Spielgefährten ihrer eigenen Kinder heranzog und, die großen Talente des Knaben früh erkennend, dieselben auf jede Weise zu fördern suchte. Es war ein großes Zugeständniß der Eltern, daß sie dem Sohne die Laufbahn gestatteten, welche in solchen Kreisen stets als die begehrendwertheste erachtet wird — die des Theologen. Die Studien dafür erledigte Guplow auf der Universität seiner Vaterstadt und trug 1830 bei einer Preisaufgabe: de diis fatalibus, den ersten Preis davon. 1832 sahen wir am ersten Pfingsttage den angehenden Theologen in der Dreifaltigkeitskirche auf Schleiermacher's Kanzel eine Predigt halten, die Zuhörer forttreibend durch den poetischen Schwung, welchen dieselbe athmete. Wie prophetisch für ihn selber klangen die Worte von den Lippen des schwächtigen jungen Mannes mit den langen, blonden Haaren und dem Blicke des ungezähmten Falken: „Der Geist der Wahrheit bahnt sich seinen Weg durch Nacht und Licht, durch Berg und Thal, durch Leben und Tod. Verschneucht aus

den Städten, flucht er in die Dörfer, aus Dörfern in Höhlen, aus Höhlen in die Wüste, ja ergriffen und auf den Scheiterhaufen gebunden steigt er aus den Flammen siegend empor und verliert sich wie das weiße Gefieder einer fliehenden Taube in die unermesslichen Lüfte!"

Mit dem Abschlusse des theologischen Studiums athmete der junge Mann, der nach einer nicht eben freudvoll durchkämpften Jugend nun festen Boden unter den Füßen fühlte, vielleicht zum erstenmale frei auf. Seine Phantasie malte ihm ein idyllisches Landleben als Pfarrer einer kleinen Gemeinde vor; er streifte durch die offenen Felder und träumte sich im Geiste in jene süße Beschränktheit, die im Augenblick seinem Ehrgeiz allein erreichbar schien, eine Stimmung, deren Aulänge sich in gar manchen seiner Dichtungen, namentlich der „Selbsttaufe“, wiederfinden. Aber der junge Theologe hatte bereits von dem Apfel einer anderen Erkenntniß gelostet, noch während seiner theologischen Studien hatte er durch kleine Aufsätze in einem Berliner Blatte über Fragen der Zeit kundgegeben, wie mächtig er sich durch die Julirevolution und deren Folgen erregt fühlte.

Diese Arbeiten lenkten die Aufmerksamkeit Wolfgang Menzel's auf Guxlow, und der damals allmächtige Beherrscher der deutschen Kritik veranlaßte den jungen Mann, zu ihm nach Stuttgart zu kommen und an der Redaktion des seit 1825 erscheinenden Literaturblattes Theil zu nehmen. Diese Verbindung sollte nicht von langer Dauer sein; Guxlow konnte um so leichter allein stehen, als seine erste größere Schrift: „Briefe eines Narren an eine Närrin“, die noch 1832 in Hamburg erschien, trotz ihrer Anonymität bedeutendes Aufsehen erregte. Er war zu jener Zeit ab und zu nach Süddeutschland übergesiebelt, wo er verhältnißmäßig immer noch freiere Luft athmete und größerer Bewegung fähig war, als daheim in dem absolut regierten Preußenlande. Noch einmal begrabirte sich der kaum

creirte philosophische Doctor zum Studenten der Jurisprudenz und Staatswissenschaft in München und Heidelberg und legte dadurch den Grund zu dem vielseitigen und oft staunenswerthen Wissen, das Guplow heute in sich vereinigt. Seine productive Thätigkeit wurde jedoch dadurch nicht unterbrochen, und Alles, was er in sich aufnahm, wurde in dem revolutionären Geiste umgestaltet, der ihn damals befeuerte. Nach dem Schwerte konnte die damalige Bewegung nicht greifen, um so schärfer zückte sie die Feder, um mit heißender Satyre, unerbittlicher Polemik die abgelebten Stüppunkte anzugreifen, auf welche die Metternich'sche Politik ihre Herrschaft gründete.

Es war viel Angeklärtes, viel Unbändiges und Wildes in Dem, was der deutsche Journalismus in seiner Geburtsstunde unter den Händen des „jungen Deutschland“ mit an den Tag förderte; schnell aber waren ihm die jungen Glieder wieder gebunden, und in Fänge von über einundzwanzig Jegen mußte sich flüchten, was man der Censur wegen sonst nicht frei heraus sagen durfte. Hier bewies sich Guplow's dichterischer Verstand am schnellsten und glänzendsten; er war unerschöpflich im Herbeiholen weitentlegener Stoffe, um hinter deren Maske die Misère unserer eigenen Zustände zu schildern. So entstand der geistreiche und wundervolle Roman: „Mahu-Guru, das Leben eines Gottes“. Wir erkennen und bewundern den Dichter in der psychologischen Feinheit, mit der er die Gefühle eines Menschen schildert, den der Mund der Priester zur göttlichen Würde des Dalailama erhob und der sich als Gott fühlen und geberden soll, während er verzweiselt die ganze Ohnmacht des Menschenthums in seinem Busen fühlt; und wir lesen ebenso bewundernd zwischen den Zeilen die scharfe Satyre des Publizisten auf das bureaukratische und theokratische Mandarinen- und Priestertum der heimischen Welt.

Nach breitete der Ruhm des jungen Autors sich aus, und 1835 sehen wir ihn seinen Wohnort in Frankfurt am Main

nehmen, um zu dem von Duller gegründeten „Phönix“ ein kritisches Beiblatt zu redigiren. Trotz seiner Jugend sah sich Guplow bereits von den jüngeren Zeitgenossen als kritische Autorität anerkannt, und manchem strebsamen, angehenden Talente hat er zu jener Zeit die helfende Bruderhand gereicht. Sein Aufenthalt in Frankfurt schien um so mehr ein bleibender werden zu sollen, als er sich noch im selben Jahre mit einer jungen Frankfurterin, Amalie Klöane, verlobte und allen Ernstes daran dachte, seinen eignen Heerd zu gründen — freilich viel zu frühe für eine Jugendkraft, die ihren eigentlichen Schwerpunkt noch nicht gefunden hatte. Aber ehe die beiden Verlobten das Ziel ihrer Wünsche erreichten, sollten noch schwere Kämpfe über sie kommen. Ein 1835 erschienenes politisch-philosophisches Lese-drama „Nero“ zog die allgemeine Aufmerksamkeit noch näher auf Guplow. Man behauptete, er hätte in der Person des Nero einen königlichen Dichter und Kunstfreund schildern wollen, den allerdings seine früher ausgesprochenen liberalen Gesinnungen nun nicht daran hinderten, die freisinnigen Männer seines Landes mit cäsarischer Selbstüberhebung zu verfolgen.

Gesteigert aber wurde das Aufsehen durch das Erscheinen des Romans: „Wally oder die Zweiflerin“, in welchem der ehemalige Theologe so vollständig mit seiner Vergangenheit brach, mit solcher Kühnheit das unvermittelt aussprach, was später Strauß und Renan wissenschaftlich zu begründen suchten, daß nun endlich für die öffentliche Macht die Handhabe gefunden war, den muthigen Pionier der neuen Denkweise vor ihr Gericht zu laden. Dieß geschah in Mannheim, wo der Roman erschienen war. Guplow wurde unter der Anklage, die historischen Basen des Christenthums erschüttert zu haben, nach acht Wochen Untersuchungshaft zu ferneren vier Wochen Gefängniß verurtheilt, während das Buch allorten confiscirt und vernichtet wurde, obgleich der berühmte Kirchenlehrer Paulus durch seine Apologie der Wally sich des verfolgten Dichters anzunehmen suchte. Das

Doch gab das Signal zu einem Sturm, der über das ganze „junge Deutschland“ hereinbrach. Der Bundestag selber fühlte sich zum Einschreiten bewegen; „das Rauschen dieses Blattes“ erschreckte ihn so gewaltig, daß man staunend sah, wie sich alle deutschen Regierungen gegen fünf junge Männer durch wahrhaft drakonische Exilte verbanden. Man verbot alle ihre Schriften, in Preußen sogar diejenigen, die Guklow in Zukunft noch schreiben würde, und unterdrückte noch vor ihrem Entstehen die „deutsche Revue“, welche er in Gemeinschaft mit Wienberg herauszugeben beabsichtigte. Daß sich an diese officiële Verdammung eine Reihe bitterer, persönlicher Erfahrungen knüpfte, die vornehmlich Guklow trafen, ist selbstverständlich. Ein Theil der Gesellschaft betrachtete ihn wie einen Paria, und er mochte wohl mit Recht sechszehn Jahre später in der Vorrede zu der neu aufgelegten Wally sagen, daß er mit einem Gefühl der Befriedigung die Gefängnißthüren hinter sich schließen hörte. Eine unendlich sensible, im Grunde schwächliche und in sich gekehrte Natur, wie die seine, litt schwer unter den Anfeindungen, die er allerdings zum Theil hervorgerufen, die aber doch in einem freien Staate unmöglich gewesen wären, und es steigerte sich durch sie das selbstquälerische Grübeln, welches solchen Organisationen eigen ist. Wie im Leben schloß es Guklow an dem Lühnen Geistesmuth, seine Ueberzeugungen auszusprechen; aber die Schwertschreie, die er aushauchen mußte, fielen nur zu oft auf sein eigenes Herz zurück, quälten und ängstigten es; und solche Naturen nennt man dann „kalt“, „schroff“, herzlos“!

Es war ein hebes Glück für ihn, daß er aus den wieder erschlossenen Gefängnißspalten in die Arme einer Verlobten eilen durfte, deren Liebe ungebrochen blieb, trotz ihrer großen Jugend, trotz der offenen und versteckten Ermahnungen, die auf sie einströmten. Mit der unerschütterlichen Treue ihres offenen und warmen Gemüthes, das Allen, die ihr im Leben nahe gestanden, unvergeßlich ist, hielt sie an dem Manne fest, dem sie ihr Wort

gegeben, und mit dem sie bald eine beglückte Häuslichkeit theilte. Ebenso warm stand Gupflew die Theilnahme eines Theiles der Nation zur Seite, welche die Verfolgung, die ihn betrafen, im tiefsten Herzen mißbilligte.

In der Ruhe seines Gefängnisses hatte er eine Abhandlung über „die Philosophie der Geschichte“ vollendet, welche sich gegen die Doctrinen Hegel's richtete und in Hamburg erschien, wo die Presse noch vergleichsweise frei war — was nicht allein den Druck seiner Schriften, sondern auch die Uebersiedelung des von Gupflew gegründeten Blattes „Der Telegraph“, ermöglichte. Noch eine andere Arbeit von großem Belang: „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ sah das Jahr 1836 entstehen. Es galt hier das Andenken eines Dichters wieder herzustellen, den kaum erst die beiden Antipoden Menzel und Börne, jeder in seiner Art, angegriffen hatten. Ohne Anklang bei der Nation zu finden, rief Menzel von seiner Seite damit nur Bestreben, Börne, dessen einseitiger patriotischer Eifer ihn forttrieb, Schmerz hervor. Dieß gab Gupflew Gelegenheit, zu zeigen, wie er bereit war, nicht allein für politische und Tages-Fragen seine Geistes-lanze einzulegen, sondern auch mit gleicher Wärme an das Dankes- und Gerechtigkeitsgefühl der Nation zu appelliren, da wo einer ihrer größten Geister bedrückt wurde.

Im Winter von 1837—1838 begab sich Gupflew nach Hamburg, wohin ihm im Frühjahr seine Gattin mit ihrem Kinde folgte, und hier verlebte das junge Paar einige Jahre in einem engen Kreise gleichgesinnter Freunde, zu denen namentlich der bekannte Arzt Assing und seine geistvolle Frau, Rosa Maria, die Schwester Barnhagen's, gehörten. Auch hier feierte der fruchtbare Schriftsteller nicht; neben der Redaktion des Telegraphen war noch 1837 in Stuttgart ein Culturgemälde der Gegenwart: „Die Zeitgenossen“, des preussischen Verbois aller Gupflew'schen Schriften wegen unter dem Namen Pulver's erschienen; 1838 folgte ihm in Hamburg der noch sehr an die

romantische Epoche anstreifende Roman: „Seraphine“, dann eine Sammlung von Kritiken unter dem Titel: „Götter, Helden und Don Quixote“, und endlich der dreibändige pädagogisch-satirische Roman: „Basewood und seine Söhne“. Alle diese Werke, wie phantastisch und wunderbar sie uns auch heutigen Tages erscheinen, enthalten im Einzelnen wahre Perlen des Geistes und des Gemüthes und werden als Denkmale einer literarischen Uebergangszeit, welche die endliche Vorherrschaft des Romans herbeiführen sollte, immer von großem Interesse bleiben.

Mit dem Trauerspiele „Saul“ begann Gupfrow auf die Bahn des bühnengerechten Drama einzulenken. Dann fertigte er in einer scharfen Streitschrift: „Die rothe Mütze und die Kapuze“ den Münchner Görres ab, bei Gelegenheit der durch die Frage über die gemischten Ehen hervorgerufenen Kölner Wirren.

Vom edelsten Geiste befeelt, stellt sich uns ein anderes Werk dar: „Vörne's Leben“, welches Gupfrow 1840 herausgab, ohne Scheu, den Zorn und die Sarkasmen des gewaltigen Heine hervorzurufen, der das Andenken des im Jahre 1837 verstorbenen Vörne mit all' dem Leichtsinne und der Bosheit verunglimpfte, deren er, wenn er sich beleidigt glaubte, fähig war. Mit sittlicher Entrüstung wies Gupfrow den Angreifer in die gebührenden Schranken zurück, zugleich ein Charakter- und Lebensbild Vörne's entwerfend, wie es des edelgesinnten Patrioten würdig war und ihn noch lange im Andenken seiner Nation erhalten wird.

Wir sind hiermit an einem Wendepunkt von Gupfrow's literarischer Thätigkeit angelangt. Nach einer achtjährigen, fast riesenhaften Rührigkeit sehen wir ihn das Feld der Tagespolemik verlassen, auf dem er so lange unerschütteret gestanden, fernhin-treffende Pfeile nach allen Richtungen versendend und sich einer Unzahl von Feinden erwehrend, die er, stets die Fahne des Fortschritts hochhaltend, auf den wechselndsten Gebieten der

Politik, der Literatur und der Philosophie bekämpft hatte. Aber, indem er sich nun völlig der künstlerischen Produktion zuwandte, wurde er darum der eigentlichen Mission seines Geistes, zu reformiren, neuzugestalten, keineswegs untreu. Zunächst richteten sich seine Blicke auf die vollständig vernachlässigte Bühne; und den hohen Verdiensten Guplow's reiht sich das neue an, daß er die deutsche Bühne sich selber zurückgab, daß er durch eine Reihe von bühnengerechten und im Dialog geistreich pointirten Dramen wieder das allgemeine Interesse für die Bühne erregte, daß er Schauspieler, wie Devrient, Dawison, Brenner, Dahn u. A. für dieselbe miteingezogen hat. So wurde Guplow der Schöpfer des modernen „Tendenzdrama“, denn nicht als je war es ihm darum zu thun, auch von der Bühne herab die Interessen seiner Nation zu vertheidigen, die Fragen der Zeit in den Stoffen abzuspiegeln, die er mit wahrer Meisterschaft aus allen Ländern und in allen Jahrhunderten aufzufinden wußte, und wir mögen es ihm gerne Dank wissen, daß er sich dabei nicht zu hoch in den reinen Aether der Klassizität verflieg, sondern auf der Erde und Allen verständlich, Allen zugänglich blieb.

Großes Aufsehen erregte sogleich sein erstes Stück: „Richard Savage“, das, um 1839 zuerst in Frankfurt a. M. aufgeführt, schnell seinen Weg über alle deutschen Bühnen nahm. Zeigte dieses Stück, wenn auch in etwas strenger Auffassung, den unmöglichen und vergeblichen Kampf des Einzelnen gegenüber dem, von der sogenannten guten Gesellschaft unterstützten Kaster, so errangen schon im folgenden Jahre die Dramen „Werner“ und „Faust“ noch größere Erfolge, indem man mit Nahrung dort den Widerstreit zwischen „Herz und Welt“, hier den patriotischen Widerstand eines Mannes feierte, der den absolutistischen Gelüsten eines Fürsten zum Opfer fällt. „Die Schule der Reichen“ war Guplow's nächste dramatische Arbeit, durch welche ihm jedoch der Aufenthalt in Hamburg gründlich verleidet wurde, indem es die reichen Handelsherren sehr widerwillig aufnahmen, daß ein

Dichter es wagte, ihnen unter den eigenen Augen dieses Spiegelbild ihres Selbst aufzustellen.

Im Sommer 1842 sehen wir Gupflew dann auf dem Wege nach Neffa — Paris, wohin es, seit Börne und Heine mit so viel Glück ihre Waffen in die ähnde und doch Anmuth duftende Lauge des französischen Geprit getaucht hatten, jeden Schriftsteller von einiger Bedeutung unwiderstehlich zog. Die „Briele aus Paris“, welche bei ihrem Erscheinen mit Spannung aufgenommen wurden, waren das Produkt dieser Reise und bieten auch heute noch ein anziehendes Bild der Juliregierung und des literarischen und künstlerischen Lebens des damaligen Paris.

Immer reicher sehen wir von da an Gupflew's dramatische Thätigkeit sich entfalten, nur unterbrochen durch gelegentliche Reisen nach der Schweiz, Oberitalien, Dresden u. s. w., welche ihn theilweise zu lyrischen Ergüssen, theilweise zu kleineren Novellen, die in ihrer geschlossenen Form, wir erinnern nur an die „Wellenbraut“, höchst anregend wirkten, veranlaßten. In derselben Zeit erschienen nach und nach in drei Bänden: „Verwischte Schriften“, und schritten über die Bühne: „Ein weißes Blatt“, „Der dreizehnte November“ und endlich Gupflew's populärstes Stück: „Fopf und Schwert“, das freilich in Berlin nicht gegeben werden durfte, dafür aber die Lachmuskeln des ganzen übrigen Deutschland in Bewegung setzte und sich fortwährend mit gleichem Glück auf der Bühne erhielt. Bewegten sich nun die letztgenannten Stücke mehr in der Sphäre des Lustspiels und des Herzendrama's, in welsch' letzterem Gupflew mit Vorliebe Helken schildert, die, mit dem eigenen Herzen im Gebränge, lebhaft an ähnliche Gestalten Göthe's, an Weislingen, Clavigo u. s. w. erinnern, dabei aber auch dem Schauspieler eine interessante psychologische Aufgabe stellen — so griffen „Das Urbild des Tartüffe“ und namentlich „Uriel Acosta“ wieder um so schärfer in das Leben der Gegenwart ein. Mit

dem feinsten Witz, der köstlichsten Satyre wurde dort die Heuchelei gegeißelt, welche die letzten Stunden des Metternich'schen Regiments nicht weniger charakterisirte, als einst die Regierung Ludwigs XIV. Wahrhaft begeisternd und erhebend aber wirkte allorten die Darstellung des: „Uriel Acosta“, mit welchem Stück Guklew seinen höchsten dramatischen Flug genommen hat. Dieses „hehe Lied“ der Toleranz, das sich würdig an Lessing's Nathan anreicht, wurde hervorgetrieben durch die Bewegung, in welche der Deutsch-Katholicismus das religiöse Leben der Gegenwart versetzt hatte, und Guklew benutzte dazu einen historischen Stoff, den er früher schon einmal in einer seiner interessantesten Novellen „Der Sadducäer von Amsterdam“ behandelt hatte. Die Redaction des „Telegraph“ hatte Guklew inzwischen vollständig an Georg Schönges überlassen; seine darin enthaltenen Aufsätze erschienen gesammelt in den „Vermischten Schriften“ und in „Aus der Zeit und dem Leben“.

In gleicher Weise sammelte, ordnete und überarbeitete Guklew seine zahlreichen, nach allen Richtungen hin zerstreuten Arbeiten zu einer Gesamtausgabe von zwölf Bänden, die 1845 in Frankfurt erschien und sowohl seine frühesten Arbeiten (wir heben unter diesen namentlich die „öffentlichen Charaktere“ hervor), wie seine neueste Arbeit „Wiener Eindrücke“ enthielt, welche in geistreichster Weise, und in Oesterreich mit wahrem Antheil aufgenommen, das Leben der Kaiserstadt vor der Revolution von 1848 schilderten. — Mit rastlosem Fleiße sehen wir dann wieder den Dichter mit der Schöpfung neuer Dramen beschäftigt; das Trauerspiel: „Fugatschess“, das vaterländische Drama „Wallenweber“ erschienen bis zu Ende 1847. Mit diesem letzteren Stoffe griff Guklew wieder tief in das Leben der Gegenwart ein, indem er den steigenden Anmaßungen Dänemarks, namentlich in der Frage des Sundzollens, jenen patriotischen Bürgermeister von Lübeck gegenüberstellte, der allerdings

mit wenig Glück und noch weniger Einsicht sich bemüht hatte, die sinkende Herrschaft der Hanse über die nordischen Meere wiederherzustellen.

Schon im Jahre 1846 hatte Guplew einen Ruf nach Dresden als Dramaturg an das dortige Hoftheater erhalten, was seine Uebersiedelung dahin nothwendig machte, und wohin ihm im Frühling 1847 seine Gattin mit drei Söhnen folgte. Man fing kaum an, sich in die neuen Verhältnisse gemüthlich einzuleben, als die Donner der Märzrevolution zu rollen begannen. Guplew hatte sich im Februar mit seiner Frau, die eben eine schwere Krankheit überstanden hatte, zu einem Besuche nach Berlin begeben. Da brach auch in Berlin die Revolution aus. Eine noch nachhallende Erschöpfung steigerte sich bei seiner Gattin durch die Ereignisse, an denen auch sie mit der Begeisterung einer echt deutschen Frau Theil nahm. Sie sah ihren Mann von den Schultern des Volks getragen, als ihn am 19. März Fürst Tichnowski und Graf Arnim-Bohlenburg aufforderten, zur Beruhigung der Volksmassen vor dem königlichen Schloß zur lauschenden Menge hinabzureden — ward aber vom Anblick der 200 Volkskrieger am Begräbnistage derselben so erschüttert, daß sie sich wieder legte und am Typhus nach dreißigtägigem Krankenlager starb.

Durch diesen Schlag, durch ein dreißigtägiges Verweilen am Krankenbett in der entscheidendsten Zeit in seiner augenblicklichen Theilnahme an dem Aufschwung der Nation vollständig gelähmt, sehen wir den Dichter dieselbe nur durch zwei kleinere Schriften: „Ansprache an das Volk“ und „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe“ bethätigen, während er sonst ohne Zweifel eine hervorragende, vielleicht für ihn verhängnißvolle Rolle in der deutschen Bewegung gespielt haben würde. Da brach auch in Dresden die Revolution aus, das Hoftheater wurde aufgelöst, alle Mitglieder wurden entlassen. Auch die Stelle des Dramaturgen ging ein. Guplew ging

nach Frankfurt, wo er den Frühling und Sommer des Jahres 1849 zubrachte und dort zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag seinen „Königslieutenant“ schrieb. Ende September verheiratete er sich zum zweiten Male mit einer Cousine seiner Frau, einer Tochter des bekannten Frankfurter Buchhändlers J. B. Weidinger.

Die Aenderung so mancher Verhältnisse überhaupt veranlaßte wohl, daß Gupflew damals schon fast ganz Abſchied von der Bühne nahm. Einerseits mochte er fühlen, daß ein Theil der Ziele erreicht war, die er sich bemüht hatte, von den Brettern herab dem Auge und Ohr der Nation vorzuführen, andererseits war es die Unbill einer bis an's Gehässige streifenden Kritik, die ihm die Laufbahn eines dramatischen Dichters fast ganz verleidete. Hätte Gupflew weniger Stolz und mehr Dünkel besessen, so möchte er sich leichter darüber hinweggesetzt haben, aber nicht wirkt lähmender und entmuthigender auf den Dichter, als das Bewußtsein, von einem Theil der Zeitgenossen geringschätzig und ungerecht behandelt zu werden. Das Göttermahl freudigen Schaffens wird ihm so Tag für Tag von der feindlichen Harpye des Neides und der Mißgunst gestört, bis er sich selber entmuthigt davon wendet. Gupflew konnte nicht mit Unrecht gelegentlich Hebbel's selbes Wort wiederholen: Das Publikum ist an mir durchgefallen!

Nur noch vorübergehend kehrte er zur Bühne zurück, im Jahr 1852 mit „Antonio Perez“, einem Stoff aus der spanischen Geschichte unter Philipp II, dann mit: „Vorderer und Mythe“, mit: „Otfried“, „Ella Rose“ und endlich 1855 mit: „Kenz und Eöhne“, in welchem Stücke er mit scharfer Satyre die pietistlich gefärbte Beethätigkeitsmanie griffelte, was freilich um so weniger gefallen mochte, als man sich gerade in jenen Tagen auf der Höhe der politischen und religiösen Reaction befand. — Der Genius des Dichters drängte ihn nun in eine neue Bahn; nur vorübergehend hatte er bis dahin das Gebiet

des Romans angestreift, bis er im Jahre 1850, auf's Lebhafteste angeregt durch die bewegten Verhältnisse der Gegenwart, seine ganze Thätigkeit auf dieses Feld wendete. Was das neuverjüngte Deutschland belebte und erregte, was noch unklar in ihm wogte und der Gestaltung zudrängte, was es vor allen Dingen bedurfte, das wollte er in einem mächtigen Zeitgemälde zusammenstellen, dessen Rahmen möglichst weit für den gewaltigen Inhalt werden mußte. So entstand der Roman des „Nebeneinander“, wie Guplow selbst sein erstes derartiges Werk, „Die Ritter vom Geiste“, nannte — ein Paradoxon, das vielfach angegriffen wurde, trotzdem es genau bezeichnet, was der Dichter eigentlich wollte.

In dem social-politischen Romane begegnen sich, wie früher in der alten Tragikemödie der Spanier und Engländer, alle Schichten der Gesellschaft, vom Könige bis herab zum Bettler. Diese ganze bunte Welt zu lenken, geistig zu beherrschen und endlich einem höheren Ziele entgegenzuführen, indem aus dem zersückten Deutschland ein freier und einiger Staat hervorgeht — dies ist die erhabene Aufgabe der „Ritter vom Geiste“, welche sich aus jeder Klasse, die Frauen nicht ausgenommen, rekrutiren. Man muß gestehen, daß es eine hochpoetische Idee des Dichters war, diesen idealen Zweck an die frühere Mission der Tempelherren und jener geistlichen Ritterschaften anzuknüpfen, die u. a. auch einst den Nordosten Deutschlands einer höheren Kultur und dem Christenthume, später dem Protestantismus gewonnen hatten. Die modernen Ritter kämpfen freilich, aber gewiß eben so unwiderstehlich, für den Fortschritt, für eine neue Größe nur mit Waffen des Geistes, und hier bewährt sich Guplow wiederum als der Tüchtigsten Einer. Mag man an den künstlerischen Zuthaten des Werkes Mancherlei aussetzen haben; da wo er das politische und soziale Gebiet betritt, wo er die Zustände und Schrecken der Zeit beleuchtet, wo er die Hoffnungen der Zukunft enthüllt, manifestirt sich die Fülle und

Schärfe seines Geistes, die Wärme seines Gemüthes wiederum auf's Glänzendste.

1851 erschien das vollendete Werk in neun Bänden und trug seinem Verfasser neben mancherlei Angriffen, namentlich von Seiten der Reaction, reichliche und wohlverdiente Vorbeeren ein. Da er der Ruhe bedurfte, brachten die nächsten Jahre nur kleinere Arbeiten von ihm: „Aus der Knabenzeit“ und: „Die Diakonissin“, worin gleichfalls eine Zeitströmung charakterisirt wird. 1852 gründete Guplow nach dem Vorbilde der Household - Words von Dickens sein vielgelesenes, leider seither eingegangenes Unterhaltungsblatt: „Unterhaltungen am häuslichen Herd“. — Erneute Reisen nach Paris, der Schweiz, und Italien ließen den Dichter neue Kräfte und Anschauungen gewinnen zu einem zweiten Zeitgemälde, zu dem ihn die schon 1854 erschienene neue Auflage der „Kitter vom Geiste“ mit Recht ermuntern mochte. Hatte Guplow den Schauplay dieses Romans nach dem Norden Deutschlands, dem Schwerpunkt unserer Regeneration und in einen protestantischen Staat verlegt, so war er sich doch wohl bewußt, damit nur eine Seite unserer geschichtlichen Entwicklung erfaßt zu haben. Jene andere Seite, die im Süden liegt, wo die papistische Lehre und die Herrschaft Roms sich trotz aller Kämpfe dauernd behauptet hat, die Nothwendigkeit, auch dort im Geiste des Jahrhunderts eine Umgestaltung eintreten zu sehen, sind der interessante Vorwurf zu Guplow's zweitem großem Romane: „Der Zauberer von Rom“. Dieses Werk, eines der gedankenreichsten unserer ganzen Literatur, nahm für die nächsten Jahre den angestrengtesten Fleiß des Dichters in Anspruch, nur durch Reisen, die er im Interesse desselben unternahm, unterbrochen. An Ort und Stelle studirte er in Westphalen, den Rheinlanden und später in Italien, namentlich in Rom selbst, die Verhältnisse, welche er später so meisterhaft schilderte. Im Jahre 1861 schon erschien der letzte Theil der neunbändigen Dichtung, welche die katholische

Welt unseres Vaterlandes in allen ihren Nüancen auf's Treueste abbildet und genau darstellt, wie alle ihre Lebensfäden nach Rom laufen, dort gemischt und verknüpft werden. Er zeigt uns, wie der Kampf der Ghibellinen und der Guelfen noch immer nicht beendet ist, wie ein Abgrund ohne Brücke fort und fort die lateinische und germanische Welt auseinanderhält. Wer kann ihn schließen, wer das Getrennte verbinden? Kein Anderer, als der Geist der Liebe und Humanität, der als der echte und allein wahre Statthalter Christi auf Erden in der Person des neuen Papstes erscheint, welcher seine Würde in die Hände eines allgemeinen Konzils, das heißt der ganzen gebildeten Welt zurücklegt. Wann aber dieser „Zauberer von Rom“ in Wirklichkeit erscheinen wird, läßt der Dichter unentschieden; er zeigt uns nur mit dessen Prophetengeiste in einer großartigen Vision den endlichen Sieg der Idee und der Civilisation über einen Kampf, dem seit einem Jahrtausend das Blut der Menschheit geflossen ist.

Wie mochte es Guplew zu Muthe sein, als er nach der ungeheuren Anstrengung und geistigen Aufregung, in welche ihn die Erzeugung von zwei so umfangreichen und gewaltigen Dichtungen versetzt hatte, in das kleine Weimar einzog, um dort das Sekretariat der Schillerstiftung, für deren Zustandekommen er sich jahrelang bemüht hatte, und die im Wesentlichen seine Schöpfung ist, zu übernehmen? Die kleinen Verhältnisse der kleinen Stadt und Residenz wirkten, trotz des freundlichen Entgegenkommens des Großherzogs und seiner Familie, beengend und verstimmend auf einen Geist, der nach dem ungeheuren Flüge, den er genommen, sich noch in Schwingungen befand, die in dem engen Residenzleben nur dissonirend austönen konnten. — Die Uebersetzung seiner Dramen, deren Gesammtherausgabe seit einigen Jahren begonnen, seine neue Uebersetzung des „Zauberers“ für die zweite Auflage beschaffte Guplew in den folgenden Jahren; dann schuf sein rast-

loser Geist schon wieder an einem neuen Plane für ein großes historisches Bild, das er so recht dem innersten Herzen Deutschlands entnehmen wollte. Schon im Jahre 1844 bei einer Reise nach München war bei einer Begegnung mit Freiherrn von Hormayr die Burg Hohenschwangau und deren Geschichte als ein dichterisch zu verwertender Stoff zur Sprache gekommen. Gupfrow dachte damals daran, den ausgebauten Patrizien Baumgartner, der im sechzehnten Jahrhundert die Burg an sich gebracht und im Style der Renaissance neu ausgebaut hatte, zum Gegenstand eines Dramas zu machen. Er ließ den Plan jedoch wieder fallen und kam erst in Weimar darauf zurück mit der Absicht, in einem Romane das Zeitalter der Reformation und die Grumbach'schen Händel, an die Geschichte der Burg anknüpfend, zu schildern. Die Vorstudien zu diesem Werke, sowie die Ausarbeitung des ersten Bandes wurden unterbrochen durch die Verhältnisse, in welche Gupfrow mit dem Vorstand der Schillerstiftung gerieth. Gupfrow, den es von Weimar fortbrängte, machte sein Verbleiben bei dem Secretariat (einer beiläufig gesagt, höchst anstrengenden Thätigkeit) davon abhängig, daß nach den bestehenden Statuten der Vorort nach Ablauf der gesetzlichen fünf Jahre gewechselt werde. Verhältnisse, auf die näher einzugehen hier nicht am Orte ist, setzten es gegen seinen Willen durch, daß das betreffende Statut abgeändert wurde und Weimar auf fernere fünf Jahre Vorort blieb, worauf Gupfrow sein Secretariat niederlegte. Nicht so schnell aber konnte er den Stachel mancher Kränkung aus dem Herzen reißen. Man kann leicht sagen, daß ein erhabener Geist sich über Derartiges hinaussehen müsse, wir antworten darauf mit Platen's Worten:

„Es liegt an eines Menschen Qual, an eines Menschen Wunde nichts,
Es lehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts.“

Ein kleiner Tropfen läßt oft das Maß von Bitterkeit überfließen, das sich nach und nach in einer jarthefalteten Menschen:

brust aufhäufen kann, ohne daß der „Gesunde“ in seiner glücklichen Organisation etwas davon merkt. Verschiedene Sorgen und Unruhen anderer Art, sowie körperliches Uebelbefinden gesellten sich hinzu. Guklew versiel von Tag zu Tag mehr einem tiefen Gemüthsleiden, das ihn arbeitsunfähig machte und ruhelos umhertrieb. Bald hier, bald dorthin reisend, überwältigte ihn im Januar des Jahres 1865 der finstere Geist in einem kleinen Städtchen Oberhessens, wo er sich auf der Fahrt nach Frankfurt aufhielt. Er rüstelte mit eigener Hand an den Pforten des Daseins, um sich den Weg zu ewiger Gesundheit zu bahnen.

Aus dieser Katastrophe aber sollte ihm in der That neues Leben erblühen. Von allen Seiten eilten treue Freunde an des Dichters Krankenbett, von allen Seiten bemühte sich die Nation, ihm zu zeigen, wie hoch sie ihn verehrte, wie wenig sie noch ihres treuen Verkämpfers entzathen konnte. Was der Dichter im heiligen Traume gesehen, ward hier zur Wahrheit. Nord und Süd, Protestant und Katholik vereinigten sich in demselben Gefühle der Trauer und der Theilnahme.

Ein Aufenthalt von wenigen Monaten in der lieblichen Gegend von Bayreuth, im Hause eines gebildeten Arztes, des Dr. Falco von Gilgenberg, reichte hin, Guklew geistig und körperlich wieder herzustellen, so daß er sich im Herbst 1865 wieder mit seiner Familie vereinigen und mit ihr die Ufer des Genferssees aufsuchen konnte, wo ein Winteraufenthalt in Bevey seine gänzliche Wiederherstellung vollenden half. So kehrte er neugekräftigt in den Kreis des Lebens zurück; heiter, mild, weich und zugänglich, wie noch nie. Vorerst besuchte er in Gesellschaft seines jüngsten Sohnes München, Augsburg und Würzburg, um neues Material für seinen wieder aufgenommenen Roman zu sammeln, und dann sehen wir ihn sein Domizil in einer freundlichen Villa in Kesselstadt bei Hanau aufschlagen. Dort, nicht gestört durch das Geräusch einer großen, nicht bedrückt durch die Verhältnisse einer kleinen Stadt und doch im

Verkehr mit näheren Freunden, vollendete Gupflew sein neuestes Werk: „Hohenschwangau“, dessen fünfter und letzter Band vor Kurzem erschienen ist.

Auch in dieser neuen Schöpfung ist der Dichter sich gleich geblieben, auch hier lenkt er unser Denken und Fühlen auf die edelsten Interessen unseres Volkes und erhebt uns durch den Gedanken, daß eine Nation, welche die welthistorische That der Reformation durch eigene Kraft vollbracht, auch auf dem Gebiete der Politik noch zu größeren Dingen mag berufen sein.

Namentlich aber hat uns Gupflew durch dies letzte Werk bewiesen, wie er in ungebrochener Schöpferkraft dasteht, und wie sein Herz mit stets gleicher Wärme für alles Deutsche schlägt. Mehr als je bedürfen wir eines Führers, wie ihn, von solcher Schärfe des Urtheils, solch' prophetischem Blick in die Zukunft. Möge seine jetzige Zurückgezogenheit bald einer festen, gesicherten Stellung Platz machen, die seiner hohen Talente würdig ist und ihm die dunkle Sorge um den kommenden Tag vom Haupte nimmt! Sollte nirgends sich in Deutschland ein Fiedestal finden für diesen „Ritter des Geistes“, dessen Charakter unantastbar dasteht, der nie um eitle Gunst und Ehre gebuhlt? Wir besitzen mehr an ihm, als nur den Dichter; wie Hamlet von seinem Vater, dürfen wir, trotz seiner letzten Irrung, von ihm sagen, was in dem Drange unserer Zeiten nur Wenigen gebührt:

„Rehmt Alles in Allem — er ist ein Mann!“

Richard-Vennoir.

(1867.)

„Stellen wir stets dem Volke ein edles Ziel vor Augen und das Beispiel Derjenigen, die sich Glücksgüter errungen durch die Arbeit, Achtung durch ihre Redlichkeit und Ruhm durch ihren Muth.“

Leuis Napoleon.

Durchwandeln wir die Straßen einer deutschen Residenz, so werden uns deren Benennungen, sowie die der öffentlichen Plätze ziemlich genau über den Inhalt des gehäuschen Hof- und Taschenkalenders orientiren. Da ist kein Prinzen und kein Prinzlein, das nicht in solch wohlfeiler Weise verewigt würde, und selbst altchwürbige Benennungen, die sich historische Rechte erworben haben, müssen vor Friedrich, dem Kind, und Amalia, dem Bäckisch, zurückweichen. Ein Beweis mehr, wie uns noch gar zu tief der leidige Byzantinismus in Fleisch und Bein steckt, wie der Geist jener Geschichtsepoche, welche die unterthänige Kriecherei und Schwanzwederei, das „Ersterben in tieffster Ehrfurcht“ u. s. w. zum Gesetz erhoben, in unserm lieben Vaterlande noch recht lebendig ist! — Wohlthuend berührt dagegen die Benennung vieler Pariser Straßen, welche uns die Namen

großer Männer vergegenwärtigen, an die sich die Fortschritte von Wissenschaft, Kunst und Poesie anknüpfen. Doch nicht sie allein, auch einen Repräsentanten des vierten Standes hat Louis Napoleon, vielleicht, wie man sagt, um dem Letzteren zu schmeicheln (jedensfalls ist es eine feine Schmeichelei), in dieser Weise verehrt und ihm damit ein unvergänglicheres Monument gesetzt, als ein selches von Marmor oder Erz. Dem neuen Boulevard, welcher an den Boulevards Prince-Eugène grenzt, gibt er statt des Namens seiner Mutter, wie man vorgeschlagen, den Namen des Mannes, der sich unsterbliche Verdienste um die Hebung der französischen Industrie erworben, er nennt ihn Richard-Lenoir, um, wie er in seiner Inaugurationsrede sagt, den Mann zu ehren und zugleich dem Volke ein Beispiel des Fleißes, ein Ziel edelster Nachahmung vor Augen zu stellen. — Louis Napoleon mag ein Despot sein, aber er ist wenigstens Einer, der etwas gelernt hat.

Aber wer ist Richard Lenoir? werden mit Recht in Deutschland Viele fragen; und die Verdienste des Mannes, sowie seine großen Talente rechtfertigen wohl den Versuch, uns näher mit ihm bekannt zu machen oder, richtiger gesprochen, mit den beiden Männern, denn Richard Lenoir ist die Firma einer Handelsverbindung, welche innige Freundschaft vereinigte und welche der frühe Tod Lenoirs thatsächlich, aber nicht dem Namen nach auflöste, da sie auf immer mit einander verbunden bleiben wollten. So repräsentirt uns dies moderne Dioskurenpaar einen Föllur des Handels und einen Rastor des Handels, aus deren Verbindung nothwendigerweise Großes und Gutes hervorgehen mußte, und die am Firmamente des Handels und der Industrie noch lange als glänzendes Doppelgestirn leuchten werden — obgleich Richards geniale Natur allein es war, die den bescheidenen, reblichen Lenoir aus der Dunkelheit emporriß, in der er wohl sonst geblieben wäre. Amerika hat seinen Benjamin Franklin, England seinen Robert Stephenson und

Frankreich seinen Richard — Männer, die in den verschiedenen Ländern als die Repräsentanten der schaffenden, arbeitenden Volkskraft gelten, die, aus dem Volke hervorgegangen, für das Volk arbeitend, die Vorbilder geworden sind, zu denen der Arbeiterstand mit Verehrung ausblickt, deren Höhe er zu erreichen träumt, wenn er einen Moment in der schweren Sorge des Tages inne hält und sich die schweißbedeckte Stirne trocknet.

Aber wunderbar ist es, wie gerade in diesen drei Männern sich die eigenthümlichsten Unterscheidungen des Volksgeistes kundgeben. Die Männer des germanischen Stammes schaffen mit eignen Händen, sie grübeln und untersuchen, und langsam, Schritt für Schritt, bahnen sie sich den Weg zur Höhe. Nicht so der Sohn des romanischen Volkes, der bewegliche Franzose. Was ihn treibt, ist der Geist der Spekulation, der Wunsch reich zu werden, das Gefallen am lähnen Wagen. Heute reich, morgen arm, verliert er nie den esprit de guerre, sich mit dem Leben nach allen Seiten hin herumzuschlagen und ihm im effenen Kampfe die Krone zu entreißen. Aber als er sie errungen, da traten die großen Charakterseiten des Mannes hervor, die Liebe zu denen, die mit ihm auf der untersten Sprosse der Leiter gestanden, der Wunsch ihnen Arbeit zu geben, und zugleich glühende Liebe zum Vaterland, die ihn antreibt, dessen Industrie auf die Höhe zu heben, auf welcher England bereits triumphirend steht.

Richard war der Sohn eines normännischen Bauern, und die sprichwörtliche Schlaueheit des Normannen war ihm nicht als kleinstes Erbtheil zugefallen. Seine Wiege stand auf einem Pachtgute des Vaters, genannt Trelat, im Arrondissement von Caen, und er wurde im Jahre 1765 geboren. Die Jahreszahl allein genügt, dem Leser eine Vorstellung von dem damaligen Zustande des Landbewohners zu geben. Von Steuern erdrückt, konnte er bei aller Sparsamkeit kaum den nothwendigsten Lebensunterhalt gewinnen. Man lebte von Buchweizen, Kleibete

sich in den schlechtesten, wollenen Stoff, und der Luxus der Schuhe war unbekannt. François Richard wurde nicht sorgfältiger, als die andern Kinder seines Dorfes erzogen, aber frühe schon gaben sich ein merkwürdiger Spekulationsgeist und eine seltene Festigkeit, seine Vorsätze auszuführen, bei ihm kund.

Ein Oheim schenkte ihm als Neujahresgeschenk sechs Nüsse; er aß eine derselben, fand sie köstlich und beschloß, auf Kosten seiner Lederhaftigkeit mit diesem Schape zu wuchern. Sechs Wochen lang widerstand das siebenjährige Kind dem Wunsche, die Nüsse aufzuessen, wartete, bis die Erde aufgethaut war, und pflanzte dann seine Nüsse — im Geiste schon die Vortheile überschlagend, die er davon genießen würde. Mehrere Jahre lang pflegte er die jungen Bäumchen mit größter Sorgfalt, aber als sie wirklich Früchte trugen, war er schon lange fern, um andere Früchte seines thätigen Geistes zu ernten. Zwei von den Bäumen, die er gepflanzt, haben ihn überlebt.

Nach dem achten Jahre kam François zur Schule und mußte in den Ruhestunden ein Feld mit Buchweizen vor den Einbrüchen des Geflügels hüten. Bei einer solchen Gelegenheit rettete das schlaue Kind drei Landolente aus den Händen der abscheulichen Justiz jener Tage. Sie waren nach Pilly gekommen, Kalk zu holen, ruhten sich unter einem Baume aus und würzten ihr einfaches Mahl von harten Eiern mit weißem Salze, das sie neben sich liegen hatten. In diesem Augenblick erschien ein Trupp der dem Volke so tief verhaßten Salzzöllner, und, eine Umgehung ihres Monopols witternd, fielen sie über das Salz her, bemächtigten sich aber zugleich der Pferde und Wagen jener Männer, um sie als Pfand hinwegzunehmen.

Die Betroffenen waren außer sich, jedoch ihr Flehen war vergebens. Da rettete sie der kleine François. Er sieht einige Fischkäschen, die zwischen den Bäumen hin- und herspringen, macht die Beamten darauf aufmerksam, und während sie ihre Blicke dahin richten, streut er das Salz hinter die Hecke. Mit

dem Verschwinden des *corpus delicti* war auch der Proceß, trotz dem Wüthen der Beamten, beendigt, die entzückten Fuhrleute aber verehrten dem Vater Richard einen Schinken als Dank für die Geschicklichkeit seines neunjährigen Sohnes.

Der Spekulation mit den Rüffen folgt eine andere, einträglichere mit Tauben, die so glücklich ausfällt, daß François mit 12 Jahren 42 Francs im Besiz hat und sich den Luxus erlaubt, ein paar eisenbeschlagene Schuhe zu kaufen. Ein Handel mit jungen Hunden beschäftigt ihn alsdann, und sein bedeutendes Rechenalent trägt ihm eine Anstellung ein, indem ihn der Pächter eines nahen Gutes bei den wöchentlichen Marktrechnungen benützt. An diesen Markttagen lernte er das in der Normandie so häufige Laster der Trunksucht kennen und verabscheuen bis an sein Lebensende. Dagegen wurde er ein wenig Wilddieb, fing des Nachts Hasen, die er das Stück zu 15 Sous verkaufte; und so erklärt es sich, wie François schon von dem neunten Jahre an für seine eigenen Bedürfnisse sorgte. Doch seinem Ehrgeize genügte dies nicht; während einer Krankheit und der darauf folgenden langsamen Genesung ward es ihm klar, daß er sein Dorf verlassen müsse, um draußen das Glück zu suchen.

Seinen ganzen Reichthum, in 60 Francs bestehend, hatte er seinem Vater anvertraut, der aber wenig gewissenhaft damit umging und dem Sohne, da dieser sein Eigenthum zurückverlangte, nur noch zwölf Francs geben konnte.

Richard betrübte sich darüber nicht; die zwölf Francs in der Tasche, verließ er mit siebzehn Jahren die Heimath, voll von Plänen und Entwürfen, und wanderte nach Rouen, wo er für vierzig Thaler Salair bei einem Kaufmann: Vader, Hausknecht, Kutscher u. s. w. wurde. In diesen Eigenschaften bereiste er mit seinem Herrn die großen Märkte und Messen und kam auch nach Paris, wo er das Spiel eben so sehr verabscheuen lernte, als den Trunk, indem er bei einer Partie

Willard, die er allein gegen Mehrere spielte, dreißig Francs verlor.

Richard blieb zwei Jahre in Rouen und begann daran zu zweifeln, daß er je das Glück erreichen werde, denn seine Lage blieb immer die gleiche, und von dem Handel lernte er, wie er gegentheilig gehofft hatte, gar nichts. Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Bei Gelegenheit eines öffentlichen Festes verlangte sein Herr, er solle auf seinem Wagen hintenaussitzen. „Ich bin zwar nur der Letzte Ihrer Commis“, antwortete ihm Richard, „aber auch der Letzte ist immer noch mehr als ein Bedienter!“ Daraus verließ er das Haus.

Sein Glück als Caffeehaus-Kellner versuchend, ersparte er sich in dieser Stellung Sou um Sou einige Hundert Francs, ging mit diesen nach Paris, wo er eine gleiche Stelle annahm, dort das Sparen einträglicher fand und nach kurzer Zeit 1000 Francs besaß, mit denen er sich selbstständig zu etabliren beschloß.

Man führte um diese Zeit die ersten englischen Varchente in Paris ein; Richard kaufte mehrere Stücke und setzte sie schnell in guten Häusern wieder ab, da er es meisterlich verstand, sich die Freundschaft der Kammerläschen zu erwerben. Seinem Handelsartikel noch Spitzen und Weißtuchereien beifügend, hatte er nach einem Jahre 25,000 Francs und mächtige Gönner gewonnen, welche ihm die Kundschaft der Gräfin Baby, der Geliebten des Grafen von Provence und späteren Ludwigs XVIII., verschafften. Ihr Salon war das Stelldichein einer vornehmen und sittenlosen Jugend, deren Dupe der unerfahrene Handelsmann bald werden sollte. Alle kauften, aber Keiner bezahlte, außer dem Vicomte Barras, der sich freilich seiner Schuld sehr spät und mit den Geldern des Directoriums entledigte.

Nichtahnend, wie es ihm gehen würde, speculirte er fort, und zwar dieses Mal auf indische Musseline und Kaschmir:

Schwalz, die durch die Gesandten von Tippe Sahib waren eingeführt worden. Aber beide Artikel blieben unbeachtet während mehrerer Jahre liegen. Was thut Richard? Eines Morgens erscheint er bei der Gräfin V., einer der tenangebenden Damen von Paris. Er legt ihr vier Stücke seiner goldgestickten Russeline vor, sie findet sie herrlich, aber für ihre Kasse zu theuer.

„Ich hatte nicht die Absicht, sie Ihnen zu verkaufen“, sagte Richard.

„Nicht? warum denn sind Sie gekommen?“

„Um Madame zu beschwören, eines dieser Stücke von mir anzunehmen!“

„Wer sendet Sie?“ fragte sie stolz.

„Mein Interesse!“ lautete die lede Antwort. „Sie sind die eleganteste, schönste Frau in Paris und gewiß auch die beste. Mein Vermögen steckt in diesen Stoffen, Niemand kann sich dazu entschließen, aber man wird sich darum reißn, sobald Sie in einem solchen Kleide erschienen sind. Tragen Sie meinen Russelin in der nächsten großen Oper — und ich bin gerettet!“

„Kleiner Kaufmann!“ sagte die Dame mit feinem Lächeln, „geschickt und galant, wie Ihr es seid, werdet Ihr es noch weit bringen!“ Sie wußte nicht, wie prophetisch sie sprach, aber Richard hatte auch richtig vorausgesehen. Die Gräfin trug sein Kleid, und binnen 14 Tagen war seine Waare aufgebraucht, sein Vermögen verdreifacht.

Das war Frankreich vor beinahe 100 Jahren und — so ist es wohl auch heute noch.

Richards Reichthum war von kurzer Dauer; die Wechsel, welche er auf die schönen Freunde der Gräfin Baby gezogen, kamen protestirt zurück, ihre Zahlung, sowie der Bankrott einer Abenteurerin, der er viele Waare gebergt, verschlangen sein Vermögen, und eine zerbrochene Schulter warf ihn aufs Krankenlager. Seine Mißgeschicke erreichten ihren Gipfelpunkt, als

er im Mai 1789 auch noch in das Schulbgefängniß der Herce wandern mußte, da alle seine Mittel erschöpft waren. Er war damals gerade 24 Jahre alt geworden. In der Ruhe des Gefängnisses stellte sich seine Gesundheit wieder her, und dessen Einsörmigkeit wurde unterbrochen durch die Erzählungen, die von außen herein drangen, durch den Donnergang der nahenden Revolution. Am Vorabende des Sturmes auf die Bastille waren die Gefangenen in einem Hofe der Herce versammelt: Man unterhält sich von den Ereignissen, die im Fauburg St. Antoine bereits vorgefallen, da macht ein englischer Lord, welcher seit 18 Jahren Bewohner des Schulbgefängnisses war, den Vorschlag, sich selbst zu befreien. Er wird mit Enthusiasmus aufgenommen; die Gefangenen zerstören ein Treppengeländer, bedienen sich der eisernen Stäbe als Piken gegen die Soldaten der Wache, die, ihres Wächteramtes selber überdrüssig, sich nur lässig vertheidigen, und gewinnen so das Freie.

Mit 12 Sous, seinem ganzen Vermögen, in der Tasche, ist Richard nun wieder sein eigener Herr; am folgenden Morgen leiht er sich noch 6 Francs dazu, sucht seine alten Freundinnen, die Kammerzofen aus, erlangt durch sie neue Kundschaft, durch seine Thätigkeit Credit, und mit Beginn des Jahres 1790 sind seine Geschäfte schon wieder glänzend.

Fast wie ein Feenmärchen hört sich dieser Beginn von Richards Laufbahn an; doch ist er genugsam verbürgt, theils durch seine Memoiren, theils durch die Zeugnisse glaubwürdiger Biographen.

Im selben Jahre lernte er ein junges Mädchen von Amiens kennen, Françoise Maveine; sie gewann sein Herz, und aller Spekulation zum Troste heirathete er sie, obgleich sie völlig mittellos war.

Um so mehr gelangen ihm andere geschäftliche Combinationen und namentlich der Leinwandhandel, dem er sich mit größtem Eifer hingab. Ein Zufall, der seinem Echarfsm

nicht entging, ließ ihn ein Verfahren entdecken, um französischer Leinwand das Ansehen und die Stärke der damals so viel gesuchten holländischen Leinwand zu geben, und er benutzte es für seine Kasse mit dem glücklichsten Erfolg. — Man lebte eben damals noch in den schönen Zeiten, von denen unsere Großmütter seufzend sagten: „Ja, wenn früher ein junger Mensch nur lesen, schreiben und rechnen konnte, dann fand er schon von selbst seinen Weg!“ und Richard konnte nicht einmal orthographisch schreiben, und seine Stylistik entbehrte jeder Eleganz, obgleich er sich so energisch ausdrückte, daß man seine Meinung doch verstand.

Die Fortschritte der französischen Revolution unterbrachen zuweilen Richards Geschäftsthätigkeit, und seine glühende Freiheitstheorie verweckte ihn mehr als einmal, Theil an ihren Aufregungen zu nehmen, am 10. August war er sogar mit unter denen, die nach den Tuilerien zogen. Doch entging er trotz seiner Anhänglichkeit für die Revolution kaum selber dem Verderben. Eines Abends spielte er in einem Kaffeehause mit einem Mitglied seiner Section Dame, als dieser, der einen achtbaren Familienvater vorübergehen sah, mit reher Ironie sagte: „Da kommt ein Aristokrat, der wohl daran thut, spazieren zu gehen, denn in einer Woche wird er in den Keib der Guillotine genießt haben!“ Kaum sind die Worte heraus, als Richard den Sprecher links und rechts beehrte. Die wahrscheinlichen Folgen dieser Unklugheit wurden ihm freilich schnell klar, aber glücklicherweise gelang es seinen zahlreichen Freunden, die Sache wieder beizulegen.

Nach dem Sturz Robespierre's nahm Richard's Spekulationsgeist einen neuen Aufschwung, wie denn damals überhaupt die Möglichkeit, mit Assignaten die verlassenen Landgüter der Großen zu kaufen, den Grund zu manchem Reichthum legte. — Um diese Zeit war es, wo Richard bei einer Tischgesellschaft den treuen Freund Lenoir kennen lernte, zu dem ihn

augenblicklich eine unwiderstehliche Sympathie hiezog. Sie associirten sich zu einem gemeinschaftlichen Anlauf und blieben von diesem Tag über Zeit und Tod hinaus unzertrennlich miteinander verbunden.

Lenoir war damals 27 Jahre alt und gerade der Erbe seines Vaters geworden, der einen Tuchhandel in Paris und ein altes Kloster bei Alençon erwerben hatte, als der Tod ihn überraschte. Sein Sohn, der bis dahin in dem siegreichen Heere der Republik mitgekämpft, kam aus dieser Veranlassung nach Paris zurück.

Das Resultat der gemeinschaftlichen Kombinationen beider Freunde war so glücklich, daß sie in kurzer Zeit eine Jahresrente von 35,000 Francs besaßen, genug für Viele, um die Hände trägt in den Schooß zu legen.

Neue Unternehmungen mit englischen Waaren und die Gefährlichkeit dieses Handels, da jene Producte mit immer höheren Zöllen belegt wurden und fast nur noch mit Hülfe eines ausgedehnten Schmuggelsystems konnten eingeführt werden, ließen in Richards erfinderischem Kopfe die Idee entstehen, sein Vaterland von dieser ungeheuren Abgabe an England zu befreien, indem er die englische Baumwoll-Industrie in Frankreich einführe. Er zupfte die englischen Stoffe auseinander, berechnete den wahren Werth des Materials, sowie die Summe, welche für die Arbeit darauf geschlagen wurde, und fand, daß ein Stück, welches für 80 Francs verkauft wurde, nur für 12 Francs Baumwolle repräsentirte. Die entstehende Differenz machte es wohl der Mühe werth, die Concurrenz aufzunehmen, um so mehr, als ihn der lebhafteste Wunsch antrieb, seinem Vaterlande zu nützen. Lenior, weniger sanguinisch, wollte zuerst von den neuen Plänen nichts wissen, aber das Feuer seines Freundes riß ihn bald mit fort. Mit Hülfe eines armen Engländer's, der in dem Marais englische Waaren feil hielt, verschaffte man sich die Zeichnung von Webstühlen, und Richard sparte

kein Geld, denn er wußte, daß wer viel wagt, auch viel gewinnt.

Bald arbeitete eine Reihe von Stühlen für die Firma Richard-Lenoir, aber der Kampf mit der Fremde blieb ungleich, denn die französischen Warchente kränkelten sich nicht, und dies war das Hauptmerkmal der englischen. Schon sank beiden Freunden der Muth, da hatte Lenoir den glücklichen Einfall, die Häden des Zettels zu zählen. Er fand, daß deren Zahl bei den französischen Stoffen größer war, als bei den englischen, und nun ward dem Uebel schnell abgeholfen, und eine glückliche Concurrenz wurde hergestellt. Der Wunsch nach dem Besitze einer eigenen Fabrik mußte sich nun geltend machen, man verschaffte sich das Modell einer Mull-Jenny, jener sinnreichen Erfindung, die den Namen einer Frau, einer armen Spinnerin, verewigt; die Spinnerei kam in Gang, und es fehlte der Thätigkeit Richards nur noch an den nöthigen Räumen, um sich auszubreiten. Deren gab es genug, eine Reihe von Pallästen, welche die Regierung in ihrem Interesse vermietete, stand verödet, und bald etablierte sich in einem der glänzenden Hotels, das die Aristokratie verlassen, die ehrenvolle Arbeit. Nach dem Pallast kam das Kloster an die Reihe; jenes von Bon-Eccours war seit der Revolution in eine Scheune umgewandelt worden und befand sich in dem trostlosesten Zustand. Kein Zweifel, daß Richard es mietzen konnte, aber mehr als alles Andere fürchtete er die Weitläufigkeiten mit der Regierung, denn er bedurfte den Raum augenblicklich. Er weiß die alte Schlichterin für sich zu gewinnen und nimmt ihr das Versprechen ab, Alles, was er schicken werde, in das Kloster herein, aber nichts mehr hinauszulassen. Nach zwei Tagen sind alle möglichen Handwerker darin thätig, inmitten ihres Durcheinanders schlagen die Fabrikarbeiter ihre Webstühle auf, und schon am vierten Tag belebt eine freudig schaffende Menge die verödete Stätte. Die Woche war noch nicht herum, als ein Beamter erschien

und anfragte, mit welchem Recht man sich einer Staatseaserne bemächtigte.

„Sie war zu sehr zerfallen, um noch diesem Zwecke zu dienen!“ antwortete Richard.

„Aber ein solcher Eingriff in das Eigenthum der Nation ist nicht zu rechtfertigen“.

„O, wenn Sie von der Nation reden, dann werde ich Ihnen zeigen, von welchem Interesse die Entwicklung dieses Industriezweiges für sie sein wird“. Ohne noch eine Antwort abzuwarten, nimmt er den erstaunten Beamten bei der Hand und führt ihn durch sein ganzes Etablissement, wo Alles in vollster Thätigkeit war. Der Commissär traute kaum seinen Augen, überwältigt rief er zuletzt aus: „Aber das ist fabelhaft! welchen Kopf muß man haben, um ein solches Unternehmen zu organisiren! Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie so militärisch gehandelt haben!“

Der Commissär stattete darauf seinen Bericht an den Kriegsminister mit solchen Lobsprüchen aus, daß dieser dem ersten Consul davon sprach und daß Napoleon, aus lebhaftester von Richards Kühnheit betroffen, den Mann zu sehen wünschte. Der Sieger von Arcole fühlte das verwandte Element, das ihm hier entgegentrat. Fines Tages erschien er in dem Kloster, sah Alles an und ließ sich die ganze Fabrication erklären; Richard, electrifirt von Napoleons Genie, entwickelte ihm seine Pläne und verbarg keine seiner Hoffnungen.

„Was kann man für Sie thun?“ fragte ihn der erste Consul.

„Man müßte uns Ven-Secours und das Kloster von Trenelle jenseits der Straße verkaufen“.

„Wie? seit kaum drei Monaten haben Sie dieses Lokal, und es ist schon zu klein?“

„Wir können den Anforderungen nicht genügen und machen großen Gewinn“.

„Ich glaubte, daß Sie viel verausgabten, ohne noch ein Resultat zu haben“.

„Es würde so sein, wenn wir unsere Waaren als französische verkauften; wir lassen die Käufer glauben, es sei englische Schmuggelwaare. Aber das Nächste, was wir zu thun gedenken, ist, eine praktische Schule zu gründen, in der wir unterrichten und unsere Webstühle verkaufen werden“.

„Aber mein Gott, dies heißt England den Krieg auf Tod und Leben erklären!“

„Dies ist das rechte Wort; wir hoffen, indem wir diesen patriotischen Kampf entzünden, indem wir uns selber Rivalen und Concurrenz schaffen und uns mit ihnen gegen unsern Feind verbünden, den französischen Handel einen ungeheuren Schritt vorwärts zu treiben.“

„Meine Herren, ich bewundere Ihre Empfindungen und Ihr Genie. Sie haben sich eine schöne Aufgabe gestellt. Sie wollen die beiden Klöster haben, man wird sie Ihnen verkaufen; ist das Alles, was Sie wünschen?“

„Ja, für den Augenblick, aber sobald wir genug Concurrenzen in Frankreich haben werden, sobald fünfundzwanzig Spinncien im Gange sind, werden wir den ersten Consul ersuchen, die Einfuhr aller Baumwollenzeuge zu verbieten!“

„Auch die Zeuge für die Kattundruckerei?“

„Auch diese; eine Prohibitivmaßregel wird veranlassen, daß Frankreich in drei Jahren seinen eigenen Bedarf erzeugt!“

„Und Sie glauben in der That, daß Sie so schön und billig wie die Engländer fabriziren werden?“

„Wir sind kaum erst Kinder und können noch nicht mit Männern kämpfen; helfen Sie unserm Wachsthum nach, und in wenigen Jahren werden wir stark sein!“

Enthusiasmirt von dieser kühnen Redeweise, versprach Napoleon allen möglichen Beistand, und die ersten Reime seiner

späteren Continentalpolitik mochten vielleicht jetzt schon in seinem Geiste entstehen.

Höchst bezeichnend aber für die Phasen des Handels und seine damaligen nothwendigen Standpunkte ist diese Unterredung, nicht minder die Verhandlung, welche Richard darauf mit dem Präfecten bezüglich der Ueberlassung von Trenelle hatte. Monsieur Frechet war anderer Meinung als der erste Consul, er weigerte sich das Kloster herauszugeben, und sagte, mit dem System des Herrn Richard werde das ganze Haubourg St. Antoine in kurzer Zeit nur eine einzige Fabrik sein!

Man stelle sich vor, daß noch am Anfange unseres Jahrhunderts eine solche Befürchtung laut werden konnte!

Richard jedoch ließ sich nicht zurückschrecken; nachdem er dem Präfecten offenen Krieg erklärt, eroberte er mit Hülfe seiner Arbeiter Trenelle eben so rasch, wie Ven-Secours; ja er ließ sich sogar hintreiben, die verschlossenen Thüren aufbrechen zu lassen. Das Ungesegliche seines Benehmens einsehend, versicherte er sich zugleich Josephinens Schutz, die er persönlich kannte, und in Folge dessen wurden ihm in kurzer Zeit beide Klöster käuflich überlassen.

Mit rastlosem Eifer ging er nun an die Ausbreitung seines Fabrikats in den Provinzen, wo es unbeschäftigte Hände in Menge gab. In kurzer Zeit arbeiteten dreihundert Webstühle für ihn in der Vicardie, dann stellte er deren in Alençon auf und erwarb schließlich die große Abtei St. Martin bei Sées, welche in der Folge eines seiner großartigsten Etablissements wurde.

Die Thätigkeit, die Erfolge der Firma Richard-Leneir konnten nicht unbemerkt bleiben, namentlich nicht bei dem Aufschwung, den der französische Handel und die französische Industrie fast noch während der letzten Zudungen der Revolution, nahmen. Wir erinnern nur an die Gründung der polytechnischen Schule, die in jene Zeit fällt, und an die erste Industrie:

Ausstellung, die überhaupt jemals statt hatte. Schon im Jahre 1798 fand sich das erste kleine Häuflein von kaum über hundert französischen Ausstellern auf dem Marsfelde zusammen, an jener Stelle also, wo nun, 69 Jahre später, eine internationale Industrie-Ausstellung stattfinden wird, welche bestimmt ist, den Kulminationspunkt dessen zu bilden, was auf jenem Gebiete erreicht werden kann.

Ein anderes Erzeugniß jener Zeit war die Gesellschaft der nützlichen Künste; sie bereitete Richard eine glänzende Ovation, die ihn um so tiefer ergriß, als er keine Ahnung davon hatte, daß er der Mittelpunkt eines Huldigungsfestes werden sollte. Mit nassen Blicken, unfähig, durch ein Wort zu danken, empfing der normännische Bauernsohn die Krone von Eichenlaub, welche man ihm auf die Stirne drückte. Nicht weniger wurde er bei der zweiten Industrie-Ausstellung, die im Leure 1801 stattfand, und an der er sich betheiligt hatte, geehrt.

Die Fabrikate der Firma Richard-Lenoir zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und zum zweitenmale wiederholte der erste Consul, als er die Ausstellung besuchte, sein Versprechen, den Freunden durch entsprechende Schutzvölle beizustehen, sobald die nothwendige Konkurrenz im Lande selber hergestellt sei. Von nun an schien sich Richard's ungeheure Thätigkeit noch zu verdoppeln; er kaufte ein zweites Kloster bei Alençon und richtete darin namentlich Werkstätten für gefallene Frauen ein, um sie durch Arbeit einem ehrbaren Leben zurückzugewinnen.

Um das Jahr 1804 fabricirten Richard-Lenoir schon eine große Menge Baumwollentuch für den Rattendruck, und ihre Barbecote und Piqués waren so ausgezeichnet, daß sie häufig für englische Waaren galten.

Aber eine seiner besten Schöpfungen war die Kinderwerkstätte, die er mit dem großen Etablissement in Séz vergab, und wo nach und nach fast alle armen Kinder des Calvados

Unterkunft, Arbeit und — Belehrung fanden, denn daneben war eine Schule eingerichtet, wo sie lesen, schreiben, rechnen und Musik lernten.

Für die Erwachsenen wurde ebenso väterlich gesorgt; um sie an den Feiertagen vom Trinken abzuhalten, ließ Richard eine Reihe von Billardtischen aufstellen und sagte sogar den Plan, ein Theater zu bauen.

Noch ein fünftes Etablissement in Laigle mußte gegründet werden, und mit wahrer Herzensfreude sah Richard überall Spinnereien entstehen. Der Augenblick war gekommen, Napoleon an sein Versprechen zu erinnern. — Im Kabinette des Kaisers fand eine stürmische Sitzung statt, welcher Richard mit seinem Freunde, sowie der berühmte Kattundrucker Oberkampf, der in Frankreich diesen Industriezweig eingeführt hatte, und den Napoleon bei vielen wichtigen Fragen zu Rathe zog, beizuwohnten. Die Einfuhrfrage wurde verhandelt, und Alle bezweifelten es, daß Richard jemals die glatten, für den Druck bestimmten Zeuge so billig werde liefern können, wie England. Aber Richard widersprach auf das Lebhafteste und wies nach, wie es ihm nicht allein darum zu thun sei, mit England zu rivalisiren, sondern wie er darauf bedacht sei, die Franzosen selbst zur Konkurrenz mit ihm anzureizen. Nur ein Einfuhrverbot könne die französischen Drucker bewegen, ihren ganzen Bedarf aus Frankreich zu nehmen.

„Sie wollen also nicht für sich und Ihren Gewinn allein diesen Industriezweig ausbeuten?“

„Sire, wir wollen, daß alle unsre Mitarbeiter die Theile genießen, welche er darbietet, und wir hoffen, daß Herr Oberkampf selber Spinner und Weber werde.“

Trotz des ungläubigen Lächelns, mit dem diese Hoffnung aufgenommen wurde, ging sie wenige Jahre später in Erfüllung.

Allen Einwendungen, allen Anerbieten des Kaisers, den Schutzzoll bedeutend zu erhöhen, setzte Richard beharrlich seine

Herderung des Einfuhrverbots gegenüber. Er war früher selbst ein wenig Schmuggler gewesen und wußte, auf welche Weise die höchsten Zölle umgangen werden.

Am folgenden Tage wurde die Frage ein zweitesmal vor dem Staatsrath verhandelt; den Einwendungen eines anderen Fabrikanten, daß man in Frankreich niemals das glatte Baumwollenzug so billig werde liefern können, wie in England, setzte Richard das nämliche Versprechen einer ungeheuren Entschädigungssumme, das er schon Tags zuvor Herrn Oberkampf gegeben, entgegen. Seiner Kühnheit blieb der Sieg; als Verkäufer des wenige Monate später erscheinenden Continentalgesetzes wurde die Einfuhr englischer Baumwollenzüge verboten.

Lenoir aber sollte die Früchte desselben nicht genießen; schon erkrankt kehrte er aus der Sitzung nach Hause zurück und starb am 6. April 1806 in Richards Armen, nachdem ihm dieser versprochen, auch nach dem Tode seinen Namen nicht von ihm zu trennen; der Familie aber zahlte Richard die Hälfte ihres gemeinschaftlichen Besizes aus, ebgleich Lenoir dies entschieden abgelehnt hatte. — Ein sichereres Zeugniß für den inneren Werth der beiden Männer gibt es wohl nicht, als die treue Anhänglichkeit, welche sie aneinander fesselte.

Lenoir's Leichenzug folgte die ganze Bevölkerung des Faubourg St. Antoine, wo so Viele durch die Arbeit, die man ihnen gegeben, vor Verzwelung waren behütet worden. — Die Besucher des Père-Lachaise finden jetzt auf einem der höchsten Punkte desselben die lebensgroße Statue von Lenoir, in Bronze ausgeführt, auf einem Sockel von weißem Marmor, dessen Inschrift erzählt, daß die dankbaren Arbeiter es sind, welche ihrem Freunde und Beschützer dieses Monument errichtet haben.

Im Kreise seiner Familie, unter den Tröstungen seiner Frau und einer liebenswürdigen Tochter erholte sich Richard von dem Schlage, der ihn getroffen, der ihm den besonnenen, umsichtigen Rathgeber, welcher häufig seinen Ungeßüm milberte,

von der Seite gerissen. Im Jahre 1808 finden wir ihn auf der Sonnenhöhe seines Glückes angelangt. Er besaß um diese Zeit 29 Etablissements und Filiale in voller Thätigkeit, ließ während dieses Jahres mehr als 25,000 Kilogramm reher Baumwolle einführen, und sein Gewinn überstieg die Summe von 1,500,000 Francs. Aber der Reichtum hatte sein Herz nicht verhärtet, nicht den lächerlichen Hochmuth des Parvenu in ihm wachgerufen. Er blieb in seinem Wesen schlicht und einfach, das Kind des Volkes, und seine Arbeiter sahen in ihm nicht den Herrn, sondern den Vater und Freund.

In gleicher Weise war er dieses allen Leidenden und Bedrückten, seine Börse stand immer offen, um zu helfen oder gemeinnützige Zwecke zu fördern. — Neue Pläne bildeten sich nun wieder in seinem schöpferischen Kopfe aus; nicht zufrieden damit, England das Monopol des Fabrikwesens entzogen zu haben, wollte er nun auch Amerika die Production entreißen, als er erfuhr, man habe bei Neapel den Versuch gemacht, Baumwolle zu bauen. Ermuntert wurde er besonders dazu durch das Verhalten der Regierung, deren Interessen leider nicht mehr Hand in Hand mit den seinigen gingen. Das besetzte Frankreich, das nach 1792 seine Glieder so stark und mächtig bewegt hatte, lag in neuen Banden, in welche es der übermäßige Ehrgeiz, die Eroberungssucht seines Herrn geschlagen. Die Summen, welche die Industrie ausbrachte, verschlang der Krieg, um diesen zu erhalten, mußte man jene beeinträchtigen. Um 1810 waren die Abgaben, die man auf die rohe Baumwolle legte, so groß, daß Richards Fabriken nur noch gehen konnten mit Hülfe von Millionen, die er darauf leihen mußte. Er wollte dem Arbeiter wieder opfern, was er durch den Arbeiter gewonnen. Daß in dieser Bedrängniß der Gedanke, auf dem französischen Gebiete selber, in den päpstlichen Staaten Baumwolle zu produciren, aus lebhaftester von ihm aufgegriffen wurde, ist begreiflich. Wieder erklärte er, die ganze Sache auf sein Risiko unternehmen

zu wollen, und verlangte nur, die Regierung möge ihm verstat-
ten, viertausend Ballen amerikanischer Baumwolle einzuführen,
die in Altana aufgespeichert lag. Den Gewinn, der ihm dar-
aus wurde, wollte er auf die italienischen Baumwollpflanzungen
verwenden. Der Staatsrath aber in seiner Weisheit erlaubte
Richard nur zweitausend Ballen einzuführen. Entrüstet über
diese Kniderei, wies er das ganze Geschäft zurück und begann
den Baumwollenbau allein auf seine Rechnung. Aber das
Jahr war schlecht, Richard verlor die Ernte; dazu gesellten sich
neue Handelsverwicklungen, welche die Kriegs-Ereignisse herbei-
geführt hatten, und im Februar 1811 besaß Richard zwar noch
alle seine Fabriken, seine Güter, seine Häuser — aber seine
Kasse war leer. Er setzte dem Kaiser seine Lage auseinander,
der ihn wieder aufmunterte und auf den öffentlichen Schatz
verwies. Das bedeutende Darlehen jedoch, welches ihm daraus
wurde, konnte ihn eben so wenig retten, wie die klugen Rath-
schläge des Herrn Mellien, der Richard vorwarf, zu viele
Fabriken begründet zu haben, und nicht einsehen wollte, wie
das Besteuerungssystem der Rohstoffe nothwendigerweise alle
Fabrikanten ruiniren müsse. — Wie mit dem französischen
Kaiserstaate, so ging es auch nun mit Richard abwärts, obgleich
er, selbst nachdem er das öffentliche Darlehen zurückgezahlt, im
Kampfe mit dem Mißgeschick nicht ermüdete. Vor Allem fehlten
ihm in diesen Krisen Lenoir's Ruhe und Einsicht in das Ge-
triebe des Handels. 1813 begann er damit, in seinen Etablisse-
ments Welle statt der Baumwolle spinnen zu lassen, und ver-
gaß bald die eigenen Mißgeschicke über denen des Vaterlandes.
Die fremden Heere rückten auf Paris heran, man bereitete sich
dort zum Widerstande vor, die Nationalgarde wurde, freilich
zu spät, neu organisirt, und Richard wurde an die Spitze der
achten Legion gestellt. Er glaubte fest an die Möglichkeit, daß
man Paris vertheidigen könne, und entwickelte seine Pläne, wie
man die Häuser besetzten, die Straßen aufreißen und so die

Bomben der Feinde erwarten müsse! „Die Bomben!“ rief sein Bataillonschef, „ich habe zwölf Häuser in Paris und mag sie nicht verbrennen sehen. Es ist aus mit dem Kaiserreich!“ Was half da Richards Muth? So suchte er wenigstens vielmöglichst die Schrecken des Krieges zu verringern; er ging in die Spitäler, ließ frisches Stroh zu Lagerstätten aufschütten und in den Kesseln seiner Bleichereien Suppen für die Kranken und Verwundeten kochen.

Am 30. März kapitulirte Paris, und Richard, der noch wenige Stunden vorher mit seiner Legion und den polytechnischen Schülern die Avenue von Vincennes vertheidigt hatte, mußte sich fügen, wie schwer es ihm auch wurde. Am ersten April zog Richard nach dem Place Vendôme, wo der russische Stab wohnte, um wegen Freilassung einiger Arbeiter aus dem Faubourg St. Antoine, die Tags zuvor von den Russen waren gefangen genommen worden, zu unterhandeln. Da sieht er, wie mehrere Männer, die man ruhig gewähren läßt, der Bildsäule des Kaisers Stricke um den Leib binden, die unten auf dem Plafte an sechs Pferde befestigt sind, um auf diese Weise die Statue von der Säule herabzuwerfen. Er erkundigt sich bei den Nationalgardisten, ob dies auf Befehl der Allürten geschehe, und als man es verneint, ruft er entrüstet: „Und das erlaubt Ihr? Soll ich Euch 10,000 Mann aus dem Faubourg holen?“ Das Vell stimmt mit Richards Gefühlen überein und ist augenblicklich bereit, die Uebelthäter von der Säule herabzustürzen. Durch die Dazwischenkunft eines russischen Generals wird des Kaisers Bild in gütlicher Weise gerettet, denn Richard erklärt so entschieden, er werde nicht erlauben, daß man es gestöre, daß der Russe den Befehl gibt, augenblicklich von dem Vorhaben abzulassen.

In derselben energischen Weise bewirkte er die Freilassung der Gefangenen, indem er dem General zu verstehen gab, daß, wenn er bei seiner Weigerung beharre, eine Emceute erfolgen

werde und diese wohl genügen könne, die ganze Hauptstadt in Revolte zu setzen.

Die Deutchen lehrten zurück, und die große Frage, was aus dem französischen Handel werden sollte, mußte sich nun lösen. Alle Magazine waren mit Waaren, die man während des letzten Kriegesjahres nicht hatte absetzen können, vollgepresst. Mußte man nicht die Baumwollzölle aufrecht halten, bis die Baumwollenwaaren verkauft waren, oder die Fabrikanten entschädigen? Nichts von dem geschah. Im Staaterathe führten die Engländer das große Wort, sie distirten die Ordnanz, welche jeden Eingangszoll auf Baumwollenzuge aufhob, ohne Entschädigung für die Spinner und Weber, und gab damit deren Industrie den Todesstoß. Am 22. April besah Richard noch 8 Millionen, am 24. — war er ruiniert. Er war mit dem Kaiserreiche gestiegen und gefallen, wie vieles wahrhaft Große, das die Revolution erzeugt hatte.

Das Ende seines Lebens ist nur ein langer, vergeblicher Kampf gegen das Mißgeschick. Die Industrie, die er geschaffen, blieb seinem Lande, aber Alles, was er für sich selbst gewinnen, entschlüpfte nach und nach seiner Hand. Doch erst im 72. Jahre erlahmte dieser thätige Geist, da — zum Erstenmale ward er muthlos und resignirte sich, arm zu sterben.

Ein Mann, dessen Glück er begründet, konnte dies traurige Schauspiel nicht ruhig mitanschen, er verband sich mit einigen Mitbürgern, und man setzte eine Subskriptionsliste in seinem Interesse in Umlauf, zugleich mit einer Broschüre, die Richards Verdienste in das hellste Licht stellte. Der Ertrag war nur schwach, 8000 Francs, doch genügend, Richards Speculationsgeist neu zu beleben. Er setzte wieder einige Webstühle in Gang, aber seine Körper- und Geisteskraft war gebrochen, er starb am 19. Oktober 1839.

Sein Leichenbegängniß wurde in vornehmlichster Weise gefeiert; eine unabsehbare Menge von Arbeitern folgte seinem

Sarge, den man, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, der noch ein letztesmal unter seinen Arbeitern weilen wollte, nach der Fabrik von Bon-Secours brachte. Dort hatten die Arbeiter ein bezeichnendes Monument mit den Büsten von Richard und Napoleon errichtet, auf dessen rechter Seite stand: Napoleon leiht Richard-Lenoir 1,500,000 Francs, und auf der andern: Richard-Lenoir zieht mit 10,000 Arbeitern aus, Paris zu vertheidigen! An dem Grabe des Entschlafenen auf dem Kirchhofe Montmartre hielt Ledru-Rollin ihm die Leichenrede: „Die Restauration,“ sagte er am Schlusse, „hat ihn ruiniert, weil er Napoleon anbetete, der seine Stütze gewesen!“ — Es war am Ende doch nicht mehr als billig, daß der Nefse sein Andenken geehrt hat, indem er dem neuen Boulevard, wie Eingangs erwähnt, den Namen „Richard-Lenoir“ gab!

Paris in Amerika.

In den letzten Jahren mögen wenige so merkwürdige und lesenswerthe Bücher die Presse verlassen haben, wie dieses Werk des berühmten Rechtsgelehrten Laboulaye am Collège de France, der sich zuerst unter der bescheidenen Anonymität eines Doctor Lefebvre verbarg. Abweichend von der gewöhnlichen Reservation anderer Autoren gestattet er ausdrücklich die Uebersetzung in alle fremden Sprachen, und wir können nur wünschen, daß dieses „hohe Lied der Demokratie“ von einem Vol zum andern in allen Zungen nacherklingen möge. Eine enthusiastischere Verherrlichung des Self-Government, der Kraft und Gewalt, die von der Majestät eines gebildeten und aufgeklärten Volkes ausgeht, ist wohl noch nie in so realistisch und Jedermann faßlicher Form dargestellt worden. Ohne Zweifel sind die amerikanischen Zustände vielfach idealisirt, aber die Grundtöne sind doch richtig, und wo in Europa hätte der Verfasser auch nur annähernd das Vorbild gefunden, dessen er bedurfte? Während Montesquieu in seinen lettres persanes einen halb-civilisirten Morgenländer in geistreichster Weise über die französischen Zustände räsenniren und philosophiren läßt, ist es hier im Gegentheil der Franzose, der, im Bewußtsein ein Glied der

civilisirtesten Nation der ganzen Welt zu sein, auf dem Boden Neu-Englands seine Beobachtungen anstellt und die über- raschendsten Entdeckungen macht. Mit seinem Tacte hat der Verfasser den Schauplatz seiner Erzählung in jene Staaten verlegt, die in ihrer socialen wie politischen Entwicklung am weitesten vorangeschritten sind. Jeder Maßstab, den er von Daheim mitgebracht, schrumpft in nichts zusammen, gegenüber jenen Verhältnissen und Zuständen, die, wahrhaft frei, wahrhaft auf das Wohl des ganzen Volkes berechnet, einen Gegensatz zu dem alternden Europa bilden, wie er schlagender und eindring- licher wohl noch niemals dargestellt wurde.

Wem es noch nicht klar geworden, daß das westliche Europa in hundert Jahren entweder ein Weideplatz für die Pferde der Kosaken und Tartaren sein wird oder unter dem Hauche der Demokratie eine Wiedergeburt durchmachen muß, die es allein dazu befähigen kann, eine Culturstätte der Zukunft zu werden, mag es aus dem Buche von Laboulaye einsehen lernen. Wir lesen und lesen und fühlen nach jeder gelesenen Seite mehr, wie „Europa langsam hinter uns versinkt“. Denn was der Franzose da ausspricht und empfindet, die bitteren Sarcasmen, die gleich Blitzen mit einem Schlage ganze Abgründe enthüllen, der tiefe, sittliche Ernst, mit dem er die Verfehrtheit und Unsitte brandmarkt — gilt uns dies Alles nicht ebenso gut, wie dem Nachbarvolke, sind wir nicht in mancher Beziehung noch übler daran, als dieses? In jedem deutschen Hause sollte „Paris in Amerika“ von Männern und Frauen gelesen und beherzigt werden, wenn auch die Uebersetzung nicht im Stande ist, den Lutz des Originals, die Grazie des Ausdrucks, die feinen, satirischen Wendungen, die oft durch ein einziges Wort herbeigeführt werden, wiederzugeben.

Zur Bestätigung dessen, was wir gesagt, lassen wir einige Druckstücke und nähere Andeutungen folgen.

Doctor Lefebvre, ein Pariser Kind pure sang, besucht

in Paris die Vorstellung eines amerikanischen Geistessehers und Beschwörers; er kritisiert mit köstlichem Humor und mit der ganzen Schärfe eines Ungläubigen die spiritualistische Schwindelei, bis ihm der Wundermann, aufs höchste erzürnt, anbietet, ihn über Nacht mit ganz Paris nach Massachusetts zu versetzen. Die Wette wird angenommen, und der Doctor erwacht am nächsten Morgen in Amerika, „in einem Lande ohne Regierung, ohne Gesetze, ohne Armeen, ohne Polizei, inmitten eines ungesitteten, heftigen und habgüchtigen Volkes!“ Er fühlt sich verloren! Alles um ihn her hat sich verändert; das Kasernenartige Haus, welches er in Paris bewohnte, ist in ebenso viele kleine Häuser zerlegt, als es Miethet besaß, und deren Einwohner nun seine Nachbarn sind. Alle sind Yankee geworden, ebenso seine Freunde, seine Frau und seine Kinder, nur er allein, „unter Larven die einzige fühlende Brust“, fühlt sich noch als Kind des alten, glorreichen Paris, hat die Fähigkeit behalten, diese nüchternen amerikanischen Welt, die nur darnach trachtet, Geld und Zeit zu gewinnen, mit dem Auge des civilisirten Franzosen zu betrachten. Wie ärgert ihn schon die häusliche Einrichtung! Er schellt nach Feuer, da sich nirgends Holz noch Kohle findet — man zündet ihm im Kamine eine Gasflamme an! er schellt nach Wasser, das er vergebens sucht, und überzeugt sich, daß er nur die Röhren vor seinem Toilettetisch zu öffnen braucht, um es in Menge zu haben! er fragt nach einem Badehaus, und man weist ihn in ein zierliches Kabinet neben seinem Schlafzimmer, wo er Alles findet, was er braucht. Etwas verblüfft und kopfschüttelnd macht er sich auf, seine Gattin zu suchen, die er endlich — *mirabile dictu* — in der Küche findet, einen pie knetend und sich mit der Köchin über die Mahlzeit beratend. Nicht unangenehm berührt, erkundigt er sich nach seinen Kindern. Die erwachsene Tochter wohnt einem Course über Anatomie bei, der sechzehnjährige Sohn bereitet sich auf einen Vortrag vor, den er am Abend über die moralische Entwicklung

der Frauen zu halten gedenkt. Zugleich theilt die Mutter dem erstarrten Vater mit, seine Tochter habe sich nach eigenem Wunsch und weil sie ihn liebe, mit dem Sohne ihres Nachbarn verlobt, und sein Sohn sei entschlossen, einen Beruf zu erwählen und sich selbstständig zu machen. Köstlich werden die Entrüstung und die Einwendungen des Vaters geschildert, bis sie unterbrochen werden durch die Tochter, welche ihm den Bräutigam vorstellt, und den Sohn, welcher mit einem früheren Hausbewohner ankommt und dem Papa erklärt, daß dieser ihn zu einer Handelsreise nach Calcutta engagirt habe. Welche Gegensätze zu Frankreich — die Tochter heirathet aus Liebe, der Bräutigam spricht nur von seiner Neigung und kein Wort von dem Heirathsgut, und der Sohn verlangt zu arbeiten, statt zu flaniren! Dem guten Doctor wird es angst und bange, aber er beruhigt sich endlich, indem er fühlt, daß er in Amerika etwas gefunden, was er in Paris nie besessen — eine Famille! — — Eine Feuersbrunst ruft ihn und die Anwesenden auf die Straße; der natürliche Muth des Franzosen erwacht in ihm, er rettet ein Kind aus den Flammen und ist von diesem Augenblick an ein öffentlicher Charakter, der als solcher mit dem ganzen öffentlichen Leben der Stadt, mit der Presse, der Verwaltung, den Schulen, der Kirche, der Armen- und Gesundheitspflege in Berührung tritt. Er findet zwei große Lehrmeister in den Redactoren Pruth (Wahrheit) und Humbug; der erstere bekämpft seine Vorurtheile in ernster und schwungvoller, der letztere in humoristischer oder satirischer Weise. So wird ihm eine Binde nach der andern von den Augen genommen, immer schöner, immer deutlicher entwickeln sich die Zustände eines Landes vor ihm, das sich selbst nach den Gesetzen der Vernunft, der Humanität und der Brüderlichkeit verwalte. In herrlichen und, was mehr ist, in richtigen Worten kennzeichnet Pruth dem Doctor Lesbore die Grundidee des jungen Staates, nachdem dieser mit ächt europäischer Weisheit behauptet hat, daß die

Presse nicht vollkommen frei sein dürfe, weil es gefährliche Wahrheiten gäbe, die erschrecken.

„Wie“, ruft Pruth aus, „fühlen Sie nicht, daß für Leute unfres Schlages die Wahrheit das Leben und die Lüge der Tod ist? Sehen Sie sich um, wo sie wohlhabende, aufgeklärte und ehrliche Länder finden? Sind es nicht diejenigen, wo ein Jeder das Recht hat, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit, ohne Auswahl der Personen, ohne Respect vor Vorurtheilen, Privilegien und Mißbräuchen? Suchen Sie die armen, die unwissenden, die sittenlosen Länder auf — sind es nicht diejenigen, wo unter allen Formen die officiële Lüge herrscht? Betrachten Sie die Größe Englands, das Wachsthum Amerikas, den zunehmenden Reichtum Australiens! Welche Kraft hat in einem Zeitraum von achtzig Jahren die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von drei Millionen auf ein und dreißig Millionen Menschen erhöht? Täuschen Sie sich nicht darüber — es ist die Wahrheit! Lassen Sie die Politiker Systeme aufbauen und Regierungsformen combiniren; betrachten Sie die lebendigen Institutionen der freien Völker, die Schulen, die Associationen, die Rednerbühne, die Presse, was sind sie anders als Instrumente, um die Wahrheit zu verbreiten und ihr alle Herzen zu gewinnen? Zählen Sie die Zeitungen eines Volkes und bestimmen sie ihm darnach seinen Rang auf der Stufenleiter der Civilisation; dieß ist ein Thermometer, der niemals trügt. Warum? Weil die Wahrheit nur unter einem anderen Namen das lebendige Gesetz ist, welches die sittliche Welt regiert. Es gibt natürliche Wechselwirkungen zwischen den Menschen, ebensowohl wie zwischen den Dingen. Diese Wechselwirkungen erkennen und würdigen, heißt die Wahrheit erkennen und würdigen! —

Mit dem schlagendsten Sarcasmus werden darauf alle Einwendungen des Doctors wegen der Zügellosigkeit der Presse widerlegt, und wird jenes bekannte Gesetz über öffentliche An-

griffe auf das Privatleben, das vor wenigen Monaten im ge-
seßgebenden Körper zu Paris so lebhafte Debatten hervorrief,
hier, ehe es dort entstanden, in einer Weise beleuchtet, die dem
sittlichen Gefühle des Verfassers zur höchsten Ehre gereicht.

Pruth hat dem Doctor angeboten, das von ihm redigirte
Blatt zu übernehmen, und er wohnt einer Zusammenstellung
desselben bei. Das Inhaltsverzeichnis, welches, auf eine große
Tafel gedruckt, vor dem Redaktionsbureau ausgehängt wird, ist
höchst eigenthümlich zusammengesezt, aber jeder Artikel hat nur
die Tendenz, die Wahrheit zu enthüllen, den Unterdrückten zu
ihrem Rechte zu verhelfen. Die letzte Annonce lautet: Ver-
urtheilung des Bürgermeisters der Stadt. Der
Doctor kann seine Entrüstung darüber nicht verbergen. „Wie“,
ruft er aus, „Ihr erlaubt Euch mit Allem zu spielen, was ich
gewohnt bin, als geheiligt zu betrachten! Das Privatleben
muß verschlossen sein, hören Sie wohl mein Herr, hermetisch
verschlossen“.

„Wer behauptet das?“ fragte Humbug mit eigenthümlicher
Miene.

„Herr Humbug“, rief ich, „es ist Herr Meyer-Gollard,
ein großer Metaphysiker, der niemals eigne Gedanken hatte,
aber der die Ideen Anderer in Bronze gegossen und auf Erz
gegraben hat. Es ist dieser erhabene Weise, der das goldne
Wort gesprochen, welches man in jedem Redaktionsbureau auf-
hängen sollte: Das Privatleben muß fest verschlossen sein!“

„Euer großer Metaphysiker hat eine Dummheit gesagt“,
antwortete Humbug. „Kann man einen Menschen theilen?
Ist man ein Schurke im Privat- und ein Fabricius im öffent-
lichen Leben? Was ist Privatleben? Wo fängt es an? Wo
hört es auf? Wenn man einen tollen Hund anzeigt, ist dies
ein Angriff auf das öffentliche oder das Privatleben? Wenn
unsre Marine durch unverschämte Lieferanten bestohlen wird, ist

es das öffentliche Leben, welches man angreift, indem man den Dieb denuncirt?"

"Mein Herr", erwiderte ich diesem Unverschämten, "Sie denken nicht an das, was ich Ihnen Alles antworten könnte; ein Wort genügt. Der Bürgermeister von Paris hat einer unglücklichen Schwachheit nachgegeben. Vielleicht ist er in die Schlingen einer gewöhnlichen Sirene gefallen, ganz gewiß hat er diesen Fehler noch in der Eigenschaft als Municipalbeamter begangen. Wozu dieser Lärm, dieser Scandal, diese Brandmarkung eines Mannes, dessen Verirrung Sie am Ende nichts angeht."

"Wozu?" sagte Pruth mit einer Kälte, die eines Robespierre würdig gewesen, „um ihn seine Demission einreichen zu machen! Wie, wollen Sie, daß wir in unsern Familien die Heilighaltung der Ehe, den Abscheu vor dem Laster predigen, Angesichts des Ehebruchs, der auf dem Stadthause thront? Dies geht nicht an. Es ist die Ehre des Privatlebens, die uns für die öffentliche Tugend bürgt, sonst ist die Politik nur eine Komödie, wo jeder eine Maske trägt, eine Rolle spielt und sich damit amüfirt, von Gewissen, von Rechten, von Pflichten zu sprechen, ohne ein Wort von dem zu glauben, was er sagt.

Mögen Völker, die noch Kinder sind, sich in diesen gefährlichen Pessen gefallen, in Amerika nimmt man Alles ernsthaft. Mögen unsere Libertins, wenn es ihnen gefällt, ihre Gesundheit ruiniren und ihr Geld jenseits des Atlantischen Oceans vergehren, bei uns muß man respectabel sein, um respectirt zu werden."

"Hier ist ein Brief des Bürgermeisters", sagte ein Bureau-diener, „er reicht seine Entlassung ein".

"Herr Pruth", rief ich aus, „noch ist es Zeit, halten Sie mit dem Druck des Journals inne, lassen Sie eine Verurtheilung verschwinden, die nur einen einfachen Bürger angeht, einen Ausspruch, der einen Mann entehrt, und eine Familie

unglücklich macht. Streichen Sie aus ihrem Inhaltsverzeichnis diese Zeilen! Gibt es denn nur Catene in Amerika? Sie, die immer vom Evangelium reden, haben Sie nicht die Geschichte der Ehebrecherin gelesen? Im Namen des Himmels, seien Sie menschlich!"

"Ich bin weder menschlich, noch grausam", antwortete Pruth mit eisigem Ton, "ich bin keine Person, ich bin ein Journal, d. h. ein Echo, eine Phetographie. Das Inhaltsverzeichnis bleibt wie es ist; es thut mir leid für den Schuldigen, aber auch ich habe eine Mission zu erfüllen — ich unterhandle nicht mit der Wahrheit!"

"Aber diese Mission", rief ich entrüstet, "haben Sie sich selbst gegeben!"

"Ist sie darum weniger heilig? Begreifen Sie doch meine Aufgabe. In einer Gesellschaft, die nur mit sich und ihren eignen Interessen beschäftigt ist und sich dennoch selbst regiert, wie erhält sich in ihr die Freiheit? Wie wachsen und verbreiten sich edelmüthige Gedanken? Wie wird das Recht und die Tugend geschützt? Wie das Verdienst belohnt? Nur durch die Presse! Wir Journalisten, wir sind das Echo der Gesellschaft, ein furchtbares Echo, eine weithinerschallende Trompete, die jeden Lärm verstärkt, ihn bis an das Ende des Reiches verbreitet und die verstecktesten Gewissen aufweckt. Alles dient uns, das Gute, wie das Böse; das Gute, um die Herzen in Freude und Macheiferung aufzuschlagen zu machen, das Böse, um sie mit Entrüstung und Abscheu zu erfüllen. Gestern haben Sie eine gute That vollbracht, Morgen weiß es die ganze Welt; Heute erleben wir einen öffentlichen Scandal — die Justiz verurtheilt den Mann, die Presse bestraft das Verbrechen und läßt es von der ganzen Nation hassen und verabscheuen. Je tiefer der Sturz, um so schärfer ist die Lection. Unsere Härte wird eine Familie betrüben und einige zarte Seelen verletzen,

aber sie wird Tausende von Männern, welche die Straßlosigkeit ermuntert hätte, vor einer ähnlichen Schwachheit bewahren". —

Diese eine Probe mag dem Leser genugsam beweisen, von welchem hohen Gesichtspunkte Laboulaye die Aufgabe der Presse betrachtet, und folgen wir ihm aus dem Bureau des Rédacteurs auf die Tribune, den Markt, in die Volksversammlung, wo für die Wahl des Doctor Lesebvre als Municipalbeamter agitirt wird, so finden wir auch dort nicht eine Seite, die nicht von Wahrheit, von Leben, von Caricaturen sprudelte — welche Hiebe auf Herrn Hausmann, welche Lehren für Völker, die sich ein Recht der Gemeindeverwaltung nach dem andern haben entreißen lassen!

Der folgende Tag, ein Sonntag, führt uns dann in der natürlichsten Weise von dem politischen auf das kirchliche Gebiet. Die Familie des Doctors bereitet sich zum Kirchengange vor, aber jedes Familienglied, bis herab auf die Dienerschaft, sucht ein andres Gotteshaus und einen andern Prediger auf; er selbst entschließt sich einer Versammlung der freien Gemeinde beizuwohnen, wo sein Freund Pruth predigen wird. Die Schwierigkeit ist nur, den rechten Tempel zu finden, unter der Unzahl von Kirchen, welche die Hauptstraßen der Stadt schmücken. Eine alte Frau, die er befragt, zählt ihm in der Geschwindigkeit drei und zwanzig Kirchen verschiedener Bekenntnisse auf, an denen er vorübergehen muß, ehe er zu der vier und zwanzigsten, dem Orte seiner Bestimmung, gelangt ist. Da ihm noch Zeit übrig bleibt, besucht er im Vorübergehen einige dieser Kirchen und betritt zuletzt einen Tempel des Buddha. Waren die christlichen Kirchen alle mit Menschen angefüllt, so ist dieser dagegen leer; vor dem Götzenbilde des Buddha, der unbeweglich in seiner runden Nische sitzt, drehen zwei kleine Knaben die bekannte Gebetmaschine. Nach einer Weile erscheint ein Bonze, der ihn um eine Gabe anspricht; der Doctor knüpft ein Gespräch mit ihm an, persiflirt den Götzendiener, den er

aus tiefster Seele verachtet, und ist wüthend, als Jener ihm bemerkt, daß man mit demselben Recht in Paris einen buddhistischen Tempel verlangen dürfe, mit dem die Franzosen in Peking eine Kapelle erbauten. Endlich ruft ihm der Chinese zu: „Du bist kein Yankee! seit Du hier bist, beobachte ich Dich. In dem Angesicht des Sachsen ist etwas vom Stier und vom Wesse, in dem deinigen vereinigt sich der Affe und der Hund. Du hast Furcht vor der Freiheit, Du schwägest von dem, was Du nicht verstehst, und Du machst Phrasen. Du bist ein Franzese!“ Da Jener voll Erstaunen schweigt, fährt er fort: „Darfst Du Dich Eurer Anzahl berühmen zum Beweis, daß Ihr den wahren Glauben besitzt? Die Zahl spricht für uns. Wie viel Katholiken seid Ihr? Hundert und dreißig Millionen. Wie viele Christen? Höchstens drei Hundert Millionen. Wir sind fünf Hundert Millionen Buddhisten. Unser Glaube erstreckt sich von Kamtschatka bis an das weiße Meer; er sänktigt wilde Stämme, er befriedigt die Chinesen und Japanesen, die bereits civilisirte Völker waren, als Europa ein Wald und Amerika eine Wüste gewesen. — Du sprichst von Eurem Alter? Denkst Du nicht daran, daß der Buddhismus schon zur Zeit Alexanders seine Concilien abhielt, und daß die Inschriften des Königs Asoka, auf die Felsen des Indus eingegraben, der Welt die Barmherzigkeit und die Aufopferung predigten? Aber lassen wir die Zahl und die Dauer bei Seite, dies mögen glückliche Zufälle sein! Welches ist die Religion, die zuerst die freiwillige Armuth, die Hingebung und die Barmherzigkeit gepredigt? Weißt Du es nicht, daß Fō fünf Hundert verschiedene Erstenzen hatte, und daß er sich in jeder seiner Fleischwerdungen gepflegt hat? Er machte sich zum Lamm für den Tiger, zur Taube für den Falken, zum Hasen für den hungernden Jäger. Kennst du nicht die heilige Geschichte des Vasantere, der aus Liebe sein Weib und seine Kinder hingegeben hat? Sind wir nicht die einzige Genossenschaft, die sich aus Abscheu vor dem

Mord des Fleisches und des Blutes der Thiere enthält? Treibe ich nicht mein Wasser durch einen Filter, um das Leben eines unsichtbaren Insectes zu schonen? Eure Kirchengeschichte, Ihr Christen, ist eine Reihensolge von Streitigkeiten, Kriegen und Hinrichtungen: Heute Opfer, seid Ihr Morgen Henker! Bei uns Buddhisten gibt es nur Märtyrer. Seit zwei Tausend vier hundert Jahren hat man oft unser Blut vergossen, hat man uns aus Indien verjagt — unsre Hände sind immer rein geblieben!" Endlich schließt der Bönze seine Entgegnung, aus der wir deutlich genug unsern deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer heraushören, mit den schönen Worten: „Endigen wir also mit der Herrschaft der Gewalt, endigen wir mit der Unwissenheit und der Verachtung, lassen wir jedem Glauben seinen freien Lauf, lassen wir die Vernunft das Werk vollenden, welches Gott uns anvertraut. Im hellen Tageslichte verschwinden alle Schatten. Dessinet die Welt dem freien Worte; ich habe den Glauben an die Freiheit, weil ich den Glauben an die Wahrheit habe!"

„Du bist nur ein Chinese!" antwortet ihm der Doctor majestätisch und verläßt den Glenden voll Verachtung, um endlich seinen Freund Pruth zu hören, der eine Predigt über die Macht der Wahrheit hält, die ihn im tiefsten Innern erschüttert und die den Redner zu einer Bewegung hinreißt, welche ihm beinahe tödlich wird. Der Doctor nimmt ihn in einem Nebenzimmer in die Arme und ruft ihm zu: „Unglücklicher, Sie töbten sich!" aber Jener legt ihm den Kopf auf die Schulter und flüstert: „Mein Freund, thun wir unsre Schuldigkeit, alles Uebrige ist Eitelkeit!" —

In diesem hinreißenden Tone ist das ganze Buch geschrieben; doch werfen wir, ehe wir dasselbe verlassen, noch einen Blick auf die amerikanische Schule! Von seinen Freunden begleitet, begibt sich der Doctor nach einem Schulgebäude, das sich groß und stolz auf einem Hügel erhebt, und bei dessen

Anblick er in die Worte ausbricht: „Wenn ich mich in einem civilisirten Lande befände, so würde ich sagen, dies ist die Gendarmeriekaserne oder das Hotel des Präfecten; bei diesem Volke aber ohne Polizei und ohne Regierung ist es nur der Ballast des A B C, die Schule! Man kann eine Nation nach ihren Gebäuden beurtheilen!“ — Mit sprachlosem Erstaunen aber betrachtet er die innere Einrichtung dieses Schulpalastes, diese Säle, diese Höfe und Gärten, den ganzen Apparat für den Unterricht, vor allen Dingen aber die Schüler selber. Knaben und Mädchen besuchen gemeinschaftlich dieses Haus, sie genießen den gleichen Unterricht, der ihnen von Frauen erteilt wird. Jeder Schüler sitzt abgesondert für sich an einem wohl eingerichteten Schreibepult, während die Lehrerin sich auf einer erhöhten Estrade befindet. Ein junger Geistlicher führt den Doctor herum, begegnet seinen theils erstaunten, theils entrüsteten Einwendungen und sagt ihm in Bezug auf die weiblichen Lehrer das schöne Wort: „Die Kindheit gehört der Frau; es ist dies ein natürliches Gesetz, welches wir das Verdienst hatten zu würdigen und anzuwenden“. —

In schönster Ordnung verläuft die Unterrichtsstunde, welcher der Doctor bewohnt, und die seine eigene Tochter erteilt; in den übrigen sieben Klassen das gleiche Bild, aber die Tendenz, die jede Stunde belebt, ist das Bestreben, die Gefühle des Patriotismus, der Vaterlandsliebe in den jungen Seelen zu erwecken und zu stärken. Gymnastische Uebungen, welche die gesammte Schuljugend dann ausführt, überwältigen die letzten Bedenken des Doctors, der endlich in lautes Entzücken ausbricht und seinen Gefährten fragt: „Wo bin ich, wo hat man mich hingebracht? Dieses elegante Haus, diese luxuriösen Tische, diese schöngebundenen Bücher, Alles dies gehört ohne Zweifel einem Privat-Etablissement, wo man nur reiche Kinder erzieht?“ — „Lieber Freund,“ antwortet ihm der Geistliche, „Ihr befindet Euch in der Primarschule des zwölften Arrondissements.

Wir besitzen achtzig Häuser dieser Art in unsrer guten Stadt Paris, und noch reichen sie nicht aus."

"Sehr wohl, aber wie kann der Sohn des Armen diesen kostspieligen Unterricht genießen?"

"Wo kommen Sie her? Wissen Sie nicht, daß dieser Unterricht gratis erteilt wird? Wir sind die Söhne jener Puritaner, die, kaum an's Land gestiegen, Schulen errichteten, um den Satan zu bekämpfen, denn dies ist der wahre Name der Unwissenheit. Das Dämonische in uns ist das Thier, das Göttliche ist der Geist. — Die Schule ist der Gegenstand unsrer Liebe und unsrer Schwäche; sie bildet die große Ziffer in unserm Budget, sie ist für uns das, was in andern Staaten, die sich für civilisirt halten, durch den Krieg und die Marine verschlungen wird!"

"Großer Gott", dachte der Doctor, „wenn diese Leute nicht verrückt sind, was sind dann wir?“ Wiederum hört er mit wachsendem Erstaunen, wie das Geld für die Schule von der Gemeinde verwilligt wird, wie man die Steuer dafür, trotzdem sie stets wächst, mit Enthusiasmus bezahlt, wie keine Confession die andre unterdrücken kann, weil jeder Religionsunterricht aus der Schule ausgeschlossen ist. Man überläßt diesen der Kirche und den Sonntageschulen. Es ist die höchste Ehre, einen Posten in der Schulleitung zu übernehmen, es herrscht kein Schulzwang, „aber“, so ruft der junge Geistliche aus, „wer möchte seine Kinder zur Unwissenheit verdammen, wer würde so thöricht oder so strafbar sein, nicht Nutzen von der öffentlichen Municipalität zu ziehen, wenn die Gemeinde Alles liefert, selbst die Bücher, das Papier und die Federn!“ So wird das goldne Wort zur Wahrheit, welches der junge Mann schon an einer früheren Stelle ausgesprochen: „Mein Freund, streuen wir die Bildung mit vollen Händen aus, verbreiten wir das Licht nach jeder Seite, wenn wir nicht wollen, daß das Volk ewig von Charlatanen dupirt werde, welche mit seinen edelsten Leidens-

schaften und seinen besten Instincten spielen!" und endlich vollendet er seinen Triumph über den schon fast Besiegten mit den herrlichen Worten:

„Die Gelehrsamkeit wie die Künste bilden den Kern der alten Nationen, wir besitzen sie noch nicht! Wir sind Emporkömmlinge; wir bedürfen vielleicht noch eines Jahrhunderts, ehe uns die Ruhe zu Theil wird, eine rein geistige Cultur besitzen zu dürfen; aber ich darf behaupten, daß wir das wenigst unwissende Volk sind, welches die Sonne je beleuchtet hat. Blicken Sie um sich, hier gibt es keine Bauern, sondern Farmer, keine Tagelöhner, sondern Arbeiter. Wenn er die Schmiede verläßt, legt der Arbeiter ein Gesellschaftskleid an und wohnt einer Vorlesung über Washington oder über die neuesten Entdeckungen Livingstone's bei. Sein Nachbar, der Goldarbeiter, wird eine Zeichenschule besuchen oder einen Coursus für Chemie. Trotz ihrer geschwärzten Hände sind Beide Gentlemen; sie lieben die Freuden des Geistes ebenso sehr, wie Sie dieselben lieben. Gehen Sie nach dem Westen, betreten Sie ein Blockhaus; die Frau des Pionier wird Sie empfangen, während sie gerade beschäftigt ist, Brod zu kneten oder Butter zu stoßen. Warten Sie bis zum Abend, diese nämliche Frau wird sich an das Piano setzen, sie wird von Politik, von Moral, vielleicht von Metaphysik mit Ihnen reden. — Wir können nicht Allen das materielle Wohlfühlen vermitteln, aber wir geben der Gesamtheit die Schätze, welche weder Motten noch Rost fressen; wir machen selbst dem Aermsten die intellectuellen Genüsse erreichbar, die in jedem Alter und jeder Lebenslage Kraft und Trost verleihen.“ —

Doch genug! Mögen diese wenigen Proben den Leser um so begieriger machen, das ganze Buch kennen zu lernen. Mögen sie, nachdem sie mit dem Doctor Lesebvre die Woche durchgemacht, während deren ihn der Zauberer nach Amerika versetzte, am Ende derselben ebenso durchdrungen sein, wie er,

von der Trefflichkeit eines Landes, dem stillosen Zustand eines Volkes, das sein eigener Herr und Meister ist. — Leider muß der arme Doctor schwer für seinen Enthusiasmus büßen. Nach Frankreich zurückversetzt, weiß er sich dort noch schwerer zurecht zu finden, als an seinem ersten Tage jenseits des Oceans. Seine Frau ist wieder eine Salondame, sein Sohn ein kleiner Stutzer und Faullenzer, die Tochter das prude Product einer Klostererziehung. Seine Freunde, auf's Neue in Franzosen verwandelt, erklären ihn für wahnsinnig, wenn sie hören, was er ihnen von einem Lande mit freier Presse, unbestechlicher Justiz, freier Kirche, unabhängiger Schule und Volkserwaffnung erzählt. Der Arzt, den man herbeigerufen, bringt ihn nach Charenton, erklärt in einem Briefe an Madame Lefebvre den Zustand ihres Vatten für unheilbar und jagte an dessen Schlusse: „Vom Liebeswahnsinn kann man genesen, wenn man jung ist, die Alten sterben daran; der Wahnsinn des Ehrgeizes wird zuweilen durch das Alter und die Verachtung der Menschen geheilt — der Freiheitswahn aber dauert ewig!

Armer Doctor Lefebvre, wie Viele sind vor Dir in Charenton eingesperrt! wie Viele werden noch nach Dir dort eingesperrt werden!

Berliner Stunden.

(1876.)

I.

„Ach, nur zu flüchtig auf eilendem Fuße
Seid ihr entschwebt dem beglückten Gemüth!“

so empfand ich es in bewegtem Herzen, als ich zum Potsdamer Bahnhof fuhr, um Abschied von Berlin zu nehmen, das, auch während einer kurzen Spanne Zeit, doch mehr des Anregenden und Interessanten bietet, als gegenwärtig jede andere deutsche Stadt. Berlin kann aber auch schön sein, wenn man es, wie wir, im ersten Frühlingschmucke mit seinen vielfach von Alleen durchzogenen Straßen, seinen blühenden Vorgärtchen und dem frischgrünen Thiergarten findet, der bald nicht mehr vor, sondern mitten in der Stadt sein wird, so mächtig greifen die Straßen mit hundert Armen in sein Gebiet hinein. Die Stadt mußte mir in ihrer jugendlichen beauté du diable — denn lange soll diese staubfreie Frische nicht vorhalten — um so besser gefallen, als meine frühere Erinnerung daran noch an die letzten Zeiten der preussischen Residenz anknüpfte, an den Winter von 1869, der an endlosen Regengüssen, Sturm, Nebel und Schnee:

gestüßter das Menschenmögliche leistete. Heute aber lächelte mir Epree-Athen in doppelter Gestalt, als deutsche Hauptstadt und als liebliches Frühlingsbild entgegen.

Wir hatten einen wunderlichen Kreislauf durchgemacht, als wir Mitte April zuerst gen Hamburg fuhrten, hatten die Heimath im Schmucke blühender Bäume und grünen der Felder verlassen und fuhrten dann nordwärts wieder geradezu in den Winter hinein. Grau und düster standen noch die sonst so üppigen Laubwälder der Weserberge, öder und öder wurden die Felder, so daß der Uebergang in die Lüneburger Heide, die sich übrigens immer mehr besteelet und immer mehr bebaut wird, kaum bemerkbar wurde. Auch das reizende Hamburg, das noch als blühender Rosengarten in meiner Erinnerung lebte, sah uns mit todtten Augen an; nur die niederen Büsche und Sträucher wagten es, dem Nordwind zu trohen und sich mit grünen Blättchen zu umkleiden. Immerhin war es ein Frühlingsanfang, aber auch dieser schwache Versuch verlor sich bald wieder in Braun und Grün, als wir nach dem beendigten Verbandstag deutscher Frauen-Vereine das gastliche Hamburg wieder verließen, um gen Berlin zu dampfen. Die Gegend bot noch einigen Reiz, so lange wir den Ufern der Vile entlang und dann durch den im Sommer so reizenden Lauenburgischen Wald fuhrten, vorüber an Friedrichsruhe, wo die Hamburger so gerne Villégiatur halten, und wo sich, etwa fünfhundert Schritte davon entfernt, das Sans-Souci des deutschen Reichskanzlers versteckt. Mitten im Walde liegt es, anspruchslos und idyllisch, nur aus zwei ächt sächsischen Bauernhäusern von gleicher Größe bestehend, die, dicht nebeneinander gebaut, durch Gallerien und Veranden zu einem Ganzen verbunden sind.

Raum aber hat man den Wald im Rücken, so beginnt eine Gegend, wie ich sie trostloser noch nirgends in Deutschland gesehen; ja, selbst die Lüneburger Heide erschien mir minder öde und einsörmig, als dieses Stück Mecklenburg, welches die Lübeck-

Büchener Eisenbahn durchschneidet. Dort sah man doch wenigstens noch zuweilen eine Schaasheerde oder einen Menschen, hier, auf dieser endlosen braunen Fläche, über welcher die schwärzeste Langeweile brütete, nichts Lebendes, kaum einen Baum oder Strauch. Nur an den Bahnhofen war einige Bewegung; sie lehnten sich an Dörfer oder sogenannte Städte mit solch imper-
tinent rothen Ziegeldächern an, wie man Aehnliches nur in einer Nürnberger Spielzeug-Schachtel zu sehen gewohnt ist; es thut den Augen förmlich wehe, nachdem man zuvor nur Grau in Grau gesehen. Eines dieser Städtchen ist sogar Residenz-
stadt und heißt Ludwigs-Lust; es muß aber ein sonderbarer Ludwig gewesen sein, der Lust empfand, sich hier anzusiedeln. Genug, es übersiel mich ein wahrhaft südländisches Heimweh, eine Eimbern- und Teutonen-Sehnsucht nach lächelnderen Ge-
silden, als die Heimath Fritz Reuters sie darbot. Sie sollte befriedigt werden, und zwar schon in Berlin! Als wir am nächsten Morgen den ersten Blick hinauswarfen aus den Fenstern
des kleinen, aber recht behaglichen und empfehlenswerthen Linden-Hotels unter den Linden an der Ecke der Neustädter Kirchstraße, grüßten uns wehende Baumwipfel, denn grün und vollbelaubt
erhoben die Linden ihr ehrwürdiges, von der Morgensonne um-
strahltes Haupt zum blauen Himmel. Als wir dann am Nach-
mittag eine Fahrt durch den Thiergarten unternahmen, hätte man sich in einen süddeutschen Laubwald versetzt glauben können,
wenn nicht das fröhliche Gewimmel zahlloser Spaziergänger, wie das Durcheinander von glänzenden Equipagen und bescheidenen
Droschken und darüber belebt hätte, daß wir uns im Centrum
eines großstädtisch bewegten Lebens befanden. Da verlockt weißes
Marmorgestimmer zwischen den grünen Zweigen zum Aussteigen,
und wir sehen uns reichlich für die Mühe belohnt bei Betrachtung eines der schönsten Kunstwerke, welches Berlin besitzt.
Etwas abgelegen von den belebtesten Pfaden, inmitten einer reizenden Baum- und Blumenanlage erhebt sich die Statue

Friedrich Wilhelm's III. in Lebensgröße auf einem runden Sockel, Beides in weißem Marmor ausgeführt. Der König präsentiert sich im schlichten Uniformrock und in natürlichster Auffassung, selbst der Rüster am Stiefel, welcher wahrscheinlich des Fürsten Sparsamkeit andeuten soll, fehlt nicht; leider wird man dadurch aber auch an dessen Engherzigkeit und Kleinlichkeit erinnert. Doch lassen wir die Statue bei Seite, das eigentliche Kunstwerk, welches uns entzückt, sind die Haut-Reliefs, die, von Drake's Meisterhand geschaffen, den hohen Sockel umgeben, die Beglückungen des Friedens in den Spielen von Kindern und den Beschäftigungen einfacher Menschen darstellend. Diese reizenden Gruppen, in welchen sich alle Lebensalter vertreten zeigen, vom Greis bis zum Säugling, sind von solch zarter, sinniger Schönheit, daß man sich nur schwer davon losreißt. In jeder Hinsicht prärentlicher tritt uns das Sieges-Denkmal vor dem Brandenburger-Thor mit seiner weithin leuchtenden goldnen Victoria entgegen. Dieselbe, gleichfalls von Drake modellirt, aber so hoch stehend und so glänzend, daß sie das Auge blendet, läßt die Meisterschaft kaum erkennen, die ihr sicherlich auch zu Theil geworden. Diese Victoria macht ganz den gleichen Eindruck des übermäßig Aufgepußten, wie der glänzende Engel auf der Pariser Julisäule, den man auch Stunden weit glihern sieht.

Was das Gesamt-Denkmal betrifft, so dürfte es, wenn es eine Person wäre, mit vollem Rechte von sich sagen: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken!“ denn es ist buchstäblich aus den Anfängen des jungen preussischen Ruhmes herausgewachsen, bis es die Siegesherrlichkeit, welche ein neues deutsches Reich erschuf, vollendete. So erfreulich diese Thatsache an sich, so wenig gut scheint dem Denkmal in künstlerischer Hinsicht dies Heranwachsen bekommen zu sein. Ursprünglich dazu bestimmt, die im Jahre 1865 gegen die Dänen vollbrachten Heldenthaten zu verewigen, wurde die Ausführung des

Monuments durch die Ereignisse von 1866 überholt, welche eine Vergrößerung desselben nothwendig machten; da wurde der Bau zum dritten Mal unterbrochen durch die Siegesjahre von 1870/71. Jetzt aber mußte nothwendigerweise aus der preussischen eine deutsche Siegessäule werden, und diese ihre Entwicklung wird durch die Reliefs, sowie durch das Rundbild am Fuß der Säule in sinnigster Weise dargestellt. Der ganze Aufbau aber macht, namentlich aus der Ferne gesehen, keinen wohlthuenden Eindruck, und es schien mir, als müsse dies hauptsächlich an der Unentschiedenheit des Ganzen liegen. Man bedenke — auf einer Terrasse von 140 Fuß im Durchmesser erhebt sich der Unterbau des Monuments aus polirtem rothem Granit, während die Unterlage aus grauem Granit besteht. Die vier Seiten dieses Unterbaues, welcher 22 Fuß hoch ist, schmücken Bronze-Reliefs, die Thaten der preussischen und deutschen Armee verherrlichend. Das erste dieser Reliefs stellt die Hauptmomente des dänischen Feldzugs dar, das zweite die des österreichischen, das dritte die des französischen, das vierte endlich den Siegeseinzug der rückkehrenden Truppen, die sich um die Person des Kaisers gruppiren.

Diese Reliefs, von vier verschiedenen Künstlern modellirt, sind sehr schön und ausdrucksvoll und stehen wirkungsvoll von dem dunkelrothen Hintergrunde ab. Ueber diesem Unterbau erhebt sich dann die Hauptsäule, deren unteres mächtiges Glied von einer kreisrunden Säulenhalle umgeben ist. Die Decke dieser Halle wird durch sechzehn Säulen von rothem Granit mit Bronze-Kapitälern getragen. Diesen unteren Säulenschaft nun, welcher sich innerhalb der Halle befindet, schmückt das bekannte geistvolle Bild des Malers v. Werner, welches die Einigung Deutschlands und die Erschaffung der deutschen Kaiserwürde versinnbildlicht. Dieses Bild wurde von Salviati in Venedig in Glas-Mosaik ausgeführt und schmückt nun seit kurzer Zeit den ihm bestimmten Raum, welcher dem Kunstwerke längere Dauer verheißt, als dem großen Bild auf Leinwand, welches

zuvor den Säulenumlauf umgab. Leider war es noch nicht erlaubt, die Säulenhalle zu betreten und das Mosaikbild in der Nähe zu betrachten, man reckte und streckte den Hals und gewann hier und da einen Einblick, der nur noch mehr bedauern ließ, daß man Berlin verlassen müsse, ohne diese Säulenhalle, welche dem Monument im Verein mit der sich darüber hoch erhebenden Säule das fatale Ansehen eines altmodischen *plat de ménago* gibt, wenigstens im Innern würdigen zu lernen. Diese Säule scheint nur vorhanden zu sein, um als bequeme Handhabe zu dienen, wenn es Jemandem einfallen sollte, das Monument an einen anderen Ort zu versetzen. Was uns dieselbe aber geradezu unaussprechlich machte, war ihre Farbe; aus dem dunkeln, rothen Granit erhebt sie sich in hellgrünem Marmor dreifach gegliedert durch Reihen von Geschüßrohren, die sich aus der Ferne wie kolossale goldene Ringe ausnehmen und mit der glänzenden Victoria übereinstimmen. Dieses Gold und diese Farbenzusammenstellung sind jedenfalls von einer Buntseckigkeit, an welche das Auge sich erst gewöhnen muß; ob sich dieselbe künstlerisch rechtfertigen läßt, scheint mir sehr zweifelhaft.

II.

Ein häßliches, halbrechendes Haus ist das Stadtheater, aber Alles drängte sich dort hin, um die historischen Lustspiele zu sehen, welche nach der Laube'schen Einrichtung schon seit Wochen allabendlich dort gegeben wurden. Ein Wiener Gast, Herr Teweke, welcher die Hauptrollen spielte, verstärkte die Zugkraft. Die historische Treue war bei diesen Stücken so vollständig festgehalten, daß in den beiden ersten und ältesten die Frauenrollen durch Männer dargestellt wurden, was sich sehr komisch ausnahm, umsomehr, als nicht frei und natürlich, sondern mit marionettenartigen Bewegungen und dem

einförmig näselnden Tone gespielt und gesprochen wurde, wie es zu Hans Sachsens Zeit üblich war. Das erste Stück hieß: „Das heiß Eyse n, ein Fastnachtspiel auf fremdiger Schawbinie, eröffnet von Hans Sachs“, und bestand aus drei Personen, „der Dawer, die Dawrin“ und die Gevatterin“. Die Bühne stellte eine Straße Nürnbergs vor, über welche ein Seil in die Quere gespannt war, an dem in der Mitte ein Stück Vorhang hing. Vor diesem stand als einziges Requisit ein Stuhl, während dem Vorhang gegenüber, am Rande des Proskeniums, sich ein Halbkreis von Bänken befand, die alsbald von ehrsamem Nürnberger Bürgern mit Frau und Kind besetzt wurden, welche in ihrer Eigenschaft als Publikum das nun beginnende Stück durch Geberdenspiel und Ausrufungen begleiteten. Ein Trompetenstück aus dem 16. Jahrhundert, welches auffallend an die „Zukunftsmusik“ erinnerte, leitete die einfache Fabel des Stückes ein. Die Gevatterin ist natürlich der böse Geist desselben, sie schürt und facht so lange die Eifersucht der Frau an, bis diese auf den Vorschlag eingeht, die Treue des Mannes durch eine Art von Gottesurtheil auf die Probe zu stellen. Ist er unschuldig, so wird er sich nicht weigern, ein glühendes Eisen in die Hand zu nehmen, thut er es nicht, so gesteht er damit seine Schuld ein. Der Mann aber ist ein Schlaukopf, der die Weiber überlistet, indem er ruhig die Probe annimmt, das Eisen jedoch so künstlich in seinen weiten Ärmel schiebt, daß seine Hand unverfehrt bleibt. Die beruhigte Gattin will ihn gerührt umarmen; er aber kehrt jetzt den Spieß um und verlangt auch von ihr die Berührung des Eisens. Dasselbe wird von der Gevatterin, die ihre helle Freude daran hat — sie lauert ja nur auf Unheil, komme es von der einen oder der anderen Seite — schnell wieder glühend gemacht, aber die Frau schieht entsetzt davor zurück und gesteht endlich unter Thränen, daß sie allerdings ein einziges Mal nach einem andern Mann geschaut, aber der Gatte ist damit noch nicht zufrieden, er drängt und

fragt, bis sie nach und nach sieben Liebhaber zugeleht, so daß es ihr schlimm gehen würde, wenn ihr nicht der heuchlerisch-tugendhafte Mann schon im Voraus Vergebung versprochen. Da er nur die Wahrheit wissen wollte, endet das Ganze mit großmüthiger Verzeihung von seiner Seite, von der ihrigen mit dem Versprechen, ihn nie mehr auf die Probe stellen zu wollen. Die Moral der Geschichte, welche darthut, wie beide Gatten einander werth sind, legt leider für die Sittenverhältnisse des 16. Jahrhunderts kein besonderes Zeugniß ab.

Um so erfreulicher ist das folgende Stück. Wir sehen darin das 17. Jahrhundert verkörpert durch: „Die ehrlich Bäckerin mit ihren drei vermeinten Liebsten. Ein Possenspiel zur Lehr' und Kurzweil gemeiner Christenheit, Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel, von Jakobus Myrer. Zum ersten Male aufgeführt zu Leipzig 1619.“

Auch noch in diesem Stücke wurden die Frauen durch Männer dargestellt, und zeigten die Figuren mehr oder weniger den stereotypen Charakter, der von der vollständigen *comedia dell'arte* auf die Kunst-Comödie überging. Die Scenerie war die einfachste: Geschlossene Wände von grauer Leinwand, an deren Hinterwand nur ein Zettel besagte, wo man sich befand. Dieser Zettel wurde nach Bedürfniß gewechselt oder durch einen Zusatz wie: Finsternuß u. s. w. ergänzt. So besanden wir uns bald ohne jeglichen Wechsel der Scenerie auf der Straße, an dem Backofen, in der Wohnstube oder auf dem Markt. Die Fabel drehte sich darum, daß ein Goldschmied, ein Schuster und ein Schneider der schönen Charitas den Hof machen und sie mit Liebesanträgen bestürmen, vor denen sie sich nicht mehr anders zu retten weiß, als indem sie ihren Mann davon in Kenntniß setzt. Dieser ist sehr entrüstet, glaubt aber ihren Versicherungen, daß sie ganz unschuldig sei, und so entwerfen sie gemeinsam einen Plan, die drei Verliebten zu prellen und deren Frauen, die auch schon etwas von der Geschichte gemerkt

haben, zu beruhigen. Die „ehelich Bäckerin“ führt nun Alles zu gutem Ende; scheinbar auf die Vorschläge der Liebenden eingehend, nimmt sie deren Geschenke an und bestellt zum Lohne jeden Einzelnen um zwei Uhr Nachts in die Backstube. Die Scene in der Backstube, wie Einer nach dem Andern mit seinem Laternchen ankommt, wie sie sich vor einander fürchten, versteinen, bis dann endlich die schöne Charitas erscheint und ihre Liebhaber begrüßt, ist sehr ergötzlich. Diese sind wüthend, sich so vereinigt zu sehen, und machen ihr Vorwürfe, aber sie meint ganz naiv, sie könne doch den Einen nicht schlechter behandeln, als den Andern, darum habe sie alle zugleich bestellt, und sie wollten jetzt auch recht vergnügt zusammen plaudern. Da hört man ein Geräusch, und sie erklärt voll Angst, dies sei ihr Mann, sie müßten sich verstecken, er schlage sie sonst todt, denn er sei eifersüchtig wie ein Türke. Zitternd steigen die drei Uebeltäter in bereit liegende Säcke und werden in diesen aufrecht an die Wand gestellt. Kaum ist dies geschehen, so erscheint der Mann mit seinem Knecht, befiehlt ihm, das Feuer im Backofen anzuzünden und statt des Holzes die drei Säcke an der Wand hinzuschieben, denn sie enthielten nur taube Gerste. Die Männer fassen die Säcke an, in denen es nun jammervoll zu ächzen und zu stöhnen beginnt, und aus denen sich drei angstbleiche Angesichter erheben. Frau Charitas kommt dazu, erklärt ihrem Manne scheinbar ernsthaft und ängstlich das Räthsel, worauf dann dieser in heftigen Zorn geräth und endlich meint, es sei wohl am besten, wenn er die drei verliebten Schächer zur Strafe auf dem Markt als Mehlsäcke ausstelle. Gesagt, gethan; der Zettel an der Hinterwand versetzt uns auf den Marktplatz, auf dem in aller Frühe die drei betrogenen Frauen erscheinen, sich weinend und scheltend ihr Leid zu klagen, weil ihre Männer die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen. Ihnen bietet nun der Bäcker sein vermeintliches Mehl an, was sie wohl oder übel kaufen müssen, um dann die sauberen Vögel

mit obligaten Pässen und Maulschellen herauszuholen und heimzuführen. — Das Stück ist in der That allerliebste, und mit Schmerz mußte man es auch hier wieder empfinden, wie schon damals die deutsche Bühne ohne Zweifel einer höheren Entwicklung entgegenging, und wie auch diese Reime durch den unseligen Religionskrieg gewaltsam wieder unterdrückt wurden.

Nachdem wir ein paar Abende zuvor die Gastdarstellung der Weininger: „Das Käthchen von Heilbronn“, gesehen hatten, mit der bei ihnen bekannten historischen Treue ausgestattet, war uns das eben erwähnte Stück noch besonders interessant durch den totalen Mangel jeder äußeren Zuthat, selbst derjenigen der Scenerie. Wunderbarer Weise vermiften wir gar nichts und dürfen wohl die Ruhamwendung daraus ziehen, daß jede dramatische Leistung, insofern sie ihren Gehalt in sich selber trägt, des äußeren Schmuckes vollständig entbehren kann, um zu fesseln, zu spannen und zu unterhalten.

Das achtzehnte Jahrhundert, eingeführt durch die Oefsen-Menuette von Haydn, versetzte uns im dritten Stück nach Wien und brachte uns noch einen letzten Nachhall der inzwischen eingerissenen Rohheit und des Ungeschmacks in der Person des Hans Wurst. Das Stück trug folgenden ausführlichen Titel: „Hanswurst, der traurige Kuchelbäcker und sein Freund in der Noth. Ein hier noch nie gesehenes, für diesen Tag besonders eingerichtetes, kritisches und sehr komisches Lehrreich und lustiges Freundschaftsspiel, von Gottlieb Prehauser. Zum ersten Male aufgeführt in Wien 1729.“

In diesem, von der heitersten Komik getragenen Stücke wirkten denn nun Damen mit, und möchte dasselbe — man wird unwillkürlich daran erinnert — vielleicht einst Goethe zu seinen „Geschwistern“ angeregt haben. — Ein reicher Junggeselle, „der Freund in der Noth“, lebt nur im Wohlthun für Andere, einsam und freudlos, dabei oft von Andern, namentlich von einem leichtsinnigen Nessen, mißbraucht, der sich jetzt

eben bemüht, die Gunst von des Onkels hübscher Haushälterin zu gewinnen. Die treue Sorgfalt und Anhänglichkeit des Mädchens haben ihren Herrn so tief gerührt, daß er beschließt, ihr Glück zu gründen, indem er ihr ein Haus und ein hübsches Vermögen schenkt, damit sie eine Wahl nach ihrem Herzen treffen könne. Dieses Vermögen hofft nun der Nefse zunächst durch ihre Hand sich anzueignen, aber sie hat noch einen Freier an Handwurst, dem traurigen Kuchenbäcker, traurig, weil sein Geschäft gar nicht gehen und Niemand seine Kuchen kaufen will. Doch die schöne Nesi hat ihre eignen Gedanken, sie liebt nur Einen, dies ist ihr großmüthiger Herr selbst, dem sie ihre Gefühle in einer reizenden Scene andeutet und verräth, bis er endlich merkt, daß er geliebt ist, und nun die von ihm längst Angebetete entzückt als seine Braut in die Arme schließt.

Alle Uebrigen sind damit sehr unzufrieden, namentlich die Magd, eine Schwäbin, deren Dialekt die Darstellerin mit seltenster Virtuosität sprach, so daß die Berliner gar manchmal die deutsche Schwester nicht zu verstehen vermochten. Sie hatte sich eingebildet, der Herr wolle sie heirathen, was die ergötlichsten Scenen herbeiführt, welche noch heiterer werden, als der gleich falls enttäuschte Hans Wurst auf den Einfall geräth, den gütigen Herrn als Rathen zu einer simulirten Tausch einzuladen, um ein Rathengeschenk zu erwischen. Der allgemeine Freund in der Noth ist des Staunens voll, weil er gar nicht gewußt, daß der Kuchenbäcker verheirathet sei, nimmt jedoch die Rathenschaft an. Als Jener nun schon die Hand nach dem Geldgeschenk ausstreckt, erklärt der Herr, daß er diesmal ausnahmsweise den Rathen selber aus der Tausch heben wolle, weil er einen so glücklichen Tag habe. Darüber geräth Hans Wurst in große Noth, er bietet alles auf, den Herrn davon zurückzuhalten, und erklärt endlich, er habe gelogen, das Kind sei kein Knabe, sondern ein Mädchen, welches er ja doch nicht heben könne. „Noch besser“, ruft der Andere, „dann soll meine liebe Braut, die

Rest, Bathin sein“, worauf dann der vollständig in die Enge Getriebene ausruft: „O, lieber Gott, es ist ja auch kein Mädchen, es ist überhaupt gar kein Kind! Schließlich wird ihm und der plärrenden Magd geholfen, indem der „Freund in der Noth“ sie miteinander verlobt und reichlich ausstattet.

Nach dieser naturwüchsigten Komik fiel dann das 19. Jahrhundert mit seinem Salon-Lustspiel recht schaal ab. Wir sind schon so reichlich auf der deutschen Bühne mit einactigen französischen Lustspielen und Blüetten bedacht, daß es von Herrn Hörster nicht gutgethan gewesen, uns abermals nach Paris zu führen in einer Dichtung, die etwa auf dem Niveau jener oben erwähnten Stücke steht, und welche der Franzose als *l'over du rideau* bezeichnet. Sie sollen nichts mehr sein und bedeuten, als der Füllstoff vor dem Beginn des eigentlichen Stückes, für die Fremden und pünktlich Gefommenen. Leider füllt man damit häufig bei uns ganze Abende aus, und zu dieser Art von Stücken zählt denn auch: „Ein delikater Austrag“, der durch einen Strauß'schen Walzer eingeführt wurde und seiner ganzen Anlage nach in der That sehr „delikat“ genannt werden mußte. Interessant war nur die Darstellerin der Marquise, Frau Helene Macnik, geborne v. Dönniges, die, wenn auch keine besondere Schauspielerin, noch einen Rest jener Schönheit besitzt, mit der sie einst Ferdinand Pasalle bezauberte, und die ihm so verderblich wurde. Nach dem Tode ihres Gatten heirathete sie den Schauspieler Friedemann, trennte sich aber bald von ihm und nahm dann ihren ersten Namen wieder an um unter demselben, wie früher im Leben, jetzt auf der Bühne die Salonbame zu spielen.

Den Schluß des dramatischen Cyklus bildete endlich, mit lähnem Griff herangerückt, das „zwanzigste Jahrhundert“, eingeführt durch „allerhand Zukunftsmusik“, die in misstönenden Dissonanzen an unser Ohr schlug. Es wurde repräsentirt durch ein Stück von Bauernfeld: „Eine reiche Erbin“, ein lose

zusammenhängendes Gewebe, dessen Mittelpunkt als Zukunfts-
Repräsentant Richard Faust (Wagner) bildet. Es ist dabei
aber durchaus nicht auf eine Apotheose des Dichter-Componisten,
noch seiner Anhänger abgesehen. Der Repräsentant der Letzteren,
ein gewisser Arnold, erscheint neben seinem Herrn und Meister
stets in anbetender Furcht, zitternd und zagend, bald sein Ent-
zücken durch die seltsamsten Verrenkungen an den Tag legend,
bald den Ruhm des großen Mannes ausschweifend, von wüthigem
Ueberdruß begleitet.

Herr Twiete spielte den Maestro, der vergeblich auf die
Erbin speculirt und unaufhörlich dichtet, componirt und seine
Erfolge im Voraus verkündigt, meisterhaft. Von unübertreff-
licher Komik war die Scene am Clavier, Wagners innerste
Schwäche und lächerlichste Prätention, daß man die Musik
„denkend“ begreifen müsse, vortührend. Er trägt seinem Be-
wunderer eine Cantate, die er für die „Erbin“ gedichtet und
componirt hat, vor, ihn dabei beständig interpellirend, ob Jener
auch die Gestalten sieht, die er in wüstem Getrommel aus dem
Himmel hervorzaubert. Dem Aermsten dreht der Kopf, es kommen
ihm beständig ganz andere Gedanken und Vorstellungen, als die
er haben soll, aber der Furioso am Clavier stürmt und decirt
unaufhaltsam weiter. Jetzt greift er die höchsten Töne und
säuselt in sanften Accorden: „Hörst du nun kommen die Grazien,
du siehst sie vor dir, wie sie sich schmeichelnd nahen — du mußt
sie sehen!“ „Ja“, zittert der Andere, „ich sehe die Grazien!“
„Nicht wahr?“ triumphirt Richard und hämmert nun auf der
Mitte des Claviers kräftig darauf los: „Ihnen folgt der Wald-
gott, da kommt er, du hast ihn schon vor dir!“ „Den Wald-
gott?“ stammelt schüchtern der Hörer. „Zum Teufel ja, den
Waldgott, wie kann man den Waldgott nicht sehen! Unglück-
licher, wenn du den Waldgott nicht siehst! Der Andere stürzt
halb in die Kniee: „Ich sehe ihn, ja, er steht vor mir!“, und
begünstigt stürmt der Gewaltige weiter fort auf den Tasten!

O Zukunftsmusik! welche Kämpfe, welche geistige Schlachten hast du schon hervorgerufen, und wie viele Zukunftsohren werden erst noch wachsen müssen, bis dein Sieg vollkommen ist! Sie werden es, daran ist kein Zweifel, das Organ muß sich umbilden, und Gott weiß, wie das menschliche Ohr in hundert Jahren aussehen wird, ganz gewiß doppelt so lang, als das seine Ohr des Griechen, dessen Ohrmuschel nur die Melodien der siebenstimmigen Lyra in sich aufzunehmen hatte. Ich sählte die meinigen schon förmlich wachsen, als ich wenige Abende vor der oben geschilderten Vorstellung, im Opernhause für 8 Mark Entrée in die hinterste Gasse einer Loge gestemmt, bei 20 Grad Hitze „Tristan und Isolde“ ausstand. Ich will Niemanden eine Meinung aufzuthun, aber ich kann es nicht verschweigen, daß ich mich herzlich gelangweilt habe. Der erste Act ist noch einigermaßen belebt durch dramatisch-leidenschaftliche Bewegung, obgleich Tristan, der sich vor dem Genuß des Zaubertranks herzlich bemüht, tugendtsam zu bleiben, immer dasieht, „die Arme eingeschlagen wie ein Widellind“, wie Glärchen von Egmont sagt. Nachher aber ward es fürchterlich; nichts ist schrecklicher, als gesungene Liebes- Tragödien — dies hat man schon an „Romeo und Julie“ erlebt — und nun gar hier ein Duett, welches nach öfteren Kürzungen doch noch volle 25 Minuten währte, — es ging nur immer so fort, ohne Punctum und Komma im recitativ'schen Gezirre. Welche Erlösung, als endlich König Marke erschien und seine larmeyante Nachmittagspredigt begann. Man hatte das Gefühl eines Kranken, der sich von einer Seite auf die andere legt und nun einen Augenblick meint, es sei ihm wohl. Wahrhaft erfrischend aber wirkt erst der Stich, der Tristans Brust durchbohrt und ihn im dritten Act als todt-tranken Lazareth-Candidaten wieder erscheinen läßt. Wem sind sie nicht noch in frischer, trauriger Erinnerung, dieß bleichen, unter einem wollenen Teppich hingestreckten Gestalten aus dem großen deutschen Kriegsjahr? Aber darum wissen wir auch,

daß Herr Wagner, der große Realist, und hier etwas sehr Phantastisches zumuthet. Wer hat je einen Sterbenden mit einem Stich in der Lunge noch während einer ganzen Stunde auf seinem Lager singen hören? drei bis vier Seiten ost, nach dem Textbuch, singt er liegend in einem Athem herunter, bis er endlich erklärt, „seine Seele sei bereit, in das Nichts zurückzukehren, sich wieder in den Urzustand aufzulösen“. Dies geschieht denn auch, ehe er noch die sehnlichst erharnte Moske wiedersteht; als sie endlich kommt, ist sein Entzücken so groß, daß er sich wie ein Rasender den Verband abreißt und bereits im „Nichts“ verweilt, als sie sein Lager erreicht, um ihm dann allsehbald unter bengalischer Beleuchtung in den „Urzustand“ zu folgen. Königl Marke hat mit seiner zu spät kommenden Vergebung das Nachsehen.

Aber die Musik, die macht ja dies Alles gut! werden manche Leser ausrufen, und ich werde mich hüten, zu widersprechen; denn Unsereiner versteht ja nichts davon, wenn auch geschrieben steht: Wer Ohren hat zum Hören, der höre!

Und weil ich gehört, schließe ich mit einem kurzen Schlußgebet: O, heilige Musik, die wir dich noch in schönerer Gewandung gekannt, sende unsern dürstenden Seelen und schmerzenden Köpfen wieder Melodien, erlöse uns von dem stabeimigen Recitative, erhebe dich in deiner Majestät und bleibe nicht länger die demüthige, unterwürfige Skavin des Wortes — du sollst es uns ahnungsvoll deuten und erklären, aber nicht verkörpern wollen; denn dein Hauch ist die Sprache des Empfindens, nicht des Denkens!

III.

Wie anregend auch das geistige Leben Berlins auf den Fremden einwirkt, so dürfen wir darüber doch nicht jener Anstalten vergessen, welche die Humanität wie der Gerechtigkeit:

und Bildungstrieb des neunzehnten Jahrhunderts in so reichem Maße hervortritt, und deren Berlin nicht wenige zählt. Eine der wohlthätigsten, aber auch der wehleidigsten dieser Stätten hatte ich schon bei einem früheren Aufenthalt besucht, empfinde aber heute noch den schmerzlichen Eindruck jener Stunde. Geraden Weges aus einer glänzenden Vorstellung im Opernhause fuhr ich mit einem der Vorsteher des ersten Asyls für Obdachlose nach demselben und sah dort auf ihren reinlichen Lagerstätten die Frauen und Mädchen, denen nur die Wahl blieb, entweder hier einzufehren oder die lange kalte Decembernacht unter freiem Himmel zuzubringen. An den großen Schlafsaal stieß ein kleinerer, in welchem Mütter mit Kindern untergebracht werden, und ein dritter Raum enthielt alles Nothwendige für die Bäder und Waschungen, welche die Aufgenommenen sofort an sich zu vollziehen haben. Dann erhalten sie eine Suppe nebst Brod, was sich am nächsten Morgen vor der Entlassung wiederholt. Tags über ist das Local geschlossen, und man muß es darum, will man den vollen Eindruck haben, am späteren Abend besuchen. Seit meinem Besuch hat sich diese Zufluchtsstätte noch bedeutend vergrößert, man hat ein eigenes Terrain erworben und auch ein großes Asyl für Männer erbaut. Vielen mag ich damit Bekanntes erzählen, aber an das Gute darf man ja wohl öfter erinnern, und sicherlich ist dies ein Institut, welches in keiner Stadt fehlen sollte, in den Großstädten ganz gewiß nicht.

Es ist ein gewagter Sprung, von den Asylen für jene Unglücklichen, die auf der untersten Staffel der socialen Leiter lauern, zu jenem andern gastfreien Hause überzugehen, welches Berlin schon seit Jahren solchen gebildeten Frauen bietet, die, fremd in der großen Stadt allein stehend, eine Stelle oder ein Unterkommen für weitere Ausbildung suchen. Ich meine das Victoria-Stift, das im Laufe der Zeit sich schon für viele Hunderte wohlthätig erwiesen. Ich freute mich, dasselbe

unter den Institutionen zu finden, welche die zahlreichen Räumlichkeiten des Lette-Hauses in sich vereinigt. Gleich in den ersten Tagen unseres Berliner Aufenthaltes zog es meine Reisegefährtkinnen und mich nach der Königsgräber Straße, um dort die zweite deutsche Gewerbeschule für Mädchen zu sehen, die auf eigenem Grund und Boden steht. Präsentirt sich auch das Lette-Haus nicht ganz so großartig wie die Hamburger Schule, die vor zwei Jahren eröffnet wurde und über ihrem geschmackvollen Eingang in goldenen Buchstaben die herzerfreuende Inschrift trägt: „Gewerbeschule für Mädchen“, so ist es doch nicht weniger zweckmäßig eingerichtet, nicht minder durch einen ameisenartigen Fleiß belebt.

Mit Recht darf man sich fragen: Wer erbaut diese Häuser? Wir haben in Deutschland noch nichts gehört von einem Vassar, einem Peabody und Girard, und auch der Staat sängt erst seit wenig Jahren an, ganz leise und nur hier und da gleichsam tropfenweise die Bestrebungen, welche sich auf eine allgemeine Ausbildung weiblicher Arbeitskraft richten, zu unterstützen. Dennoch ist dieses Freiwerden und Freimachen von bis dahin unausgenüht gebliebenen menschlichen Kräften ohne Zweifel das größte und folgenreichste Ereigniß innerhalb unserer ganzen Culturentwicklung. Es ist gar nicht zu ermessen, wie dieses allmächtig sich verdoppelnde geistige Capital, die sich verdoppelnde technische Fertigkeit auf die künftige Entwicklung und Gestaltung der menschlichen Gesellschaft einwirken werden. Was sind alle Maschinen, alle Erfindungen der Neuzeit im Vergleich zu der lebendig wirkenden Kraft menschlichen Geistes, der Jahrtausende lang brach gelegen und nun endlich seinem unnatürlichen Schlummer entrissen wird? Mag es Schwachheit sein, aber es ist für mich ergreifender und rührender, als irgend sonst etwas, wenn ich solch ein Haus betrete, wo die ersten schwachen Keime dieser geistigen Befreiung und Vercldung gepflegt und gekräftigt werden. Jetzt erst sängt man an, dieses geistige

Capital auch um seiner selbst willen zu schätzen, zu retten, nach dem abermals materielle Gründe oder die Noth des Lebens den ersten Anstoß dazu gegeben, wie einst nach Liebig ebenfalls Hungereuth, durch Entkräftung des Bodens hervorgerufen, die erste Völkerwelle vom Fuße des Himalaya hinwegriß und das ungeheure Ereigniß der Völkerwanderung veranlaßte. In solcher Wechselwirkung steht unser äußeres und inneres Leben, und so wird die ungeheure Mehrung der geistigen wie der sittlichen Kraft unsere Frauen in ganz anderer Weise noch, als bisher, zu Hüterinnen der Sitte, des Schönen und Guten erziehen! — Doch genug! wir steigen eben die Treppen des Pette-Hauses hinan, um, nachdem wir einen Blick in die Räume der Handels- und Gewerbeshule geworfen, in das Bureau für Arbeits-Nachweisung einzutreten, einer seit Gründung des Pette-Vereins bestehenden und höchst segensreichen Anstalt. Es werden da unentgeltlich Stellen jeder Art für Frauen vermittelt, ausgenommen diejenigen von Dienstboten; man macht sich einen Begriff von der Frequenz dieser Anstalt, wenn man aus dem Rechenschaftsbericht ersieht, daß 1875 4532 Briefe eingegangen sind, und deren 3560 geschrieben wurden. An Besuchern wurden eingetragen 2874, von denen 1760 Stellen suchten, aber nur 679, welche anboten. Solche Zahlen sprechen für sich selbst. Die Dame, die das Bureau leitet, ist noch dieselbe, welche es vom Beginn gewesen; sie ist zugleich Hausmutter des Victoria-Stiftes und wohnt in dem Pette-Hause. Dieses Victoria-Stift nun, von dem ich eigentlich reden will, befindet sich in den oberen Räumen des Hauses und bietet Raum für 40 Pensionnärinnen, die meistens zu Zweien ein Zimmer bewohnen. Im vergangenen Jahre haben 135 Damen darin Ausnahme gefunden, da der Aufenthalt einer Einzelnen nicht über drei Monate dauern soll. Indessen kann diese Zeit verlängert werden, und sind namentlich die auswärtigen Schülerinnen der Handels- und Gewerbeshule von dieser Regel ausgenommen.

Den Bewohnerinnen des Stiftes steht ein geräumiger Con-
versationsaal zur Verfügung, in welchem auch der Morgen-
und Nachmittagskaffee gemeinschaftlich genommen wird. Das
hübsch eingerichtete Zimmer enthält eine kleine Bibliothek, einen
Lesetisch mit einer Anzahl neuer Journale, die von den Ver-
legern gratis geliefert werden, und ein Piano, welches von
jeder einzelnen Dame benutzt werden darf. Mittag- und Abend-
brot wird in dem Souterrain des Hauses in einem geräumigen
Speisesaale ebenfalls gemeinsam eingenommen. Diese Damen-
Restauration erfreut sich aber auch noch außerdem in den Stunden
von 1—3 eines zahlreichen Zuspruchs, indem täglich 50—60
auswärtige Damen hier speisen. Ich benutzte die Gelegenheit,
mich gleichfalls hier niederzulassen und mir die gut zubereiteten
Speisen wohl schmecken zu lassen. Sie werden in einer enormen
Küche gekocht, in der sich zugleich eine Kochschule befindet. Sechs
bis acht Schülerinnen sind hier täglich unter den Augen eines
vortrefflichen Koches thätig, der sich nicht auf die Hausmanns-
kost für das Stift beschränkt, sondern, wie dies in Berlin üb-
lich, die Zubereitung von ganzen Diners und Soupers über-
nimmt, so daß die Schülerinnen auch die feinere Küche, sowie
das Conserviren von Früchten und Gemüsen, erlernen. Jeder
Dame, die Berlin besucht und an den fortschrittlichen Instituten
zur Bildung und Förderung ihres Geschlechts Interesse nimmt,
rathe ich, einmal im Lette-Hause einzusprechen und Mittag zu
halten. Ich bin überzeugt, daß sie nicht unbefriedigt von daumen
gehen wird.

Der Abendtisch der Pensionärinnen besteht in Suppe oder
Thee nebst belegtem Butterbrot, und für alles hier Genannte
zahlt man wöchentlich nur 15 Mark.

Noch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß sich unter dem-
selben Dache auch der neu entstandene Victoria-Markt (der
erste ging bekanntlich zu Grunde) befindet, oder sagen wir besser
die „Verkaufsstelle für weibliche Handarbeit“, wo Angebot und

Nachfrage sich ausgleichen, und der Arbeiterin, die zu solider Thätigkeit angehalten wird, der möglichst hohe Lohn gezahlt wird. Auch können fertige Arbeiten auf Risiko der Arbeiterin hier depontirt werden. Daß sich dieselben durchaus nicht auf Nadelarbeit beschränken, beweist z. B. der Geschäftszweig einer Dame, der Wittwe eines Gutbesizers, die damit sich und ihre Familie ernährt. Sie fertigt mit großer Geschicklichkeit die bunten Knall-Bonbons an, welche Kleidungsstücke von Seiden-Papier enthalten und massenhaft während einer Winter-Saison verbraucht werden. Ein kleiner Vorrath ihrer Bonbons befindet sich immer in dem Bazar, aber ihr Hauptgeschäft macht sie mit einem Fabrikanten, der ihr namentlich jedes neu ersundene Modell sehr gut bezahlt. Doch wir sind ganz von der Frage abgelenkt: Wer baut diese Häuser? und mit freudigem Gefühl dürfen wir darauf antworten, daß das Vermächtniß einer edlen Frau, der Frau Charlotte Stiebeling, viel dazu beigetragen hat, den Kauf dieses Hauses auf der Königsgräber Straße zu ermöglichen. Dazu kamen denn noch die reichlichen Erträgnisse einer Sammlung und eines Bazars, so wie einige kleinere Vermächtnisse, und wenn sich demnach der Besitz auch nicht an einen einzelnen Namen knüpft, so ist er doch das Erträgniß freudiger Opfer von Privaten und kaiserlichen Personen, unter denen die deutsche Kronprinzessin oben an steht.

Dagegen erhebt sich in der Nähe von Berlin, in Charlottenburg, ein ähnliches und in seiner Art nicht weniger verdienstvolles Haus, welches den Namen seiner Stifterin an der Stirne trägt: ich meine das von der Kaiserin gegründete Augusta-Stift. Dieses Institut, nach dem Kriege entstanden, hat die Bestimmung, die Töchter gefallener Offiziere zu erziehen und je nach den Verhältnissen zu tüchtigen Erzieherinnen oder Lehrerinnen heranzubilden. Es wird jedoch auch eine beschränkte Zahl von Zahlen den Schülerinnen angenommen, da es ohne Zweifel

einen großen Aufwand an Kosten erheischt, eine so wohlorganisirte Anstalt, in welcher 40 Zöglinge sowie die nothwendigen Lehrerinnen und Dienstboten verpflegt werden, zu erhalten. Es war mir vergönnt, das Haus unter der liebenswürdigen Führung der Frau Oberin zu besichtigen, und man muß gestehen, daß die Anstalt mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt eingerichtet ist. Ich hatte vorher mancherlei von übertriebener Eleganz und dergleichen reden hören, konnte dies aber, in so weit es die Schülerinnen anging, durchaus nicht finden. Dagegen ist Alles eingehalten, was in Bezug auf Reinlichkeit, Gesundheit und Behaglichkeit nothwendig ist, um dem Kinde einigermaßen das Haus und die Familie zu ersetzen. In den lustigen Schlafzimmern sind die einzelnen Betten durch Scheidewände von dichten weißem Zeug von einander getrennt, so daß jedes Kind Das hat, was es im Institut am Schmerzlichsten entbehrt: sein eigenes Kissen. In gleicher Weise befinden sich zwischen den Schulklassen drei oder vier gemeinschaftliche Wohnzimmer; in dem geräumigen Garten hat jede ihr eigenes Beet zur Bebauung, und eine Menge von Lauben und Sitzplätzen gestattet innerhalb desselben freie Bewegung. Ich fand einen Theil der Schülerinnen in dem großen Turnsaal, wo sie, in graue Leinwand-Mousen gekleidet, ihre Übungen hielten. Von der Art des Lernens im Allgemeinen kann ich nicht berichten, doch sagte mir die Oberin, daß außer den tüchtigen Lehrerinnen, die im Hause wohnen, die besten Professoren des Charlottenburger Gymnasiums den Unterricht erteilen. So oft die Kaiserin in Berlin weilt, bringt sie wenigstens einen Tag jeder Woche in dem Institute zu und bekümmert sich mütterlich und eingehend um jede einzelne Schülerin. Sie speist mit ihnen in dem allerliebsten Speisesaal, und zuweilen ladet sich auch der Kaiser zu Gast, der die Mädchen dann lächelnd versichert, wenn er gut essen wolle, müsse er heraus zu ihnen kommen. Der Tisch soll in der That einfach, aber vortrefflich sein.

Sehr hübsch und in der That elegant ist das Zimmer der Kaiserin mit Kunstgegenständen ausgestattet; gleich daneben befindet sich der Salon der Frau Oberin, wo sie ihre Besuche empfängt, und wo ich mich mit warmem Danke von ihr verabschiedete, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß wenn auch jedes Mädchen-Institut einem halben Gefängniß gleichkommt, dieses doch ohne Zweifel das wohllichste und best eingerichtete ist, welches ich je gesehen — und zu entbehren sind ja am Ende die Institute nicht ganz, man müßte sie nur vielmöglichst der Privatpeculation entziehen oder noch besser viele kleine Familien-Pensionate bilden, in denen höchstens sechs Schülerinnen vereinigt sind, die nicht oder nur theilweise im Hause unterrichtet werden, dagegen aber die öffentlichen Schul-Anstalten besuchen.

Wer möchte indessen in Charlottenburg gewesen sein, ohne die Schritte nach jener Gruft unter hohen dunklen Tannen gelenkt zu haben, wo die Meisterhand Rauchs der holden Gestalt der Königin Louise ein ewiges Leben gegeben. Aber viel schöner wäre es noch, wenn sie draußen schlummerte unter grünen wehenden Schatten, als in diesem eisigen Raum mit seinem blauen Glasfenster, das einen noch kälteren Schimmer über das Ganze wirft. Aber man wird warm und weich von Innen, wenn man, Alles vergessend, diese schöne Hülle sieht, die nicht schlummert, aber so gar holdselig ausruht von dem Schmerz und der Mühsal des Lebens. Unwillkürlich kamen mir Byrons Worte, mit denen er die Leiche einer seiner Heldinnen schildert, in den Sinn:

„Im Leben schon war sie so hold und süß,
Daß selbst der Tod hier mild're Spuren wies.“

Noch ganz erfüllt von dem schönen Bilde, wandelte ich durch die grünen Alleen nach der Flora, dem Berliner und Charlottenburger Palmengarten. Es ist eine großartige Anlage, aber jetzt war noch Alles im Entstehen begriffen, und das sehr

geräumige Palmenhaus enthielt merkwürdigerweise weniger Palmen, als eine Ausstellung aller möglichen Lurusgegenstände mit Berliner Firmen, die da zu einer Verlosung zum Besten der Flora aufgestellt waren. Unter diesen süßlosen Larven war meines Weibens nicht lange; ich besichtigte eine Blumen-Ausstellung, die gleichfalls Alles zu wünschen übrig ließ, und durchwanderte dann das sehr weilläufige Haus, welches Bequemlichkeiten jeder Art, sogar ein großes Vase-Cabinet besitzt. Vor diesem war eine kleine Veranda, wo ich mich todtmüde niederließ und — die Natur bewunderte! Ja, die wirkliche Natur, obschon ich mich an dem Ufer der Spree befand. Es war eine echt holländische Landschaft, die da vor mir lag, aber auch holländische Landschaften können schön sein, wenn sie im Abendschimmer vom ersten Frühlingsgrün umhaucht sind. Auf der breiten klaren Wasserfläche spiegelten sich die ruhigen Wölkchen, die oben im blauen Aether schwammen, und Rähne mit gehauchten Segeln trieben langsam vor dem Abendwinde dahin; dicht vor mir steuerte ein Schiffer sein Fahrzeug hart am Ufer entlang, das blühende Büsche umsäumten, zuweilen unterbrochen von hohen Baumgruppen, durch deren zartgrüne Zweige der schöngesärbte Himmel schimmerte, und drüben über dem Wasser, ganz im Hintergrunde, erhoben sich dunkel die gewaltigen Gebäude und ragenden Schornsteine der Borsig'schen Fabrik. Wahrlich, es war ein schönes Bild, und ich entzückte meine Berliner Freunde, als ich später ganz wahrheitsgetreu den Reizen ihrer Spree Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wer es nicht glaubt, besuche nur die „Flora“ in Charlottenburg, wo überdem noch ganz besondere Lockspeisen für den Liebhaber zu finden sind, nämlich die allernueste Erfindung: ein Skating-Rink. Das Ding war zuerst halb fertig, ist seitdem auch einmal abgebrannt, dennoch übte sich bereits ein lauslustiger Jüngling darauf und erregte meine Heiterkeit.

Ich hege überhaupt eine Abneigung gegen alle Surrogate,

also auch gegen diesen amerikanisch-poetischen Ersatz des schönsten Wintervergnügens. In meiner Jugend fiel es zwar noch keinem Mädchen ein, auf Schlittschuhen zu laufen, man hätte es — ich gestatte mir einmal ein holländisches Wort, — für im höchsten Grade ge-*emancepeerd* gehalten, trotzdem kann ich mich vollkommen in die Wonne und Aufregung eines Eislaufens versetzen, zu welchem denn auch vor allen Dingen ein frischer, sonniger Wintertag gehört, eine glänzende Eisfläche und so viel Kälte, um es mit äußerstem Behagen zu empfinden, wie das rasche Dahinfliegen das Blut in schnellen Kreisen durch die Adern treibt. — Nun denke man sich dagegen eine weisliche Fläche, die einigermaßen wie Eis aussieht, aber, umringt von grünen Bäumen und Blumen-Parterren, doch nur den Eindruck eines schmutzigen Fußbodens macht, und darauf sollen sich auf keruberten Schuhen und bei etwa 20 Grad Wärme die Männlein und Fräulein herumtummeln, die — nun, die allerdings auf der Gottes Welt sonst nichts zu thun haben, als auf Zeitvertreib zu sinnen.

Werden sich je echte Schlittschuhläufer und Läuferinnen herbeilassen, dieses naturwidrige Surrogat annehmbar zu finden? Mir scheint es für Jeden unmöglich, der wirklich das Vergnügen des Eislauges kennt, und niemals hätte Herder bei dem Anblick eines Skating-Kink die herrlichen Worte gedichtet:

„Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkristallen dahin und daher;
Der Stahl ist uns Hüttig, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind heilig und schweben uns nach,
So glitten wir Brüder mit frohlichem Sinn
Auf eisiger Tiefe des Lebens dahin!“

IV.

Bei einem früheren Aufenthalte in Paris langweilte mich ein junger Landsmann, mit dem ich manchmal verkehrte, indem er, die Schönheiten der Seine-Stadt kaum beachtend, beständig für Berlin schwärmte, das ich gar nicht kannte und sehr gering schätzte. Dort war seiner Meinung nach Alles schöner, großartiger und kunstvoller. Es war zu einer Zeit, da noch kein Mensch daran glaubte, daß Berlin einst wirklich die deutsche Metropole werden würde, und sein Enthusiasmus war daher ganz unschuldig und unparteiisch, obwohl doch nicht am Platze, denn, wo man stets vergleicht, endet jeder reine Genuß. — Als ich dann aber selber eines Tages gen Berlin fuhr, erinnerte ich mich unwillkürlich an unsere Querelle allemande und daran, wie Recht ich gehabt, für Paris zu streiten, da ich im Abendscheine Berlin immer suchte, ohne es zu finden, und schon lange innerhalb der Stadt war, als ich es erst merkte. Auch am nächsten Morgen spähte ich vergebens nach jenen monumentalen Gebäuden, jenen Kuppeln und Thürmen, die sich so majestätisch über dem Häusergewirre von Paris erheben und bald dem Fremden innerhalb der Stadt zu den sichersten Wegweisern werden, wie sie auch seine geschichtliche Erinnerung durch fast zwei Jahrtausende der Weltgeschichte zurückleiten, von den glänzenden Tagen des ersten Napoleon an bis zu jenen entfernten Zeiten, da hier die römischen Legionen einst Julian den Apostaten auf den Schild erheben und zu ihrem Cäsar ausrufen.

Naturgemäß kann man ja von Berlin Aehnliches gar nicht erwarten; aber allgemach werden die Eindrücke doch großartiger, und am Ende finden wir auch hier eine *via triumphalis*, gebildet durch Statuen, Bauten und Monumente, die uns nicht minder an große weltgeschichtliche und vaterländische Ereignisse erinnern und unsere Urenkel dereinst mit jenem fremdem Schauer durchwecken mögen, den das aus der Vorzeit Ueberlieferte so gerne in uns erzeugt.

Wie mit dem großen Kurfürsten die brandenburgische Geschichte zugleich deutsche Geschichte zu werden beginnt, mögen wir, ausgehend von seinem Monumente auf der Kurfürstenbrücke — wo ein genialer deutscher Künstler, Andreas Schlüter, den großen Mann zu Pferde dargestellt, wie er sich siegreich über vier gesesselten Sclavengestalten erhebt — den weiteren Gang der Ereignisse verfolgen bis hinaus zu der Siegessäule vor dem Brandenburger Thor. Auf dem Wege dahin begegnen uns noch zwei weitere Werke Schlüters, das Schloß und das Zeughaus, zwei Gebäude, die zugleich einen Concentriungspunkt bilden, an dem Berlin sich wirklich überraschend und großartig hauptstädtisch präsentiert. Um jenen älteren Kernpunkt gruppiren sich jetzt die Universität, das Opernhaus, das Monument Friedrichs des Großen, die Palais des Kaisers und des Kronprinzen, dann die mit Statuen geschmückte Salongrücke, dem Schlosse gegenüber das herrliche Museumsgebäude und endlich hinter diesem die neue National-Gallerie im Stil eines griechischen Tempels — dies Alles gewährt einen erhebenden Anblick, der sich noch erhöhen wird, wenn der sogenannte Lustgarten zwischen dem Schlosse und dem Museum seinem Namen wieder mehr Ehre macht. Wir ist er nur mit einem ewigen Pflasterverschlag bekannt, hinter dem sich eine nie fertig werden wollende Reiter-Statue Friedrich Wilhelms III. verbarg, die aber jetzt enthüllt werden soll. Denken wir uns dieselbe nun von einem wirklichen Lustgarten umgeben, wie auch den weiten Raum zwischen den beiden Museen mit Anlagen bedeckt, die offene Säulenhalle, welche die National-Gallerie umgeben soll, vollendet, dann mag sich diese ganze Partie würdig den schönsten Theilen anderer Hauptstädte, mit Einschuß von Paris, an die Seite stellen. Jetzt aber waten wir noch durch Sand und über Steingeröll zu dem neuen Kunsttempel, welcher die neuen Werke der Nation umschließen soll und dem Publikum erst seit wenig Wochen geöffnet ist, so daß unter besagtem Publikum die verschiedenen Streitfragen über

Anlage und Bau der Gallerie, innere Ausschmückung, die Wandmalereien und so fort noch auf das Lebhafteste und Schärffste discutirt werden.

Folgen wir daher bei der Betrachtung unserm eignen Ingenium und steigen wir vorerst die gewaltige Treittreppe hinan, welche, fast an die Propyläen erinnernd, zu einer von acht corinthischen Säulen getragenen Vorhalle führt, an deren Hinterwand sich die Eingangstüre befindet, d. h. für uns gewöhnliche Sterbliche; wir müssen ganz bescheiden wieder hinuntersteigen, wo sich zu ebener Erde eine Pforte öffnet, welche der großen Menge Eingang gewährt. Wie in dem holländischen Dorfe Bruck, wo nur bei Tausen, Hochzeiten und Bestattungen die Hauptthüre der Häuser aufgethan wird, so öffnet sich diese obere Tempelpforte nur bei ganz besonderen Gelegenheiten für den Kaiser mit seinem Hofe. Immerhin verlohnt es sich der Mühe, hinaufzuklimmen, um den Fries zu betrachten, der die Stirnwand des Tempels schmückt und „die Entfaltung der Kunst seit den Zeiten Karls des Großen bis auf unsere Tage“ darstellt. Den Giebel schmückt eine Germania als Schützerin der Künste, wie auch die Absätze der Treppe durch entsprechende Sculpturen, Werke von verschiedenen Berliner Künstlern, geziert sind. Sieht man sich nun schon derart durch die Anstrengung des Treppensteigens belohnt, so wird man es noch mehr durch den Ueberblick, welchen der hohe Standpunkt über den ganzen Platz gewährt. Und so wäre denn Alles, was sich über die Vorderansicht der Gallerie sagen läßt, befriedigend, aber der Körper entspricht nicht dem schönen Kopfe. Der Tempel ist ein Pseudoperipteros, die Säulen sind also halb in die Mauer eingelassen. Es möchte dies ja auch ganz schön sein, wenn dieselben nur bis herunter auf den Boden reichen wollten, sie stehen aber auf einem kolossal hohen Unterbau, einer von Fenstern durchbrochenen Wand, so hoch, daß man förmlich den Hals recken muß, um zu sehen, wo die Säulen denn eigent-

lich anfangen. Es macht, nachdem man vorher das Portal bewundert, einen seltsam schwächlichen Eindruck, der sich noch verstärkt, wenn sich nun am Ende die graden Wände in eine Apsis oder einen Chor abrunden. Im Innern des Gebäudes wird uns das Warum dieser sonderbaren Stilvermengung schon offenbar, von Außen ist es ganz überraschend merkwürdig und unschön.

Treten wir aber nun durch die untere Eingangsthüre ein, so müssen wir uns erst mit den übrigen Eindringlingen einer Zählung unterwerfen und bekommen Karten, die nur in beschränkter Zahl ausgegeben werden. Der Andrang war anfänglich so groß, daß man den Beschauern nur partienweise, im Verhältniß zu den Herauskommenden, den Eintritt gestatten konnte. Die reichverzierte Eingangshalle ist mit 15 Reliefporträts neuerer deutscher Künstler geschmückt, und an den Wänden wie an der Decke des breiten Corridors, der vor dem Eingang zu den Sälen herläuft, ist die Nibelungensage dargestellt, in Wachsfarben ausgeführt. Dann betreten wir die Bildersäle und begrüßen freudig manchen alten, lieben Bekannten, den wir schon in weniger glänzender Umgebung kennen gelernt. Den Grundstock der National-Gallerie bildet nämlich die sogenannte Wagner'sche Sammlung, eine über 200 Nummern enthaltende Collection moderner, meist deutscher Maler, welche Commerzienrath Wagner in Berlin gesammelt und dem jetzigen deutschen Kaiser geschenkt hat. Lange Zeit wurde die werthvolle Sammlung, weil es an Platz dafür gebrach, in einem ihrer wenig würdigen Räume aufbewahrt, zog aber fortwährend eine Menge von Besuchern herbei, bis sie nun endlich eine nicht allein ihrem Werthe entsprechende Stätte in dem neuen Gebäude gefunden, sondern auch eigentlich den ersten Anlaß zu dessen Erbauung gegeben hat. Die dafür bestimmte Gallerie erweiterte sich dann unter dem Einflusse der großen deutschen Ereignisse in eine National-Gallerie, wobei uns freilich schon

jetzt die Furcht beschleichen will, das Gebäude möchte für diesen Zweck bald als zu enge erfunden werden. Vielleicht hat diese Erwägung den eigenthümlichen Rundbau am Ende veranlaßt, der, im Innern durch Zwischenwände sächerartig abgetheilt, eine Anzahl kleiner Cabinette enthält, die nicht allein unendlich mehr Raum zum Aufstellen von Bildern gewähren, sondern auch ein gar behagliches Beschauen derselben gestatten. Selbstverständlich hat sich die Wagner-Sammlung seitdem noch sehr vergrößert, und es sind auch schon ganz hübsche, wenn auch erst wenige Sculpturen aufgestellt. Auffallend war mir im Ganzen die Abwesenheit größerer historischer Gemälde, ein Mangel, den die Zeit wird ausfüllen müssen. Außer mehreren größeren Schlachtgemälden aus der neuesten Geschichte von Camphausen, Bleibtreu u. A. ist es hauptsächlich das große Bild von Lessing: Huß vor dem Scheiterhaufen, welches die Aufmerksamkeit auf sich zieht; auch die Erweckung der Tochter des Jairus, von Gustav Richter, in lebensgroßen Figuren ausgeführt, ist ein schönes, interessantes Bild. Vergebens aber sah ich mich nach einer Schöpfung von A. F. um, einem Künstler, dessen großartig gedachte und ausgeführte Bilder ja ganz vorzugsweise Gallerienbilder sind, während die vielen niedlichen Genresachen sich im Salon oft noch weit besser ausnehmen würden, als hier. Man wünscht um so mehr das Auge auch draußen wieder auf Großartigem und Bedeutendem ruhen zu lassen, je tiefer man sich ergriffen fühlt von dem Anblick der monumentalen Cornelius-Säle.

Um zu ihnen zu gelangen, betreten wir nun das Treppenhause, welches in das obere Stockwerk führt, und dessen Wänden entlang ein Fries läuft, der gewissermaßen als Ergänzung und Fortsetzung des Außenfrieses die Entwicklung der Kultur seit Hermann dem Cherusker bis auf unsere Tage zeigt, dargestellt in Gruppen, deren Repräsentanten durch Porträt-Ähnlichkeit kenntlich sind. Die Treppe führt in einen runden, reichbemalten

Kuppelsaal, mit Stühlen und Sigen versehen, so daß man in aller Ruhe die vier lebensgroßen Bilder des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen und der Kronprinzessin bewundern kann, die in vier Nischen angebracht sind. Von da schweift unser Auge durch die Mittelhüre in die beiden großen Säle, die allein dem Andenken von Cornelius geweiht sind und den Mittelpunkt der ganzen Gallerie bilden. Inmitten des hinteren Saales ist auf einem weißen Marmorsockel die Kolossalbüste von Cornelius in vergoldeter Bronze aufgestellt, umgeben von den Meisterwerken seiner Kunst, seinen Cartons, welche die Wände der beiden Säle ringsum bedecken. Hinter der Büste, im zweiten Saale, befindet sich sein Entwurf: die Erweckung des jüngsten Gerichts. Die übrigen Cartons versinnbildlichen uns die Götter- und Heroenzeit der Griechen und sind in der Münchener Glyptothek als fresco ausgeführt. Ganz großartig ist der mächtige Carton, der, die Zerstörung Troja's vorstellend, eine Langwand fast vollständig bedeckt; dem antiken Inhalt des Saales entsprechend, findet sich an dem oberen Theile der Wände die Prometheusfage, sehr schön von Maler Janssen dargestellt, während der vordere Saal, der christliche, durch C. Bendemann mit allegorischen Figuren geschmückt ist, welche die verschiedenen Regungen der Seele, Friede, Kraft, Freude, Poesie u. s. w. andeuten und ausdrücken. Dieser Saal enthält das Hauptwerk von Cornelius, an dem er bis zuletzt gearbeitet, die Bilder zu dem Campo Santo, welchen bekanntlich Friedrich Wilhelm IV. in Berlin erbauen wollte, dessen Anfänge aber — Berlin hatte doch mehr zu thun, als Kirchhöfe zu gründen — bald unterbrochen wurden und nun zerbröckeln. Was die Phantasie Mächtiges und Großes erdenken kann, das hat Cornelius in diesen Schöpfungen kundgegeben, die sich theilweise an die Darstellungen der Apokalypse anschließen. Wer kennt nicht durch mannichfache Vervielfältigungen die berühmteste und wunderbarste dieser Zeichnungen, die vier apokalyptischen Reiter?

— aber wie sehr wird dies Alles durch die wirkliche Anschauung überbolen! Ja, diese Cornelius-Säle sind eine wahre Weihstätte der Kunst, auf welche Deutschland ebenso stolz sein kann, wie drüben im älteren Museum auf das herrliche Treppenhaus mit Kaulbach's großartigen Fresken. Da diese Säle ihr Licht von oben empfangen, so erheben sie sich naturgemäße durch das ebere Stedwerk, wo die umgebenden Räume eine Art von Gallerie bilden, von der herab man einen schönen Ueberblick auf das Ganze genießt und namentlich im Stande ist, die Wandgemälde näher zu betrachten. Daß die Säle mit der umgebenden Gallerie auch zu einer Festfeier wohl geeignet sind, hat sich erst kürzlich bei der Erinnerungsfeier zum hundertjährigen Geburtstage Naude's bewährt.

Indessen genoß ich nur durch besondere Vergünstigung das Vorrecht, in diesem oberen Stedwerk herumwandeln zu dürfen, denn es war dem Publikum noch nicht geöffnet, aber vor meiner liebenwürdigen Begleiterin, der Malerin Antenie Volkmar, deren Genrebilder man richtiger Lebensbilder nennen sollte, öffneten sich alle Thüren und Schlösser. Ihr verdankte ich denn auch den Genuß, die Werke eines deutschen Malers, mit Namen Dräber, kennen zu lernen, der Rom zu seiner zweiten Heimath gemacht und dort kürzlich verstorben war. Sein Zehn war eben damit beschäftigt, eine vollständige Ausstellung aller Arbeiten des Vaters vorzubereiten; Vieles war schon ausgepackt und aufgehängt, Anderes stand noch in Kisten und Wappen oder wurde erst erwartet. Die meisten der großen Bilder waren schon seit lange in Privatbesitz übergegangen und geben sich nun hier, aus den verschiedensten Gegenden kommend, ein Stellbild. Es sind meist Landschaftsbilder mit Staffage; Ansichten aus dem Sabinergebirge der römischen Campagna, aber auch deutscher Wald und deutsche Berg Höhen, von der feinsten und künstlerischsten Naturwahrheit. Mich fesselte besonders eine Iphigenia, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“;

die Figur war klein, aber das weite Meer vor ihr so groß, so unermesslich, daß man den ganzen tiefen Schmerz der Jungfrau, darüber hinaus niemals eine Brücke finden zu können, mitempfand. Solche Bilder sprechen zu uns wie ein Mensch, und so thaten auch eine Menge kleiner Bildchen, die man nur als Märchenträume bezeichnen kann: Elfen, Kinder und Genien, die sich bald auf Blumenschaufeln wiegen, bald Kränze flechten oder sich mit Blumen werfen, allerliebste Gruppen von glänzender Farbe und voll heiteren Lebens. Was mich aber am meisten fesselte, war die Möglichkeit, die ganze Ausbeute eines thätigen Künstlerlebens so auf einem Platze versammelt zu sehen; da wird es uns Laien erst recht klar, wie der Künstler Jahre lang studiren und arbeiten muß, bis ein Bild, das uns gefallen soll, zu Stande kommt. Da waren alle Studien des Künstlers von früh an bis zu seinen reifsten und letzten Werken beieinander; eine ganze Wand war bedeckt nur von gemalten und gezeichneten Baumblättern, Rinden, Gräsern, Moosen u. s. w., Alles mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt. Nun, es wird ja seitdem diese Sammlung vervollständigt und von dem größeren Publikum genugsam gewürdigt worden sein. Im Fortgehen sahen wir dann noch flüchtig das allerliebste Bild von Knaut: „Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen“, das zum Zweck des Photographirens herausgekommen war, und so werden sich durch dieses Mittel bald Viele an den köstlichen Kindergruppen erfreuen können.

Weit ab von der Nationalgalerie, auf der Königsgräber Straße und inmitten einer Art von Wüstenei, so daß man große Mühe hat, es aufzufinden, befindet sich dann noch eine andere Kunstsammlung, die, nicht minder werthvoll als diese, auch noch auf poetischere Räume für ihre Ausstellung harret. Diese werden ihr auch wohl zu Theil werden, wenn sich erst auf dem großen, wüsten Platze, wie es ja jetzt fest bestimmt ist,

das neue Reichstags-Gebäude erheben wird. Es ist das von Direktor Grunow geleitete Gewerbe-Museum, dessen Besuch sich Niemand, der nicht Berlin nur ganz ebenhin berührt, sollte entgehen lassen. Trotz der kurzen Zeit seines Bestehens ist dieses Museum doch schon sehr reichhaltig und dabei vortrefflich übersichtlich durch Grunow und seinen Gehülfen Professor Lessing angeordnet, so daß Jeder schnell finden kann, was ihn interessiert. Solche Sammlungen, bekanntlich zuerst durch das Kensington-Museum angeregt, müssen nach und nach von größtem Einfluß auf das ganze Handwerk werden, und jede Stadt, die ein solches Institut zu Stande bringt, darf sich reichen Segen davon versprechen. Ich konnte mich gar nicht lockeisen von den indischen Schmucksachen; es ist als ob Feenhände dieses Gold und diese Edelsteine ineinandergewebt hätten, und so liegen sich noch eine Menge anderer exquisiter Gegenstände anführen.

Eine viel kleinere, aber gleichfalls ausgesuchte Sammlung solch kunstgewerblicher Gegenstände besitzt die Frau Kronprinzessin; dieselbe wurde der hohen Frau geschenkt, und ist sie in zwei Zimmern des Kronprinzlichen Palais aufgestellt; der Besuch derselben, mit Auswahl, ist gegen Karten gestattet. Das Maler-Atelier der Fürstin, in dem sie vorzugsweise gerne thätig ist, sieht an diese Räume, und so vereinigt sich hier auf's Schönste ein inniges Familienleben mit der Liebe und der Pflege der Kunst.

Unter wechselndem Genuß bei allen Kunstindrücken bei doch der Verkehr mit lieben und bedeutenden Menschen noch den besten dar; es verslog die Zeit gar schnelle, und meine „Berliner Stunden“ gingen ihrem Ende entgegen, wurden jedoch noch durch einige schöne „Potsdamer Stunden“ ergänzt, wenn auch schon der alte Nordwind, der den Mai in den Januar umwandelte, es nicht zuließ, alle Schönheiten der Potsdamer Umgebung zu genießen. Um so freundlicher muthete es mich

an in dem „Neuen Palais“, der Sommer-Residenz des Kronprinzlichen Paares, einem gar stattlichen, weiträumigen Gebäude, das noch viele Erinnerungen an seinen Erbauer und Bewohner, Friedrich den Großen, der darin residierte, ehe er sich nach Sans-Souci zurückzog, enthält. Besondere Freude machte mir der Muschelsaal, ein echtes Kind des Vared: Geschmacks des 18. Jahrhunderts. Einen ähnlichen hatte ich im Poppelöbberfer Schlosse bei Bonn gesehen, aber dieser hier war ungleich besser gehalten; Decke, Wände und Pfeiler schimmern in staubfreier Frische, und der Saal muß sich am Abend bei Gasbeleuchtung wie ein kleines Wunderwerk ausnehmen. Alles, Decke, Wände und stülpende Pfeiler, ist incrustirt mit Muscheln von jeder Größe und Gestalt und allen möglichen glänzenden, mitunter sehr werthvollen Steinen, zu denen jetzt immer noch neue und kostbare Exemplare kommen, Bergkristalle von überraschender Dimension, Malachite, Amethyste, Lapis Lazuli, seltene Quarze etc. Alle Geschenke dieser Art, welche dem Kaiser oder dem Kronprinzen von fürstlichen Personen, Reisenden oder Bergwerksgesellschaften gemacht werden, finden hier eine Stelle, und der Custos kennt die Biographie aller seltenen Exemplare, an deren Betrachtung man sich Stundenlang ergötzen könnte. Ein anderes seltsames Gemach ist das Theezimmer, welches die Gestalt einer etwas ovalen umgestülpten Tasse hat und genau eingekerbt und ausgemalt ist, wie eine Sévres-vasse.

Vom neuen Palais geht es rasch durch schöne Anlagen nach Sans-Souci, wo sich die berühmte Mühle, welcher die Unbill des Wetters nichts anhaben kann, sofort präsentirte. Aber die berühmte Orangerie stand noch unter Dach und Fach, und das Ganze macht einen gar kalten, trüben Eindruck, obgleich zwei blühende Mandelbäumchen, die sich freundlich vom Hintergrunde der langen Allee abheben, an den Frühling erinnern; doch gefiel es mir hier besser, als in den Zimmern, denn ich muß gestehen, daß ich für Sessel, in denen berühmte

Menschen gestorben, für Uhren, die in ihrer Sterbestunde stehen geblieben, nicht viel Interesse habe. Wohl aber wäre es schön, hier lange Stunden ungestört herumzustreifen und sich in die Umgebung hinein das Bild des großen Mannes zu träumen, sich ihn lebend zu vergegenwärtigen, wie er hier mit seinem Krückstock herumgewandelt, große Pläne, gewaltige Entwürfe in seinem Geiste zurechtlegend. Wenn er es könnte, würde er wohl manchmal freundlich nach dem nahen Dörfchen Vornstedt blicken, wo sein einstiger Nachfolger, der Kronprinz, sich auch ein Sorgenfrei, ein ländliches Heim geschaffen hat. Hier waltet er als Landwirth, seine Gemahlin als gute Hausfrau auf dem großen Hofgute, das zu dem Amte Vornstedt gehört.

In den geräumigen reinlichen Ställen stehen nicht weniger, als achtzig schmutze Kühe, deren Milch in der lustigen Milchammer nach englischer und besserer Art, nicht in hohen Töpfen wie bei uns, sondern in flachen Schüsseln, wo die Rahmbildung meist schneller und reichlicher vor sich geht, aufbewahrt wird. Um Alles dieses und was sonst noch in das häusliche Gebiet einschlägt, kümmert sich die Frau Kronprinzessin ganz eingehend, denn fast täglich besucht sie das Gut, wo das Ehepaar dann häufig, nur von ihren Kindern umgeben, in einem einfach-ländlichen Zimmer den Thee nimmt.

Was nach diesem sonst noch Schönes in Potsdams Umgebung zu sehen war, verschob ich auf eine bessere, das heißt wärmere Zeit, erfreute mich aber wenige Tage später noch einmal, bei sonniger Morgenfrische, an der schönen Lage der Stadt, als ich, gen Kassel dampfend, daran vorüberfuhr, mit wehmüthigem Gefühl überdenkend, wie die Berliner Stunden bereits ihr Ende erreicht hatten.

Der Materialismus-Schrecken.

(1859.)

„Und Mit- und Nachwelt muß endlich sich stellen, ihr eigenes wildes Drängen hält sie auf, und Jahrhunderte später erfährt sie, was sie verblendet stoh, sieht es vor sich, was sie unter sich glaubte. Waffen, Gesetzbücher u. zeigen es ihr endlich und halten als Polizei sie in Ordnung. Dann duckt sie sich und erkennt es an und stemmt sich von Neuem gegen Neues! O, hielte doch die Erde so so lange, bis ihre letzte Schuppe vom menschlichen Geiste fielen, und ein Sterblicher erlebte dies Spectakel!“

Rabel.

Wie nahe liegen uns die obigen Worte, wenn wir mit ruhigem Blick die Aufregung überschauen, welche die neueste materialistische Geistes-Richtung fast in allen Schichten der Gesellschaft erregt hat; wenn wir sehen, wie sie soeben als ein ganz ungefügiges, unhaltbares Ding mit vornehmer Geringschätzung betrachtet und dennoch schon im nächsten Moment mit allen guten und hinterlistigen Waffen des Geistes, als ein keineswegs zu verachtender Gegner, bekämpft wird! Andererseits offenbart sich wieder bei Vielen eine wahre Furcht und

Herzensnoth, und gar manchen Gemüther wird angst und bange bei dem Gedanken daran, daß ihre Seele nur ein Product des Stoffwechsels sein und mit diesem zerfallen könne, wie sie in ihm entstanden sei. Daß in dieser Vorstellung allerdings etwas liegt, das Vielen im ersten Augenblick als entsetzlich erscheinen mag, läßt sich nicht läugnen, aber es fragt sich sehr, ob dies Entsetzen in der That seinen Ursprung in einer Verlethung jenes „angeborenen Zuges zum Jenseits“ hat oder nur aus einer Verlethung der Begriffe herrührt, inmitten deren wir aufgewachsen sind, und welche das geistige Leben der vorhergegangenen Zeiten durchziehen. Es fragt sich sehr, ob unsere Kinder, wenn sie ganz und gar in einer materialistischen Weltanschauung aufwachsen und erzogen wären, von diesem räthselhaften und unerklärbaren Zug nach einem zweiten Leben, der stets als letztes Argument gegen eine rationelle Verneinung dieses zweiten Lebens angewendet wird, etwas empfinden würden? Doch lassen wir dies für jetzt dahin gestellt sein, wir wollten uns hier nur einfach an die Thatsache halten, daß die neueste Naturforschung Resultate zu Tage gefördert hat, auf deren Grundlage sie es wagen darf, Behauptungen aufzustellen, die allerdings schon öfter dargelegt, allein noch niemals in dieser Weise bestätigt wurden. Was griechische Philosophen, was die englischen Deisten und die französischen Encyclopädisten als Speculation der Speculation entgegenstellten, tritt nun plötzlich in eine ganz neue Beleuchtung. Bis her hatte diese Speculation nicht mehr Berechtigung, als jedes andere philosophische System auch; da plötzlich tritt die Naturforschung auf ihre Seite. Auf einem Höhepunkt angelangt, den sie bis jetzt noch nie erreicht, und stets im großartigen Fortschreiten begriffen, stellt sie schließlich ihre Ergebnisse zusammen, zieht das Facit und reicht Epicur und Leucipp, Zeland und Helbach die Hand, mit dem Rufe: „Ihr habt speculirt, und wir seciren, analysiren, beobachten durch Mikroskop und Fernrohr und müssen nun eurer Speculation vor jeder anderen den

Vorzug geben, denn sie allein stimmt mit dem überein, was wir erforschten; und was wir gefunden, ist kein Hirnspinnst, sondern Wahrheit!"

Hiermit fällt nun freilich eine gar dicke Binde von den Augen des menschlichen Geistes, und es ist begreiflich, warum so Viele in blindem Haß sich empören, warum ebenso Viele in blindem Enthusiasmus übersehen, daß die Forschung noch lange nicht am Ende angelangt ist. Aber zwischen diesen Parteien steht eine große Masse, die sich fürchtet und voll Angst den Kopf von der neuen Lehre hinwegwendet, die ihr demnach schwer aufs Herz fällt; denn dem Geiste der Wahrheit, welcher in ihr steckt, kann sich nicht Jeder willkürlich entziehen. Und zu Diesen wollen wir hier reden, um ihnen zu zeigen, wie wenig gegründet ihr Bangen und ihre Furcht ist, wie im Gegentheil für Diejenigen, welche angehört haben, blind zu glauben, in jenem innigen Zusammenhang der natürlichen Erscheinungen, welchen der Materialismus nachweist, etwas viel Tröstlicheres liegt, als in dem unerquicklichen Hin- und Herschwanken des Geistes, der nicht mehr glauben kann und doch noch an Vorstellungen hängt, die der Vernunft zuwiderlaufen. Außerdem scheint es uns, daß es für den denkenden Menschen keine ernstere Verpflichtung gibt, als die, sich mit seiner ganzen Weltanschauung in Einklang mit derjenigen Wahrheit zu setzen, die eine positive Forschung als unumstößlich zu Tage förderte. Wenn es uns wirklich Bedürfnis ist zu glauben oder vorauszusehen, daß ein höchstes Wesen das All umfängt, so ist es keineswegs ein Mangel an Ehrfurcht, sondern eine Verpflichtung gegen dieses höchste Wesen, welches den Menschen nöthigt, die Wahrheit unter jeder Bedingung zu suchen, und zwar dort, wo sie ihm allein positiv zugänglich ist — in den Bügen und dem Wesen der Natur — nicht in den leeren Räumen der Speculation und der Phantasie. Gibt es einen persönlichen Gott, der unsere kleine Welt regiert, warum hätte denn dieser Gott in die uns umgebende

Natur und deren Gesetze Widersprüche gelegt, welche sein Dasein vernichten mußten, sobald sie erkannt waren? Im Gegentheil ist einer der mächtigsten Triebe im Menschen der Trieb zum Forschen, und es ist nicht seine Schuld, wenn diese Forschung zu Resultaten führt, welche Ansichten und Glaubenssätze, die sich in einer früheren Zeit entwickelten, in Frage stellen. Und je mehr die Bekannthschaft mit den allgemein gültigen Naturgesetzen Gemeingut wird, je mehr sie jeden Gebildeten gewissermaßen mit der ihn umgebenden Luft anweht, um so klarer tritt der Bruch zu Tage, welcher sich schon seit lange vorbereitet hat.

Die Thatsache imponirt am Ende selbst dem Feigsten, der Thatsache kann sich Keiner willkürlich entziehen, denn sie ist die Wahrheit selber. Es ist nicht zu leugnen, daß es eine schwere Aufgabe ist, welche das Fortschreiten der Erkenntniß hiermit auf unsre Generation gelegt hat. Sie ist berufen, Gegensätze zu vermitteln, so schneidend, wie sie vorher noch kaum dagewesen, und es fragt sich noch sehr, ob und wie sie ihre Aufgabe lösen wird. Indem sich ihr ein Gesichtskreis eröffnet, so großartig und umfassend, wie ihn die Weltgeschichte bis da noch nicht gesehen, verlangt dieser Gesichtskreis von den jetzt Lebenden eine große Geisteskraft, eine bedeutende moralische Stärke, um ruhig die neuen Ideen zu betrachten, welche sich vor ihr geistiges Auge drängen. So schwer es dem Einzelnen fällt, sich frei zu erheben über die Eindrücke seiner Kindheit und Jugend und als reifer Mensch sich selbst zu bestimmen, so schwer wird es einer ganzen Generation, sich von dem Traditionellen loszumachen, wie oft sie auch schon dies traditionelle in seinen Einzelheiten mag verspottet und verachtet haben. Und wirklich, welcher Unklarheit, welcher Begriffsverwirrung begegnet man in dieser Hinsicht fast täglich selbst bei ganz gebildeten und verständigen Menschen! Wie probiren sie auf der einen Seite mit ihrer geistigen Unabhängigkeit in Bezug auf theologische Glaubenssätze, wie bornirt, wie engherzig wer-

ben sie auf der andern Seite, sobald man es unternimmt, ihnen die nothwendige Consequenz ihrer Denkweise zu zeigen! Wie Viele versichern, daß sie nicht daran dächten, an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode zu glauben! Sobald sich aber Jemand findet, der ihnen nachweist, daß dies auch wirklich, so weit wir die natürlichen Gesetze des Daseins bis jetzt kennen, ein Ding der Unmöglichkeit sei, kommt Alles in Empörung; dann pochen sie auf ihre unsterbliche Seele, ja sie fühlen es ganz deutlich, daß sie als Theile eines großen geistigen Fluidums, welches sich irgendwo im Weltall befinden muß, fortleben werden. Daß diese pantheistische Ansicht tröstlicher wäre, als die materialistische, kann uns nicht einleuchten. Mit dem Tode des Gedächtnisses ist ja auch das Individuum als solches vernichtet — dies kann nicht bestritten werden. Wie kann es uns nun trösten, als Funke eines großen Lichtmeers — etwa nach Dante's Beschreibung — im Himmel der Seligen unaufhörlich hin und her zu tanzen und zu schweben, wenn die Erinnerung des Ich verschwunden ist, wenn wir nichts mehr wissen von dem, was wir liebten und hofften, erstrebten und litten? Ist dies weniger Tod, als der Tod, den der Materialismus uns in Aussicht stellt? Aber diese Aufhebung des eignen Ich, diese Versenkung in das Nichts, das ist es, was die wenigsten Geister mit Ruhe in's Auge zu fassen vermögen. Doch wie verliert diese Vorstellung alle ihre Schrecken, wenn wir fühlen, wie sie uns auf der andern Seite so frei macht von unklaren Wünschen und Hoffnungen, wie sie mit leuchtendem Finger auf dieses Erdenleben verweist und uns zuruft: „Hastet nicht nach einem dunkeln Jenseits, von dem die Natur uns jeden Beweis hartnäckig versagt! Hier sollt ihr eure Aufgabe erfüllen, hier euch eures Daseins erfreuen und dazu beitragen, die Erde zu jenem Himmel zu gestalten, von dem ihr glaubt, daß er Euch erst in einem zweiten Leben zufallen werde!“ — Warum man nun aus diesem so natürlichen Hinweis bis auf den heutigen

Tag immer wieder den Schluß zog, daß darin eine Aufforderung liege, sich des Lebens in der rohesten Weise zu erfreuen und nur die thierischen Bedürfnisse zu befriedigen, ist unbegreiflich. Doppelt unbegreiflich, da selbst die ehrlichen Gegner der materialistischen Lehren zu allen Zeiten und auch heute eingestehen müssen, daß deren Hauptverfechter keineswegs ihr eignes Leben in dieser rohen, genussüchtigen Weise eingerichtet haben, während im Gegentheil so häufig die frommsten Seelen, denen doch des Himmels Seligkeit auf keinen Fall entgehen würde, sich allen erlaubten und unerlaubten Lebensgenüssen mit einer Ausdauer hingeben, als ob sie selbst an das Paradies nicht glaubten, welches sie Anderen verkünden. Für den sittlichen Menschen ergibt sich hieraus gerade im Gegentheil die Aufforderung, diese kurze Spanne seines Daseins so gut und schön nur immer möglich ist, hinzubringen; er wartet nicht auf ein dunkles Jenseits, um besser und erleuchteter zu werden, sondern er wird schon hier mit allen Kräften darnach streben, keine Minute seines Daseins zu verlieren, um dies Dasein zu jener Vollkommenheit abzurunden, die der Quietist erst im Himmel glaubt erwerben zu können. Kann es bestritten werden, daß diese Aufforderung eben so wohl in der materialistischen Anschauung liegt, wie jene andere, die nur von Rohheit und Gemeinheit redet, und muß nicht jeder Vernünftige einsehen, wie einfach, wie großartig und rein sich diese Ansicht der dunkeln Träumerei und Frömmerei, die nie daran denkt, sich einmal selber „Herz und Nieren zu prüfen“, gegenüberstellt? Aber eine unbegreifliche Trägheit zum eignen Nachdenken beherrscht die Masse der menschlichen Gesellschaft, und was so oft mit Emphase die heiligste Ueberzeugung genannt wird, ist nichts weiter als Denkfaulheit, die sich mit allen Fasern der Gewohnheit selbst an solche Geister anklammert, von denen man ein selbstständiges Nachdenken und Urtheil erwarten sollte. Ebenso ängstlich und unfrei im klaren Denken verhält man sich gegenüber der Frage

von der Quelle unseres geistigen Lebens. Dasselbe Verlangen spricht sich auch hier aus, daß der Mensch seine geistige Befähigung gleichsam von Oben herab auf eine unbegreifliche Weise empfangen haben möge, wie er auch durchaus nach seinem Tode auf eine ebenso unbegreifliche Weise fortleben soll. Aber auch wenn wir diese Frage auf ihren einfachen und natürlichen Standpunkt zurückführen, so kann uns deren materialistische Beantwortung eben so wenig schmerzlich sein, wie die Antwort, welche uns die Natur auf die Frage nach der persönlichen Fortdauer nach dem Tode gibt. Ist denn der Gedanke, daß unser Seelenvermögen lediglich ein Product jener Stoffe sei, aus denen unser Hirn und Nervensystem zusammengesetzt ist, in der That so entsetzlich? Im positiven Besitze des Geistes und der Seelenthätigkeit, kann es uns dann ernstlich bekümmern, ob dieser Geist sich bei unserer Geburt, gleich einer Taube, auf das Stückchen Fleisch, welches wir in jenem Moment vorstellen, herabgesenkt hat, oder ob dies Stückchen Fleisch so wunderbar organisiert ist, daß mit seinem Wachsthum jene höchste Fähigkeit, die wir Seele, Geist nennen, sich entwickeln muß? Wie thöricht aber ist es zu glauben, daß der Materialist den Geist an sich läugne, weil er es unternimmt, ihm seinen wahrscheinlichsten Ursprung nachzuweisen! und wie kann man eine Vorstellung schrecklich finden, welche tausendmal erhebender und großartiger ist, als diejenige, daß bei jeder neuen Geburt ein neues Taschenspielerstückchen mit einer vom Himmel herabfallenden Seele sich erneuern muß? Wenn es eine Beruhigung gibt für den Geist, so ist es nicht allein dieser Hinblick auf den stufenweisen, innigsten Zusammenhang aller natürlichen Dinge, sondern vornehmlich liegt sie in jener Vorstellung, wie von unten heraus in unausgebrochener Reihe sich der Drang zum Höheren und Vollkommenen offenbart. Die leblose Welt erhöht sich, unter unsern Augen zur Organischen, die organische Welt in ihrer höchsten, und bis jetzt bewußten Entfaltung wird Geist, und

dieser Geist setzt wiederum in sich selber den ihm überkommenen Drang nach der höheren Entwicklung fort. Hinauf, hinauf, du Mensch, bis zur höchsten Stufe, die du erreichen kannst! so ruft der Materialismus, nicht hinunter, wie so Viele meinen.

Ist denn der Geist darum weniger Geist, weil muthmaßlich Organe ihn hervorbringen, die jedenfalls in ihrer inneren Organisation bereits dem rein Geistigen so nahe verwandt sind, wie die Pflanze fast unmerklich in das Thier übergeht? Diese so einfache und gar nicht fürchterliche Wahrheit hat große Philosophen und Schriftsteller nicht verhindert zu behaupten, daß der Materialismus die Idee leugne. Als ob es die Idee und den Geist läugnen hieße, wenn der Forscher sich nur bemüht, seinen möglichst natürlichen Ursprung zu finden. Er hat ebenso wenig das geistige Kapital geläugnet, welches sich, so weit Menschengedenken reicht, um uns her ausgebreitet hat. Ja, es gibt eine geistige Welt um uns her, ebenso wohl wie eine organische, aber sie ist gewiß ebenso sehr nur ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, wie die organische Welt ein Erzeugniß der Keime ist, die in ihr liegen. Ist nicht Alles, was wir wissen, Ueberliefertes oder Erlebtes? So wenig unser Geist bis jetzt das Geheimniß des Lebens ergründet hat, ebenso wenig ist ihm bekannt, was hinter jenen Zeiten liegt, die uns nicht mehr durch überlieferte Merkmale erkennbar sind. Weiß der Transcendentalist davon etwas mehr, als der Materialist? Nein, kein Atom mehr, die vorhandene Ideenwelt muß Einem wie dem Andern genügen. Und wann oder wo hätte je ein Materialist behauptet, daß diese Ideenwelt nicht existire? Und wenn er mit vollkommenem Recht behauptet, daß die geistige Welt unserer Erde erst mit jener Entwicklung des Menschen, die ihn zum Denken befähigte, ihren Anfang nimmt, so hat er damit noch nicht geläugnet, daß es anderswo noch höhere Stufen geistiger Entwicklung in mehr vorangeeilten Welten geben könne. Aber unbarmherzig schließt er unser eignes Ich von der späteren

Theilnahme an jenem erhöhten geistigen Leben aus, und dies ist in der That für den Augenblick ein herber Schmerz. Aber in jenem Schmerz liegt uns auch zugleich die Verheißung, daß der Mensch dieser Erde wirklich noch höherer geistiger und sittlicher Entwicklung fähig ist, denn sonst würde er ja diesen Mangel nicht empfinden können, es ist der Verweis, daß auch bei uns jenes höhere, geistige Leben kommen wird, welches wir uns jetzt in Regionen verlegen, von denen Nabelais in seiner Sterbestunde sagte: *Je m'envais chercher un grand peut-être!* Der Materialist verlegt dies *peut-être* auf die Erde, und die einzige Gefahr trifft hierbei weder die Existenz des Geistes, noch die der Moral, sondern immer wieder nur unser kleines, eigenes Ich. Es wird ihm damit unwiderleglich gezeigt, daß es wirklich im großen Ganzen nicht mehr ist, als das Sandkorn zu seinen Füßen, daß, wenigstens scheinbar, nichts darauf ankommt, ob es vorhanden war oder nicht. Zwar haben uns schon Salomo und noch viele Weise vor und nach ihm die Nichtigkeit unseres eigenen Wesens anschaulich zu machen gesucht, zwar haben wir selbst sie schon unzähligemal empfunden, und dennoch fühlt man sich empört, wenn die nackte Forschung austritt und dem Einzelnen zuruft: „Es ist nicht bloß Dichtersphantasie, sondern Wahrheit, wenn geschrieben steht, daß Du, Mensch, wirklich nicht mehr bist, als die Blume auf dem Felde!“ Armes, kleines Ich, wie zaghaft wird dir zu Muth bei diesen grausen Worten, wie vernichtet fühlst du dich! und wer möchte dich darum schelten, denn hat man dir nicht von jeher erzählt, daß die ganze Welt und Alles um dich her nur für dich erschaffen sei? Daß selbst dein persönlicher Gott mit seinem Himmelsstern nur deine Geschicke regiere und sich fortwährend mit dir beschäftige, nur auf dich seine rathsamen Blicke richte und Tag und Nacht mit unparteiischer Gerechtigkeit sich bemühe, deine Verdienste und Fehler gegeneinander abzuwägen, um dir am Ende die rechte Wohnung in seinem Paradiese anzuweisen?

— Da tritt ein ehernes Naturgesetz auf, zerstört deine stolzen Träume und wirft dich zu dem Sandkorn in der Wüste. Aber — dieses Gesetz spricht dich zugleich mündig! Du bist nicht so wichtig, als du bisher dachtest, aber auch keineswegs so klein, als du dir jetzt erscheinst.

Es hat dich empört zu hören, wie der Materialist die Ewigkeit des Stoffes lehrt — ist es dir nicht klar, daß dir, d. h. dem Menschengeschlecht, damit zugleich die Ewigkeit des Geistes garantirt ist? Die feinste und höchste Blüthe des Stoffes, der Geist, er wird sich immer wieder entwickeln, immer wieder blühen und vergehen, und er wird eben so wenig verloren sein, was das geringste Sandkorn. So wie jedes Stäubchen im Weltall bleibt, fortwirkt und seine Bestimmung erfüllt, so jede Regung, jeder Hauch, jede That des Geistes! Der Einzelne verschwindet in der Masse, wie man Hunderte von Rosen braucht, um einen Tropfen des köstlichen Oeles daraus zu pressen, aber die geistige Essenz, die dieser Masse entströmt, bleibt, sie befruchtet mit neuen Gedanken, und unerschöpflich setzt sich in der geistigen Welt das fort, was ihr aus der stofflichen Welt überkam — der Trieb zu immer höherer Entwicklung und feinerer Gestaltung. Und dies ist es, was einen Jeden trösten könnte und trösten muß über diese Spanne des Daseins, daß die Welt keinen Stillstand kennt und kein Ende findet, daß sie fortwährend an ihrer höheren Entwicklung arbeitet, wenn wir auch nicht persönlich dabei theilhaftig bleiben. — Dennoch würde dies immer eine traurige Weltanschauung sein, die nicht auch für den Trost des Einzelnen sorgen könnte, denn nicht Jedem ist es gegeben, das Gefühl für die Allgemeinheit so lebendig in sich zu machen, wie es sein sollte, und selbst jenes Gefühl darf ja auch einen gewissen Grad nicht überschreiten. Es soll ja nicht weiter gehen, als bis zu jenem Punkte, der uns mit Ruhe den Gedanken an eine scheinbare Vernichtung ertragen läßt. Aber dem Ich ist außerdem noch eine höchste Verpflichtung und

eine höchste Wonne vorbehalten, das ist die ernsthafteste Aufgabe seiner eigenen Entfaltung zur edelsten, höchsten Sittlichkeit und die daraus entspringende Freude an seiner eignen Schönheit und Reinheit. Sobald das Ich diese Stufe erreicht, hat es genug gelebt, wie die Blume ja auch das Haupt senkt und vergeht, nachdem sie im höchsten Glanz ihrer Blüthe gestrahlt. Und diese Verpflichtung zur höchsten Ausbildung aller unserer Kräfte, diese positive Verpflanzung eines Ideals, das wir erst im Himmel zu erreichen glaubten, in diese sichtbare Welt — das ist die ganz einfache und natürliche Folgerung, die sich unabweislich aus der materialistischen Weltanschauung ergibt. Sie bildet keinen Aufschub zum Guten, keine leere Träumerei, sie sagt es dem Menschen unverhohlen: „Das Jenseits ist mehr als zweifelhaft, werde hier, was du sein sollst, und wozu du den höheren Trieb in dir empfindest. Nur die Freude an dir selbst, an deiner eignen, innern Schönheit und Wahrheit ist wirklich, und sie wiegt alle Freuden eines geträumten Paradieses auf!“ — Versucht es einmal, Eure Kinder in diesen Grundfäßen zu erziehen, zeigt ihnen einmal die eiserne Nothwendigkeit, schon hier gut zu sein und Gutes zu wirken und sehet zu, ob Ihr damit nicht mehr erreicht, als bisher! Es ist fast unnütz nach dem bisher Gesagten, noch näher auf den Vorwurf einzugehen, daß der Materialismus die Gesetze der Moral und Sittlichkeit untergrabe. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß sich schließlich eine weit höhere Moralität aus einer Welt-Anschauung ergeben muß, die den Menschen nöthigt, gut zu sein, nur um des Guten, nicht um des Lehrens oder der Strafe willen. Ganz gewiß verlangt der Materialismus, daß seine Anhänger stilllich härter seien, als Diejenigen zu sein brauchen, denen der bloße Glaube genügt. Es ist ohne Zweifel viel bequemer sich als Kind eines persönlichen Gottes zu fühlen, der für dasselbe sorgt, es beschützt und regiert und als gütiger Vater doch zuletzt des schwachen Kindes Sünden verzeiht, wenn es nur gläubig

nach seiner Gnade ringt. Wir wollen damit gewiß den frommen Glauben nicht schelten; er war schön, so lange er noch sein kindlich reines Gewand trug, er ist auch heute noch schön in sanften Gemüthern, die in der That nicht mehr sündigen, als die Kinder, weil sie unschuldig sind wie diese. Aber er kann unserer Zeit nicht mehr genügen; und dies ist kein freventliches Nachwerk der Materialisten, sondern ein Ergebniß von Fortschritten und Fortschritten, zu denen der menschliche Geist jedenfalls berechtigt ist, weil er sie sonst nicht gefunden hätte. Das wäre nun aber eine traurige Moral, die so klein, so unfrei in sich selber wäre, daß sie den Fortschritten des Menschengesistes nicht folgen und sie begleiten könnte. Wenn eine unreifere Zeit dem Menschen befehlt, das Gute zu lieben und zu thun um Gotteswillen, so befehlt sie ihm nun das Gleiche, aber nur um des Guten selbst willen, und wir fragen, welche Auffassung ist die höhere und sittlichere? Fällt damit der Vorwurf der Triviolität, welchen man dem Materialismus so gerne macht, bei nur etwas genauerer Betrachtung nicht in sich selbst zusammen?

Aber noch werden ängstliche Gemüther nicht beruhigt sein, noch werden sie ausrufen: „Ja, dies ist Alles gut für den gebildeten Menschen, aber was soll daraus werden, wenn diese Ideen in die niederen Volksschichten eindringen, wenn sie dieselben mißverstehen, was bei ihnen um so mehr zu fürchten ist, als wir ja selbst uns so häufig einen falschen Begriff von der Gefahr machen, die im Materialismus liegen soll!“ Dieser Einwand hat zu viel für sich, als daß man ihn unberücksichtigt lassen dürfte, ja es liegt in ihm gewissermaßen die ganze Summe der Folgerungen ausgesprochen, welche nothwendigerweise sich aus dem Materialismus für das praktische Leben ergeben müssen. Ja, was soll daraus werden, wenn auch der Arme, der Unglückliche erfährt, daß er auf keinen Himmel zu hoffen hat, in dem es ihm materiell besser ergehe, als hienieden? was soll daraus

werden, wenn er verzweifeln an seine Brust greift und es empfindet, wie ihm jedes äußere Mittel abgeht, sich auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu schwingen? — Daß der Materialismus dem Armen und Elenden die Berechtigung zur Lebensfreude zurück gibt, daß er den Reichen und Schwelgenden zuruft, er möge seine kalte Hand hinwegziehen von den Genüssen und Freuden des Daseins, auf die er sie hingelegt, als ob sie sein eigenes Monopol wäre — dies muß selbst dem Ungebildetsten und Einfältigsten einleuchten. Natürlich — der Materialismus darf auf Erden kein Elend dulden, welches menschliche Kraft zu heben vermag, denn er kennt keinen Himmel, auf dessen Lohn und Freuden er den Armen verweisen kann. Auch hier setzt er die positive Welt in ihre Rechte ein, und diese will, daß nicht allein alle ihre Kinder sich des Glücks erfreuen, das sie austreut, sondern daß auch Jedem die Möglichkeit gegeben werde, sich zu entwickeln zum Höheren und Besseren. Nun setzt doch, wie Ihr täglich und stündlich jenen unsterblichen Geist, von dem Ihr durchaus wollt, daß er einen überflüssigen Ursprung habe, trotz dieses Glaubens, mißhandelt und erniedrigt, wie Euch so gar nichts daran liegt, ob er wachse und gedeihe, wie ihr ihn höchstens bei den sogenannten „Gebildeten“ anerkennt, und wie er euch in der Masse so gar nichts bedeutet. Ist das die schuldige Ehrfurcht vor dem Geiste, dem Ihr so wenig in den niedrig Gebornen Rechnung tragt, als ob er wirklich nur Noth und Asche sei? O, das sind die wahren Materialisten, d. h. die Materialisten im schlechten Sinne, die sich fort und fort sträuben, die Forderungen des Geistes in jedem Einzelnen anzuerkennen.

Es liegt auf der Hand, daß wenn der Materialismus als sein erstes Axiom die Aufforderung zur höchsten Ausbildung der Individualität aufstellt, damit alle Individuen gemeint sind, die auf Erden leben. Es folgt daraus, daß diese neue Religion, wenn wir sie so nennen wollen, nichts von Strafe

weiß, sondern nur von Vesserung — denn der Mensch muß Gelegenheit haben, hier schon zu werden, was er sein soll — und daß Erziehung das große Lösungswort heißt, welches er auf seine Fahne schreibt. — Nun geht zu allen Zeiten ein großer Zug durch das Bewußtsein aller höher entwickelten Nationen, der sie von einem Gottesreich auf Erden, von einem schönen, ideelleren Zustand träumen läßt, als derjenige ist, in dem sie sich gegenwärtig befinden. Dieser Drang der Menschenbrust, schon hier auf Erden das Glend verlißt zu sehen und in reinerer, unschuldvollere Weise zu leben, ist so natürlich, ist so sehr das Ergebnis jeder höher entwickelten Empfindung, daß wir ihn wohl mit Recht dem „dunklen Zug nach dem Jenseits“ entgegenstellen dürfen, um so mehr, als für jenen Drang die wirkliche Möglichkeit vorhanden ist. Wenn wir die moralischen Schlüsse, welche sich aus dem heutigen Materialismus notwendigerweise ergeben müssen und ergeben, mit den Schlüssen aus andern Lehren vergleichen, so wird es uns klar werden, daß er einen ganz andern, größeren Schritt in der Richtung der Verwirklichung jener Hoffnungen thut, als dies bisher noch jemals geschehen ist — denn er allein gibt der Menschheit die Erde voll und ganz zurück. — Woraus entspringt denn die Disharmonie unsrer gesellschaftlichen Zustände, woraus der krasse Gegensatz, dem wir auf jedem Schritte begegnen? Etwa aus der uns umgebenden Natur? O, nein, die Natur ist aller Orten harmonisch und in sich vollendet, und sie spendet des Ueberflusses genug, um alle ihre Kinder zu ernähren. Diese ganze Verwirrung, der wir begegnen, „wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual“, ist nur ein Resultat der ungleichartigen Entwicklung des Menschengeschlechts und zwar gerade der ungleichartigen Entwicklung desselben bei jenen Nationen, die sich die gebildeten nennen. Wie viele große Geister und hervorragende Persönlichkeiten die Civilisation schon hervorgebracht, — eine große, gebildete Masse, die bis in ihre kleinsten Theile

harmonisch abgerundet ist und sich eines glücklichen Daseins erfreut, hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen; und doch scheint es uns, daß im Streben darnach die würdigste Aufgabe für die Menschheit liegt, und daß erst mit ihrer Lösung sich jener oft geträumte Traum von dem Himmel auf Erden realisiren kann. — Darum sollte Jeder, der sich noch den freien Blick bewahrt hat, gegenüber dem egoistisch oberflächlichen Getriebe unsrer Zeit, dessen Herz noch schlagen kann beim Anblick so großen Glends neben so großem Ueberfluß, die Lehren des Materialismus mit Freude und nicht mit Schrecken begrüßen. Alle Lüge und Heuchelei wird vor ihnen zu Staub. Mit mächtiger Hand rütteln sie den stiltlichen Ernst im Menschen wieder wach und sagen es dem Einzelnen ohne Umschweif: „Durch und aus dir selbst mußt du werden, was du an jeder Pflanze, an jedem Thiere erblickst — nach Maasgabe deiner dir innewohnenden Kräfte — so vollkommen und schön als möglich!“ Wenn erst in einem Jeden die Gesetze der Sittlichkeit und Moral geweckt und gepflegt sind, wenn erst ein Jeder seinen Antheil, nicht an Luxus, sondern an jenen Freuden und Bedürfnissen des Lebens empfangen, wodurch sich der Mensch vom Thier unterscheidet, und worauf ein Jeder ein ewiges Recht besitzt — dann braucht die Menschheit keinen eingebildeten Himmel mehr, um ihr über das Glend ihres jetzigen Zustandes hinauszuhelfen.

Es will uns bedünken, daß wenn Philosophen und Poeten, große und kleine Geister sich entschließen wollten, den Materialismus einmal von dieser Seite zu betrachten, sie nicht mehr daran denken dürften, ihm vorzuwerfen, daß er jedes höhere Streben vernichte. Was ist denn poetischer, als die große freie Humanität, die er jedem seiner Anhänger als erste Pflicht gegen Andre vorschreibt? was ist denn stiltlicher, als die moralische Nothwendigkeit zur höchsten Ausbildung seiner Kräfte, die er jedem seiner Anhänger zur ersten Pflicht gegen sich selbst macht?

Wir können nun einmal durchaus keine Achtung haben vor jener Stillschelt, die zum Guten nur des Lohnes oder der Strafe wegen auffordert, wir haben eben so wenig Achtung vor jener zerfahrenen Humanität, die mit Almosen geben ihre Pflicht gethan zu haben glaubt.

Darum fasset Ruth, Ihr Alle, die das Phantom des sog. Materialismus schon entseht und geängstigt hat, laßt die „Schuppe“ von Eurem Auge fallen und erkennt es an, was sich Großes für die Zukunft durch ihn vorbereitet! Mögen Jahrhunderte, ja noch Jahrtausende vergehen, bis die gesammte Menschheit ihr ersehntes Ziel erreicht, laßt uns wenigstens unsern Antheil an ihrer großen Aufgabe aufnehmen und laßt uns willig den ersten Schritt auf dem Pfade thun, der mit größter Verech- tigung als alle übrigen, zu einem höheren Ziele zu führen be- stimmt ist!

Gedanken und Ansichten.

(1847.)

Nirgendes findet sich der Geist ächt christlicher Verfühlichkeit reiner ausgedrückt, als in Jesus einfachen Worten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun“. Ja, wohl wissen sie es oft nicht, was sie thun, wenn sie diejenigen, die ihrem Herzen am nächsten stehen, durch halbe Worte, Empfindeleien, Launen, Ungefälligkeiten auf's härteste quälen, wie sie ein Herz mit tausend kleinen Nadelstichen zermartern, das, stark genug, eine große Wunde zu ertragen, von diesen kleinen Quälereien ermattet, verblutend in sich zusammenfällt. Sie ahnen das Weh nicht, welches sie bereiten, sonst würde sich ihnen unwillkürlich das harte Wort, ehe es über die Lippe tritt, in ein liebevolles verwandeln, mit dem so unendlich mehr ausgerichtet wird. Durchbeute sie nur der zehnte Theil des Schmerzes, der das fremde Herz durchzudt, sie würden vor sich selbst zurückschrecken, denn die Meisten handeln ja nicht so aus bösem Herzen; aber Unverstand, Heftigkeit, übertriebener, falscher Eifer lassen sie Wunden schlagen, die oft nur langsam, manchmal nie vernarben. Sogar Diejenigen, welche dies Uebel einsehen, welche

selbst schon tausendfach gequält worden sind, versallen unbewußt in diesen Fehler. Darum soll ja Niemand sein Herz verstopfen oder Troß und Rache darin aufsteimen lassen, sondern selbst der am meisten Gequälte soll stets zur Versöhnung bereit sein, denn es thut uns Allen noth zu beten: Vater, vergib uns, denn wir wissen nicht, was wir thun!

(1847.)

Wir schauern, wenn wir uns lebhaft die Qualen des gefesselten Prometheus vorstellen — und ist nicht jeder Mensch, der, von seinem Innersten unwiderstehlich dazu getrieben, es wagt, sich zu der Sonnenhöhe der Begeisterung, des selbstständigen Schaffens emporzuschwingen, ein gefesselter Prometheus? Geschmiedet an den Fels der Allmächtigkeit, ist jeder Tag, der mit seinen ewig wiederkehrenden Beschäftigungen, seinen Kleinlichen Verhältnissen aufgeht, der Geier, der an seinem Herzen frisst, der seine vollste Lebenskraft lähmt, ihm überall Hindernisse und Täuschungen bereitet. Doch blüht die Nacht mit ihren stillen, seligen Träumen auf den gequälten Sterblichen nieder, dann ruht der Geier, dann trägt der Schlaf ihn wieder himmelwärts und zeigt ihm, wie allein er glücklich sein könnte. Dann schließt sich seine Wunde, schließt sich, um, o grausame Heilung, am Morgen wieder um so schmerzlicher aufgerissen zu werden. So liegt er Jahre lang, bald emporgehoben, bald aus allen Himmeln gestürzt, verwundet, geheilt, bis sein Herz Stein geworden, dran der Geier seine Kraft verliert, eber bis er langsam verblutend, leblos dem ewigen Schlaf in die Arme sinkt, von dem Niemand weiß, wie das Erwachen sein wird.

(1847.)

Menschenkenntniß ist in den meisten Fällen eine herbe Erkenntniß, eine bittere Frucht. Wir streben eifrigst darnach sie uns anzueignen, so rathen uns die Klugheit, der erfahrene Verstand und auch der eigene Wissensdurst. Aber die Wenigsten ahnen und erfahren es erst mit bitterer Wehmuth an sich selbst, daß sie der Nachtreif ist, welcher unsere jungen, vertrauenden Herzen mit tödtlicher Kälte umzieht, ihre schönsten Illusionen lüthet, ihre wärmsten Gefühle austödt. Es sind die schwersten Stunden in der Jugend eines denkenden und gefühlvollen Menschen, in denen nach und nach sein geschärfters Auge sich überzeugt, daß selbst die Sonne nicht strahlend — daß fast überall kleinliche Schwächen, unedle Regungen das Götterbild verdunkeln, dessen Ideal so rein vor seiner Seele stand. Dies ist der Punkt, auf dem schon manches weiche, liebevolle Herz sich in ein bitterfühlendes verwandelte, mancher strebende Geist sich in Niedrigkeit versenkte, weil ihm wohl noch nie die Unvollkommenheit alles Irdischen greller und weniger eines Opfers würdig erschien. Unsinn! mögen wohl Viele sagen, die nur wie der Schmetterling oder die Fliege durchs Leben gleiten — Schwärmerei! das wissen wir ja Alle. Freilich wissen wir es, so wie der Schulknabe sein ABC kennt, es wird uns frühe genug erzählt. Aber es dann noch zu empfinden hart und bitter, des Zweifels kalte Hand zu fühlen, die trostlose Erwägung, wie manchmal wir vielleicht selbst schon solchen Zweifel mögen eingeflößt haben — dies ist unsäglich traurig — und doch liegt in letzterer Erwägung wieder eine theilweise Heilung des Schmerzes, wenn auch nicht für Viele, denn nur die Wenigsten haben den Muth, den Spiegel gegen ihr eigenes Antlitz zu lehren. Aber Denen, die ihn haben, wird wenigstens ein schönes Gefühl daraus erstehen, dieses heißt Duldung, unermüdlige, liebende Duldung mit den Fehlern der Menschheit, da wir ihrer ja auch selbst bedürfen. Der Mensch, welcher zu

dieser Erkenntniß gelangte, kann nicht bitter, ja, er kann nicht einmal ganz elend und unglücklich werden, denn die Sonne der göttlichen Liebe, von welcher Duldung eine der glänzendsten Strahlen ist, wird stets sein Herz erleuchten, erwärmen und erheben. Wohl mag er noch thränenvollen Auges auf die Ideale blicken, die unter seiner Hand zerbrochen, aber ein mildes Lächeln um die bleichen Lippen wird stets das versöhnende Zeichen sein zwischen dem, was er hoffte, und dem, was er fand!

(1800—1815)

Die Poesie sollte uns wieder Religion werden, wie sie es bei den Griechen war, und der Mensch sollte in ihrem Dienste der höchsten sittlichen Vollkommenheit nachstreben. Der Dichter der Zukunft muß auch zugleich der reinste, sittlichste Mensch sein, erst dann werden wir in Wahrheit erwarten dürfen, eine poetische Morgenröthe aufbrechen zu sehen, aber diese wird dann auch den glänzendsten Tag heraufführen, welcher noch je über der Welt geleuchtet. —

Die Poesie ist die Götze Hydrasul aus der Edda, die im Mittelpunkt der Erde wurzelt, und deren Wipfel den Himmel trägt. —

So wie Moses einst von hohem Berge hinüber in das gelobte Land der Verheißung geschaut, so ist in unserer verworrenen Zeit hoch oben auf steilen Höhen der Platz der Poesie, von denen sie hinüberblicken sollte nach Kanaan, um der Menschheit dort eine schönere und bessere Zeit zu verheißten. Aber um dies zu können, darf sie sich niemals von der Wahrheit trennen, sich nie in bloßen Träumereien und schönen Phrasen verlieren, sondern es ist ihre höchste und schönste Aufgabe, die Ergebnisse der Geschichte, der Wissenschaften und der Forschungen in dem Buche der Natur in Einklang zu bringen mit unsern höchsten, sittlichen Forderungen und Strebungen. —

Die Poesie ist die höchste und schwerste unter allen Künsten; die Uebrigen bilden immer nur einen Theil, sie aber bildet das ganze Leben nach.

Die Menschen werden durch ihre Fehler oft ebenso innig miteinander verbunden, als durch ihre Tugenden. Dies erklärt uns manche dauernde Freundschaft, die wir bei oberflächlicher Betrachtung nicht wohl begreifen können.

Ich hatte den Schmerz so oft anticipirt, daß ich ihn ertragen konnte, als er wirklich kam! Aber ist das nicht zehnmal gestorben?

Ich sah genug in diesem Leben,
Ich sah die Jugend, der das Streben,
Und Alter, dem die Weisheit fehlte!

Die Leidenschaft ist und war zu allen Zeiten das Element, welches die Welt in Bewegung setzte; sie erzeugt die Konflikte, die Aufregungen, die Situationen, welche im Leben des beschaulichen Weisen nicht wohl erscheinen, weil er sich und seine Umgebung jederzeit ruhig beherrscht. Was soll der Mensch nun wählen, die Leidenschaft, die einen Theil des Lebens bedeutet, oder die Weisheit, deren Ruhe, wenn auch nicht der des Todes, aber doch des Schlafes verglichen werden darf? So bekämpfen sich Gefühl und Vernunft fortwährend in uns, zwischen Weinen und Lächeln geht unser Leben dahin, und wir sind Thoren und nach Ruhe zu sehnen, denn sobald sie da ist, lieben wir sie nicht mehr!

Der Mensch, welcher sich selbst und Andere, sowie den

natürlichen Zusammenhang alles menschlichen Daseins zur ständigen und täglichen Aufgabe seines Nachdenkens macht, bedarf nicht mehr der sonntäglichen Predigt, noch der kirchlichen Gemeinschaft. Dies mag gut sein für Solche, die einen äußeren Stimulus, die Glockengeläute, Gesang und erhabene Worte bedürfen, um zum Bewußtsein ihrer Pflichten gegen sich selbst und Andere gebracht zu werden. Es ist schwer zu behaupten, daß dieser Stimulus für Alle überflüssig wäre, aber es ist jedenfalls besser, seiner nicht zu bedürfen und dennoch gut und gerecht und pflichtgetreu zu sein, zu jeder Stunde des Tages. Dies allein heißt Gott wirklich im Geist und in der Wahrheit anbeten! Die gläubigen Leute glauben, wir Andersdenkende hielten keinen Sonntag, und in ihrem Sinne ist es auch so, aber in Wirklichkeit hat der gute und denkende Mensch deren 365 im Jahre, wo die Andern nur 52 feiern.

Dies sollte das Endziel aller Bildung sein, daß der Mensch in eine solche innere Harmonie versetzt wird, unter deren Einfluß er sich nie zu besinnen braucht, wie er in diesem oder jenem Falle handeln muß oder soll. Es muß ihm dann ganz unmöglich sein, nicht das für ihn Richtige zu treffen, wenn er sich nur ruhig den Eingebungen seiner schönen, frei entwickelten Seele überläßt. Traurig dabei ist es nur, daß wir selbst mit dem schönsten Streben doch immer nur nach einer Seite hin befriedigen können, denn Alles auf dieser Welt, selbst das Beste und Beste, ist relativ.

Ich habe maßlose Geduld mit allen Strebenden, aber eben so große Ungeduld mit denen, welche glauben, sie wären schon etwas, während ihnen noch fast Alles fehlt. Dünkel und Anmaßung sind höchst fatal, wo sie sich mit wirklichem Verdienst paaren, aber sie sind völlig unerträglich, wenn gar nichts da-

hinter steckt. Sie sind die schlimmsten Fehler der Jugend, und bei der Erziehung ist auf deren Vernichtung am entschiedensten hinzuarbeiten, denn sie stellen sich, wie die chinesische Mauer, jeder Fortentwicklung hemmend in den Weg. Bildungsfähigkeit ist die erste Bedingung des Stoffes, welchen wir Mensch nennen. Wo sie fehlt, predigt selbst ein Plato vergebens Weisheit, und wird ächte Herzensgüte nie erworben. Darum ist mir der unbedeutendste Mensch, wenn er nur strebt, wenn er nur sich selbst erheben will, zehnmal lieber, als Andere, die weit besser begabt sind, aber an deren spröder Masse sich die Hand des Bildners vergebens abmüht. —

Der Egoismus behält allein schon darum immer Recht in der Welt, weil man ihm einen noch größeren entgegensetzen müßte, um ihn zu besiegen aber dazu kann sich eine feinere und edlere Natur nicht verstehen, und so wird sie selbstverständlich immer den Kürzeren ziehen.

Zum Genuß alles Schönen und Guten auf Erden gehören immer Zwei. Es ist nicht genug, für sich selbst das Beste zu denken und auszusprechen, erst das Verständniß, welches man findet, gibt ihm den Werth. Und dies ist eines der schmerzlichsten Dinge auf Erden, daß dieses Verständniß so selten gefunden wird.

Die eine Hälfte des Menschengeschlechts amüßert sich fortwährend auf Kosten der Anderen, die Trägen auf Kosten der Fleißigen, die Herrschsüchtigen auf Kosten der Demüthigen, die Ehrgeizigen auf Kosten der Bescheidenen und die Egoisten auf Kosten der Gutmüthigen. Natürlich bleiben die Erstgenannten Sieger, denn der thätigen Energie des Lasters gegenüber wird

die passive Energie der Tugend immer unterdrückt werden. Ich gehöre auch zu der Klasse der Armseligen, auf deren Kosten sich täglich und stündlich amüfirt wird.

Wir trösten uns bei der Unbill dieser Welt so gerne damit, daß doch Jeder sein Gewissen habe, welches ihn strafe. Aber ich fürchte, das Gewissen gehört auch zu den guten Dingen, welches nur die Gewissenhaften so recht eigentlich, und welches eine Masse von Menschen gar nicht besitzen. Je mehr ein Mensch dem Besseren zustrebt, je eifriger er über sich selbst nachdenkt, um so ängstlicher und entwickelter wird sein Gewissen sein. Er wird durch dasselbe trotz seiner Tugenden mehr leiden, als der glückliche Gedankenlose, der heute nichts mehr nach Dem fragt, was er gestern gethan. Das Gewissen ziehen wir in uns selber groß mit der Entwicklung unseres Geistes und Herzens, und dann dichten wir es der ganzen Welt an und halten es für etwas, das dem Menschen ursprünglich innewohnt. Wollte der Himmel, es wäre so, dann würde schon von vornherein weniger Schand- und Gewaltthat begangen werden.

Wie oft man sich auch schon getäuscht, glaubt man doch bei Andern immer wieder an Das, was man lebendig in sich selber fühlt.

Das Beste ist, daß man trotz allem Neid, aller Eifersucht der Menschen doch gerade so viel bleibt, als man ist. Mögen sie munkeln und untersuchen und die Achseln zucken und sagen: Er ist doch lange nicht so bedeutend, als wir dachten u. s. w. Was liegt daran? Nicht ein Titelschen von dem Geiste, noch von dem Wissen eines Menschen wird ihm dadurch geraubt, und wer sich darüber länger, als zwei Minuten, ärgert, ist ein Thor.

Unser Selbstbewußtsein muß fester begründet sein, als auf die schwankenden Nachreden der Menschen. Niemand kann außerdem von mir verlangen, daß ich talentvoller, gelehrter sein soll, als ich nun eben bin; aber was mich empört, das ist, wenn man meinen Charakter ungerechterweise angreift, denn dafür habe ich selber einzustehen!

Es ist traurig mit Menschen zu leben, deren gute Eigenschaften man sich immer wieder vor den Geist rufen muß, um nicht krank und ungeduldig bei ihnen zu werden. Man hat das nämliche Gefühl, wie vor einem mäßigen Kaminfeuer, das wohl brennt, aber nicht erwärmt; wir trösten uns damit, daß wir ja Feuer haben, aber es wird uns keinen Augenblick wahrhaft wohl und behaglich dabei.

Eine eigenthümliche, aber wenig erfreuliche Erfahrung, die wir in späteren Jahren machen, ist die, daß so Viele, die in der Jugend mit uns auf gleicher Stufe standen, die damals gleiches Streben beseelte, auf einmal nach und nach immer mehr zurück bleiben. Während mich das Innere unaufhaltsam vorwärts treibt, fühle ich oft mit bitterem Schmerz, wie ich mich immer mehr vereinsame, wie die Gefährten mir nicht mehr folgen, bis wir so weit auseinander kommen, daß wir einander aus der Ferne kaum mehr erkennen. Oft sind es Solche, die uns in der Jugendzeit an brillanten Talenten weit übertrafen, zu denen wir empor sahen, und plötzlich stehen sie tief, tief unter uns. Sie haben nichts in sich weiter gepflegt, nichts weiter entwickelt; ihre Talente sind verpufft wie eine Kaskete, ihr Geist kann sich jetzt an dem Gewöhnlichen erfreuen und genügen lassen — wir können nur seufzen: *Tempi passati* und unsres Weges weiter ziehen — allein — allein!

Nichts ist entnervender und niederdrückender für den strebsamen, bescheiden Menschen als die Umgebung von Reibischen und Eifersüchtigen, besonders wenn sie mit bedeutenden geistigen Gaben ausgestattet sind, so daß ihr Urtheil in den Augen des Anderen wirklichen Werth hat. Wie unendlich schwer ist es, in dieser Mischung das Wahre von dem Falschen zu sondern, zu ergründen, wo die Leidenschaft des Reibischen beginnt, sein Urtheil zu verwirren und ihn ungerecht zu machen gegen Leistungen, die er nur darum verselzt, weil sie nicht von seiner Person ausgegangen sind. Hütet Euch vor Ihnen, so viel Ihr könnt, Ihr bescheidenen Gemüther, denn sie gleichen dem Vampyr, der Euch das beste Herzblut aussaugt, der den Zweifel gegen Euch selbst in Euch erweckt, der mit kaltem Hauche Euer Selbstvertrauen tödtet! Hütet Euch vor ihrem zersetzenden Geiste, wenn Ihr schaffen wollt lebt, vor ihnen zurück, wie vor dem Melech, der Euch zur Ummarmung die Hände entgegen breitet und Euch dabei das Mark aus den Knochen brennt! Erst wenn Ihr ihnen von ferne gegenüber steht, erst wenn sie sich nicht jeden Augenblick durch Eure Nähe beeinträchtigt fühlen, können sie Euch gerecht werden.

Es ist merkwürdig, wie unbedingtes Selbstvertrauen eines Menschen ihn zum Herrn seiner Umgebung macht, wie sich selbst Diejenigen vor ihm beugen, welche vollkommen seine Fehler, seine Selbstüberschöpfung kennen. Was den Gewissenhaften und Bescheiden schwanken und grübeln macht, existirt nicht für ihn; er fühlt sich stets im Rechte und macht durch seine Sicherheit, sein unbedingtes Selbstgefühl auch die Andern glauben. Vielleicht ist es auch das Bewußtsein, wie schwer oder, besser gesagt, wie unmöglich es ist, mit Solchen zu streiten, daß wir uns ihnen oft schweigend unterwerfen; aber eben so oft beherrschen sie uns so vollständig, daß wir erst später uns Rechenschaft darüber geben können, daß es geschah; und Viele gibt es, die nie zu

dieser Einsicht gelangen und ihr Lebenlang von dem Tyrannen gegängelt werden, selbst wenn sie zehnmal gescheuter sind, als er.

Der Wilde entwickelt sich schon darum einfacher, weil nicht in so complicirter Weise auf ihn eingewirkt wird, wie dies bei uns geschieht. Wer kann der ganzen Entwicklung eines Menschen bis in's Innerste und Geheimste nachspüren? Keiner, aber wenn es möglich wäre, wie würden wir sicherlich oft staunen, wie diese oder jene Persönlichkeit, ein Lehrer, ein Freund, ein Diensbote in dem Kinde schon Keime erweckt, die ohne diesen Einfluß sich vielleicht nie gezeigt hätten. In diesem Sinne ist es gut, wenn wir sagen können: Die eigentliche Natur eines Menschen verändert sich nicht in ihren Grundzügen. Es ist dann dieses doch das Ewige, Unabänderliche, welches sich oft günstiger, als wir glauben, der zufälligen Einwirkung von Außen entgegensetzt.

Es ist eine der merkwürdigsten Empfindungen, die uns ergreifen nehmen, wenn wir bei dem Studium der Geschichte und vorzugsweise dem der verschiedenen Religionen die Wahrnehmung machen, wie alle die verschiedenen Richtungen, denen diese folgen, schließlich sich wieder in einem einzigen Menschengeiße und Menschenherzen vereinigt finden. Wir müssen uns dann sagen: „Was ist die ganze Menschheit zusammengenommen anders, als wieder „nur ein einziger Mensch?“ Es kann auch nicht anders sein, denn wie wäre sonst der Einzelne im Stande, die Resultate des Ganzen zusammenzufassen und zu würdigen? Die verschiedenen Ansichten und Empfindungen des Lebens, welche eine positive Religion zusammenfaßt und mit einem Dogma bekleidet, finden alle, eine wie die andre, ihr Echo in der Brust des Individuums. Wer hat nicht schon zeitweise die niederbeugende Schwere der indischen Welt Schmerzlehre an sich

empfunken und das Wahre darin mit schmerzlichster Gewissheit erkannt? Wer hat nicht den Kampf des Ormuz und Ahriman in der eignen Brust erlebt, wer nicht die Todessehner der ägyptischen Lehre und Mystik mitempfunden? Alle Saiten unsres Geistes und unsrer Empfindungen werden durch die verschiedenen Religionen und Philosophien in uns angeschlagen, in allen ist Wahres, in keiner vollständig Befriedigendes. Wer alle Religionen zu würdigen versteht, kann keiner einzelnen blind anhängen, aber was ihn tröstet, das ist das sittliche Element, welches jede Religion mit ihren Begriffen verbindet, welches sie, wie verschieden sie auch von den übrigen sei und in welcher Art es auch geschehe, daraus zu entwickeln und herzuweisen weiß. Und bis auf geringe Unterschiede sind diese sittlichen Begriffe überall die nämlichen bei den Culturvölkern. Daß die Aegyptier den Diebstahl erlaubten, die Perser ihre Todten nicht bestatteten, die semitischen Völker zum Theil ihren Cultus mit unsittlichen Gebräuchen verbanden, thut nichts zur Sache, es sind dies lediglich nationale Unterscheidungen, im großen Ganzen stimmt überall das Gesetz der Ethik überein — und damit kann sich der Ernste und wahrhaft Gebildete vollkommen genügen lassen.

Es ist immer höchst wunderbar, daß die christliche Religion, welche weit mehr auf indo-germanischen, als auf semitischen Grundlagen beruht, gerade bei einem semitischen Volke, bei den Juden, zuerst auftreten mußte, deren ganzem innerem Wesen sie doch so entgegengesetzt ist, daß das Christenthum keine erbitterteren Feinde kannte und noch jetzt kennt, als die Juden und Araber, als die Bekenner des Judaismus und des Islam. Diese scheinbar ganz abnorme historische Anschauung scheint mir am einfachsten dadurch erklärt, daß die indo-germanischen Nationen, deren Philosophie und deren Religionsanschauungen eigentlich das Christenthum entsprang, jenes Messiasglaubens

entbehrten, der in dem jüdischen Gemüth seit Jahrhunderten so feste Wurzeln geschlagen hatte. Auf dem Boden des Prophetenthums ging die Saat auf, welche der Lustzug der Kultur, der Civilisation, der geistigen Entwicklung dahin geweht, welche aber keineswegs ursprünglich diesem Boden entstammte. So und nicht anders ward das Christenthum das Erbtheil der germanischen Nationen, während das Judenthum unbarmherzig ausstieß, was ihm seinem Wesen nach fremd war, und zu dessen Entfaltung es nur den Glauben an eine Verheißung geliehen, die ihm Dogma war, und dessen Veranschaulichung den Griechen und Römern fehlte.

Die leichteste Art, Romane zu schreiben, ist immer die, sie in der vornehmen Welt spielen zu lassen. Diese ist auch eine Art von Arkadien, wo nicht gezüchtet und nicht geerntet wird, und darum trotz ihrer Hohlheit der Poesie günstig. Sobald wir in den Umkreis des Mittelstandes mit unsern Schilderungen eintreten, ist die Aufgabe schon viel schwieriger; die Menschen haben hier zu thun, es ist recht prosaisches, die Leidenschaften können sich nicht so breit machen, können nicht Alles absorbiren, denn dergleichen duldet diese Sphäre nur in seltenen Ausnahmen, während sich im Leben der vornehmen Dame und des eleganten Herrn Alles darum dreht. Die sentimentale Phrase, die sich dort herrlich ausnimmt, zerplatzt hier wie eine Seifenblase vor dem Hauche einer gesünderen Realität.

Es gibt Frauen, welche der Durst nach Romanen im Leben so verzehrt, daß sie sich deren fortwährend durch Andre spielen lassen, wenn sie selbst zu alt dazu geworden sind. Es sind unglückliche Geschöpfe, und die Jugend ist zu bedauern, die in ihre Hände geräth. —

Es ist unmöglich, die Hoheit und Majestät der Alpen zu beschreiben, aber es ist ein stets neuer Genuß, die großen und erhabenen Gefühle und Gedanken zu verfolgen und zu empfinden, welche ihr Anblick uns immer wieder einflößt.

Eine interessante Erscheinung in der chinesischen Litteratur ist Hui-Leu, der Mann im Monde. Er ist es, welcher mit einem unsichtbaren Seidensaden alle Knaben und Mädchen, welche einst einander heirathen sollen, nach ihrer Geburt verbindet. Keine Entfernung, kein noch so schweres Hinderniß kann ihre endliche Verbindung hindern.

Wenn wir die altgriechische Geschichte und die damaligen Zustände mit der jetzigen Weltlage, dem jetzigen Stande der Wissenschaft und der Weltkenntniß vergleichen, so überkommt uns das Gefühl, als wollten wir ein Puppenzimmer und einen Salon auf gleiche Stufe stellen. Wir unterschätzen darum den hohen Werth der griechischen Bildung nicht, sie wird im schönsten Sinne uns immer Vorbild bleiben, denn sie zeigt uns eine harmonische Verbindung aller Kräfte und alles Strebens jener Zeit. Aber wie klein war der Kreis, den die griechische Bildung umfaßte. Die Kenntniß der einfachen Geseze seiner Vaterstadt, die Kriegsführung seiner Zeit, seiner wenigen Dichter, seiner ländlichen Rußl und der gymnastischen Uebungen, die Fähigkeit, an den Gesprächs-Uebungen der erst erwachenden Philosophie Theil zu nehmen, stellten den Athenienser auf die Höhe seiner Zeit und deren Bildung. Harmonisch war er so entwickelt, das ist wahr, aber diese Harmonie umfaßte, wie seine siebenseitige Cithera, nur eine einzige Octave. Wie viele Octaven liegen heute noch über und unter jenem Grundton einer herrlichen, aber kleinen Welt, die uns indessen immerhin lehrt, dieselbe

Harmonie in Bezug auf unsere Seelenkräfte zu pflegen, wenn es auch in Bezug auf unser Wissen unmöglich geworden. —

Uebrigens bleibt es bis auf den heutigen Tag einer der schönsten Vorzüge der demokratischen Republiken, daß der Mann zugleich Beamte, Officier und Staatsmann sein kann, während er sein bürgerliches Geschäft dabei betreibt.

Einer der tragischsten Vorgänge in der Geschichte ist der plötzliche Tod Alexanders des Großen. Inmitten der blühendsten Jugend, herausgerissen aus den großartigsten Plänen und Entwürfen, hinterläßt er eine Welt in Trümmern, ein Chaos der verschiedenartigsten Elemente, die nun in neuem, wildem Kampfe gegen einander entbrennen. Das ist einer jener Punkte, wo es uns schwer wird, den leitenden Faden aufzufinden, das höhere Gesetz zu erkennen, welches hier gewaltet haben soll. Warum mußte er sterben, ehe seine Hand das Ganze geordnet? ehe ihm ein würdiger Nachfolger erwachsen war? riß ihn eine höhere Macht von dannen oder das blinde Walten der Natur, das ein Fieber in ihm aufschloß, welches seine gesunde Lebenskraft nicht mehr zu überwinden vermag? Unnütze Frage, die uns Keiner beantworten kann, aber das wenigstens können wir uns selbst sagen: Selbst wenn er noch 50 Jahre länger gelebt hätte, würde nach seinem Tode der Zustand wahrscheinlich der nämliche geworden sein. Ein Menschenleben ist zu kurz, um den Zeitraum zu umfassen, welche nöthig war, diese gestörte Welt in neue Bahnen zu lenken. Umwerfen kann der Einzelne das, was ehedem schon lange morsch und innerlich faul ist, aber um das Neue wieder aufzubauen, dazu reicht seine Kraft nicht aus, und wenn er selbst ein Alexander wäre; dies muß er dem Weltgeist überlassen!

Bei den alten Religionen gibt man die allmähliche Entwicklung zu, und bei der Christlichen nicht; da soll mit der Offenbarung Alles auf einmal da gewesen sein.

Je vorurtheilsloser man den Ursprung alles Glaubens und aller Frömmigkeit betrachtet, um so mehr überzeugt man sich davon, daß ihre Erzeugerin kaum anders genannt werden kann, als: Furcht! Je kolossaler, je unbegreiflicher dem Menschen die Natur und ihre Erscheinungen entgegentreten, um so unheimlicher ist seine Empfindung diesen Erscheinungen gegenüber, und mit großem Geschick hat namentlich das Christenthum sich dieses Gefühles bemächtigt und die allgemeine Furcht vor jenem Unbegreiflichen, Erhabenen und Furchtbaren durch den Glauben zu beschwichtigen gesucht. Der Glaube an Gott kannte den Teufel, der sich durch jedes unerklärte Geräusch, jede unerklärte Naturerscheinung, jedes nervöse unheimliche Gefühl, das den Menschen so leicht beschleicht, anzukündigen schien. Je näher wir aber der Natur treten, je deutlicher wir uns dieselbe wissenschaftlich erklären, um so mehr „schwindet“, wie die Frommen sagen, der Glaube. Möchten sie doch lieber sagen: die Furcht, es würde richtiger sein.

Die Fehler und Tugenden der Menschen lassen sich, wie verschiedenartig sie sich auch bei den Individuen darstellen mögen, doch, wie bei der Natur, auf große, allgemeine Gesetze zurückführen.

An dem, was uns selber fehlt, an dem, was unser Herz aus schmerzlichste berührt und bedrückt, erkennen wir die Bedürfnisse der Menschheit, und es erwächst der Wunsch und Drang in uns, den Uebeln abzuhelpen, welche den Einzelnen, wie die Gesamtheit schädigen. — Je tiefer mich die Misgunst und

Eifersucht der Frauen um mich her verlehre, um so größer wird mein Wunsch, Frauen zu bilden und zu entwickeln, damit Güte und Wohlwollen eine Stätte in diesen oft so leeren und engen Herzen finde.

- Mil, John Stuart**, Ueber die Freisheit. Aus dem Englischen übersetzt von E. Bidford. 8°. 1840. M. 3. —
- Nohl, Dr. Ludwig**, Der Geist der Tenkunst. 8°. 1861. M. 3. —
- Die Lauterslöde. Betrachtungen über die Bedeutung der dram. Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. 8°. 1862. M. 4. —
- Rausch, Dr. Fr.**, Geschichte der Literatur des Rhäto-Romanischen Volkes. gr. 8°. 1870. Geh. M. 2. 70.
- Ravenstein, Aug.**, Volksturnbuch im Sinne von John Gifelen und Ezech. Ein Führer auf dem Gebiete des Männer- und Vereins-Turnwesens, sowie für Turnlehrer. Mit 4 Tafeln Abbildungen und 500 Holzschnitten. 3. verb. Auflage. gr. 8°. 1876. M. 8. —
- Richter-Album**, Neues Ludwig Richter's Illustrationen zu W. v. Heins's Schriften. 2 Bände in 4°. 1873. Eleg. geb. M. 27. —
- Richert, Fr.**, Gedichte. Auswahl des Verfassers. Zwei Theile in einem Band mit zwei Stahlstichen nach L. Richter. 16. Aufl. Miniaturformat. 1870. In Camb. mit Goldschn. M. 8. —
- Gedichte. Auswahl des Verfassers. Ein Band in 8°. Mit Verstä. bresch. 19. Auflage. 1879. M. 6. —
- Liebesfrühling. Prachtausgabe mit 6 Farbendruckblättern, gemalt von Franziska Schulze. 4. Auflage. Mit 70 Holzschnitten und Initialen nach Professor A. Schrödter und Eugen Altmisch. gr. 4°. In Cambrie mit Goldschnitt à M. 32. In reichem Marquinband mit Goldschnitt M. 40. —
- Dasselbe. Miniatur-Ausgabe mit einem Stahlstich. (20 Fegen.) Eleg. geb. mit Goldschnitt. 10. Aufl. 1876. M. 4. 60.
- Mal und Damajanti. Eine indische Geschichte. 5. Aufl. 1874. Miniatur-Ausgabe. Geb. mit Goldschnitt. M. 4. 50.
- Lieder und Sprüche aus seinem Nachlasse. 8°. 1866. br. M. 3. —
- Kindertönnelieder. Aus seinem Nachlasse. 1872. Miniatur-Ausg. Geb. mit Goldschn. M. 5. 50.
- Schrödter, Alwin**, In Freud und Leid. Denksprüche mit Initialen in Farbendruck. In eleganter Cambrie-Mappe. 4°. 1871. Vollständige Prachtausgabe in 19 Blatt. M. 24. —
- Um Pies und Kunst. Pracht-Album in 12 Farbendruckblättern. Groß Folio in eleganter Mappe. M. 27. —
- Fremde und Heimath. Gilt Denksprüche in Wort und Bild in Farbendruck mit einem Textblatt. In reicher Cambrie-Mappe in groß Folio. M. 34. —
- Souhay, Dr. H. F.**, Geschichte der deutschen Monarchie. Von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall (687—1519). In 4 Bänden. gr. 8°. 1861/62. M. 18. —
- Deutschland während der Reformation. gr. 8°. 1868. M. 4. —
- Weismann, Dr. Heinrich**, Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen, für Schule und Haus erläutert. 8°. 1863. M. 3. —
- Zimmermann, Prof. Dr. Georg**, Johann Heinrich Werd, seine Umgebungen und Zeit. 8°. 1871. M. 6. 75.

Buchdruckerei von G. Wille in Darmstadt.

